

Weggesperrt

Frauen im Gulag



Herausgegeben und übersetzt von Nina Kamm

Rosa-Luxemburg-Stiftung

Texte 56

Rosa-Luxemburg-Stiftung

NINA KAMM (HRSG.)

Weggesperrt

Frauen im Gulag

Karl Dietz Verlag Berlin

Titel der Originalausgabe »Доднесь тяготееет«,
herausgegeben und bearbeitet von Semjon Wilenski,
erschienen 1989 im Verlag »Советский писатель«

Die Kurzvitas der Autorinnen (von ihren Freunden oder Verwandten zusammengestellt) wurden von der Herausgeberin aus der russischen Ausgabe übernommen und mittels der Datenbank »Gulag-Erinnerungen und ihre Autoren« des Andrej-Sacharow-Zentrums »Frieden, Fortschritt, Menschenrechte« Moskau ergänzt.

Sich wiederholende evtl. unbekannte Begriffe werden nur bei erstmaliger Erwähnung im Text als Fußnote erläutert. Sie können im Glossar nachgeschlagen werden.

Die Fußnoten, Erläuterungen und biographischen Angaben der russischen Ausgabe wurden erstellt von:

A – Autorin des Erinnerungstextes

NP – Natalija Pirumowa

SW – Semjon Wilenski

Nina Kamm (Übersetzung, Bearbeitung, Herausgabe):

Wegesperrt. Frauen im Gulag. Erinnerungen

(Reihe: Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 56)

Berlin: Karl Dietz Verlag 2009

Mit 19 Abbildungen, die freundlicherweise vom russischen Herausgeber Semjon Wilenski, und 2 Abbildungen, die freundlicherweise von Wladislaw Hedeler zur Verfügung gestellt wurden.

ISBN 978-3-320-02185-6

© Karl Dietz Verlag Berlin GmbH 2009

Satz: Elke Sadzinski

Umschlag: Heike Schmelter, unter Verwendung des Plakates »Weit ist mein Heimatland« (1938) von Galina Šubina (www.russianposter.ru)

Druck und Verarbeitung: MediaService GmbH BärenDruck und Werbung

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort des russischen Herausgebers	8
<i>Olga Adamowa-Sliosberg</i> Mein Weg	11
<i>Berta Babina-Newskaja</i> Mein erstes Gefängnis (Februar 1922)	119
<i>Nadeshda Grankina</i> Aufzeichnungen eurer Zeitgenossin	131
<i>Weronika Snamenskaja</i> Es ist immer noch bedrückend ...	155
<i>Wera Schulz</i> Im Taganka-Gefängnis. In Mittelasien	163
<i>Galina Satmilowa</i> Sie gehören zur Geschichte	189
<i>Nadeshda Surowzewa</i> Erinnerungen an Kolyma	207
<i>Julia Sokolowa</i> Tagebuchauszüge 1937-1938	217
<i>Jelena Sidorkina</i> Jahre unter Bewachung	239
<i>Mira Linkewitsch</i> Kaderschmiede	259
<i>Soja Martschenko</i> So war es ...	263

<i>Tamara Petkewitsch</i> Nur ein Schicksal	277
<i>Tatjana Leschtschenko-Suchomlina</i> Aus den Erinnerungen »Meine Gitarre«	285
<i>Chawa Wolowitsch</i> Über Vergangenes	297
<i>Nadeshda Kanel</i> Begegnung im Lubjanka-Gefängnis	329
<i>Ada Federolf-Schkodina</i> Zwei Bäuerinnen und Wahlen in Turuchansk	335
<i>Ariadna Efron</i> Briefe an Boris Pasternak und Ada Federolf-Schkodina	347
<i>Natalja Saporoshez</i> Erinnerungen	361
<i>Sajara Wesjolaja</i> »7-35«	367
Zeittafel	369
Glossar	400
Biographische Angaben zu ausgewählten Personen	408
Quellen	415
Danksagung	416
Karte der UdSSR	129

»Menschen späterer Zeiten werden mir sagen, dass längst Gras über diese alte Geschichte gewachsen ist – weshalb sich also daran erinnern? (...) Vielleicht deshalb, weil es in jener tragischen Vergangenheit außer dieser Geschichte noch etwas gab, etwas, das bis heute das Leben belastet.«

Michail Saltykow-Schtschedrin, »Provinz Poschechonien« (1886)

»Ich schreibe für die, die am Leben sind, damit sie nicht eines Tages als gehorsam schweigende Menschenmenge vorm dunklen Tor des Lagers stehen.«

Jelena Wladimirowa, »Kolyma« (1945-1955)

Vorwort des russischen Herausgebers zur Erstausgabe

Die Autoren dieses Sammelbandes sind Frauen, die sich zu verschiedenen Zeiten in Gefangenschaft befanden und nach dem XX. Parteitag rehabilitiert wurden. Fast alle Materialien dieses Buches (zum größten Teil handelt es sich um Fragmente der Originalmanuskripte) werden erstmals veröffentlicht. Sie wurden dem Verlag »Sowjetski pisatel« mit dem Einverständnis ihrer Autorinnen übergeben, bzw. falls diese bereits verstorben waren, mit dem Einverständnis derer, die diese Aufzeichnungen aufbewahren. Auch der Herausgeber dieses Buches ist so ein Nachlassverwalter.

Texte, die jene Seiten der Gesellschaft beschrieben, für die es in der zensierten Literatur keinen Platz gab, wurden von den Straforganen als »verleumderische Hetze, als Verunglimpfung des Sowjetstaates« abgestempelt; mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Verfasser und für diejenigen, bei denen man diese Texte beschlagnahmte (die kurze Tauwetterperiode zu Beginn der Regierungszeit Chruschtschows ausgenommen).

Den ersten Versuch, einen Sammelband herauszugeben, der wenigstens teilweise die Aufzeichnungen Repressierter enthalten sollte, wurde vom Herausgeber 1963 unternommen. In jenem Jahr erschien im Verlag von Magadan ein Sammelband mit dem Titel »Für das Leben auf dieser Erde«. Nur wenige wussten damals, dass im letzten Moment angeordnet worden war, die Aufzeichnungen jener Autoren aus dem Buch zu streichen, die nicht »behördlich auf Kolyma gemeldet waren«. Also auch derer, die schon längst auf den Lagerfriedhöfen Kolymas ruhten. Für den Redakteur des Sammelbandes, den damaligen Sekretär der Magadaner Abteilung des Schriftstellerverbandes Nikolai Koslow, endete dieser Eingriff mit einem schweren Nervenzusammenbruch. Er wurde mit der Diagnose »Gerechtigkeitswahn« nach Moskau in die Psychiatrie überführt.

»Die ungeheuerlichen Selektionen der Stalinzeit«, so Vera Schulz in ihren Erinnerungen, »schiene eine neue Art von Menschen hervorgebracht zu haben: untätig, unbeweglich, initiativlos, stumm. Gerade deshalb darf der Ruf dieser wenigen Überlebenden nicht von uns ungehört verhallen, der Ruf derer, welche die Ideale einer wahren Menschlichkeit in unsere Zeit trugen – durch die Schrecken einer ungerichteten Rechtsprechung, durch Erniedrigung und Qualen, durch Hungersnot und unsägliche Entbehrungen.«

Die meisten Autoren dieses Buches gehören zu den Verhafteten der 1930er Jahre. Sie berichten über sich, aber mehr noch über die Schicksale ihrer Gefährten, Gefangene in Lagern und Gefängnissen wie sie selbst. Ihr Mitgefühl und ihre Unbeugsamkeit in einem unmenschlichen System, das die Entsolidarisierung der Gesellschaft forcierte, stehen als Zeugnis für moralische Stärke.

Leider war es unmöglich, die jeweiligen Aufzeichnungen vollständig in diesem Buch zu veröffentlichen. Dann hätten hier nur die Erinnerungen von zwei, drei unbekanntem Verfassern Platz gefunden. Aber es gibt viele dieser unbekanntem Autoren. Ein Grundgedanke bei der Zusammenstellung dieser Ausgabe war, einer großen Leserschaft möglichst viele verschiedene Manuskriptauszüge zugänglich zu machen, um so das Interesse für diese Werke zu wecken. Die Auswahl des Stoffes für dieses Buch wurde in bedeutendem Maße durch die eigenen Gefängnis- und Lagererfahrungen des Herausgebers bestimmt.

23 Autorinnen* – und fast die gesamte Geografie des Gulag!

Die Aufzeichnungen dieser Sammlung wurden alle vor vielen Jahren geschrieben, ohne Eigenzensur und ohne Hoffnung auf baldige Veröffentlichung. Anhand der in diesem Buch zusammengefassten Erinnerungen kann sich der Leser ein Bild von der fließbandmäßig organisierten Produktion von »Volksfeinden« machen, ein Bild von den Gefängnissen, den Lagern, der Verbannung. Viele dieser Aufzeichnungen wurden heimlich, hinter Stacheldraht, begonnen und einige auch so beendet – den Tod stets vor Augen.

Semjon Wilenski, Moskau 1989

* Betrifft die russische Ausgabe.



OLGA ADAMOWA-SLIOSBERG (1902 bis 1992)

Mein Weg

Olga Lwowna Adamowa-Sliosberg wuchs in Samara auf, besuchte dort von 1911 bis 1919 das Privatgymnasium der fortschrittlich gesinnten Nina Chardina, einer Bekannten Lenins. Danach studierte und arbeitete sie in Moskau, heiratete 1928. Das Ehepaar hatte 1936, zum Zeitpunkt seiner Verhaftung, zwei kleine Kinder. Olga Adamowa-Sliosberg verbrachte 20 Jahre in Gefangenschaft, ihr erster Mann wurde bereits 1936 erschossen, ihr zweiter starb nach seiner Entlassung an den Folgen der Lagerjahre. Zu der russischen Erstausgabe dieses Buches sagte sie 1988: »Ich bin jetzt 86. Dank der Hilfe meiner Eltern, meines Bruders und meiner Schwestern konnten meine Kinder aufwachsen und eine gute Ausbildung erhalten. Ich lebe in einer Familie, die sich um mich sorgt, bin umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln, und es fehlt mir an nichts. Aber ich bin so traurig, wenn ich daran denke, dass ich die besten Jahre meines Lebens in Gefangenschaft verbringen und mein Mann mit 37 Jahren sterben musste. Wenn ich manchmal überlege, was das Bedeutsamste in meinem Leben war, komme ich zu dem Schluss, dass es meine Aufzeichnungen sind. Bis zur Verhaftung hatte ich das Durchschnittsleben einer parteilosen, intelligenten sowjetischen Frau geführt, mein Hauptinteresse galt der Familie. Erst als mein Leben plötzlich zerstört wurde, erwachte in mir der leidenschaftliche Wunsch, gegen die Ungerechtigkeit anzukämpfen. Ich beschloss zu überleben, und alles, was ich hinter Gefängnisgittern erlebt hatte, den Menschen kundzutun. 1946 begann ich mit meinen Aufzeichnungen, vergrub sie mehrmals in Flaschen, holte sie wieder hervor, arbeitete weiter an ihnen – immer ohne Hoffnung, sie je veröffentlicht zu sehen. Heute, da die Wahrheit über die »Feinde der Volkes« an den Tag gekommen ist und das Interesse und die Anteilnahme der Gesellschaft an unserem Schicksal wachsen, bin ich glücklich, dass ich einen kleinen Teil zu dieser Enthüllung beitragen konnte. Das ist das Beste, was ich in meinem Leben getan habe.«

*

Der Span

Im Jahr 1935 nahm ich mir ein Kindermädchen. Sie war fleißig, sauber, ungefähr 30 Jahre alt und sehr verschlossen. Ich hatte den Eindruck, dass Marusja beschränkt, gleichgültig, nicht besonders zärtlich zu den Kindern, wortkarg und knauserig war. Aber sie schien mir verlässlich und ehrlich zu sein. Wir lebten ein Jahr lang Seite an Seite mit ihr, waren miteinander zufrieden, aber ich wusste nichts aus ihrem Leben. Einmal während des Mittagessens brachte man Marusja einen Brief. Nachdem sie ihn gelesen hatte, veränderte sich ihr Gesichtsausdruck,

sie legte sich auf ihr Bett und sagte, sie hätte starke Kopfschmerzen. Ich spürte, dass ihr ein Unglück widerfahren war, schickte die Kinder spielen und blieb mit Marusja allein. Ich begann sie auszufragen. Zuerst beantwortete sie meine Fragen nicht und lag, das Gesicht zur Wand gedreht, auf dem Bett. Dann jedoch setzte sie sich auf und schrie mit brüchiger, zorniger Stimme: »Sie wollen wissen, was mit mir los ist?! Bitteschön, aber werden Sie nicht zornig. Also, Sie sagen doch, bei uns kann man jetzt gut leben. Ja, auch ich habe mit meinem Mann zusammengelebt, nicht schlechter als Sie, drei Kinder hatten wir, besser als Ihre. Mit meiner Hände Arbeit habe ich das Haus erspart, mich um das Vieh gekümmert, nächtelang nicht durchgeschlafen. Mein Mann war ein Tausendsassa: Er walkte Filzstiefel und nähte Pelzmäntel. Wir lebten im Überfluss, hatten auch eine Haushaltshilfe. Das war doch nicht anstößig und nicht verboten! Sie haben doch auch eine Haushaltshilfe, und ich hatte eben auch eine. Sie sollte meiner Mutter im Haus helfen, auf dem Feld habe ich selber den Rücken krumm gemacht. Im Winter 1930 fuhr ich zu meiner Schwester nach Moskau. In dieser Zeit haben sie uns entkulakisiert¹. Mein Mann kam ins Lager, meine Mutter mit den Kindern nach Sibirien. Meine Mutter schrieb mir: Versuche irgendwie in Moskau unterzukommen, vielleicht kannst du uns so helfen. Hier gibt es nichts zu tun, keinen Hof, keine Arbeit. Ich friste mit den Kindern in einer Erdhütte ein tristes Dasein. Seitdem verdinge ich mich als Haushaltshilfe und schicke ihnen meinen Verdienst. Und hier steht, dass meine Kinder gestorben sind.« Sie hielt mir den Brief hin, den eine Nachbarin geschrieben hatte: »Von Deinem Mann haben wir seit drei Monaten nichts gehört. Er soll beim Kanalbau sein. Deine Kinder lebten bei der Großmutter. Sie waren oft krank. In den Erdhütten ist es feucht und zu essen gibt's doch nichts. Aber immerhin, sie lebten. Dein Mischka und mein Ljonka waren Freunde. Hast einen guten Jungen gehabt. Dann bekamen alle Kinder Ziegenpeter, meine waren auch krank. Mit Ach und Krach habe ich sie gesund bekommen. Deine Kinder hat Gottvater zu sich geholt. Deine Mutter isst und schläft nicht, sie stöhnt unentwegt, als hätte sie den Verstand verloren. Sicher stirbt auch sie bald.« »Finden Sie das etwa gerecht? Man hat uns alles genommen, man hat uns weggejagt. Meine Kinderchen sind tot, meine einzigen ...«

An diesem Abend konnte ich die Rückkehr meines Mannes kaum erwarten. Er war Universitätsdozent, Biologe, und für mich der klügste und gebildetste Mensch auf der Erde. Eine furchtbare Last lag schwer auf meinem Herzen. Meine klare und wohl geordnete Welt war ins Schwanken geraten. Welche Schuld hatte denn Marusja mit ihren Kindern? Ist etwa unser Leben, dieses helle, arbeitsame, klare Leben, ist dieses Leben etwa aus Leid und Blut errichtet? Dann kam mein Mann. Marusja stand mit düsterem Blick im Flur. Wie immer nach einer Vorlesung war er angenehm aufgewühlt. Er hatte dieses freudige Gefühl eines Menschen, der sich nach getaner Arbeit auf den Feierabend im Kreise seiner Familie

1 Entkulakisierung – Kampagne zur Zwangsenteignung und Zwangsdeportation »wohlhabender« Bauern (sogenannter Kulaken).

freut. Die Kinder stürmten ihm entgegen und kletterten auf seinen Rücken. Nichts auf der Welt liebte ich so sehr wie dieses Bild: Meine Kinder belagern freudig jauchzend den breiten Rücken ihres Vaters. Aber an diesem Abend rief ich meinen Mann ins andere Zimmer und erzählte ihm aufgeregt von Marusja. Er wurde sehr ernst. »Weißt du, eine Revolution kann man nicht durchführen, ohne sich die Finger schmutzig zu machen. Die Vernichtung aller Kulaken ist ein blutiger und schwerer, aber notwendiger Prozess. In Marusjas Tragödie ist nicht alles so einfach, wie es dir scheint. Wofür ist denn ihr Mann ins Lager gekommen? Mir fällt es schwer zu glauben, dass er so ganz und gar unschuldig sein soll. Einfach so kommt man nicht ins Lager. Vielleicht solltest du dir überlegen, ob es nicht besser wäre, sie loszuwerden. So viel Dunkles ist in ihrem Wesen. Aber ich bestehe nicht darauf«, fügte er hinzu, als er sah, wie sich mein Gesichtsausdruck verändert hatte. »Ich bestehe nicht darauf. Vielleicht ist ja auch alles in Ordnung mit ihr, vielleicht liegt hier ein Irrtum vor. Weißt du, wo Holz gehauen wird, da fallen Späne.«² Damals hörte ich diesen Satz zum ersten Mal, diese Redewendung, die all jene tröstet, die abseits stehen, aber denen, die unter das Beil geraten sind, unendlich großes Leid zufügt. Er redete noch viel über die historische Notwendigkeit der Umgestaltung des Dorfes, über die ungeheure Bedeutung dessen, was sich vor unseren Augen tat und darüber, dass man Opfer in Kauf nehmen müsste. (Später habe ich oft feststellen können, dass sich besonders jene leicht mit den Opfern abfanden, die selbst nicht zu ihnen zählten. Marusja aber konnte sich nicht damit abfinden.) Ich glaubte ihm. Schließlich waren diese Ungeheuerlichkeiten irgendwo geschehen, Tausende Werst³ von mir entfernt. Ich lebte in meiner Familie, in meiner Welt, die mir unerschütterlich schien. Man musste einfach glauben, um sich wohlfühlen zu können, eben wie ein Mensch, der gebraucht wurde. Ich war auch gewohnt, ihm zu glauben – er war ehrlich und klug.

Marusja kümmerte sich weiter um meine Kinder und half im Haushalt. Nur manchmal beim Kartoffelschälen oder beim Strümpfestopfen ließ sie plötzlich die Arme sinken und starrte reglos auf die Wand. Dann überkamen meine Seele bohrende Zweifel ... Aber ich beruhigte mich schnell: Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne.

2 Die Übersetzerin hat bewusst auf die im Deutschen gängigere Version »Wo gehobelt wird, da fallen Späne.« verzichtet, weil die Tätigkeit des glättenden Hobelns nicht das Brachiale des Verbs hauen/hacken/fällen aus dem russischen Sprichwort wiedergibt.

3 Werst – altes russisches Längenmaß, ca. 1 km.

Der Beginn meines Leidensweges

*Das Leben hat uns nicht geschont,
und Gott uns nicht gerettet.*

Es war ein ganz gewöhnlicher Samstag. Ich kam nach Hause, den Kopf voller Ideen für den bevorstehenden Sonntag und an meine Kinder, die sich über meine Geschenke freuen würden. Die Tochter über die Puppe und der Sohn über den Elefanten, den ich ihm am nächsten Tag im Zoo zeigen würde. Ich öffnete die Tür und ein unbekannter Geruch von Stiefeln und Tabak überraschte mich. Marusja saß mit den Kindern in dem völlig verwüsteten Zimmer und erzählte ihnen ein Märchen. Auf dem Fußboden lagen Manuskripte und Bücher verstreut. Sämtliche Schränke waren geöffnet, die Wäsche wahllos hineingestopft. Ich begriff überhaupt nichts und konnte keinen klaren Gedanken fassen. Die schreckliche Vorahnung eines Unglücks ließ mir das Herz bis zum Halse schlagen. Marusja erhob sich und sagte mit leiser, eigenartiger Stimme, wobei sie die Kinder verdeckte: »Regen Sie sich bloß nicht auf!« »Wo ist mein Mann? Was ist passiert? Hat ihn ein Auto überfahren?« »Begreifen Sie denn nicht? Sie haben ihn abgeholt.« Nein, mit mir, mit ihm konnte das doch nicht passieren! Es gab Gerüchte (aber nur Gerüchte, es war doch Anfang 1936)⁴, dass irgendetwas geschehen sei, irgendwelche Verhaftungen ... Aber das betraf doch ganz andere Leute, das betraf doch nicht uns, die wir so friedlich, so ehrlich lebten.

»Und er?«

»Ganz blass hat er dagesessen, er bat, Ihnen die Uhr zu übergeben, sagte, dass sich alles aufklären wird. Sie sollen sich nicht beunruhigen. Zu den Kindern hat er gesagt, dass er auf Dienstreise fährt.«

»Ja, natürlich wird sich alles aufklären! Sie wissen doch, Marusja, was für ein ehrlicher und guter Mensch er ist!«

»Ach Sie, sind so gebildet und verstehen doch nichts: Von dort kehrt man nicht zurück«, sagte Marusja bitter lächelnd.

Ich jedoch glaubte an die Gerechtigkeit unserer Justiz. Mein Mann würde zurückkehren und dieser eklige Geruch und diese leere Wohnung würden nur eine furchtbare Erinnerung bleiben. Dann begann eine eigenartige Zeit: Die Kinder wussten nichts. Ich spielte und lachte mit ihnen, als wäre nichts passiert, als wäre alles ein böser Alptraum gewesen. Auf der Straße, wenn ich zur Arbeit ging, betrachtete ich die Leute wie durch eine Glaswand. Eine unsichtbare Barriere trennte mich von ihnen. Sie waren ganz normal, ich jedoch war verurteilt. Bekannte unterhielten sich mit mir, aber ihre Stimmen klangen anders als sonst. Sie hatten Angst vor mir. Manche wechselten die Straßenseite, wenn sie mich sahen. Es gab auch solche, die mir besondere Aufmerksamkeit schenkten. Das war eine

4 Anfang 1936 – Die Jahre 1936-38 waren die schlimmsten Jahre der sogenannten Säuberungsaktionen, gekennzeichnet von Verhaftungswellen und Schauprozessen gegen vermeintliche Volksfeinde.

Heldentat ihrerseits und sie und ich wussten das. Ein alter Mann, seit 1903 Parteimitglied⁵, riet mir: »Erledigen Sie Ihre Angelegenheiten. Kann sein, dass Sie auch verhaftet werden. Und merken Sie sich, beantworten Sie die Fragen so knapp wie möglich. Jedes überflüssige Wort zieht ein langes Gespräch nach sich.« »Aber uns trifft überhaupt keine Schuld! Warum geben Sie mir solche Ratschläge? Sie, ein Bolschewik⁶? Also glauben Sie auch nicht an die Gerechtigkeit unserer Justiz? Sie haben Ihr Parteidokument nicht verdient!« Er sah mich an und sagte: »Merken Sie sich meine Worte, und in einem Jahr sprechen wir uns wieder.« Ich fand es würdelos, mich an seine Empfehlungen zu halten und lebte weiter, als sei nichts passiert. Kurz darauf fand in Witebsk der Kongress der Bürsten- und Borstenindustrie statt, bei dem ich als Schriftführerin arbeitete. Es war eine lohnende, effektive Arbeit, die mir Freude bereitete. Ich arbeitete tagelang, ohne an die Rückkehr nach Moskau zu denken, an die leere Wohnung und an die Päckchen, die ich dann wieder ins Gefängnis bringen würde ...

Einen Tag nach meiner Rückkehr aus Witebsk holten sie mich ab. Jetzt kann ich darüber lachen, aber damals war mein erster Gedanke: Sämtliche Unterlagen des Kongresses sind bei mir, der Kongress hat 50.000 Rubel gekostet, die ganze Arbeit ist noch in Notizform und niemand wird sich in meinen Aufzeichnungen zurechtfinden, alles wird verloren gehen. Während der vierstündigen Durchsuchung ordnete ich die Kongressunterlagen. Ich konnte nicht begreifen, dass mein Leben vorbei war, und ich hatte Angst, daran zu denken, dass man mir die Kinder wegnehmen würde. Ich notierte, klebte und sortierte, und während ich schrieb, schien mir, als sei nichts geschehen. Ich würde meine Arbeit beenden, sie ordnungsgemäß übergeben und mein Volkskommissar⁷ würde sagen: »Das haben Sie sehr gut gemacht! Sie haben einen klaren Kopf behalten, nicht die Fassung verloren und diesem Zwischenfall keinerlei Bedeutung beigemessen!« Ich weiß auch nicht, was in diesem Moment in mir vorging. War es die Macht der Gewohnheit oder war meine Verwirrung durch den Schreck so groß? Jedenfalls arbeitete ich vier Stunden konzentriert und effektiv, als säße ich in meinem Büro im Volkskommissariat. Der Ermittler⁸, der die Hausdurchsuchung durchführte, erbarmte sich meiner. »Verabschieden Sie sich lieber von Ihren Kindern!«, sagte er. Ja natürlich, ich musste mich von den Kindern verabschieden, wir würden uns trennen. Vielleicht für lange Zeit ... Nein. Alles würde sich aufklären. Das konnte nicht sein. Ich ging ins Kinderzimmer. Mein Sohn saß im Bettchen. Ich sagte zu ihm: »Ich fahre auf eine Dienstreise, Söhnchen. Du bleibst hier bei Maruša und bist schön artig.« Er zog einen Schmollmund: »Komisch! Erst fährt Papa auf Dienstreise und jetzt du, vielleicht fährt Maruša auch noch weg. Bei wem sollen wir denn dann

5 Im Folgenden ist mit »Partei« immer die kommunistische gemeint, da sie seit 1922 die einzige zugelassene Partei in der UdSSR war.

6 Bolschewik – Mitglied der kommunistischen Partei.

7 Volkskommissar – in der UdSSR bis 1946 Bezeichnung für Minister.

8 Ermittler – Offizier des Geheimdienstes.

bleiben?« Ich küsste seine kleinen Füßchen. Mein Töchterchen schlief ganz fest und schnarchte leise. Sie hatte ihr Näschen ins Kopfkissen gedrückt. Ich drehte sie herum. Sie lächelte und brabbelte vor sich hin. Das erste Mal im Leben verstand ich, wie es ist, wenn einem die Tränen die Kehle zuschnüren. Ich konnte einfach nicht atmen, aber bis heute denke ich voller Stolz daran, dass ich mir vor dem Jungen mein Leid nicht anmerken ließ.

Dann verließen wir das Haus, die Tür schlug zu und wir stiegen in ein Auto. In diesem Moment war das normale menschliche Leben für mich beendet. Das Leben als Frau, Mutter, Tochter und Berufstätige. Manchmal durchzuckten irgendwelche Gedanken mein Gehirn: Besorgungen, Wege, die noch nicht erledigt waren, irgendeine Reparatur. Ich wollte doch das Fenster abdichten, es hatte immer so gezogen. Mein Sohn würde sich erkälten. Nein, da war noch etwas. Etwas Wichtiges. Meine Mutter! Die ganze Zeit hatte ich ihr die Gefahr, die über uns schwebte, verheimlicht. Ich hatte sie mit erdachten Nachrichten von meinem Mann getröstet. Bei unserem letzten Wiedersehen hatte ich sie nicht zum Abschied umarmt. Ein ehrliches Gespräch mit ihr hatte ich immer aufgeschoben. Ich wollte sie darauf vorbereiten. Nein, das war nicht das Wichtigste. Irgendetwas wollte ich noch erledigen. Ich wollte zu Stalin gehen. Ich wollte mir einen Termin für ein Gespräch mit ihm besorgen und ihm erklären, dass mein Mann unschuldig war. Nein, nein – das war es nicht. Irgendetwas fiel mir nicht ein ... Aus. Vorbei. Die Vergangenheit zählte nicht mehr. Allein stand ich einer riesigen Maschine gegenüber, einer furchtbaren Maschine, die mich zerstören wollte.

Das Lubjanka-Gefängnis⁹

Die Zelle im inneren Gefängnis auf der Lubjanka-Straße erinnerte mit ihrem blank gebohnerten Parkettfußboden an ein Hotelzimmer. Das große Fenster war allerdings mit einem Holzbrett vernagelt. Fünf Betten waren belegt, das sechste war leer. In der Ecke stand ein Abortkübel. Die Tür hatte ein Fensterchen und ein Guckloch. Man brachte mich nachts, als in der Kammer bereits alle schliefen, zeigte mir mein Bett. Mich jetzt hinzulegen war so unvorstellbar, wie auf einer glühenden Herdplatte einschlafen zu müssen. Mich drängte es, mit meinen Nachbarinnen zu reden. Ich wollte von ihnen erfahren, wie die Ermittlungen geführt wurden und was mir bevorstand. Ich hatte noch nicht gelernt, schweigend der Dinge zu harren. Niemand kümmerte sich um mich. Alle drehten sich zur Wand, weg von dem grellen Licht, und schliefen weiter. Ich saß auf dem Bett und die Nacht zog sich endlos hin. Mein Herz schien zu zerspringen. Bis zum Aufstehen blieben noch zwei Stunden Zeit. Diese zwei Stunden werde ich niemals vergessen.

9 Lubjanka – Moskauer Straße; Sitz des Geheimdienstes mit speziellem »Innerem Gefängnis«, das im Folgenden »Lubjanka« genannt wird.

Um sechs wurde endlich an die Tür geklopft: Aufstehen. Ich sprang auf, vollkommen überzeugt davon, dass man mich heute hinausrufen, sich alles aufklären würde. Ich würde beweisen, dass mein Mann und ich unschuldig waren. Ich würde sie davon überzeugen, dass man mir meine Kinder nicht wegnehmen durfte und ich unschuldig war. Die erste Regel, die ich lernte, lautete: Das Wichtigste im Gefängnis ist, sich in Geduld zu üben. Entweder sie rufen mich heute oder in einer Woche oder erst in einem Monat. Und niemals würde mir jemand irgendetwas erklären. Nachdem ich das begriffen hatte (an den ersten zwei, drei Tagen dachte ich, dass man mich jeden Augenblick aufrufen würde; dabei wurde ich erst am fünften Tag aufgerufen), begann ich mich umzuschauen und mit meinen Nachbarinnen bekannt zu machen.

Shenja Bychowskaja fiel mir wegen ihres schwarzen Kleides auf. Es war rot abgesetzt und ganz offensichtlich ausländische Ware. Die ist mit Sicherheit eine echte Spionin!, dachte ich, als ich sah, wie sie sich mit einem ausländischen Schwamm wusch und sich ganz ungewöhnliche Unterwäsche anzog. Ihr hübsches Gesicht wurde durch nervöse Zuckungen entstellt. So, haben sie dich erwischt!, dachte ich. Ich verliere nicht die Nerven. Bei mir wird sich alles aufklären. Aber dich haben sie erwischt und jetzt bist du nicht mehr Herr deiner selbst und ziehst Grimassen. Später erfuhr ich, dass Shenja illegal im faschistischen Deutschland gearbeitet hatte. Wegen einer schweren Krankheit musste sie Deutschland verlassen. Diese Krankheit wurde von plötzlich auftretenden Ohnmachtsanfällen begleitet, die es Shenja unmöglich machten, weiter in der Illegalität zu arbeiten. Einmal hatte sie das Bewusstsein mitten auf der Straße verloren. In ihrer Tasche befand sich ihr Parteiausweis. Ein Arzt hatte sie gerettet, zufälligerweise war er Kommunist. 1934 schickte man sie zur Genesung in die UdSSR zurück und 1936 wurde sie verhaftet. Ein Hauptmotiv für die Anklage war, dass man ihr Verbindungen zur Gestapo unterstellte. Denn wie sonst wäre es möglich gewesen, dass sie der Gestapo so leicht entkommen konnte, besonders nach dem Ohnmachtsanfall auf der Straße. Von alldem wusste ich noch nichts und blickte mit Abscheu und Schadenfreude auf sie herab. Ich konnte mein eigenes Schicksal im Vergleich mit »echten« Verbrechern leichter ertragen. Neben ihnen erschien ich mir so makellos und rein, dass selbst ein Kind es merken müsste und erst recht der kluge und erfahrene Ermittler, der mich verhören würde.

Meine rechte Nachbarin, Alexandra Roschkowa, war eine Frau um die 35 mit einem anmutigen Gesicht. Sie hatte bereits drei Jahre Lager hinter sich (verurteilt war sie zu fünf Jahren) und befand sich hier, weil ihre Angelegenheit erneut aufgerollt werden sollte. Und zwar wegen ihres Mannes, eines Trotzlisten¹⁰, den man mit dem Mord an Kirow in Verbindung brachte. Jeden Morgen wusch und trocknete Alexandra Roschkowa sorgfältig einen kleinen weißen Kragen, den sie dann an ihre Bluse nähte, immer in der Erwartung, zum Verhör gerufen zu werden. Sie

10 Trotzlist – in der UdSSR Bezeichnung für sogenannte Volksfeinde.

erzählte mir von dem Lager, in dem sie ganz gut zurechtgekommen war, weil sie dort als Ärztin gearbeitet hatte. In diesem Gespräch erwähnte sie auch ihren Sohn, der genauso alt war wie meiner. Er lebte jetzt bei einer Freundin. »Was denn? Ihr Sohn ist allein zurückgeblieben? Und Sie haben ihn schon drei Jahre lang nicht gesehen?« Und diese Frau kümmerte sich um ihren Kragen und erkundigte sich bei mir danach, was gerade auf den Moskauer Bühnen gespielt wurde! Ich war erschüttert. Da ich noch keine Ahnung vom Lagerleben hatte, beging ich die Dummheit und die Grausamkeit, ihr zu sagen: »Sicherlich hängen Sie nicht so sehr an Ihrem Sohn wie ich. Ich könnte niemals drei Jahre ohne ihn leben.« Sie musterte mich kalt und antwortete: »Sie werden sogar zehn Jahre ohne ihn leben können. Und Sie werden sich um ihr Essen und um ihr Kleid kümmern. Im Waschraum werden Sie um eine Schüssel kämpfen und in der Baracke um ein warmes Plätzchen. Und merken Sie sich: Keine leidet weniger als Sie. Heute Nacht haben Sie gestöhnt, sich im Bett gewälzt und so die anderen beim Schlafen gestört. Sonja (sie lag in dem Bett gegenüber) konnte zehn Nächte lang nicht schlafen, weil sie ständig verhört wurde. Vergangene Nacht hat man sie das erste Mal in Ruhe gelassen. Mich haben Sie auch aufgeweckt. Bis zum frühen Morgen konnte ich nicht wieder einschlafen. Ich musste an meinen Sohn denken, den ich, wie Sie meinen, weniger liebe als Sie Ihren. Mir war sehr schwer ums Herz.« Das war eine nachhaltige Lektion. Ein Leben lang habe ich nicht vergessen, dass alle gleichermaßen stark leiden, wenn ihnen das Liebste genommen wird.

Sonja Olberg, die zehn Nächte nicht geschlafen hatte, wie ich nun von Alexandra Roschkowa wusste, war eine gut aussehende 27-jährige Brünette aus Riga. Das Schicksal hatte sie nach Berlin verschlagen, wo sie den Trotzlisten Olberg, auch ein Rigaer, geheiratet hatte. 1932 trennte sie sich von ihm und kehrte mit ihrem neuen Mann, einem sowjetischen Staatsbürger, nach Moskau zurück. Zu ihrem Alltag als Olbergs Ehefrau hatten auch die mit ihm gemeinsam durchgeführten Russisch-Zirkel für etwa 100 arbeitslose deutsche Ingenieure gehört, die nach Moskau fahren wollten, um dort zu arbeiten. Sie waren prosovietisch eingestellt und träumten von einem Himmelreich auf Erden in Russland. Seit 1932 arbeiteten sie in der UdSSR. Vielleicht gab es unter ihnen wirklich Spione und Terroristen, aber selbst wenn es so gewesen wäre, hätte Sonja am allerwenigsten davon gewusst. Trotzdem war sie in dem Verfahren gegen diese Menschen die Hauptzeugin. Drei Monate lang wurde sie jede Nacht verhört. Bis früh um fünf dauerten die Verhöre. Danach ließ man sie eine Stunde schlafen. Tagsüber durfte sie sich nicht hinlegen. Sonja war weder besonders willens- noch charakterstark, nicht sehr klug und recht anspruchslos. Mit simplen Weisheiten, die ihr unwiderlegbar erschienen, hatte man sie schnell überzeugt. Die Verhöre liefen ungefähr folgendermaßen ab:

»War Olberg ein Trotzlist?«

»Ja.«

»Führte er in den Zirkeln Gespräche?«

»Ja, das waren praktische Sprachübungen.«

»Als Trotzki hat er sicherlich sämtliche Ereignisse vom Standpunkt eines Trotzki aus beleuchtet?«

»Ja.«

»Sind Trotzki Terroristen?«

»Ich weiß nicht.«

Ein Hieb mit der Faust auf den Tisch: »Sie verteidigen die Trotzki! Sie sind selbst eine Trotzki! Wissen Sie, was ich mit Ihnen machen werde? Sie werden es nicht erwarten können, dass man Sie erschießt! Ihren Mann (jetzt war die Rede von ihrem zweiten Mann, den sie liebte) wird man wegen seiner Kontakte zu Ihnen verhaften. Es wäre besser, Sie erinnern sich daran, dass Sie Komsomolzin¹¹ waren, und helfen bei der Untersuchung mit. Also: Sind Trotzki Terroristen?« Und Sonja unterschrieb: »Ja.« Dann begannen die Gegenüberstellungen mit den Deutschen. Sie verliefen so: Sonja wurde in das Zimmer des Ermittlers geführt. Hier saß ein völlig verwirrter Karl oder Friedrich, der so gut wie nichts begriff. Er stürzte Sonja entgegen und rief: »Frau Olberg, bestätigen Sie doch, dass ich in Ihrem Zirkel nur Russisch gelernt habe!« Der Ermittler fragte: »Bestätigen Sie, dass Karl (soundso) Mitglied in Olbergs Zirkel war?« Sonja antwortete: »Ja.« Karl unterschrieb: »Ja.« Die Gegenüberstellung war beendet. Karl kehrte beruhigt in seine Zelle zurück und ahnte nicht, dass er sein Todesurteil unterschrieben hatte. Sonja kam verheult in die Zelle und sagte: »Das ist jetzt der 70. gewesen, gegen den ich falsch ausgesagt habe, aber ich konnte nichts machen.« Mit ihr fertig zu werden war ein Kinderspiel.

Shenja Golzmann war 38 Jahre alt. Sie war in den ersten Tagen der Revolution¹² in die Kommunistische Partei eingetreten. Ihr Mann, der Schriftsteller Iwan Filipschenko, war ein Zögling von Maria Uljanowa und ging bei den Uljanows ein und aus. Er teilte auch ihre Antipathie Stalin gegenüber. Mit Shenja gab es deshalb häufig Streitereien und endlose Auseinandersetzungen, die Shenja zur Verzweiflung brachten. Für sie gab es nur zwei Menschen, die ihr mehr bedeuteten als ihr eigenes Leben. Der Erste war ihr Mann, für sie das Sinnbild eines aufrichtigen Kommunisten und begabten Schriftstellers. Der Zweite war Stalin, den sie leidenschaftlich verehrte. Shenjas Verhaftung erfolgte nicht unmittelbar nach der von Filipschenko. Zuerst wurde sie lediglich zum Verhör vorgeladen. Aber danach verhaftete man auch sie und vernahm sie täglich. Von den Verhören kehrte sie stets niedergeschlagen zurück, berichtete aber in der Zelle nichts über deren Verlauf. Einmal brachten mir meine Nachbarinnen gerade bei, wie man sich während eines Verhörs verhalten sollte. Sie belehrten mich, dass man möglichst wenig reden sollte, da man sich ansonsten dermaßen in den eigenen Aussagen verstrickte, dass man nicht mehr herausfand. Sie gaben mir auch den Tipp, zu beobachten, wie der Ermittler seine Notizen aufschrieb, um nicht Gefahr zu laufen, etwas zu unterschreiben, das man gar

11 Komsomolzen – Mitglieder des kommunistischen Jugendverbandes der UdSSR.

12 Revolution – im sowjetischen Sprachgebrauch war damit die Oktoberrevolution 1917 gemeint.

nicht gesagt hatte. Da mischte sich Shenja in das Gespräch ein. Barsch unterbrach sie die anderen und sagte zu mir: »Denken Sie daran, dass Sie als sowjetischer Bürger verpflichtet sind, den Ermittler bei der Aufdeckung einer schrecklichen Verschwörung zu unterstützen. Häufig führen scheinbar unbedeutende Kleinigkeiten den Ermittler auf eine Spur. Sie müssen die ganze Wahrheit sagen und daran glauben, dass Schuldlose nicht verurteilt werden.«

Eines Tages kehrte Shenja völlig aufgelöst und verweint von einem Verhör zurück. Ihr erregtes Gesicht war voller roter Flecken. Sie verlangte ein Blatt Papier, weil sie einen Brief an Stalin schreiben wollte. An diesem Tag musste sie sich jemandem mitteilen und so berichtete sie mir, was vorgefallen war. Shenja hatte nicht nur mir empfohlen, während der Verhöre nichts als die Wahrheit zu sagen. Sie hielt es auch für ihre Pflicht als Genossin, dem Ermittler nichts zu verheimlichen. Also berichtete sie auch von Filiptschenkos Äußerungen über Stalin und ebenso darüber, was man in Gorki¹³ von Stalin hielt. Man wurde hellhörig und Shenja bekam einen besonders qualifizierten Ermittler. Anfänglich behandelte er sie sachlich und appellierte an ihr Parteigewissen. Nachdem er alle Äußerungen Filiptschenkos, die für ihn von Interesse waren, bekommen hatte, verfasste er das letzte Protokoll in dem Sinn, dass Filiptschenko die Ermordung Stalins geplant hätte. Shenja war nicht bereit, dieses letzte Protokoll zu unterschreiben. Ja, Filiptschenko war der Ansicht, das Land würde nach Stalins Tod aufatmen und er hatte auch gesagt, »dass er verrecken möge«. Aber er hatte niemals einen terroristischen Anschlag geplant. Jetzt, da Shenja alle ihre Angaben über Filiptschenkos Äußerungen unterschrieben hatte, änderte der Ermittler seine Taktik. Er beschimpfte sie, schrie herum und schlug sie. Shenja war erschüttert. Tagelang schrieb sie Briefe an Stalin, in denen sie von den Perversionen während der Verhöre berichtete. Filiptschenko wurde natürlich trotzdem verurteilt und es spielte dabei keine Rolle, ob Shenja das letzte Protokoll unterschrieben hatte oder nicht. Aber der Gedanke daran, dass man ihm ihre Aussagen zeigen und er in dem Glauben sterben würde, sie hätte ihn verraten, brachte sie fast um den Verstand. Nachdem sie alle vorangegangenen Aussagen freiwillig unterschrieben hatte, kämpfte sie nun hartnäckig darum, dieses letzte Protokoll nicht unterzeichnen zu müssen. Jetzt begann man auch sie nachts zu verhören und tagsüber nicht schlafen zu lassen. Auch der Karzer blieb ihr nun nicht mehr erspart. Dann ließ man sie plötzlich in Ruhe. Einige Tage später klopfte jemand durch die Wand, dass Filiptschenko erschossen worden war. Er hatte gebeten, allen Freunden und Genossen zu übermitteln, dass er als aufrichtiger Kommunist in den Tod ging. Shenja war erschüttert. Außer dem Schrecklichen, was geschehen war, quälte sie der Umstand, dass er ihr keinen Gruß übermittelt hatte. Also wusste er von ihren Aussagen, von diesen furchtbaren Aussagen, die zwar formal gesehen der Wahrheit entsprachen, aber im Grunde genommen falsch waren.

13 Gorki – Landgut in der Nähe Moskaus, auf dem Lenin die letzten Jahre seines Lebens verbrachte.

Die fünfte Zelleninsassin war Sina Stanizina, eine junge Frau von 28 Jahren. Vor ihrer Verhaftung hatte sie in Gorki¹⁴ gelebt und dort an einer Hochschule Mathematik unterrichtet. Ich fragte, wessen man sie beschuldigte und sie antwortete mir, dass ihre Verhaftung rechtmäßig wäre, da sie sich sehr schuldig gemacht hätte. »Was haben Sie denn getan?«, fragte ich. »Ich konnte einen unserer Lehrer nicht entlarven. Er lebte in Moskau und kam einmal in der Woche nach Gorki, um Vorlesungen im Fach Dialektischer Materialismus zu halten. Mir gegenüber war er offener und hatte zu vielen Dingen eine ziemlich kritische Meinung. Ich hielt dies seiner Klugheit und seiner Sorge um die Heimat zugute. Er übernachtete im Studentenwohnheim, ließ seine Sachen aber in meiner Wohnung. Hier besuchten ihn auch seine Freunde. Als ich mich wunderte, wie schwer seine Koffer waren, sagte er, dass er Bücher darin hätte. Die Durchsuchung zeigte, dass er ein Trotzist war. In den Koffern hatte er seine trotzkistische Literatur aufbewahrt. Die Freunde, die ihn besucht hatten, waren Oppositionelle¹⁵. Meine Wohnung war somit ein konspirativer Treffpunkt.« Ich hörte Sina voller Achtung zu. Sie war prinzipienfest und ohne Selbstmitleid. Doch was sie dann erzählte, rief allerdings mein Befremden hervor.

»Ich beschloss, die Strafe anzunehmen und nicht den kleinsten dunklen Fleck auf meinem Gewissen zu lassen. Ich erinnerte mich an einen Professor, der Vorlesungen für Mathematiklehrer hielt. Einmal, als er gerade ein Theorem an der Tafel herleitete, erlosch das elektrische Licht. Glühbirnen oder Kerzen waren nicht aufzutreiben, deshalb zerbrach ich mein Lineal und zündete den Holzspan an. Der Professor hatte seine Beweisführung beendet und sagte: »Ja, unser Leben ist besser geworden, unser Leben ist fröhlicher geworden.¹⁶ Gott sei Dank haben wir's bis zum Holzspan gebracht!« Er machte sich ganz offensichtlich über Stalin lustig, diskreditierte ihn.«

»Und das haben Sie dem Ermittler erzählt?«

»Natürlich!«

»Haben Sie sich keine Vorwürfe wegen seiner Verhaftung gemacht?«

»Später, als die Gegenüberstellung mit ihm stattfand, war es mir irgendwie unangenehm.«

»Hat er seine Schuld zugegeben?«

»Erst hat er geleugnet und dann gesagt, dass er diesen Vorfall ganz vergessen und ihm damals nicht die geringste Bedeutung beigemessen hätte.«

»Aber Sie haben das Leben eines Menschen wegen so einer Kleinigkeit ruiniert!«

»In der Politik gibt es keine Kleinigkeiten. Zuerst war mir das Kriminelle seiner Äußerung auch nicht ganz klar, aber dann ist es mir bewusst geworden.«

14 Gorki – Nishni Nowgorod trug von 1932-1990 den Namen des Schriftstellers Maxim Gorki.

15 Oppositionelle – Angehörige ehemaliger anderer (seit 1922 verbotener) sozialistischer Parteien und Kommunisten, die irgendwann einmal andere als Stalins Positionen vertreten hatten.

16 »Unser Leben ist besser, ... fröhlicher geworden« – in den 1930ern offiziell verbreitete, plakatierte Losung.

Ich war erschüttert. Nun mischte sich die weise (drei Jahre Lagerleben hatten ihre Spuren hinterlassen) Alexandra Roschkowa in unser Gespräch ein: »Na klar, hat man erst mal den Verdacht auf jemanden gelenkt, dann lassen sich bestimmt auch ein paar Sünden bei ihm finden. Hauptsache man hat jemanden – der passende Artikel¹⁷ findet sich schon!« Ich wollte mich nicht mehr mit Sina unterhalten. Meine Entschlossenheit, die Ermittlungen zu unterstützen und uneingeschränkt ehrlich zu sein, hatte einen Knacks bekommen.

Das Untersuchungsverfahren

Nach allem, was ich gesehen und gehört hatte, war der Optimismus, mit dem ich anfänglich meine Unschuld und die meines Mannes beweisen wollte, etwas gedämpft. Aber immer noch hielt ich meinen Fall für völlig anders gelagert als die Fälle meiner Mitinsassen mit ihren Kontakten zu irgendwelchen bedeutenden Personen bzw. mit ihren Verwicklungen in politische Kämpfe. Mein Mann war einfach nur Wissenschaftler und wir waren beide parteilos. Es konnte ja sein, dass eine Verschwörung existierte, aber was hatte ich damit zu tun? Ich stellte mir den Ermittler klug und feinfühlig vor. Ungefähr wie den Porfiri aus Dostojewskis Roman »Schuld und Sühne«. Ich versuchte, mich in seine Lage zu versetzen und war davon überzeugt, dass ihm sofort klar sein würde, wen er vor sich hatte – einen Menschen, den man sofort freilassen musste.

Endlich war es so weit und ich wurde zum Verhör gerufen. Ich kam zu einem unscheinbaren Ermittler, der vielleicht 25 Jahre alt sein mochte. Das Zimmer war klein und dürrig ausgestattet. Anscheinend befand sich hier tagsüber die Kanzlei. In der Ecke standen zwei Angeln. Offensichtlich wollte mein Ermittler nach getaner Nacharbeit zum Angeln fahren. Nach dem ersten Verhör notierte er: »Ich gebe zu, dass mein Mann ein Trotzki ist und bei uns trotzkistische Zusammenkünfte stattgefunden haben.« Ich schrieb darunter: »Nein.« Und so ging das die ganze Nacht hindurch. Der Ermittler sagte mit monotoner Stimme: »Überlegen Sie es sich. Geben Sie es zu.« Er schaute auf seine Uhr. Zehn Minuten später wiederholte er seine Frage: »Überlegen Sie es sich«, und schaute wieder auf die Uhr. Während ich also überlegte, lief er im Zimmer auf und ab, ein paar Mal ging er zu den Angeln und brachte etwas daran in Ordnung. So vergingen drei Stunden. Dann stellte er mir andere Fragen: »Was haben Sie über den Tod der Allilujewa gehört? Woran ist sie gestorben?« Ruhig und sicher antwortete ich: »Sie starb an einer Blinndarmentzündung, das habe ich selbst in der »Prawda«¹⁸ gelesen.« Der Ermittler schlug mit der Faust auf den Tisch. »Sie lügen! Sie haben etwas ganz anderes gehört! Ich habe Aussagen darüber!« Und da erinnerte ich mich mit Schrecken daran, dass ich vor ungefähr zwei Monaten den von mir sehr geachteten Bolschewiken Tronin besucht hatte. Einer seiner Gäste, ein Rosowski, er-

17 Artikel – bezieht sich auf die Gliederung des sowjetischen Strafgesetzes in Artikel und Punkte.

18 »Prawda« (Wahrheit) – Tageszeitung der KP Russlands/UdSSR, auflagenstärkste Zeitung der UdSSR.

zählte, dass Stalin seine Frau vor Gästen sehr grob zurechtgewiesen hätte, als sie sich für Bucharin einsetzte. Danach hätte sie sich erschossen. Dieser Rosowski war Leiter eines Einzelhandelsgeschäfts und vor mir verhaftet worden. Damals dachten wir wegen Veruntreuung. Es war natürlich möglich, dass er im Verhör über das Gespräch bei Tronin berichtet hatte. Ich bekam Angst. Man würde Tronin und seine Familie wegen Verbreitung antisowjetischer Gerüchte zur Verantwortung ziehen. Mir fielen die Worte der Roschkowa ein: »Ein Artikel findet sich dann schon.« Und ich hatte gerade gesagt, dass ich nichts weiter über Allilujewas Tod gehört hätte. Aber vielleicht hatte Rosowski das Gespräch bei Tronin gar nicht erwähnt. Und ich wiederholte: »Ich habe in der ›Prawda‹ gelesen, dass sie an einer Blinddarmentzündung gestorben ist.« Dabei zitterte ich vor Angst, denn ich hatte ja durch Rosowski vom Selbstmord der Allilujewa gehört, stand quasi als Lügnerin da. Endlich sagte der Ermittler: »Überlegen Sie in der Zelle weiter. Und denken Sie daran, dass Ihnen nur ein offenherziges Geständnis weiterhelfen kann, falls Sie Ihre Kinder jemals wiedersehen wollen. Beharrliches Leugnen hingegen weist Sie als eine erfahrene politische Kämpferin aus. Also gehen Sie jetzt und denken Sie nach.«

Es war halb sechs, als ich in die Zelle zurückkam. Alexandra Roschkowa und Sonja meinten, dass man mich, allen bisherigen Anzeichen nach, nur als unbedeutenden Gesetzesverletzer betrachtete. Ich würde höchstens drei bis fünf Jahre bekommen. Shenja war der Ansicht, dass man mich freilassen würde. Sie wetteten sogar. Zum ersten Mal erkannte ich glasklar die reale Möglichkeit, dass man mich verurteilen und ich die Kinder verlieren könnte. Ich spürte eisige Kälte in mir aufsteigen. Und wieder wünschte ich, man möge mich doch zum Verhör rufen, damit ich meine Unschuld beweisen konnte. Aber der Gedanke an Rosowski mit seiner Version von Allilujewas Tod ließ mir keine Ruhe. Nachts konnte ich vor Angst nicht mehr schlafen. Tatsächlich wurde ich zwei Wochen später erneut vorgeladen. Alles lief ab wie beim ersten Verhör. Auch die Angeln waren wieder da, an denen der Ermittler auch diesmal wieder etwas in Ordnung zu bringen hatte. Mich machte das nervös. Jedenfalls kam die Rede nicht auf Rosowski. Anscheinend hatte er mich doch nicht erwähnt.

Nach zwei Monaten wurde ich zum dritten Mal vorgeladen. Der Ermittler zeigte mir ein Protokoll mit der Unterschrift meines Mannes. Auf die Frage, ob er Trotzkiist wäre, hatte er mit »Ja« geantwortet. »Das kann nicht sein«, schrie ich, »das ist nicht wahr!« »Das ist sehr wohl wahr. Allerdings hat er uns ganz schön gequält, ehe wir dieses Geständnis aus ihm herausbekommen haben!« Während dieser Worte grinste der Ermittler hämisch und ich begriff, dass man meinen Mann geschlagen und gepeinigt haben musste, wenn er so etwas unterschrieben hatte. Ich erschauerte. Gleichzeitig war ich stolz auf meinen Mann, darauf, dass er auch unter Folter nichts gegen mich unterschrieben hatte. Ich schwor mir, keine Lügen zu unterschreiben, würde es mir auch noch so schwerfallen. Wieder dauerte das Verhör sechs Stunden. Diesmal schrie und tobte der Ermittler, hieb mit

der Faust auf den Tisch, nannte mich eine politische Prostituierte und versprach mir, dass ich meine Kinder niemals wiedersehen würde. Sie kämen in ein Kinderheim, um sie so dem zersetzenden Einfluss meiner heruntergekommenen Familie zu entziehen. Davor hatte ich am meisten Angst. Die Kinder bekamen in den Heimen neue Namen und es würde unmöglich sein, sie später wiederzufinden. Das wurde bei uns in der Zelle erzählt. (Ich kann mir vorstellen, dass diese Gerüchte von den Ermittlern gestreut wurden, um uns noch mehr einzuschüchtern.)

Wieder kam ich in die Zelle und wieder wartete ich. Aber ich wurde nicht mehr vorgeladen. Die Untersuchung war beendet. Ich war »entlarvt«. Der Ermittler hatte die Unterlagen für das Gericht zusammengestellt und bewiesen, dass ich eine Verbrecherin war. Heute müsste dieser Mann um die 50 sein. Irgendwo lebt er sein Leben, und ich glaube nicht, dass ihn sein Gewissen quält. Schließlich hat er nur »seine Pflicht erfüllt«!

Das Geschenk der Mutter

In unsere Zelle kamen eine Mutter und ihre Tochter. Das war das einzige Mal, dass Verwandte, aus welchen Gründen auch immer, nicht getrennt wurden. Die Mutter war 70 Jahre alt, die Tochter 40. Die Mutter war die Enkelin eines nach Sibirien verbannten Dekabristen¹⁹, eine reinliche, häusliche, sehr gläubige Alte. Aufmerksam sah sie sich um und breitete verwundert die Arme aus. Hatte jemand seine traurige Geschichte erzählt, dann zog sie die Schultern hoch und sagte: »Lasst uns lieber Tee trinken und Zwieback dazu essen! Den hab ich auf der Heizung getrocknet.« Die Zwiebäcke hatte sie ganz ordentlich mit einem Faden geschnitten (im Gefängnis gibt es ja keine Messer), gut getrocknet und mit Salz bestreut.

Ihre Tochter Tamara Konstantinowna war Ärztin. Genau wie die Mutter war sie äußerlich ruhig, immer beherrscht. Diese Selbstbeherrschung hatte sie bitter nötig, denn man bezichtigte sie eines sehr schweren Verbrechens nach Punkt 8²⁰ (Terror). Der Ermittler wollte um jeden Preis ein Geständnis von ihr. Er drohte ihr, schlug sie, ließ sie fünf bis acht Stunden im eisigen Karzer bei Wasser und Brot – wegen anmaßenden Verhaltens und hartnäckigen Leugnens während des Verhörs. Sie wurde jede Nacht verhört. Am Tage ließ man sie nicht schlafen. Es kam vor, dass die arme Tamara Konstantinowna um acht Uhr morgens in die Zelle zurückkam, sich mit dem Rücken an die Zellentür setzte und so versuchte zu schlafen. Sofort ertönte der Ruf »Nicht schlafen!« So quälte sie sich tagelang. Wir versuchten sie abzuschirmen, aber man befahl uns auseinanderzugehen. Kaum hatte sie sich zur Nachtruhe hingelegt, da rasselte der Schlüssel und der Wärter rief: »Machen Sie sich fertig zum Verhör.« Trotz aller Selbstbeherrschung konnte sie die Tränen nicht zurückhalten. Ihre Mutter bekreuzte sie und flüsterte: »Nur Mut!«

19 Dekabristen – Mitglieder verschiedener Geheimbünde und -gesellschaften, die 1810-1825 gegen das Zarenregime opponierten.

20 Punkt 8 – bezieht sich auf Artikel 58 des sowjetischen Strafgesetzes.

Obwohl die Tochter nicht ein einziges Protokoll unterzeichnet hatte, verschlimmerte sich ihre Situation zusehends. Es gab genug, ganz offensichtlich unter Folter erpresste, Aussagen gegen sie, um sie vernichten, ihr 15 Jahre verpassen zu können (wie es dann auch geschah).

Erstaunlicherweise hatte man beschlossen, die Mutter freizulassen. Niemand wusste, warum. Die Wege der Justiz sind unergründlich. Aber eine Reihe von Anzeichen deutete darauf hin, dass man sie entlassen würde. Und so betrat eines Tages der Wachhabende unsere Zelle und rief die Alte mit ihren Sachen raus. Uns war klar: in die Freiheit (so war es auch). Die gute Alte verteilte ihr Hab und Gut an uns. Eine bekam ihren Kamm, eine andere die Zahnbürste, eine dritte warme Socken. Ihre Tochter bekam die besten Sachen. Dann schlug die Alte das Kreuz über ihr und sagte: »Ich segne dich mit dem mütterlichen Segen und erlaube dir, wenn es dir sehr schlecht geht, Hand an dich anzulegen – du sollst dich nicht quälen müssen. Deine Sünden vor Gott nehme ich auf mich!« Tamara Konstantinowna küsste ihr die Hände und weinte. Die Mutter bekreuzte sie und betete und hatte dabei so einen gütigen Blick, als schenkte sie ihrer Tochter das eigene Leben.

1936 im Butyrskaja-Gefängnis²¹

Nach vier Monaten in der Lubjanka öffnete sich eines Abends das Fensterchen der Zellentür und der Wärter rief: »Sliosberg, mit Sachen.« Shenja Golzmann kam zu mir: »Sehen Sie, ich hatte recht. Sie gehen in die Freiheit. Ich freue mich für Sie. Vergessen Sie uns hier nicht.« Wir küssten uns. Shenja war ein sehr guter Mensch. Sie freute sich wirklich, weil sie glaubte, dass ich freigelassen würde. Die anderen waren ein bisschen neidisch. Ich kannte das von mir selbst: Einerseits freute man sich für den anderen, weil er so ein Glück hatte, andererseits schmerzte einem das Herz, weil man nicht selbst der Glückspilz war. Zu diesem Zeitpunkt war Shenja Bychowskaja nicht mehr in unserer Zelle. Ihre Untersuchung war beendet und sie woanders untergebracht worden. Alexandra Roschkowa war davon überzeugt, dass man mich nicht entlassen, sondern in eine andere Zelle verlegen würde. Sonja sagte nichts. Wir verabschiedeten uns und ich verließ die Zelle.

Ein Wachsoldat führte mich in den Hof und setzte mich in einen »schwarzen Raben«. Falls jemand nicht wissen sollte, was das ist: Das war ein geschlossenes grünes²² Auto eigens für den Gefangenentransport. Der Wagen war in winzige Ein-Personen-Coupés unterteilt. Die waren so eng, dass große Leute aufpassen mussten, ihre Beine nicht in der Tür einzuklemmen. 1937 kannte jeder diese Fahrzeuge. Auf die Frage einer Lehrerin an Erstklässler, welche Farbe der Rabe hätte,

21 Butyrskaja-Gefängnis (wird oft nur Butyrki genannt) – großes, altes Gefängnis in Moskau.

22 1936 waren die »schwarzen Raben« in Moskau grün (sonst waren sie schwarz gestrichen). Als ich 1949 erneut verhaftet wurde, sahen die »schwarzen Raben« wieder anders aus: Auf ihren Seitenflächen stand nun »Brot« oder »Fleisch«. (A)

antworteten die Schüler einmütig: »Grün.« Ich wurde also in so ein Coupé gezwängt und konnte nicht sehen, wohin wir fuhren. Ich zitterte am ganzen Körper. Ganz tief in meinem Inneren flackerte die einfältige Hoffnung auf, dass man mich jetzt nach Hause fahren, ich jetzt gleich frei sein würde.

Der Wagen hielt an und wir stiegen aus. Wir waren im Hof des Butyrki-Gefängnisses. Es war ein Augustabend und der Mond schien. Im ersten Hof standen ein paar große Linden. Ihre Blätter leuchteten im Mondschein. Erst vier Monate waren vergangen, seit ich das letzte Mal einen Baum gesehen hatte, aber mein Herz krampfte sich so schmerzhaft zusammen, dass ich fast die Besinnung verlor. Man führte mich durch den zweiten Hof, der kahl und düster war, in das Gefängnisgebäude. Dort nahm man meine Akte entgegen, schrieb mich ein und brachte mich in eine Zelle. Die Zelle war riesig, die gewölbte Decke voller Wasserflecken. Zu beiden Seiten des sehr schmalen Durchganges stand Pritsche an Pritsche – voller Häftlinge. Klamotten hingen zum Trocknen auf Strippen und alles war mit Machorkarauch²³ vollgequalmt. In der Zelle war es laut. Jemand schimpfte, zwei Gefangene stritten miteinander, in einer Ecke weinte jemand. Ratlos blieb ich mit meinem Koffer und meinem Bündel stehen. Eine schwangere Frau, die Zellenälteste, kam auf mich zu. »Haben Sie keine Angst«, sagte sie, »hier sind fast alle Politische wie Sie. Ich bin Katja Nikolajewa, habe in der Trjochgorka²⁴ als Weberin gearbeitet.« Wir begrüßten uns mit Handschlag. »Sie müssen sich erst mal beim Abortkübel hinlegen, das ist für Neue hier so Sitte.« In der Ecke stand ein riesiger hölzerner Kübel, der furchtbar stank. Plötzlich entdeckte ich auf der Pritsche gegenüber Shenja Bychowskaja. In den vier gemeinsam verbrachten Monaten hatte ich sie lieb gewonnen. Von meiner anfänglichen Überzeugung, dass sie eine Spionin sei, war nichts übrig geblieben. Wegen ihrer Kurzsichtigkeit hatte sie mich nicht gesehen. Jetzt erkannte sie mich und wir umarmten und küssten uns. Sie ließ mich bei sich schlafen. »Sie wurden hierher verlegt, also ist Ihr Verfahren abgeschlossen. Schade. Ich hatte gehofft, dass man Sie freilässt. Jetzt müssen Sie das Urteil abwarten. Ich werde mindestens zehn Jahre bekommen. Bei Ihnen ist es einfacher, Sie kommen bestimmt mit fünf Jahren davon.« Shenjas Nachbarin Motja empfing mich freundlich, nachdem ich mich neben Shenja gelegt hatte. Mit den Worten »Eng, aber gemütlich. Ihr seht doch, zwei Freundinnen haben sich wiedergefunden«, drängelte Motja ihre beiden Nachbarinnen Nina und Walja ein bisschen beiseite. Dank Motjas Fürsprache bildete sich eine Lücke von ungefähr 40 Zentimetern, in die ich mich zwängte. Wir lagen eng wie Heringe in der Dose, Kopf an Kopf, und ich erblickte in Motjas Gesicht grässliche schwarze Flecke. Shenja hatte mir zwar gesagt, dass es nicht ansteckend sei, aber unwillkürlich überkam mich ein Gefühl des Ekels und ich zog mir mein Kopftuch übers Gesicht. Motja hatte das bemerkt und meinte: »Sie brauchen sich nicht zu fürchten, ich stecke Sie nicht an. Ich habe mir die Wangen

23 Machorka – russische Tabaksorte.

24 Trjochgorka – große Textilfabrik in Moskau.

erfroren.« Diese Flecken machten Motja sehr zu schaffen. Stundenlang massierte sie ihr Gesicht. Das hatte ihr Nina beigebracht. Dann fragte sie uns, ob die Flecken blasser würden. Wir hatten doch keinen Spiegel. Motja konnte schreiben, aber lesen hatte sie sich nicht angewöhnt, wie sie es nannte. Sie bemitleidete mich sehr, weil ich von früh bis spät las. »Entspannen Sie sich doch mal«, sagte sie mir einmal und wunderte sich, als ich ihr versicherte, dass ich mich nur mit einem Buch entspannen konnte. Wenn sich Motja nicht mit ihren Wangen abmühte, dann lag sie mit geschlossenen Augen auf ihrer Pritsche und lauschte den Gesprächen von Nina und Walja. Die beiden waren schön und jung, nicht älter als 30. Ninas Mann war ein hoher Offizier, Waljas Mann Sekretär eines Gebietskomitees²⁵. Sie hatten sich angefreundet und schwelgten tagelang in Erinnerungen an ihr früheres Leben. »Tja, so leben die Natschalniks!²⁶«, sagte Motja einmal zu mir. »Bei dir ist jeder ein Natschalnik. Vielleicht war ich auch so ein Natschalnik?« »Nein, dein Mann ist doch Lehrer. Das ist eine richtige Arbeit. Aber die Männer von denen sind Natschalniks.« Sie mochte keine Natschalniks, denn jede Begegnung mit ihnen hatte ihr bisher immer nur Kummer gebracht.

1929, als sie gerade zwölf war, endete ihre friedliche Kindheit in einem Dorf in der Nähe von Tarussa abrupt. Zu dieser Kindheit hatten Pilze und Beeren, mit den anderen Kindern tagelang in der Oka baden, nächtliche Ausflüge und eine wunderbare Großmutter, die beste Sängerin und Märchenerzählerin im Dorf, gehört. Das Lernen war Motja leicht gefallen und hatte ihr Freude bereitet. Von ihrer Lehrerin wurde sie deshalb Klein-Edison genannt. Dieses Leben war mit einem Schlag vorbei, als Motjas Eltern entkulakisiert und mit ihren drei Kindern (Motja war das älteste) in den Norden des Urals verbannt wurden. Im September lud man sie mitten im Wald aus und befahl ihnen, sich dort einzurichten. Es regnete, ein kalter Schneeregen, die Frauen schrien, die Kinder heulten. Mehr schlecht als recht grub man sich Erdhöhlen, schusterte Öfen zusammen. Vieh gab es nicht, wovon sollte man die Kinder ernähren? Gleich im ersten Jahr starb die mittlere Schwester. Der Vater und die Mutter arbeiteten als Holzfäller, Motja kümmerte sich um den Haushalt. »Öde ist es dort. Der Sommer ist verregnet und kurz, der Winter eisig. Eine Schule gibt es nicht. Die Eltern arbeiten von früh bis in die Nacht, ich Sorge für meinen Bruder, heize den Ofen, schmelze Schnee zu Wasser. In der Erdhöhle ist es feucht, schmutzig und verrauchert. In der Nachbarschaft gibt es nur wenige Kinder, ja und die arbeiten auch alle von früh bis spät. Es wird schon zeitig dunkel und Petroleum gibt's nicht. Also sitze ich da mit Kienspan und Funzel, mein Brüderchen ist ständig erkältet und hustet und hustet.« 1934 wurde Motja 17, aber einen Personalausweis bekam sie nicht, genauso wenig wie alle anderen Entkulakisierten. In der Erdhöhle sah es nicht gut aus. Der Vater war düster wie eine Gewitterwolke und die Mutter und der kleine Bruder

25 Gebietskomitee (der KP) – Die Republiken der UdSSR waren administrativ u. a. in Gebiete unterteilt. Auf Gebietsebene war das Gebietskomitee der KP de facto das wichtigste Machtorgan, es wurde vom sogenannte Büro und seinen Sekretären geleitet.

26 Natschalnik – Vorgesetzter, Chef.

waren dauernd krank. Jetzt ging Motja mit dem Vater in den Wald arbeiten und die Mutter blieb bei dem Brüderchen zu Hause. Nach Kirows Ermordung im gleichen Jahr hatte sich der Vater betrunken und gesagt: »Man müsste sie alle umbringen, diese Natschalniks, damit sie das Volk nicht mehr quälen können.« Danach wurde ihr Vater natürlich abgeholt, und im Winter darauf starben ihre Mutter und ihr kleiner Bruder. »Es war so trostlos und ich fühlte mich so elend, dass ich beschloss, zu meiner Großmutter ins Dorf zu fliehen. Ich hatte weder Geld noch Ausweis. Im Frühjahr 1936 machte ich mich auf. Ich hatte mir zwei Paar Schuhe gemacht, Zwiebacke getrocknet und ging los, zu Fuß.« In drei Monaten legte Motja fast 2 000 Kilometer zurück. Sie übernachtete in Dörfern und manchmal auch in verlassenen Gruben. Gleich am Anfang ihres langen Weges hatte sie einmal im Wald übernachtet, war fest eingeschlafen und hatte sich so im Morgenfrost die Wangen erfroren. Das erste Paar Schuhe fiel gleich auseinander, also lief sie barfuß, sobald der Weg es zuließ. Sie kam durch Dörfer, in denen man ihr in Christi Namen Unterkunft und Essen gewährte, in anderen musste sie sich verdingen. Und sie schaffte es. Ihre Großmutter weinte vor Freude und Angst, päppelte sie wieder hoch, streichelte und verwöhnte sie, rieb ihr die Füße mit warmem Speck ein, schlief mit ihr in einem Bett, ließ sie nicht auf die Straße – aus Angst. Und trotzdem kam es heraus. Nur eine Woche hatte sie bei ihrer Großmutter gewohnt, als sie kamen, um Motja abzuholen. »Na und! Ich bereue nicht, dass ich ausgerissen bin. Im Lager wird es nicht langweilig werden, da sind ‘ne Menge Leute. Schlimmer kann es ja nicht werden!« Ja, arme, liebe Motja, für dich kann es nicht schlimmer werden, dachte ich.

So lebte ich in der Zelle Nummer 105 und wartete auf mein Urteil. Drei Monate war ich in dieser Zelle und hatte genug Zeit, mich mit den Zellenbewohnern und ihren Gepflogenheiten vertraut zu machen.

Auf die 100 Frauen in unserer Zelle kamen eine alte Esserka²⁷, zwei grusinische Menschewikinnen²⁸ und zwei Trotzkestinnen. Sie alle befanden sich seit acht bis 15 Jahren in Gefängnissen, Lagern oder in der Verbannung. Jetzt hatte man sie aus dem Politisolator²⁹ hierhergebracht, um ihre Verfahren erneut aufzurollen. Für diese Menschen war das Verhältnis zur Regierung, insbesondere zur GPU³⁰ schon lange eindeutig definiert: Das waren Feinde, die man bekämpfen musste. Für die Trotzkestinnen war Stalin der Feind Nummer eins. Sie nannten ihn »Papachen«. Über uns machten sie sich lustig und fragten, warum uns »Papachen« denn nicht half, wo wir ihn doch alle so liebten? Für die Sozialrevolutionärin und die Menschewikinnen war Stalin einfach nur ein Schwachkopf, den sie verachteten. Lenin hassten sie, denn ihrer Meinung nach hatte er die Demokratie beseitigt und somit der Gesetzlosigkeit Tür und Tor geöffnet. Das Jahr 1937 war für sie nur eine Episode.

27 Esser(ka) – russisches Akronym (von »SR«) für die (weibl.) Mitglieder der Partei der Sozialrevolutionäre, im Plural Essery.

28 Menschewik(in) – (weibl.) Mitglieder der gemäßigten Fraktion der sozial-demokratischen Arbeiterpartei Russlands.

29 Politisolator – isolierte Abteilung für politische Häftlinge in Gefängnissen oder spezielles Gefängnis.

30 GPU – Staatliche Politische Verwaltung, 1922-1934 Name des sowjetischen Geheimdienstes.

Irgendwie waren sie sogar froh darüber, denn es hatte ihre schwärzesten Voraussagen wahr werden lassen. Moralisch gesehen, hatten sie es leichter: Alles war klar und hatte seinen Platz. Sie hatten es auch deshalb leichter, weil sie sich schon an das Gefängnisleben gewöhnt hatten. Der schreckliche Gefängnisalltag hatte sie bereits aufgesogen. Sie hatten keine Verbindungen mehr nach draußen. Sie hatten keine Kinder, keine Eltern. Ihre Männer waren schon längst umgekommen oder durchwanderten, wie sie selbst, seit Jahren die Gefängnisse. Städte bewerteten sie nach dem Zustand der Gefängnisse in ihnen: »Gefällt Ihnen Orjol?« »Kein bisschen! Dort sind Steinfußböden und um den Hof ist ein riesiger Zaun.« »Und Samara?« »Keine schlechte Stadt, aber im Waschraum bekommt man nur 15 Minuten zum Waschen.«

Sie konnten ihre Rechte durchsetzen, kannten alle Gesetze und die Gefängnisleitung fürchtete sie. Wenn sie es forderten, verschrieb man ihnen sofort Diätessen oder überwies sie ins Krankenhaus. Über Politik redeten sie, als sei es das Einfachste auf der Welt: Die Revolution war bereits vor zehn Jahren gestorben (für die Menschewikinnen und die Esserka schon vor 15 Jahren), das Land ging dem Untergang entgegen und je schneller, desto besser. Sie lachten, wenn andere von schwachsinnigen Entscheidungen führender Wirtschaftskader berichteten, und waren überzeugt davon, dass die Sowjetmacht im Falle eines Krieges wie ein Kartenhaus zusammenfallen würde. Mit heimlicher Freude empfingen sie die Neuzugänge, besonders die Kommunisten unter ihnen. Ihre ehemaligen Verfolger waren gekommen, um jetzt mit ihnen die Gefängnispritsche zu teilen. Ich lauschte ihren Gesprächen und stellte fest, dass sie ziemlich falsche Vorstellungen von der Stimmung der Sowjetbürger hatten. Woher sollten sie unser Leben denn auch kennen? Seit Jahren betrachteten sie es ja nur durch die Gitterstäbe der Gefängnisfenster. Ich beobachtete sie und wollte nichts mit ihnen zu tun haben. Mir graute bei der Vorstellung, dass es in meinen Erinnerungen nur Gefängnisse geben würde und meine Hoffnungen nur noch einem guten Politisolator mit vernünftiger Bibliothek oder einem Hof für Rundgänge gelten sollten.

Mit Ausnahme dieser fünf Frauen beteuerten alle 95 Zelleninsassinnen ihre Unschuld. Nur einige wenige, sehr disziplinierte Parteigenossinnen hielten sich mit Geschichten in eigener Sache zurück. Alle anderen konnten das überstarke Bedürfnis zu erzählen, zu fragen, sich Rat zu holen darüber, was sie erwartete, nicht unterdrücken. Sehr viele waren Opfer von Verleumdungen. Andere waren »schuldig«, ohne es zu wissen. Wer konnte denn ahnen, dass es ein Verbrechen war, jemandem einen Witz zu erzählen oder sich einen anzuhören, den ganz Moskau kannte? Und zwar ein Verbrechen nach Artikel 58³¹ Punkt 10 wegen Verbreitung antisowjetischer Propaganda, das mit bis zu zehn Jahren Freiheitsentzug bestraft werden konnte. Wer konnte denn ahnen, dass eine Ehefrau dazu verpflichtet war, ihren eigenen Mann bei der GPU anzuzeigen, falls er im Gespräch mit ihr

31 Artikel 58 – Die meisten politisch Repressierten der Stalinzeit wurden nach Artikel 58 (für konterrevolutionäre Verbrechen) des Strafgesetzbuches von 1926 verurteilt.

mal Kaganowitsch oder Molotow oder, Gott behüte, Stalin beschimpft haben sollte. Andernfalls machte sie sich der Mitwisserschaft nach Artikel 58 Punkt 12 schuldig, was mit bis zu acht Jahren Freiheitsentzug geahndet wurde. Ebenso kam niemand auf den Gedanken, dass die Bekanntschaft mit einem ehemaligen Oppositionellen ein Verbrechen sein sollte. Ihnen war es doch gestattet, in Moskau zu wohnen und zu arbeiten, viele von ihnen waren als Parteimitglieder rehabilitiert. Warum also sollte man mit ihnen keinen Umgang haben dürfen?

Zuerst bemühte ich mich, den traurigen Berichten, die mir zu Ohren kamen, keinen Glauben zu schenken. Wären wirklich alle so unschuldig wie ich selbst, dann würde es sich ja um eine schreckliche Ungeheuerlichkeit handeln. Dann würden alle Zeitungen lügen, alle Parteiführer würden in ihren Reden lügen, alle Gerichtsprozesse würden lügen. Nein! Das konnte nicht sein! Irgendwo in den Einzelzellen, im Männertrakt, irgendwo mussten sie doch sitzen, diese verfluchten Verschwörer, derentwegen alles so durcheinandergeraten war, dass man jetzt Unschuldige und Schuldige nicht mehr unterscheiden konnte.

Aber in jedem konkreten Fall musste ich den Leuten einfach glauben. Ich glaubte der alten Sofia Pinson, wenn sie von ihrer Begegnung mit Muratow erzählte: »Ich forderte eine Gegenüberstellung mit ihm. Sie brachten mich in das Zimmer des Ermittlers. Dort saß ein grauhaariger Alter mit unruhigen Augen. Erst als er anfang zu reden, begriff ich, dass es Muratow war (Muratow war damals 33 Jahre alt). Ich lief zu ihm und rief: »Andrej Alexejewitsch, sagen Sie, dass es nicht wahr ist, dass ich niemals in einer terroristischen Organisation war!« Und da sagt er doch tatsächlich zu mir: »Ach Sofia, lassen Sie das Leugnen! Ich habe bereits gestanden, dass wir beide Kaganowitsch umbringen wollten. Ich rate auch Ihnen, ein Geständnis abzulegen.« Können Sie sich das vorstellen? Ich wollte Kaganowitsch umbringen! Ich kann nicht mal ein Huhn umbringen!«

Ich glaubte auch Shenja Wolkowa. Sie hatte in Gorki studiert und war als Auszeichnung zur Maidemonstration³² nach Moskau delegiert worden. Zu ihrem Unglück war sie in Gorki Mitglied eines Schießsportvereins. Jemand hatte sie angezeigt: Angeblich sollte sie auf der Demonstration Stalin erschießen. Es war vollkommen irrsinnig – wie sollte sie denn unbemerkt ein Kleinkalibergewehr in die Demonstration schmuggeln? Shenja weinte tagelang, vor allem wegen ihrer herzkranken Mutter, um die sie sich sorgte. Sie interessierte sich kein bisschen für Politik. Das Fach Dialektischer Materialismus war ihr ein Gräuel, weil der Lehrer von den Studenten verlangte, dass sie Zeitungen lasen. Sie interessierte sich für Musik, für das Studium und für einen Jungen, einen sehr prinzipienfesten Komso molzen, der bereit gewesen wäre, sein Leben für die Heimat zu geben. Mit Sicherheit würde der sie jetzt verachten, jetzt da sie als Verräterin galt.

Ich musste Sofia Pinson und Shenja glauben, weil ich ihre Augen sah, ihr Stöhnen in den Nächten hörte, ihren Kummer und ihre Fassungslosigkeit spürte. Ich

32 Aus Anlass des 1. Mais fanden in der UdSSR von der KP organisierte Demonstrationen und Paraden statt.

pfiff auf die Wachsamkeit, die alle predigten (sogar Shenja Bychowskaja), und begann meinen Augen und meinem Herzen zu glauben.

Die unglücklichsten Geschöpfe im Gefängnis waren die Kommunisten, denn sie spielten die Rolle der freiwilligen Verteidiger der GPU. Sie wollten allen weismachen, dass im Land eine konterrevolutionäre Verschwörung ungeahnten Ausmaßes im Gange sei. Wenn bei der Zerschlagung dieser Verschwörung Fehler gemacht würden, dann sollte man sich doch erinnern: Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne. Sie behaupteten, dass der Organismus als Ganzes nur gerettet werden könnte, wenn man die wunde Stelle herauschnitt. Dabei würde zwangsläufig auch gesundes Gewebe verletzt oder mit herausgeschnitten. Fragte man sie, warum der Gefangene im Verhör geschlagen, warum er gezwungen wurde, Falschaussagen zu machen, dann antworteten sie: »Das muss so sein.« Darauf konnte man nichts mehr entgegnen. Sie alle waren überzeugt davon, dass Stalin nicht Bescheid wusste, was in den Gefängnissen geschah. Sie hörten nicht auf, Briefe an ihn zu schreiben. Stalin war für sie über jeden Zweifel erhaben, er war unfehlbar. Einfach unvorstellbar, dass er von all den Ungeheuerlichkeiten, die sich ereigneten, etwas wusste. Und wenn er doch davon wusste, dann »musste das eben so sein«. So redeten und so dachten sie und jeder neue Beweis für die stattfindende entsetzliche Ungerechtigkeit legte sich als doppelte Last auf ihre Schultern: Einerseits quälte er sie selbst, andererseits fühlten sie sich verpflichtet, seine Zweckmäßigkeit vor den Parteilosen zu rechtfertigen. Sie sagten, dass wir nicht an die Unschuld der meisten in dieser Zelle glauben dürften, viele hier seien maskierte Feinde. Sich selbst bezichtigten sie der unzureichenden Wachsamkeit. Sie hatten es schwer. Am schlimmsten war, dass sie, während sie die Recht- und Zweckmäßigkeit der Handlungsweise von Partei und Regierung verteidigten, selbst den Glauben daran verloren. Dabei hatten sie von jungen Jahren an nur für die Partei gelebt. Sie waren die Kinder dieser Partei, ihre Soldaten. Sie hatten es in dieser Situation sehr schwer.

Jetzt möchte ich meine Empfindungen beschreiben. Das ist wichtig, weil nicht nur ich allein so gefühlt habe, sondern viele andere Menschen auch, die sich wie ich von heute auf morgen als Volksfeinde hinter Gefängnisgittern wiederfanden. Mein Mann hatte mir immer vorgeworfen, dass ich die Zeitungen nur oberflächlich las, nicht gerne zu Versammlungen ging, mich nicht für Politik interessierte. Manchmal hatte ich mich aufgeregt: Die Wohnung war zu eng, dieses oder jenes gab es nicht, ausländische Waren waren gut, unsere schlecht. Und jetzt, da mir größtes Unrecht widerfuhr, da mich der Hass auf unser Leben ersticken müsste, jetzt spürte ich, wie gut es mir eigentlich gegangen war. Es hatte so gut getan, zu arbeiten und zu wissen, dass ich eine nützliche und wertvolle Tätigkeit ausübte. Es hatte so gut getan, die Kinder in der sicheren Hoffnung zu erziehen, dass ihnen alle Wege offenstanden. Ich war so selbstbewusst über die Erde geschritten, hatte sie als mein Zuhause empfunden und mir gewünscht, dass es in meinem Haus schön sein sollte, besser als in all den reichen ausländischen Häusern. Ich hatte

mich wohlgeföhlt unter den Menschen! Ich verstand ihre Wünsche, ihr Leben. Ich glaubte durch und durch, dass dieses unser Leben das gerechteste und ehrlichste wäre. Jetzt waren meine Freunde, Schwestern und Brüder, meine Kinder, alles was mir lieb und teuer war, in diesem Leben zurückgeblieben. Sie waren Ärzte, Pädagogen, Ingenieure, und schlug die Stunde des Krieges, würden sie Soldaten. Sie bauten und sie verteidigten dieses Leben mit ganzer Kraft und ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit. Würde ich dieses Leben jetzt verwünschen, hieße das, alle Verbindungen zu ihm zu kappen. Die Verbindungen zu all denen, die ich liebte, die Verbindungen zu allem, was mir teuer war. Das hieße Rückzug in eine innere Emigration.

Aber was um mich herum geschah, schürte meinen Hass. Es waren Mitglieder der kommunistischen Partei, die nicht an der Wahrheit interessiert waren, sondern mit Schlägen und Schlafentzug falsche Aussagen erzwangen. Was ließ sich gegen das schwerwiegende Argument einwenden, dass es Kommunisten waren, die so ungerecht unser Leben zerstört hatten und für ihre Gräueltaten auch noch mit Orden und Auszeichnungen geehrt wurden? Qualvoll suchte ich nach einer Antwort. Ich zermartete mir den Kopf und wollte mich nicht von der Hoffnung trennen, dass Wort und Tat wieder eins werden könnten. Und ich wollte wieder ohne peinige Zweifel an unser Leben und an den Sieg der Gerechtigkeit glauben können.

Eines Tages während des Hofganges kam ein Krimineller, der den Hof fegte, auf mich zu. Er flüsterte: »Jagoda wurde verhaftet, an seiner Stelle ist jetzt Jeshow.« Als ich diese Nachricht in die Zelle brachte, löste sie eine ungeheure Hoffnungsstimmung aus. Alle erwarteten, dass wir nun entlassen würden. Aber die Zeit verging, und die Urteile fielen noch härter aus als zuvor. Wer bei Jagoda drei bis fünf Jahre bekommen hätte, bekam jetzt zehn bis zwölf Jahre. Man redete sogar von Verurteilungen bis zu 25 Jahren. Der anfängliche Optimismus verschwand.

Es war am Abend des 6. November 1936. Immer mehr Verhaftete wurden in unsere ohnehin schon überfüllte Zelle gebracht. Sie lagen auf den Tischen und dem Fußboden, unter den Pritschen und im Gang dazwischen. Die meisten von ihnen betreten die Zelle mit der Standarderklärung: »Ich bleibe gleich hier vorne. Meine Verhaftung ist ein Irrtum, die müssen mich wieder rauslassen. Das Ganze ist ein Missverständnis.« Wir beachteten ihre Worte nicht weiter, jeder hatte mit sich selbst zu tun. Als eine hochschwängere Frau hereingeföhrt wurde, rückten wir auf den Pritschen enger zusammen, um ihr Platz zu machen. Jemand gab ihr ein Tuch, ein anderer seinen Mantel, damit sie es bequemer hatte. Mit düsterem Gesicht lag sie auf der Pritsche und starrte einen imaginären Punkt an. Gegen 12 Uhr nachts begann sie zu stöhnen und sich in die Fäuste zu beißen – die Wehen hatten eingesetzt. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht. Wir waren schockiert, schließlich waren fast alle in der Zelle Mütter. Wir konnten uns sehr gut vorstellen, wie schwer es sein musste, unter diesen Bedingungen ein Kind zur Welt zu bringen. Zwei Stunden später öffnete sich die Tür erneut und eine etwa 35-jährige Frau betrat lärmend die Zelle. Sie trug ein großzügig ausgeschnittenes rosafarben-

nes Kleid und eine elegante Frisur, in ihrem Haar steckte eine Blume. Sie redete pausenlos und schluchzte dabei laut. Ihren Worten konnten wir entnehmen, dass ihr erster Mann Trotzki war und sich vor neun Jahren aus dem Staub gemacht hatte. Hinterlassen hatte er ihr einen Sohn – Ljowotschka. Ljowotschka humpelte und hatte eine schwache Gesundheit. Neun Jahre lang wartete sie auf ihren Mann. Sie traute sich nicht, einen anderen zu heiraten, aus Angst, er könnte ihren Ljowotschka kränken. Dann entschloss sie sich doch dazu. Am 5. November war sie zu ihrem neuen Mann gezogen und am 6. November hatte man sie direkt von der Hochzeitstafel weg hierhergebracht. Sie redete, weinte und schrie immerzu: »Ljowotschka, mein lieber Ljowotschka!« Unsere Nerven waren auch so schon aufs Äußerste angespannt: Morgen war Feiertag³³, die Zelle drohte aus den Nähten zu platzen vor lauter Neuzugängen, wir hatten den Beginn einer Geburt miterlebt und jetzt noch diese Braut im rosa Kleid mit Blumen im Haar, die da rief: »Ljowotschka, mein Ljowotschka!« Plötzlich bekam eine Frau in der Ecke einen hysterischen Anfall und jammerte: »Mein Jura, Jura, mein lieber!« Nun war das große Wehklagen nicht mehr aufzuhalten. »Meine kleine Irotschka!« »Mein Mischenka!« Die Hälfte der Frauen schrie hysterisch. Ich zog mir mein Tuch über den Kopf und war kurz davor, auch gleich loszuschreien: »Mein Schurik, meine Ellotschka!« Ich zerbiss mir die Hände bis aufs Blut, hielt mir die Ohren zu und schloss die Augen. Shenja Bychowskaja lag schweigend neben mir und zitterte heftig am ganzen Körper. Wir schmiegt uns fest aneinander. Da öffnete sich die Tür. Fluchend zerrten die Aufseher die hysterisch um sich schlagenden Frauen auseinander und brachten einige ins Krankenhaus, andere in den Karzer oder in noch nicht überfüllte Zellen. Zwei Stunden später war es still in der Zelle. Schweigend lagen wir wach. So begann der 7. November 1936.

Am 12. November bekam ich die Vorladung vor das Militärkollegium des Obersten Gerichts. Alle waren erschüttert. Meine Angelegenheit schien doch so unerheblich und nun sollte ein Militärgericht über mich urteilen! Den Ernst meiner Lage begriff ich, als ich in die Gesichter der erfahrensten Kameradinnen blickte: In unserer Zelle gab es eine Trotzkiistin, Sonja Aschkenasi, von der ich noch nichts erzählt habe. Sie war sehr schweigsam, und ich wusste nichts über sie und ihre Gedanken. Sie litt unheilbar an Schwindsucht und war sehr darauf bedacht, niemanden anzustecken. Sie aß aus ihrem eigenen Geschirr, hustete und spuckte in ein Schächtelchen und schlief immer zur Wand gedreht, von den anderen abgewandt. Diese Sonja kam jetzt auf mich zu, schaute mich mit ihren wunderbaren Augen an und küsste mich auf die Lippen. Sie glaubte, dass es mir jetzt egal sein könnte, ob ich mich ansteckte. Wie im Traum packte ich meine Sachen und verließ die Zelle. Ich wurde zum Pugatschowturm geführt (es hieß, Pugatschow sei hier gefangen gewesen) und bekam meine Anklageschrift ausgehändigt. Der Prozess war auf den 15. November festgesetzt, also in drei Tagen.

33 7. November – Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution 1917, größter Feiertag in der UdSSR, mit Demonstrationen im ganzen Land und großer Militärparade in Moskau.

Der Prozess

Die Anklageschrift war erstaunlich primitiv abgefasst, z. B. hieß es: Der mir und meinem Mann bekannte Universitätsdozent Muratow hätte einem gewissen Morenko erzählt, dass er mich für eine terroristische Organisation angeworben hätte. Diese Organisation hätte sich das Ziel gesetzt, Kaganowitsch umzubringen. Außerdem sollte ich irgendein Gespräch zwischen Muratow und meinem Mann gehört haben, das am 5. Dezember 1935 stattgefunden hätte. Das war absolut phantastisch und unbestimmt, aber auf diese Anklage hin sollte mir meine Schuld nach Artikel 58 Punkt 8 (Terror) nachgewiesen werden. Als Mindeststrafmaß galten hierfür acht Jahre, als Höchststrafe die Hinrichtung. All das erfuhr ich von dem Oberst, der mir die Anklageschrift übergab. Die Anklageschrift war von Wyschinski unterzeichnet und schloss mit den Worten: »... leistete der Ermittlung hartnäckig Widerstand und legte kein Geständnis ab.«

Ich hoffte, während des Prozesses meinen Mann wiederzusehen, glaubte, dass er jetzt das Gleiche durchmachte wie ich und auch auf den Prozess wartete. Wie immer dachte ich auch an die Kinder und daran, dass sich jetzt entscheiden müsste, ob ich sie jemals wiedersehen würde oder nicht. Ich war froh darüber, dass ich einen Gerichtsprozess bekam und nicht von einer »Troika«³⁴ in meiner Abwesenheit verurteilt wurde, dass ich reden und mich verteidigen konnte. In Gedanken wiederholte ich die Beweise für meine Unschuld, für die Unsinnigkeit und Haltlosigkeit der Anklage.

Am 15. November 1936 brachte mich ein »schwarzer Rabe« zur Lubjanka. Dort angekommen, führte man mich zum Friseur. In dem Raum stand ein Tisch mit einem Spiegel darauf. Man ließ mich allein. Das erste Mal seit sieben Monaten sah ich mich im Spiegel. Ich war mit meinem Äußeren zufrieden. In dem stark abgemagerten Gesicht leuchteten meine Augen voller Entschlossenheit. Ich dachte, dass ich gleich meinen Mann sehen würde, ich hätte ihn so gern mit meinem Aussehen aufgemuntert. Ich musste ziemlich lange warten, ungefähr zwei Stunden. Irgendwo schlug eine Uhr zwölf. Man brachte mir das Mittagessen. Alles hat sich unauslöschbar in mein Gedächtnis eingebrannt: Es gab Erbsensuppe mit einem Stückchen Fleisch und Buchweizengrütze mit Fleisch. Das war kein Häftlingessen, sondern höchstwahrscheinlich aus der Kantine. Ich hatte noch nicht aufgegessen, als man mich abholte.

Ich wurde in den Gerichtssaal geführt. Außer mir gab es keine weiteren Angeklagten. Auf den Zuschauerplätzen saßen uniformierte Ermittler. Auf einem Podest stand ein langer Tisch mit einer roten Decke. Rechts von diesem Tisch befand sich hinter einer Brüstung aus hellem, poliertem Holz die Bank für die Angeklagten. Auf diese Bank setzte ich mich. Hinter mir standen zwei Wachsoldaten mit Gewehren und der Gefängnisdirektor Popow, ein großer dünner Mensch mit riesigem Schnurrbart. Mir gegenüber hing eine runde Uhr, deren Zeiger auf 12.45 Uhr

34 »Troika« (die Drei) – hier dreiköpfige Kommission des NKWD für außergerichtliche Schnellverfahren.

standen. »Das Gericht erscheint. Erheben Sie sich!« Ich sprang auf. Ungefähr zwölf Richter betraten den Raum. Den Vorsitz hatte Ulrich. Ich besah mir diese Männer in ihren ordengeschmückten Uniformen. Die meisten von ihnen waren schon älter, sie hätten meine Väter sein können. Ein großer, grauhaariger Mann, behängt mit unzähligen Orden, begann die Anklageschrift zu verlesen. Ich konnte sie bereits auswendig, besah mir die Richter und dachte: Würden diese Männer, Bolschewiki, denen ich immer mit Achtung begegnet war, denen ich mich in jeder gefahrvollen Situation anvertraut hätte, würden sie wirklich nicht verstehen, dass ich unschuldig war, könnten sie mich tatsächlich verurteilen?

Der Vorsitzende fragte, ob ich etwas zu sagen hätte. Ich antwortete: »Ja, ich möchte reden!« Wirklich, ich hielt eine ausgezeichnete Rede. Ich sagte, dass es nicht notwendig, ja unmöglich sei, Unschuld zu beweisen. Bewiesen werden müsse die Schuld. Ich sagte, dass ich von einem Mann angeklagt wurde, der den Worten des Ermittlers nach ein »trozkistischer Bandit« war. Warum aber schenkte man ihm Glauben und nicht mir? Muratow hatte behauptet, dass er mir unter vier Augen vorgeschlagen hätte, an der Ermordung Kaganowitschs teilzunehmen und ich meine Einwilligung gegeben hätte. Was konnte ich dieser absurden Behauptung entgegenhalten? Dass es mir sehr gut gegangen war, dass ich durchaus zufrieden war mit meinem Leben, es nicht den geringsten Grund gab, mich plötzlich auf so ein Verbrechen einzulassen. Es war einfach undenkbar. Außerdem hätte ich durch einen Regierungswechsel keinerlei Vorteile zu erwarten gehabt. Das Ganze ging mich überhaupt nichts an! Und was sollte diese Formulierung: »Die Sliosberg konnte ein Gespräch hören«? Sie konnte es hören, aber sie hatte es nicht gehört. Man durfte doch einen Menschen nicht umbringen, weil er hören konnte! Ich beendete meine Rede mit der Bitte an die Richter, bei der Urteilsfindung zu bedenken, dass ich zwei kleine Kinder hatte. Wirklich, ich hielt eine ausgezeichnete Rede, aber es nutzte nichts. Einen Moment lang kam es mir vor, als ob mir niemand zuhörte.

»Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.« Die Richter erhoben sich und verließen den Raum durch eine Tür hinter dem Tisch. Als sie sich öffnete, sah ich in dem anderen Zimmer einen gedeckten Tisch mit Obstschalen und Gläsern. Die Uhr schlug eins. Fünf Minuten später kamen die Richter wieder und der Vorsitzende verlas: »... wird zu acht Jahren Gefängnishaft mit strenger Isolierung und zur Aberkennung aller staatsbürgerlichen Rechte für vier Jahre verurteilt.« Ich dachte, mich trifft der Schlag. Ich drehte mich um und sah Popow in einer dümmlichen Pose dastehen: die Arme weit geöffnet wie für eine Umarmung. Weshalb wurde mir später klar: Viele Frauen wurden ohnmächtig und Popow fing sie auf. Ich wurde nicht ohnmächtig. Ich stieß Popow beiseite und rannte auf den Flur. Vermutlich wollte ich wegrennen. Dann durchfuhr mich der Gedanke »Gefängnishaft«. Ich hatte gar nicht gewusst, dass es so eine Strafe gab. Ich blieb stehen und drehte mich zu Popow um, der mir auf den Fersen folgte.

»Habe ich richtig gehört ›Gefängnishaft‹. Heißt das etwa, ich werde acht Jahre im Gefängnis sitzen?«

»Ja, so lautet das Urteil.«

»Ach, warum habe ich mich bloß so erniedrigt und die Kinder erwähnt!«, schrie ich auf.

»Das haben Sie richtig gemacht. Ihnen sollten die Rechte für fünf Jahre aberkannt werden, man ist auf vier Jahre runtergegangen.« Dann erfuhr ich, dass man allen anderen die staatsbürgerlichen Rechte für fünf Jahre aberkannt hatte.

Ich wurde in ein großes Zimmer geführt. Außer mir waren bereits zehn verurteilte Frauen dort, darunter auch Shenja Golzmann und Shenja Bychowskaja. Beide hatten zehn Jahre Gefängnis bekommen, Shenja Bychowskaja sogar Einzelhaft. Schweigend saßen wir da, fassungslos, niemand weinte.

An diesem Tag wurden etwa 100 Frauen verurteilt. Das Gericht tagte 16 Stunden, also standen ihm ganze zehn Minuten pro Verurteilung eines Menschen zur Verfügung. Ich hatte mit meiner Rede 15 Minuten beansprucht. Das bedeutete, dass jemand in nur fünf Minuten abgeurteilt worden war.

Auf Solowki³⁵

Nach der Urteilsverkündung führte man uns in eine große Zelle. Eilig hatte man hier Pritschen zusammengezimmert. Allem Anschein nach war hier vorher mal ein Klubraum gewesen. Wir blieben zwei Tage dort. In meiner Erinnerung an diese beiden Tage sind vor allem die Schreie, das Stöhnen, das Flehen um ein Treffen mit den Kindern und den Nächsten geblieben. Aber uns wurden keinerlei Begegnungen gestattet. Wir wurden in einen Zug gesetzt und nach Solowki gebracht. Die Fahrt dauerte vier Tage. Neben mir saß der Schriftsteller Wilenski-Sibirjakow. Er hatte ein sehr schweres Magengeschwür. Er unterhielt sich gern mit mir, denn in der Zelle Nr. 105 war auch seine Frau Marfa Wilenskaja gewesen. Ich erzählte ihm allerlei Kleinigkeiten über sie, an die ich mich erinnern konnte. Gierig lauschte er meinen Worten. Das sollten die letzten Nachrichten von seiner Frau sein. 30 Jahre hatte er mit ihr zusammengelebt. Vor der Revolution waren sie gemeinsam in sibirischer Verbannung gewesen, daher auch sein Pseudonym Sibirjakow. Er ist später auf Solowki gestorben. Seiner Tochter bin ich auf Kolyma³⁶ begegnet.

Der Dampfer »SLON« (Solowezki-Lager besonderer Bestimmung) brachte uns über das Weiße Meer. Es hieß, das bringe Glück. Aber mit diesem Schiff wurden alle Gefangenen übergesetzt und nichts schien sie weniger zu erwarten als Glück! Auf Solowki waren unsere Zellen noch nicht fertig. Behelfsmäßig wurden wir in einem großen Raum, früher das Refektorium, untergebracht. Die Öfen waren gewaltig, sie nahmen die halbe Wand ein und heizten sehr gut. Die Fenster waren groß, die Fußböden gediegen aus Holzdielen. Die Wände waren geweißt, die Holzbetten hatten eine Rückenlehne. Das Essen war gut. Der Gefängnisdirektor Monachow kam einige Male zu uns ins Zimmer. Er war groß, beleibt und hatte

35 Solowki – Bezeichnung für die Solowezki-Inseln im Weißen Meer und für das dortige Konzentrationslager.

36 Kolyma – Gegend im äußersten Nordosten Russlands mit unzähligen Zwangsarbeitslagern.

ein gutmütiges Gesicht. Wir schienen ihn sehr zu interessieren. Einmal fragte er uns: »Was habt ihr bloß angestellt bei den Urteilen?« Und das nächste Mal sagte er plötzlich: »Was soll's, ihr habt acht und zehn Jahre abzusitzen, also sortiert euch, wie ihr wollt, zu viert und zu fünft.« Das war ungeheuerlich. Noch nie hatte es jemand so gehandhabt, ganz im Gegenteil: Waren Gefangene befreundet, wurden sie getrennt. Aufregung ergriff uns, das war leicht gesagt: Such dir einen Gefährten für acht Jahre. Am meisten fühlte ich mich zu Shenja Bychowskaja hingezogen, aber sie war zu Einzelhaft verurteilt, saß in einer Ecke und gehörte schon nicht mehr zu uns. Voller Mitleid krampfte sich mein Herz zusammen, aber nun musste man sein eigenes Leben einrichten. Ich ging, ohne sie anzuschauen, an ihr vorüber zu der anderen Shenja, zu Shenja Golzmann. Sie saß neben der jungen und hübschen Lida. Die beiden hatten sich in der Lubjanka angefreundet. Lidas Stiefvater war Professor für Philosophie an der Militärakademie gewesen. Wenn er nach dem Dienst nach Hause kam, parodierte er sich selbst, ohne auf die Anwesenheit seiner Frau oder seiner Kinder Rücksicht zu nehmen. Was er noch vor einer Stunde gelehrt hatte, verschmähte er nun. Während der Untersuchung hatte Lida eine Gegenüberstellung mit ihrem Stiefvater, in der er ihr sagte: »Du musst die ganze Wahrheit sagen. Ich bin schuldig und nehme die Strafe auf mich, du aber musst weiterleben.« Lida verstand nicht, dass ihr Vater durch die Anwesenheit des Ermittlers gezwungen war, ihr diese Worte zu sagen. Es gab eine Menge zu berichten, und mit ihren schwerwiegenden Aussagen verschlimmerte Lida die ohnehin schwierige Lage ihres Stiefvaters noch mehr. Dann hatte sie eine Gegenüberstellung mit ihrer Mutter. Ihre Mutter schrie: »Du Verräterin, an dir klebt Vaters Blut.« Durch die jüngsten Ereignisse war Lida stark traumatisiert. Shenja und ich beschlossen also, diese Lida zu uns in die Zelle zu nehmen und uns um sie zu kümmern. Sina Stanizina wollte die Vierte bei uns sein. Sie war Mathematiklehrerin und 28 Jahre alt. Sina und mich verband der Umstand, dass ein und derselbe Muratow für unsere Verhaftungen verantwortlich war. Er hatte an ihrem Institut Dialektischen Materialismus unterrichtet. Shenja sagte, dass sie eine Bedingung hätte: Wir halten uns an die Gefängnisregeln und geben keine Klopfzeichen. Sie sei Kommunistin und würde sich, wo auch immer, den sowjetischen Gesetzen unterordnen. Wir waren einverstanden.

Folgenden Tagesablauf hatten wir für uns festgelegt: Wir standen um acht auf und machten eine Stunde bei geöffnetem Fenster Frühspor. Danach frühstückten wir und begannen dann mit dem Unterricht. Shenja gab uns täglich zwei Stunden Englisch, Sina unterrichtete uns zwei Stunden in Mathematik. Eine Stunde übte ich mit Shenja Französisch und eine Stunde mit Lida Russisch. Danach las ich französische Bücher. Es gab 250 davon in der Bibliothek, und zwar ausgesprochen gute Bücher. Shenja las Lenin und Marx, Sina beschäftigte sich mit der Vektoranalyse und Lida schwitzte über ihren Aufgaben in Mathe, Russisch und Englisch. Shenja achtete streng darauf, dass wir die »Prawda«, die wir hier bekamen, von der ersten bis zur letzten Seite lasen. Sie ließ es mir nicht durchgehen, dass

ich die Zeitung nur durchblättere, ohne sie zu lesen. Eine Stunde am Tag durften wir in dem mit Gras und Flieder wild bewachsenen Garten herumlaufen. Abends um acht zogen wir uns aus und machten noch einmal Gymnastik bei geöffnetem Fenster. Danach tranken wir Tee – unser Tagwerk war beendet. Wir legten uns niemals tagsüber hin, damit wir abends erschöpft waren und nachts durchschlafen konnten. Das war ein sehr guter Tagesablauf, allerdings waren wir wohl auch die Einzigen, die so etwas eingeführt hatten. In den anderen Zellen wurde viel geweint, viel an die Vergangenheit gedacht, viel auf den Betten gelegen und gelesen. Als man uns nach anderthalb Jahren zusammenlegte, unterschieden wir uns deutlich von den anderen Gefangenen.

Oft schaute Monachow zu uns rein. Sicherlich sah er noch öfter durch das Guckloch, denn einmal, als wir gerade einen englischen Artikel lasen, kam er herein und sagte: »Ihr seid ja schon ganz schön vorangekommen! Ich pack das nicht so richtig, obwohl ich schon dreimal damit angefangen habe.« Shenja meinte im Scherz zu ihm: »Machen Sie bei uns mit, wir bringen es Ihnen schon bei.« Aber er winkte ab: »Bloß nicht. Ich komme auch ohne Englisch gut zurecht.« Aber er kam nicht gut zurecht, der Arme. Ende 1937 verhaftete man ihn wegen Liberalismus. Es hieß, er wäre in Wladiwostok im Transitgefängnis gestorben. Er hat uns ein Jahr unseres Gefängnislebens verschönt, er war ein sehr guter Mensch.

Die Nächte waren sehr anstrengend. Ermüdet schlief ich sofort ein, aber gegen zwei Uhr wachte ich auf, wie von einem Stich ins Herz, und konnte nicht wieder einschlafen. Die Stunden bis zum Wecken waren unglaublich quälend. Aufstehen und lesen war nicht erlaubt, sich im Bett wälzen war unmöglich, denn Shenja hatte einen sehr leichten Schlaf und ich wollte sie nicht wecken. Also lag ich mit geschlossenen Augen reglos da und übte, mich nicht zu erinnern. Ließ meine Konzentration auch nur ein bisschen nach, dann tauchten sie sofort auf – die Gesichter der Kinder, des Mannes, der Mutter ... Nein, ich durfte mich nicht erinnern, sonst würde ich anfangen zu schreien. In diesen Nächten lernte ich, dass man seine Gedanken beherrschen kann: Die einen kann man zulassen, die anderen verdrängen. Es ist möglich, sich nicht zu erinnern, sich nicht zu bemitleiden, sich nicht von dem Schuldgefühl peinigen zu lassen, dass man dem Ehemann oder der Mutter gegenüber verspürt, weil man sie irgendwann gekränkt, zu wenig geliebt, nicht ausreichend getröstet hat ... Es ist möglich ... Aber es ist sehr schwer. Nach so einer Nacht war ich wie gerädert und kam erst wieder nach einer Stunde Gymnastik zu mir.

So verging ein Jahr. Ganz plötzlich, im Herbst 1937, verweigerte man uns die Ausgabe von Büchern aus der Bibliothek. Nachdem wir dann mehrere Monate ohne Bücher ausgekommen waren, bekamen wir einen neuen Katalog. Er enthielt Schulbücher für die Mittelschule, fremdsprachige oder wissenschaftliche Bücher gehörten nicht dazu. Der Katalog schöngestiger Literatur umfasste fünf mit Schreibmaschine geschriebene Seiten. Pro Woche durfte man ein Buch ausleihen. Das traf uns hart. Wir weinten, als hätte man uns eine zusätzliche Strafe aufge-

brummt. Und wir rästelten, was wohl die Gründe für dieses Vorgehen sein könnten. Shenja mutmaßte, dass sich die Gefangenen über die Bücher geschrieben hätten, also selbst daran schuld wären. Es war unerträglich, wenn man uns auf dem Abort die zerschnittenen Seiten aus unseren Lieblingsbüchern gab. Einmal hatte ich eine Seite von Heine und ein anderes Mal einen Schnipsel von Tolstois »Kosaken« in der Hand. Zeitungen bekamen wir auch nicht mehr.

In diesen Tagen stritt ich mich das erste Mal mit Shenja. Früher war unser Kommandant Winogradow ab und zu in die Zellen gekommen. Er war Komso-molze, nicht gerade der hellste, aber wir mochten ihn. Er wollte es Monachow nachmachen und uns erziehen. Manchmal, wenn wir uns beschwerten, weil es so kalt war, entgegnete er: »Wird schon noch geheizt. Das sowjetische Gefängnis bestrafte nicht, sondern erzieht.« Oder er kam in die Zelle und veranstaltete eine Art Politinformation, z. B. über die Stachanow-Bewegung³⁷, die er vorwurfsvoll mit den Worten beendete: »Da könnt ihr mal sehen, wie unsere Menschen arbeiten, und ihr, was habt ihr bloß angestellt, dass ihr hier sitzen müsst?« Aber die letzten zwei Monate hatten sich weder Monachow noch Winogradow bei uns blicken lassen. Als Winogradow dann das nächste Mal die Zelle betrat, war er wie ausgewechselt. »Aufstehen!« Wir standen auf. »Gibt es Beschwerden?« »Nein.« Als er sich umdrehte, um hinauszugehen, fragte ich ihn, wieso wir keine Zeitungen mehr bekamen. »So lautet die Anweisung.« »Sie haben doch selbst gesagt: »Das sowjetische Gefängnis bestrafte nicht, sondern erzieht.« Wie soll das denn ohne Zeitungen gehen?« Er wurde verlegen, und da kam ihm doch tatsächlich Shenja (!) zu Hilfe. Sie bildete sich wohl ein, dass sich ein Zirkelteilnehmer verhaspelt hatte. Dozierend sagte sie: »Erzogen werden die politisch Ungebildeten, solche wie wir müssen für ihre Vergehen büßen.« Winogradow war erleichtert und nickte. »Genau, genau so!«, schritt er, einer Diskussion ausweichend, zur Tür hinaus. Ich stürzte mich auf Shenja: »Wie kommst du dazu dich einzumischen, wenn ich den Kommandanten etwas frage?« Ein wenig verwirrt erwiderte sie: »Du siehst doch, dass er nicht weiß, was er dir antworten soll.«

Wir hatten jetzt viel freie Zeit. Aus Brot formten wir uns Schachfiguren und spielten drei Tage lang begeistert Schach, am vierten kam Winogradow, steckte das Schachspiel ein und erklärte: »Ist verboten.« »Und was soll das nun noch?«, fragte ich Shenja, »Will man uns einfach nur schikanieren?« »Ich bitte dich, lass dieses Gerede, das grenzt ja schon an Hetzerei. Jemand wird politische Dokumente in die Schachfiguren geknetet haben ...« Ich winkte ab und sagte nichts mehr. Shenja fiel es ganz offensichtlich schwer, Rechtfertigungen zu finden.

Als man uns eines Tages in den Garten führte, trauten wir unseren Augen nicht: Unser schöner Garten war durch hohe Mauern in Abteile unterteilt. Kein Grashalm, kein Strauch waren mehr zu sehen.

Ein anderes Mal, als wir gerade in unseren langen Gefängnischlüpfern und den selbstgefertigten Büstenhaltern Gymnastik machten, ging die Tür auf. Eine

37 Stachanow-Bewegung – Kampagne zur Steigerung der Arbeitsproduktivität.

Kommission kam herein. Unser Anblick war erbärmlich: In weiß-grauen knielangen Nesselschlüpfern und BHs aus Fußlappen standen wir blau vor Kälte im Durchzug, denn Tür und Fenster waren geöffnet. Vorn stand ein Oberst, der eine Mütze aus Karakulfell und einen Mantel mit Fellkragen trug. Sein Gesicht war rosig und gut genährt, er roch nach Friseur und Wein. Hinter ihm standen noch vier Uniformierte und ganz hinten unser Winogradow. »Was soll das?«, fragte der Oberst Winogradow und deutete angewidert auf uns. »Ich habe Sie gefragt, was das soll. Ist das hier ein Erholungsheim oder ein Gefängnis? Sport wird im Erholungsheim getrieben, im Gefängnis sitzt man seine Strafe ab. Das ist ja unerhört! Sofort damit aufhören!« Wir wollten uns anziehen. »Stillgestanden! Wieso sind die Betten nicht vorschriftsmäßig gemacht? Warum ist das Fenster geöffnet? Das hier ist keine Turnhalle, sondern eine Gefängniszelle!« Auf dem Tisch lag ein Buch, es waren die Erinnerungen an Lenin von der Jelisarowa. Da sagte ich plötzlich: »Lenin saß unter dem Zaren im Gefängnis und hat zwei Stunden täglich Gymnastik gemacht. Das war doch auch ein Gefängnis.« Der Oberst schrie: »Mund halten!«, drehte sich um und ging hinaus. Die anderen folgten ihm. Die Tür wurde abgeschlossen. Fünf Minuten später kam Winogradow herein und verkündete: »Gymnastik ist ab sofort verboten!«, nahm das Buch der Jelisarowa und verließ die Zelle.

Etwas später hatten wir das Buch »Stalin« von Barbusse aus der Bibliothek bekommen. In dem Buch war ein großes Stalinporträt. Aus unerfindlichen Gründen begann Lida seine Gesichtszüge zu bewundern. »Gefällt er Ihnen auch?«, fragte sie mich. Die ganze in mir angestaute Wut brach hervor: »Nein, ich kann Menschen mit niedriger Stirn nicht leiden.« Shenja sprang auf. »Ich betrachte das als politischen Auftritt«, sagte sie allen Ernstes, und ich darauf: »Ich kann Menschen mit niedriger Stirn nicht leiden. Ich mag auch keine Braunhaarigen. Ich schwärme für Blonde, für Blonde mit blauen Augen und hoher Stirn. Ja, für Blonde mit blauen Augen, und wenn du mich tots schlägst!« Shenja drehte sich weg und redete nicht mehr mit mir. Es wurde unerträglich in der Zelle, und als mir eine Woche darauf Winogradow befahl, meine Sachen zu packen, da freute ich mich sogar. Ich verabschiedete mich von allen. Shenja kam auf mich zu, küsste mich und sagte: »Ich denke, dass du ein Revisionsverfahren bekommst. Es ist doch bloß so eine Kleinigkeit bei dir! Ich wünsche dir Glück!« Nein, was war sie doch für eine Optimistin. Ich ging hinaus.

Ich kam in eine Zelle, in der bereits vier Frauen saßen. Wir machten uns miteinander bekannt und ich erfuhr, dass man alle vier nach Artikel 58-10 (antisowjetische Propaganda) zu drei Jahren verurteilt hatte. Sie hatten ihre Strafe im Lager abgesessen und waren davon überzeugt, dass man sie aufs Festland schicken und freilassen würde. Dieser Zwischenaufenthalt beunruhigte sie sehr, aber sie versuchten sich damit zu trösten, dass noch keine Schifffahrtssaison war.

Dann fragten sie mich aus und waren erschrocken, als sie erfuhren, dass ich eine Terroristin und zu acht Jahren Gefängnishaft verurteilt war. Ich versuchte ihnen klarzumachen, dass mittlerweile jeder ein Terrorist oder ein Spion mit einer

Strafe von acht oder zehn Jahren war. Aber sie glaubten mir nicht. Vor drei Jahren musste man schon etwas angestellt haben, um so eine Strafe zu bekommen. Dieses Gespräch fand am ersten Abend nach meiner Einlieferung statt. Am Morgen darauf bemerkte ich, dass sie irgendetwas in Verlegenheit brachte. Sie flüsterten untereinander und schienen mir etwas sagen zu wollen. Endlich trat die Älteste von ihnen, Nema Rabinowitsch, auf mich zu und sagte: »Wir haben unsere Strafe verbüßt und wollen ein neues Leben beginnen. Unsere Vergehen waren nur Bagatellen. Bei Ihnen ist das was ganz anderes. Ich glaube, Sie werden es uns nicht übel nehmen, dass wir in den wenigen Stunden, die uns hier noch bevorstehen, nicht mit Ihnen kommunizieren möchten.« Das war ein starkes Stück! So etwas hatte ich nicht erwartet.

So lebten wir zu fünft in der 15 Quadratmeter großen Zelle. Ich allein in der einen Ecke, sie zusammen in der anderen. Ich glaube, dass sie mehr darunter gelitten haben als ich selbst. In mir aber nagte der Neid. Sie unterhielten sich, lachten und rätselten gemeinsam und aßen zusammen. Ich saß allein da, ohne Bücher, ohne Papier. Das Einzige, was ich machen konnte, war im Geist Verse zu dichten und eine Papirossa nach der anderen zu rauchen. So vergingen fünf Tage. Endlich bekam ich ein Buch zum Lesen. Sie hatten vier und konnten sie untereinander austauschen. Ich las mein Buch häppchenweise, jeden Tag 30 Seiten, das war so gut wie gar nichts für mich. Neidisch schaute ich auf ihre Bücher, die sie nicht lasen, weil sie lieber über ihr zukünftiges Schicksal redeten. Nachdem noch drei Tage vergangen waren, wurde Nema Rabinowitsch aufgerufen, ohne Sachen! Es würde also keine Freilassung geben, waren sich alle einig. 15 Minuten später wurde Mascha Jarowaja ohne Sachen aufgerufen und Nema kehrte zurück. Sie war kreidebleich. Mascha ging hinaus. Nema hatte noch kein Wort herausgebracht, dann sagte sie: »Sie haben die Strafe auf zehn Jahre erhöht. Ich muss noch sieben absitzen.« Sie setzte sich auf ihr Bett und rauchte eine Papirossa nach der anderen. Die Tür wurde geöffnet. Schluchzend kam Mascha herein, warf sich aufs Bett und rief: »Sie haben noch sieben Jahre drangehängt. Das ist Gottes Strafe für das, was wir der armen Olga angetan haben. Acht Tage lang war mir schwer ums Herz, wenn ich sie angeschaut habe! Noch sieben Jahre zusätzlich, sieben, sieben Jahre noch!« Die beiden anderen kamen schreiend und schluchzend zurück. Mir fiel es schwer, mit ansehen zu müssen, wie das Leben all ihre Pläne und Träume mit einem Schlag zunichtegemacht hatte. Nema und Mascha sehnten sich nach ihren Kindern, die bei fremden Leuten lebten. Njura Iwanowa wollte sich mit einem Lagerinsassen, einem Kriminellen, zusammentun, der im Frühling entlassen werden sollte. Sie wollte auf ihn warten, hatte Pläne geschmiedet, wie sie ihn bis zum Frühjahr noch unterstützen könnte, ihm Päckchen schicken würde. Schura Alexejewa wurde von ihrer Mutter erwartet, welche die Haftzeit ihrer einzigen Tochter gerade so überstanden hatte. Sie schrieb jede Woche an Schura: »Noch zwölf Wochen bis zur Freilassung, noch elf, noch zehn, ich warte, ich warte, ich warte.«

Ein paar Stunden später wurde heißes Wasser gebracht. Ich hatte noch ein paar Bonbons und betrat ihre Hälfte der Zelle. »Lasst uns Frieden schließen! Ich lade euch ein«, sagte ich und legte die Bonbons auf den Tisch. »Ich bin euch nicht böse. Woher solltet ihr es denn wissen? Jetzt muss ich mich wohl vor euch hüten, denn ich habe nur acht Jahre und ihr zehn.«

Der Mensch ist zäh! Am Abend saßen wir alle auf Maschas Bett und ich erzählte ihnen den Roman von George Onnai »Auf dem Grund der Schlucht«. Das war einer von diesen herzerreißenden Romanen, die ich mir aus der Gefängnisbibliothek geholt hatte, um Französisch zu üben. Sie erwiesen mir später noch gute Dienste. Ich erzählte und variierte sie und galt in Gefängnissen und Lagern als ausgezeichnete Geschichtenerzählerin.

Anja Bublik

Es war noch auf Solowki, als eines Tages ein blasses, dünnes Mädchen unsere Zelle betrat. »Ich komme aus dem Karzer«, sagte sie, »und heiße Anja Bublik.« Neben mir war ein Bett frei. Anja legte sich darauf und schlief ein. Sie musste oft husten, war aber dermaßen erschöpft, dass sie bis zum Abend durchschlief. Am Abend kam Doktor Wostokow zu uns. Er war ein Gefangener wie wir und verhielt sich uns gegenüber aufmerksam und mitfühlend. Leider nahm bald darauf ein freier Angestellter seinen Platz ein. Wostokow hörte Anja ab und fragte: »Hattest du mal Tuberkulose?« »Ja, als Kind, aber ich bin wieder gesund geworden.« Er gab ihr ein Pulver und zu mir sagte er: »Gehen Sie nicht zu nah ran ...« Uns war klar, dass sie die Schwindsucht hatte. Auch Anja wusste das. Von den zehn Frauen aus unserer Zelle vermieden es die meisten, mit ihr zu reden, weil sie Angst hatten, sich anzustecken. Ich hatte keine Angst. Zu dieser Zeit ging es mir so dreckig, dass ich sterben wollte. Außerdem konnte man das Mädchen in so einer schwierigen Phase doch unmöglich allein lassen. Ich unterhielt mich tagelang mit ihr und erfuhr ihre Geschichte.

Sie wurde in Harbin geboren. Ihr Vater arbeitete dort bei der Eisenbahn. Als die Bahnlinie an die Chinesen abgegeben wurde, ließ man den Angestellten die freie Wahl: Entweder sie nahmen die chinesische Staatsbürgerschaft an und arbeiteten auch weiterhin bei der nun chinesischen Bahn, oder aber sie kehrten in die UdSSR zurück und behielten die sowjetische Staatsbürgerschaft. Anjas Eltern blieben in Harbin. Anja war eine glühende Komsomolzin und hatte davon geträumt, eines Tages nach Russland zu gehen. Ihre Mutter bat sie inständig, doch zu bleiben; viele wollten ihr mit den schwierigen Lebensbedingungen in der UdSSR Angst machen, aber Anjas Entschluss stand fest. Sie ging also nach Moskau, schrieb sich am Fremdspracheninstitut ein (Englisch hatte sie von klein auf gelernt) und wohnte im Wohnheim. Von Moskau und der Hochschule war sie begeistert.

Drei Monate später wurde sie wegen des Verdachtes auf Spionage verhaftet. Dafür gab es tatsächlich einen speziellen Artikel. Sie bekam zehn Jahre und

wurde nach Solowki geschickt. Später auf Kolyma begegnete ich noch vielen Kaweshediner³⁸ (so wurden sie genannt), die nach diesem Artikel verurteilt worden waren. Anjas Empörung kannte keine Grenzen und sie versuchte auf ihre Weise zu kämpfen: Sie blieb demonstrativ liegen, wenn die Natschalniks kamen, sprach laut, öffnete das Fenster ohne Erlaubnis usw. Es war ganz klar, dass sie irgendwann im Karzer landete. Im Karzer musste man sich nackt ausziehen und bekam einen schmutzigen Gefängniskittel. Der Karzer hatte kein Fenster. Pro Tag erhielt man 400 Gramm Brot und zwei Becher heißes Wasser. Für sechs Stunden wurde eine Pritsche in die Zelle gestellt, die restliche Zeit musste man stehen, in der Zelle herumlaufen oder auf dem Boden sitzen. Die Zelle war zwei Quadratmeter groß und der Fußboden mit Wasser übergossen. In den Karzer kam man für vier bis 20 Tage. Das arme Kind hatte den Natschalnik wohl sehr gereizt, denn er bestrafte Anja mit 20 Tagen. So ein hohes Strafmaß war mir in meinem Gefängnisdasein noch nicht begegnet. Gewöhnlich kamen die Gefangenen schon nach fünf Tagen krank aus dem Karzer zurück.

Anja lebte einen Monat in unserer Zelle und ihr Zustand verschlechterte sich zusehends. In einer trostlosen Nacht begann sie aus dem Hals zu bluten und wurde ins Krankenhaus verlegt. Zwei Tage darauf verstarb sie, mit 21 Jahren. Eigenartigerweise habe ich mich nicht angesteckt.

Das Gefängnis in Kasan

Im Juni 1938 wurden wir nach Kasan gebracht. Die Gefängnisordnung in Kasan war auf die völlige Unterdrückung der körperlichen und seelischen Kräfte der Gefangenen ausgerichtet. Früh um sechs weckte uns eine Glocke. Fünf Minuten später kam der Diensthabende in die Zelle gestürzt und klappte die Betten an die Wand. War ein Bett noch nicht gemacht, tobte er und drohte uns mit dem Karzer. Wir hatten furchtbare Angst vor ihm und beeilten uns. Sieben nach sechs: Die Betten waren an der Wand festgeschraubt und wir sechs Frauen standen nun in der kahlen Zelle. An der Decke glühte eine Kohlefadenlampe rot, aber die Zelle blieb trotzdem dunkel (wo sie diese Lampen hernahmen, war mir ein Rätsel). Die Fenster waren von außen mit Brettern verschlossen, über die noch ein dichtes Drahtnetz gespannt war. Vom Himmel war nichts zu sehen. Sechs Bänkchen, jedes 40 Zentimeter lang, und ein Tisch, 60 mal 30 Zentimeter, waren an der Wand festgeschraubt, in einer Ecke stand der Kübel. In der Zelle herumlaufen konnten wir nicht, weil wir riesige Männerschuhe Größe 44 trugen. Wenn diese über den Steinboden schlurften, zischte der Wärter sofort: »Ihr habt wohl Lust auf den Karzer? Schluss mit dem Lärm!« Unterhalten durfte man sich bloß im Flüsterton, für ein halblaut ausgesprochenes Wort konnte man in den Karzer kommen.

38 Kaweshediner – vom Akronym für die russische Abkürzung KWShD (Chinesische Östliche Eisenbahn) hergeleitete Bezeichnung für Leute, die im Zusammenhang mit dieser Bahnstrecke in China lebten.

Der endlos lange Gefängnistag nahm seinen Lauf: aufstehen und zurechtmachen, Frühstück, Mittagessen, Abendbrot, fertigmachen zum Hinlegen, schlafen. Man wartete auf irgendeine Unterbrechung dieser Eintönigkeit, man wartete und wartete ... Wir bekamen weder Nadel noch Faden, jegliche Spiele waren verboten. Für das Kneten von Schachfiguren aus Brot drohte eine Woche Karzer. Pro Woche gab es ein Buch. Heute kann ich mir gar nicht mehr vorstellen, dass wir in dieser Dunkelheit gelesen haben. Eine von uns, Katja Toiwe, ist sogar erblindet. Die Bücher waren unsere einzige Ablenkung und unser Glück. Sie waren wie Brot und Wasser für unseren Geist, der ohne Nahrung verkümmerte, zugrunde ging. Ja, damals begriff ich, was es bedeutet, ein gutes Buch zu lesen und sich dabei wieder als Mensch zu fühlen! Wir fühlten uns ja schon selbst schuldig, so oft und hartnäckig hatte man uns eingebläut, dass wir nur Abschaum wären. Nicht nur die Gefängnisleute, die wir verachteten taten das – nein, ebenso die Zeitungen und führende Persönlichkeiten der Partei, denen wir immer noch glaubten. Wenn dann Tolstoi zu mir sprach, oder Dostojewski, dann fühlte ich mich wieder wie ein Mensch. Ich verstand sie aus tiefster Seele, ich glaube so, wie sie verstanden werden wollten. Die Wahrnehmung war aufs Äußerste geschärft. Ich schien nicht nur zu verstehen, was der Schriftsteller sagen wollte, sondern auch, warum er es sagte, warum er gerade diese und keine andere Form wählte, um seine Gedanken auszudrücken. Noch aus guten alten Zeiten stammte die Sitte, sie war damals noch nicht abgeschafft worden, dass politische Gefangene Lehrbücher lesen durften. Aber als wollte man sich über uns lustig machen, gab man uns nur Fibeln und Rechenbücher für die Grundschule. Unsere Diplome ärgerten die Natschalniks des Gefängnisses über die Maßen. So saß man also auf seinem 40 Zentimeter breiten, angeschraubten Bänkchen und grübelte und grübelte. Dabei war es sehr schwer, ein Thema für die Gedanken zu finden, ohne dass einem das Herz schmerzte. Träumen? Aber wovon?

Acht Jahre schienen eine endlose Zeitspanne zu sein, und eine Revision des Urteils stand nur in Aussicht, falls sich die politische Lage änderte. Und selbst hier in dieser Gruft, allein mit mir, wirkte die Kraft der Hypnose noch so stark, dass ich mir lange nicht vorstellen konnte, dass Stalin sterben oder entmachtet werden könnte. Das würde das Ende der Revolution, die Rückkehr zum Kapitalismus bedeuten. Aber tief in meiner Seele, im Innersten, dort wo die Gedanken erst keimen und noch nicht in Worte gefasst sind, wuchs ein Gefühl des Widerstandes. Wenn ER so untadelig und so genial war, dann saßen ich und Hunderttausende andere Menschen zu Recht in diesen erbärmlichen Zellen. Und wiederum Tausende von Menschen waren, anstatt einer menschlichen Arbeit nachzugehen, tagaus tagein damit beauftragt, uns durch Gucklöcher zu beobachten und darauf zu achten, dass wir nicht etwa Ablenkung von unserem Kummer fanden. Für diese niederträchtige Tätigkeit wurden sie mit Orden ausgezeichnet und bildeten sich ein, an einer staatlichen Mission mitzuwirken, die das Land zum Kommunismus führen sollte.

Sich erinnern? Das durfte man nicht, dabei ging man kaputt. Man verjagte jeden Schatten einer Erinnerung, versuchte sofort sein Gehirn auf eine mechanische

Arbeit umzustellen: lesen etwa, oder sich an Gedichte erinnern, neue Worte aus den Buchstaben eines Wortes zusammensetzen. Und doch ergriffen die Erinnerungen manchmal Besitz von der Seele, der Wille gab auf. Danach war einem so elend!

Manchmal hörten wir die Sirenen der Dampfer, obwohl die Wände des Kasaner Gefängnisses anderthalb Meter dick waren. Ich stammte doch von der Wolga! Und der Klang der Sirenen krepelte mir die Seele um. Sofort sah ich die Wolga vor mir, ihre Weite, die Schiffe, meine Jugend ... Ich wollte nicht hören, wollte nicht glauben, dass, während ich in dieser Steingruft eingesperrt war, überall das Leben brodelte, wahrscheinlich genauso wie früher. Glücklicherweise erinnerte ich mich immer seltener an die Freiheit und an mein vorheriges Leben. Mein Selbsterhaltungstrieb ließ nicht zu, dass mich Erinnerungen zermürbten. Ich bemühte mich, den eigenartig gespensterhaften Gefängnisalltag zu gestalten, einen Weg zu finden. Aber alles, was an die Freiheit erinnerte, war schwer zu ertragen. Einmal sah ich, wie ein Wärter ein paar Spielsachen mit nach Hause nahm. Es war einfach unglaublich: In einer halben Stunde würde er seine Kinder sehen!

Ich war wieder mit Sina Stanizina, meiner Zellengefährtin aus Solowki, zusammen. Sie unterrichtete uns in Algebra und Geometrie, dachte sich Aufgaben für uns aus, sodass die Zeit irgendwie verging. Ich erzählte im Flüsterton französische Romane. Am schwersten hatte es Olga Nikitina, eine alte Weberin. 35 Jahre lang hatte sie am Webstuhl gestanden. Wie alle Weberinnen war sie taub und konnte unser Geflüster nicht verstehen. Halblaut zu reden war verboten. Wegen ihrer schwachen Augen konnte sie bei der dämmrigen Gefängnisbeleuchtung auch nicht lesen. Sie war langjähriges Parteimitglied und eine von jenen Weberinnen aus Iwanowo, die mit Furmanow³⁹ gemeinsam an den Fronten des Bürgerkrieges⁴⁰ gekämpft hatten. Auf einer Versammlung hatte sie mit der ihr eigenen Direktheit gefragt: »Ihr sagt also, alle sind Verräter. Dann war Lenin wohl auf beiden Augen blind, sonst hätte er doch sehen müssen, was für Leute in seiner Umgebung lebten?« Dafür hatte sie zehn Jahre bekommen. Da saß sie nun und führte tagelang Selbstgespräche, in denen sie sich immer wieder die Richtigkeit ihres Verhaltens bestätigte. Zurückgelassen hatte sie ihre 15-jährige Tochter Natascha. Das einfältige Mädchen wusste nicht, dass die Gefängnispost zensiert wurde. Sie schrieb ihrer Mutter, dass sie studieren und in den Komsomol eintreten wollte. Um aufgenommen zu werden, verschwieg sie die Inhaftierung der Mutter. »Ich gebe überall an, dass du gestorben bist, sonst werde ich nirgends angenommen. Um klarzukommen, muss ich >sie< einfach betrügen.« Die Mutter hatte keine Möglichkeit, ihr mitzuteilen, dass die Briefe zensiert wurden, also schrieb sie ihr: »Du musst ehrlich sein, so wie deine Mutter der Heimat gegenüber immer ehrlich war. Du

39 Furmanow, D. A. (1891-1926) – Der kommunistische Schriftsteller berichtete in seinen damals sehr populären Romanen auch von den kämpfenden Textilarbeitern der Stadt Iwanowo-Wosnessensk.

40 Bürgerkrieg – Krieg um die politische Macht in Russland nach der Oktoberrevolution 1917, aus dem die Bolschewiki als Sieger hervorgingen.

musst immer die Wahrheit angeben.« Und Natascha antwortete: »Du bist zwar immer ehrlich gewesen, aber eingesperrt hat man dich trotzdem. Dafür geht es denen, die immer getrickst haben, jetzt in Freiheit bestens.« In dieser Art fuhr sie fort zu schreiben, ohne etwas begriffen zu haben. Der armen Olga Nikitina aber blutete das Herz aus Angst um die Tochter.

Von Zeit zu Zeit, ungefähr einmal in zehn Tagen, kamen fünf Frauen von der Aufsicht in die Zelle gestürzt, zogen uns vollkommen aus und durchsuchten uns. Diese Leibesvisitationen waren schrecklich entwürdigend. Sie suchten in den Haaren, im Mund und sogar ... Ihre schmutzigen Hände befangerten den ganzen Körper. Unsere Wäsche warfen sie auf den dreckigen Fußboden. Auf unsere Beschwerden hin antwortete der Gefängnisdirektor: »Ein Geköpfter heult nicht wegen der Haare.« Was hätte man bei uns finden können? Ein Schnipselchen vom Brief, der einen Tag nach Empfang, laut Gefängnisvorschrift, hätte abgegeben werden müssen, ein verstecktes Foto von der Mutter oder dem Kind, ein aus Brotteig geknetetes Figürchen – alles Vergehen, die strengstens bestraft wurden. Zum Beispiel mit dem Verbot, Bücher zu lesen, dem Verbot, spazieren zu gehen, dem Verbot, Briefe zu schreiben, mit Karzer, mit Einzelhaft. Natürlich wusste die Gefängnisverwaltung, dass es bei uns nichts Strafbares zu finden gab. Diese Durchsuchungen wurden ausschließlich durchgeführt, um uns zu erniedrigen und einzuschüchtern.

Da saßen wir nun auf unseren Bänkchen, sechs eingeschüchterte, verwirrte Frauen. Zäh floss die Zeit dahin und legte sich schwer wie ein Stein auf unsere Herzen. Am Ende verfielen wir in einen Zustand der Apathie, in dem wir uns nichts sehnlicher wünschten, als dass er nie endete. Aus dieser schweren Lethargie konnte ich mich nach einem Vorfall mit Maria Danieljan, sie war ebenfalls in unserer Zelle, befreien. Maria hatte ein interessantes und intensives Leben geführt. Sie erzählte mir viel von ihrer illegalen Arbeit in Baku kurz nach der Revolution. Ich beneidete sie um die Intensität, mit der sie in diesen Jahren gelebt hatte. Jahre, in denen mein Leben dahingeplätschert war, angefüllt mit kleinbürgerlichen Sorgen. Ich blickte zu ihr auf. Aus Furcht, wir könnten belauscht werden, redeten wir niemals über die Repressionen der 30er Jahre. Ich hätte gern gewusst, was sie darüber dachte, wie sie die Ereignisse erklären würde, für die ich keine Erklärung finden konnte. Maria war übrigens Historikerin. Eines Tages sagte sie: »Falls ich irgendwann hier rauskommen sollte, werde ich so leben, als sei nichts geschehen. Ich werde niemandem erzählen, was ich erlebt habe, ich werde alles vergessen.« Ich widersprach ihr: »So kann doch nur ein Heuchler reden. Wir konnten uns nicht vorstellen, dass diese dunkle Kehrseite in unserem Land existierte, aber es gab sie. Es gab sie bereits, als wir noch frei waren und noch an die Gerechtigkeit glaubten. Schon damals gab es diese furchtbaren Verhöre, diese inneren Gefängnisse mit ihren Kellern, in denen man die Menschen terrorisierte, prügelte und zwang, falsche Aussagen zu unterschreiben. Wie sollte ich das vergessen können, noch dazu, wenn es weiter passiert, auch wenn man

mich zufälligerweise freilassen würde? Ich will nicht vergessen, ich will verstehen. Wenn diese Tatsachen nicht meinen Vorstellungen von der Welt entsprechen, dann muss ich meine Vorstellungen ändern, denn die Tatsachen kann ich nicht ändern. Das ganze Leben müsste ja geändert werden, damit es diese Tatsachen nicht mehr gäbe.« Es war gefährlich, sich zu diesem Thema zu äußern. Maria unterhielt sich nicht mehr mit mir und verkündete, ich würde mich oppositionellen Standpunkten annähern. Ich begriff, dass sie sich verboten hatte nachzudenken, um sich nicht selbst diesen Positionen anzunähern. Sagte ihr doch ihr Selbsterhaltungstrieb, dass sie den Beweis dafür erbringen musste, dass sie niemals oppositionell gestimmt gewesen war, auch jetzt an die Partei glaubte und alles, was geschah, widerspruchslos hinnahm. Unaufhörlich schrieb sie Briefe an Stalin, in denen sie ihm versicherte, dass sie niemals an den Beschlüssen und dem Vorgehen der Partei Zweifel gehabt hätte. Ich aber wollte nicht aufhören nachzudenken. Mich ergriff eine tiefe Abneigung gegen diese freiwillige Versklavung, gegen die Versklavung der Gedanken. Ich würde denken und mich an alles erinnern. Ich musste überleben und den Menschen das Erlebte berichten. Noch konnte ich vieles nicht begreifen, aber ich sah, dass etwas Schlimmes geschah. Ich würde es bezeugen! Dieser Entschluss war in mir herangereift und gab meinem Leben einen neuen Inhalt. Ich begann, in jede Geschichte einzudringen, die meine Gefährten erzählten, fing an, mir jede Kleinigkeit zu merken. Mein Leben bekam einen Sinn.

Lisa Zwetkowa

Es war Sonnabend, der Tag, an dem wir Briefe an unsere Nächsten schreiben durften – ihre hatte man uns am Vorabend ausgehändigt. Diese Briefe waren so wichtig für uns, so warmherzig und doch so schematisch: Die Kinder sind gesund und schön, sei tapfer, achte auf deine Gesundheit, du fehlst uns. Ich wusste, dass sie mir nicht schreiben würden, dass die Kinder krank waren, meine Mutter nachts nicht schlafen konnte und der Kummer sie quälte. Und trotzdem beruhigten mich die Briefe. Ich saugte jede Zeile der vertrauten, sauberen Schrift meiner Mutter auf, küsste die Druckbuchstaben meines Sohnes und den mit Füller gezeichneten Umriss von der Hand meiner Tochter: Ihre Hand war schon so groß wie mein Handteller und dabei doch so winzig. Eine Nacht lang lebten diese Briefe mit mir, am nächsten Morgen musste ich sie zurückgeben. Auch die Fotos nahmen sie mir weg, ich musste sie im Herzen bewahren. Auf den Fotos waren meine Mutter, mein Vater und die Kinder. Das Mädchen war kahl geschoren – und das im Winter! Also war sie krank, vielleicht hatte sie Ziegenpeter oder Diphtherie. Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass sie vor einer Woche noch lebte und ihr Händchen von einem Füller nachgezeichnet wurde. Ich küsste dieses nachgezeichnete Händchen, war froh, dass meine Kinder bei meinen Eltern lebten, von ihnen geliebt und umsorgt wurden. Alle zwei Wochen bekam ich einen Brief von ihnen, ein Stückchen Liebe und Wärme, das dem Herzen Licht und Lebenskraft spendete.

Meine Nachbarin Lisa bekam schon seit zwei Monaten keine Post mehr. Sie hatte zwei Töchter draußen, die eine war sechs, die andere 15 Jahre alt. Die ältere Soja schrieb ihrer Mutter sorgfältig Briefe, in denen sie alles ganz genau berichtete: Dass ihre jüngere Schwester Ljalja nicht hören wollte und ihr neues Kleidchen zerrissen hatte, sie sich selbst Zöpfchen flocht, ganz lange, 20 Zentimeter lang. Sie hatte auch ein Foto mitgeschickt: zwei blonde Mädchen mit straff gekämmtem Haar und Seitenscheitel. Die Große hatte tatsächlich Zöpfe, aber 20 Zentimeter lang waren die nicht. Sie waren ganz kurz und drollig. Soja hatte sie nach vorn gedreht, sie waren wohl ihr ganzer Stolz. Auf wundersame Weise gelang es Lisa seit zwei Monaten, dieses Foto aus dem letzten Brief bei den Durchsuchungen zu verbergen. Das war ein schlimmes Vergehen und man konnte dafür in den Karzer kommen. Lisa war deswegen schon fix und fertig und hatte sich entschlossen, das Foto abzugeben, ehe sie vor Aufregung einen Herzinfarkt bekäme. Lisa philosophierte nicht gern, redete lieber vom Essen, von ihren Kleidern und den Möbeln, die in der Wohnung zurückgeblieben waren. Sie war nicht besonders klug und unser ewiges Gerede, unser Suchen nach den Ursachen regte sie auf. Eigentlich passten wir nicht besonders gut zusammen.

Als einmal alle Briefe bekamen, nur sie wieder nicht, weinte sie lange. Nachts erzählte sie mir dann flüsternd ihre Geschichte: »Ihr alle hattet ein gutes Leben. Meine Kindheit war nicht schön. Mit meiner Mutter zogen wir durch die Höfe und sangen ... wir waren Bettler. Einen Vater hatten wir nicht, hat es niemals gegeben. Mutter hatte mich und meine Schwester von ihrem Herren, einem Beamten, für den sie kochte.« (Lisa schämte sich deshalb und hatte früher nie davon erzählt. Jetzt war mir klar, warum sie unsere Erzählungen aus der Kinderzeit nicht leiden konnte. Darüber, wie wir Weihnachten feierten, wie wir vom Vater verwöhnt wurden, über unsere Musikstunden.) »Wir hatten schöne Stimmen und man gab uns immer reichlich für unseren Gesang. Wir hätten gut leben können, wenn meine Mutter nicht getrunken hätte. Sie hatte eine wunderschöne Stimme – wie die berühmte Neshdanowa. Sie war gutmütig und weinte manchmal beim Singen, wenn sie getrunken hatte. Getrunken hat sie aus Kummer. Ich habe immer die Kinder beneidet, die von ihrer Mutter zur Schule gebracht wurden. Wenn ich auf der Straße Kinder mit ihrem Vater sah, hübsch herausgeputzt, ganz in Weiß, dann hätte ich sie am liebsten mit Dreck beworfen. Wir wohnten an einer Straßenecke im Keller. Und dann plötzlich ereignete sich die Revolution. Ich war gerade 14. Leute kamen und sagten, dass wir aus dem Keller in eine Wohnung im zweiten Stock umziehen sollten. Dort hatten Bourgeois gewohnt. Sie hatten alles stehen und liegen lassen und waren ins Ausland geflüchtet. Wir bekamen ihre voll ausgestattete Wohnung mit sämtlichen Möbeln. Es gab einen Flügel, Geschirr und viele Kleider. Die Mutter putzte sich und uns heraus. Man gab uns drei Zimmer. Zuerst wohnten wir nur in einem davon, weil es so kalt war. Aber wir hielten die anderen Zimmer in Ordnung, wischten Staub, und als es wärmer wurde, bewohnten wir alle drei Zimmer. Meine Mutter arbeitete in diesem Haus als Hauswart,

meine Schwester und ich in der Fabrik. Dort waren wir sehr beliebt, weil wir immer bei der Arbeit und auf Veranstaltungen sangen. Wir konnten uns sehr gut anziehen, weil die Bourgeois eine Nähmaschine und viele Kleider dagelassen hatten. Mutter änderte und nähte immerzu. Sie hatte auch mit dem Trinken aufgehört. Abends kam es vor, dass sich bei uns zu Hause unsere Freunde versammelten wie in einem Klub. Es wurde gegessen (Mutter war doch Köchin und konnte sehr gut kochen), ein Gläschen getrunken, und dann wurde gesungen und gesungen. Mutter ist dann an Schwindsucht gestorben. Aber so hatte sie wenigstens noch in ihren letzten Jahren ein glückliches Leben. Meine Schwester und ich heirateten. Ich den Vorsitzenden des Fabrikkomitees und meine Schwester einen Meister aus der Fabrik. Beide waren in der Partei, wir traten auch ein. Uns ging es sehr gut. Lenins Tod war ein schwerer Schlag für mich, denn ich war doch im Leninaufgebot in die Partei eingetreten. Mein Mann forderte mich auf zu lernen, so wie es Lenin verlangt hatte.

Meine beiden Töchter putzte ich wie Püppchen heraus. Die ältere begann Klavier zu üben, sie kam gut voran und sang auch sehr gern. Ihre Stimme war so hell und klar wie ein Glöckchen. Manchmal, zu den Vormittagsveranstaltungen in der Fabrik, wenn sie so dastand in ihrem Seidenkleidchen, mit dem Pionierhalstuch⁴¹ und sang, dann stieß mich mein Mann an und sagte: »Soja singt von allen Mädchen am besten, aus ihr wird mal eine Künstlerin des Volkes⁴².« Dann erinnerte ich mich an jene Zeit, als wir durch die Höfe gezogen waren und ich die Kinder mit Vätern beneidet hatte, und ich spürte in mir eine große Liebe zu unserer Sowjetmacht, ich hätte mein Leben für sie gegeben. Bei uns in Leningrad⁴³ war damals Sinowjew der Führer. Ich mochte ihn sehr, und mein Mann hielt große Stücke auf ihn. Wir stimmten für ihn. Dann hieß es, er hätte Lenin verraten. Das schmerzte und wir konnten es nicht verstehen. Danach kam Kirow. Ihn konnte ich auch gut leiden. Er besuchte unsere Fabrik und ich organisierte eine Veranstaltung, auf der ich sang. Und dann wurden wir verhaftet. Sie sagten, mein Mann sei ein Anhänger Sinowjews, hätte für ihn gestimmt. Ich hatte ja auch für ihn gestimmt, weil ich dachte, er wäre für Lenin. Hätte ich gewusst, dass er Lenin abgeschworen hatte, ich hätte ihn mit meinen eigenen Händen erwürgt.« Lisa weinte die ganze Nacht hindurch. Zum ersten Mal hatte sie mir alles erzählt und ich schämte mich, weil ich angenommen hatte, dass sie dumm und grob war und immer nur an ihre Möbel dachte.

Gestern hatte man uns also Papier zum Briefeschreiben gegeben. Lisa schrieb auch einen Brief an ihre Töchter, schrieb ihnen, dass sie gesund bleiben und in der Schule gut lernen sollten. Da wurde plötzlich das Fensterchen in der Tür geöffnet und ein Brief an Lisa durchgereicht. Sein Inhalt war recht ungewöhnlich. »Liebe Mama!«, schrieb Soja. »Ich bin jetzt 15 Jahre und möchte in den Komsomol eintreten. Ich muss aber wissen, ob du schuldig bist oder nicht. Ich denke ständig

41 Pionierhalstuch – Die Mitglieder der kommunistischen Kinderorganisation der UdSSR, die Pioniere, trugen rote Halstücher.

42 KünstlerIn des Volkes – hohe staatliche Auszeichnung für besonders verdienstvolle und beliebte Künstler.

43 Leningrad – St. Petersburg hieß von 1924-1991 Leningrad.

darüber nach, warum du unsere Sowjetmacht verraten hast. Wie konntest du nur? Uns ging es doch so gut, und du und Papa, ihr seid doch Arbeiter. Du hast mir Seidenkleider genäht und Pralinen gekauft. Hattest du das Geld etwa von ihnen? Dann wäre es besser gewesen, wir hätten Baumwollkleider getragen. Aber vielleicht bist du unschuldig? Dann trete ich nicht in den Komsomol ein und würde denen wegen dir niemals verzeihen. Wenn du schuldig bist, werde ich dir nicht mehr schreiben, weil ich unsere Regierung liebe und ihre Feinde hasse, dich dann auch. Mama, schreib mir die Wahrheit. Ich möchte lieber, dass du unschuldig bist und ich nicht in den Komsomol eintrete. Deine unglückliche Tochter Soja.«

Lisa war erstarrt. Von den erlaubten vier Seiten, hatte sie bereits drei beschrieben. Sie saß wie versteinert da. Mit großen Buchstaben schrieb sie dann auf die vierte Seite: »Soja, du hast recht. Ich bin schuldig. Tritt in den Komsomol ein. Ich schreibe dir hiermit das letzte Mal. Du sollst glücklich sein, du und Ljalja. Mutter.« Sie hielt mir Sojas Brief und ihre Antwort hin und warf sich schluchzend auf den Tisch. »Es ist besser, wenn sie mich hasst. Wie würde sie denn leben ohne den Komsomol, als Außenseiterin? Sie würde die Sowjetmacht hassen. Dann schon lieber mich.« Sie schickte den Brief ab und gab das Foto zurück. Von ihren Töchtern sprach sie nie wieder und sie bekam auch nie wieder Post.

Susdal

Während der zehn Monate im Kasaner Gefängnis hatten wir uns alle in Halbinvaliden verwandelt. Ich machte da keine Ausnahme. Wir waren eingeschüchtert, litten an Skorbut und an seelischen Depressionen. Mir tat ununterbrochen der Kopf weh. Nur ganz selten wachte ich ohne Kopfschmerzen auf. Aber selbst an diesen glücklichen Tagen brauchte nur unerwartet eine Tür zu quietschen oder ein Buch vom Tisch zu fallen und sofort bekam ich einen Migräneanfall. Unterdessen fehlten auf Kolyma Arbeitskräfte und so war es beschlossene Sache, dass wir ins Arbeitslager abkommandiert würden. Da nicht zu übersehen war, dass wir als Arbeitskräfte wenig taugten, beschloss man, uns einen Aufenthalt unter günstigeren Bedingungen zu gewähren, bevor man uns ins Lager verlegte. Von alldem wussten wir nichts und als man uns am 10. Mai 1939 auf Lastwagen setzte und zum Bahnhof fuhr, befanden wir uns in einem Zustand verzweifelter Erregung. Der veränderte Lebensrhythmus, die Begegnung mit den Häftlingen aus den Nachbarzellen, das Wiedersehen mit alten Bekannten – das alles überstieg meine Kräfte. Mit Wahnsinnskopfschmerzen lag ich auf der Pritsche des Zugabteils und musste mich bei der geringsten Bewegung übergeben. Um mich herum herrschte ununterbrochenes, erregtes Reden. Man erzählte sich die Erlebnisse der letzten drei Jahre. Wie durch einen Nebelschleier erkannte ich Shenja Golzmann, die mir nasse Lappen auf die Stirn legte. Ich drückte ihre Hand und sie antwortete mir. So versöhnten wir uns. Shenja blieb die ganze Nacht bei mir. Ab und zu spürte ich ihre kühle Hand auf meiner heißen Stirn. Später stand der Zug lange auf einem

Abstellgleis. Ich lag reglos da, die Schmerzen schienen meinen Körper zu zerreißen.

In Susdal angekommen, waren wir sofort von den Holzhäusern und den Kirchen verzaubert. Es war so ungewohnt, auf nicht asphaltierten Wegen zu laufen und ungewöhnlich, dass der Fußboden in der Anmeldung nicht aus Stein, sondern aus sauber gewischtem Holzdielen war. Es roch nach Bäckerbrot, nach Stroh, Stallmist und nach noch etwas Angenehmem. Aber die allergrößte Überraschung erwartete uns auf dem Weg zum Badehäuschen. Gleich nach der Ankunft wurden wir dorthin gebracht. Das Badehäuschen stand inmitten eines blühenden Kirschgartens! Drei Jahre lang hatten wir keine Bäume, keinen Himmel, keinen Mond und keinen Regen gesehen! Die Gefängnishöfe waren asphaltiert und beim Laufen mussten wir auf den Boden blicken. Immer und überall herrschte dieser widerliche Gefängnismief von Desinfektionsmitteln, Latrinen, Stiefeln, Machorka und von schmutzigen, kranken Körpern. Und plötzlich dieser blühende Kirschgarten! Der Mond leuchtete und spiegelte sich in den glänzenden Blättern der Bäume wider. Die mit Blüten übersäten Kirschbäumchen raschelten leise im Wind und verströmten einen wunderbaren Duft. Uns ergriff eine ungeheure Erregung. Wir atmeten diesen Duft der Erde, der Blumen, der Bäume tief in uns ein. Vorsichtig rissen wir kleine Zweige ab und zerkauten sie. Eine süße Bitterkeit durchströmte unsere Herzen. Zu gern hätten wir uns auf den Boden geworfen und diese Frische und dieses Aroma mit dem ganzen Körper eingesogen! Wir wuschen uns der Reihe nach. Weil ich krank war, konnte ich mich in der letzten Gruppe waschen und diesen herrlichen Garten etwas länger genießen. Als ich dann die Zelle betrat, war ich überrascht. Es war eine Klosterzelle ganz aus Holz, mit Holzbetten und Strohsäcken, die angenehm rochen. In der Zimmermitte stand ein Holztisch mit zwei Hockern. Die Möbel waren nicht am Fußboden festgeschraubt und die Zelle wirkte wie ein richtiges Zimmer. Aber das Wunderbarste an dieser Zelle war das Fenster. Nur zur Hälfte mit einer Holztafel zugenagelt, ließ es einen freien Blick auf Kirchen, einen kleinen Frühlingswald und vorbeifliegende Raben und Krähen. Sogar einen blühenden Apfelbaum konnte man sehen! Und über allem erstreckte sich ein blasser, honiggelber Morgenhimmel mit rosa Wölkchen ... Der Himmel! Können Sie sich vorstellen, wie wunderschön er war? Würden ihn die Menschen nicht täglich, ja stündlich sehen, dann kämen sie von sonst woher, um ihn zu bestaunen; so wie sie jetzt ans Meer fahren oder andere seltene Naturschönheiten bewundern, z. B. Höhlen oder Wasserfälle. Ich konnte mich nicht satt sehen. Stundenlang saß ich am Fenster, ohne den Blick vom Himmel zu wenden. Unser Fenster zeigte nach Westen. Oh, diese wunderschönen Sonnenuntergänge! Kein einziges Kunstwerk hat mit seiner Schönheit meine Seele je so berührt wie dieses Fenster, durch das ich den Himmel und die Silhouette eines schlanken Kirchturmes sehen konnte. Ungefähr vier Tage nach unserer Ankunft weckte mich das Geräusch eines Beils vor unserem Fenster auf. Lida war ebenfalls aufgewacht. Sie holzten doch nicht etwa unseren Garten ab? Nichts war unmöglich. Auf Solowki hatten sie doch auch alle Bäume im

Gefängnishof gefällt, den Rasen untergepflügt, jedes Sträuchlein ausgerissen. Schon damals hatte uns das schwer getroffen. Und jetzt, nach drei Jahren Gefängnishaft, empfanden wir diesen Kirschgarten wie ein Wunder voller Schönheit. Ja, dieser Garten war wirklich ein Wunder! Wir konnten ihn von unserem Gefängnishof aus sehen und träumten bei seinem Anblick vom Sonnabend. Dann würde man uns wieder ins Badehaus bringen und wir würden wieder sein Aroma und seinen einmaligen Liebreiz spüren. Und jetzt holzten sie unseren Garten ab. Die ganze Nacht hindurch horchten wir auf die Geräusche. Jeder Beilschlag traf auch unsere Körper. Vielleicht vernagelten sie morgen noch das Fenster und wir würden wieder ohne Himmel sein? Wir waren der Gewalt unserer Peiniger ja vollkommen ausgeliefert. Lida und ich weinten die ganze Nacht. Voller Angst gingen wir am nächsten Tag zum Hofgang. Unsere wundervollen Kirschbäumchen waren unversehrt und raschelten leise im Wind. Wir hatten uns geirrt, man hatte lediglich den Zaun repariert.

Von den zwei Monaten in Susdal sind mir die goldfarbenen Sonnenuntergänge und der duftende Kirschgarten in Erinnerung geblieben. So viel und so wenig braucht der Mensch! Viel, weil er außer Brot auch Schönheit braucht. Wenig, weil wir den Himmel nur durchs Fenster sehen und nur einmal in der Woche durch den Garten gehen konnten und trotzdem selig waren angesichts dieser Schönheit. Niemals werde ich den Himmel über Susdal und diesen Kirschgarten vergessen.

Auf Gefangenentransport

Am frühen Morgen des 10. Juli 1939, zwei Monate nach unserer Ankunft in Susdal, wurde uns klar, dass etwas Ungewöhnliches vorging. In den Gängen herrschte reger Betrieb. Eine Zellentür nach der anderen wurde aufgeschlossen, man hörte die Stimmen der Wärter und, was am erstaunlichsten war, die Stimmen der Häftlinge. Endlich kamen sie auch zu uns. »Mit Sachen antreten!«, eine halbe Stunde später dann: »Raustreten.« Wir wurden in den Hof geführt, wo sich bereits 30 bis 40 Frauen drängelten. Wieder war ich schockiert von den grünlichen blassen Gesichtern mit dem unnatürlichen Ausdruck. Einige Frauen waren völlig kahl geschoren. Nachdem wir noch etliche Male durchgezählt und überprüft worden waren, setzte man uns auf geschlossene Lastwagen und brachte uns nach Wladimir. Wir warfen einen letzten Blick auf unseren Kirschgarten, auf den Glockenturm, auf die Silhouette des Klosters. Vor uns lag ein neues, schreckliches und unbekanntes Leben. In Wladimir übernachteten wir. Am nächsten Morgen verlud man uns in Güterwagen, die in Richtung Osten fuhren. In unserem Waggon waren etwa 70 Leute. Wir redeten ununterbrochen. Nach drei, vier Jahren Isolation im Gefängnis wirkte der Umgang mit so vielen Menschen regelrecht berauschend. Endlich konnten wir laut sprechen. Wir schrien und sangen. Wenn man sich auf die Pritschen stellte, konnte man durch einen schmalen Spalt, der sich über die ganze Wagenseite zog, nach draußen schauen.

Es gab viele Erzähler unter uns. Galja Iwanowa konnte mehrere Poeme Puschkins, den gesamten »Eugen Onegin«, »Verstand schafft Leiden« von Gribojedow und Pasternaks »Leutnant Schmidt« auswendig. Olga Radowitsch rezitierte hervorragend. Nata Onufrijewa konnte Dostojewskis »Der Idiot« sehr textgetreu nacherzählen; sie erzählte ihn drei Tage lang. Ich erinnere mich, wie einmal der Zug anhielt und der Kommandeur mit drei Soldaten in unseren Wagen kam. Bei uns hatte gerade jemand aus »Verstand schafft Leiden« rezitiert. Nachdem sie eine Weile gelauscht hatten, rissen sie plötzlich die Tür auf und forderten die Herausgabe des Buches. Bücher waren ja verboten. Wir sagten ihnen, dass wir keine Bücher hätten. Der Kommandeur lachte und erwiderte: »Ich hab's doch selbst gehört, wie vorgelesen wurde.« Sie stellten den ganzen Waggon auf den Kopf, konnten aber kein Buch finden. Da begann Galja »Mein Onkel ist so ehrenwert ...« vorzutragen und schaute dabei die Wachsoldaten an. Zehn Minuten hörte der Kommandeur zu. Argwöhnisch schaute er sich um, ob nicht vielleicht von hinten jemand Galja ein Buch zeigte. Dann winkte er ab, machte auf dem Absatz kehrt und verließ den Wagen. Ganz sicher war er sich aber nicht, ob wir ihn nicht doch ausgetrickst hatten.

Über die Urteile und über Politik wurde im Waggon nicht gesprochen. Alle waren glücklich, dem Gefängnis entkommen zu sein, auch wenn sie nun ins Lager fahren. Sie waren dermaßen eingeschüchtert, dass ihnen jedes Wort verhasst war, das auch nur im Entferntesten politisch gedeutet werden konnte.

Eines Abends während einer langen Zwischenstrecke flog plötzlich das Schloss von der Tür. Durch die ständige Rüttelerei war es aufgesprungen. Die Waggon Tür schob sich bis zum Anschlag auf. Die Sonne ging gerade unter. Endlos breitete sich die blühende Steppe vor uns aus ... In langen Wellen drang der Atem der Steppe, der Duft der Gräser und Blumen in die stinkende, stickige Luft des überfüllten Wagens. Wir erstarrten. Plötzlich eine hysterische Stimme: »Wache, Wache, schließt die Tür!« Aber der Zug fuhr und niemand reagierte. Dann kamen andere Stimmen dazu: »Wir müssen die Wache rufen, sonst denken die, wir haben die Tür geöffnet, weil wir fliehen wollten.« Niemand wollte fliehen. Fliehen konnte jemand, der Verbindungen zu kriminellen Kreisen oder zu politischen Organisationen hatte. Was hätte mir zum Beispiel die Freiheit genutzt ohne Ausweis? Das Endziel meiner Träume war doch lediglich meine Wohnung in der Petrowka-Straße in Moskau. Und dort würden sie mich gleich am nächsten Tag festnehmen und mit einer zusätzlichen Strafe ins Gefängnis zurückbringen. Da standen wir nun und blickten in die »Freiheit«, die direkt vor uns lag. Beim nächsten Haltepunkt wurde die Tür geschlossen und die Vision der Freiheit verschwand.

Ich weiß nicht mehr, ob es in Swerdlowsk⁴⁴ oder in Irkutsk war, jedenfalls hatten wir einen Tag Aufenthalt und mussten zur Sanitätsstelle. Diese befand sich in einem sehr gut ausgestatteten Amtsgebäude. Wir zogen uns im Erdgeschoss aus

44 Swerdlowsk – Jekaterinburg trug von 1924-1991 den Namen des Revolutionärs Swerdlow.

und wollten gerade die Treppe hochgehen, als wir bemerkten, dass über die gesamte Treppenlänge zu beiden Seiten des Geländers Wachsoldaten standen. Wir drängten uns scheu aneinander. Fast alle hielten die Köpfe gesenkt und hatten rote Flecken in den Gesichtern. Ich hob den Kopf und begegnete dem Blick eines Offiziers, dem Befehlshaber der Wachmannschaft. Er schaute mich finster an und sagte: »Na, macht schon, macht schon, steht nicht rum!« Ich war plötzlich erleichtert und fand das Ganze jetzt sogar komisch. Die können mich mal. Die sind für mich genau solche Männer wie der Stier Wasska, vor dem ich mich als Kind immer gefürchtet habe, dachte ich bei mir, blickte den Wachsoldaten frech an und ging als Erste die Treppe hinauf. Die anderen folgten mir. So durchliefen wir also dieses Spalier. Später erfuhren wir, dass am gleichen Tag schon vier Frauengruppen aus unserem Zug das Gleiche durchgemacht hatten. Auf dem oberen Treppenedest hing ein Spiegel über die gesamte Länge der Wand. Wir hatten uns drei Jahre lang nicht selbst gesehen und wir waren schließlich Frauen. Unser ganzer Haufen drängelte sich vor dem Spiegel, sodass ich mich in der Menge nicht gleich entdecken konnte. Da erkannte ich plötzlich die müden und traurigen Augen meiner Mutter, ihr ergrautes Haar, die wohlbekanntesten Kummerfalten um den Mund. Das war ich selbst. Ich stand mit offenem Mund da und konnte nicht begreifen, dass ich keine junge Frau mehr war, die man auf der Straße mit »Mädchen« ansprach, sondern diese ältere, vergrämte Frau, die aussah wie 40. »Los, los, eure Gruppe hat 20 Minuten zum Waschen!«, schrien die Soldaten. Wir rannten in die Banja⁴⁵, suchten uns Schüsseln, wuschen heimlich Kleinzeug – kurz, alles ging wieder seinen Gang. Ich musste noch lange an die grauen Haare und das müde, traurige Gesicht aus dem Spiegel denken und versuchte mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass es mein Gesicht war.

Die Fahrt dauerte 34 Tage. Zeitweilig bekamen wir nur sehr wenig Wasser. Wir hatten keine Becher. Die Strecken zwischen den Stationen waren ziemlich lang. Mich quälte der Durst nicht so sehr, aber wir hatten eine Frau im Wagen, die schwer zuckerkrank war. Sie war Ärztin, ihr Nachname war Sawalischina, und sie litt sehr unter dem Durst. Wir ließen ihr eine zweite und dritte Ration, aber für sie war das wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Ich sparte mir immer einen halben Becher von meiner Wasserration zum Waschen auf. Einmal beobachtete sie mich beim Zähneputzen und Waschen und sagte: »Wie hartherzig! Ich komme um vor Durst und Sie nehmen das Wasser zum Waschen!« Mir wurde ganz elend zumute. Bis heute kann ich nicht an ihren Blick, den Blick eines abgehetzten Pferdes, denken, ohne dass sich mein Herz zusammenkrampft. Sie starb am 30. Tag der Fahrt. Am 16. August 1939 kamen wir im Transitlager von Wladiwostok an.

45 Banja – Waschraum, Badehäuschen (außerhalb der Lager auch öffentliches Bad, russische Sauna).

Auf Kolyma

Kolmogorski

Hinter uns lagen vier Jahre Gefängnis. Vier Jahre, in denen die härteste Strafe war, dass man uns nicht arbeiten ließ. Nichts ist für die menschliche Würde erniedrigender. Wir kamen also im Lager von Magadan an und wurden gut empfangen. Mit unseren blassen Gesichtern, den ängstlichen Blicken und unserer vollkommenen Ahnungslosigkeit unterschieden wir uns deutlich von den anderen Lagerhäftlingen. An den ersten drei Tagen brauchten wir nicht zu arbeiten. Wir ruhten uns aus und debattierten stundenlang über die Vorzüge des Lagerlebens verglichen mit der Gefängnishaft. Wir waren unter Menschen und konnten mit ihnen reden. Das Lager erschien uns riesengroß. Hier lebten ungefähr 1 000 Leute. So viele Menschen, so viele Gespräche, so viele Freunde konnte man hier finden! Und die Natur! Wir liefen in der von Drahtzäunen eingegrenzten Zone herum, wir sahen den Himmel, die Bergkuppen in der Ferne, gingen zu den verkümmerten Bäumen und streichelten sie. Wir atmeten die feuchte Meeresluft ein, spürten den Nieselregen im Gesicht (es war August), setzten uns auf das feuchte Gras und berührten die Erde mit den Händen. Wir hatten vier Jahre lang ohne das alles gelebt, und jetzt stellte sich heraus, dass es einfach unerlässlich war, um sich wie ein normaler Mensch fühlen zu können. Arbeiten – wir sehnten uns nach Arbeit. Wir sprachen von ihr mit gefühlvollen Worten, die den alten Lagerinsassen unaufrichtig, hochtrabend und dumm vorkamen. Sie hassten die schwere Zwangsarbeit. Am dritten Tag teilte man uns mit, dass diejenigen, die es sich zutrauten, schon arbeiten könnten. Der eigentliche Arbeitsbeginn wäre dann in einer Woche.

An jenem Vorabend waren wir aufgeregt wie vor einem Feiertag. 18 Frauen, darunter auch ich, hatten sich entschlossen zu arbeiten. Wir wollten raus aus der Zone, wollten eine Straße entlanggehen, wollten uns in nichteingezäuntem Gelände aufhalten, den Wald und das Meer sehen. »Wählt euch einen Brigadier«, sagte der Wachposten. Sie wählten mich. Mit verantwortungsvollem Blick betrachtete ich meine Brigade. Kluge Gesichter. Ergrautes Haar. Zwei Professorinnen, eine Schriftstellerin, zwei Klavierspielerinnen, eine Tänzerin, sechs ehemalige Parteifunktionärinnen. Alle kamen aus der Stadt. Bei allen waren in vier Jahren ohne Arbeit die Muskeln verkümmert. Mit unserer Arbeit wollten wir beweisen, dass wir ehrliche, echte sowjetische Menschen waren. Man führte uns aus der Zone. Wir gingen durch die Stadt, die sich im Aufbau befand. Auf einer großen Freifläche am Stadtrand stand das fast fertige Krankenhausgebäude. Fröhliche, rotbäckige Mädchen putzten die Fenster und unterhielten sich scherzend mit der Wache. Es nieselte den für Kolyma so typischen feinen Sprühregen. Ihn zu spüren war angenehm, fast konnte man glauben, dass wir frei wären.

Der Vorarbeiter Kolmogorski kam zu uns – gut aussehend, um die 40, schick herausgeputzt (so schien es uns). Er trug eine kaukasische Karakulfellmütze, den breiten Gürtel straff um die Wattejacke geschnallt, seine Stiefel glänzten. Mit ei-

nem lebenswürdigen Lächeln wandte er sich an mich und erklärte die Arbeitsaufgabe. »Ihr sollt einen Graben ausheben. Der Anfang ist schon gemacht, aber nur einen Meter tief. Ihr vertieft den Graben bis auf drei Meter. Die Norm pro Arbeiter und Tag beträgt neun Kubikmeter Aushub. Sie persönlich brauchen nicht zu arbeiten. Als Brigadier unterliegt man keiner Norm. Im Sommer beträgt die Arbeitszeit 15 Stunden, eine Stunde ist Mittagspause. Arbeitsbeginn ist um sechs Uhr morgens, Arbeitsende um neun abends. Das Mittagessen wird um eins gebracht.« Dann verteilte er die schweren, rostigen Schaufeln und wir machten uns an die Arbeit. Wir hatten keine Ahnung, was »neun Kubikmeter« hieß. Verschwommen stellten wir uns vor, was es bedeutete, 15 Stunden am Tag zu arbeiten. Wir waren voller Enthusiasmus. Ich stellte meine Gruppe so auf, dass alle drei Meter eine Arbeiterin stand, stellte mich dazu, und wir begannen mit der Arbeit. Ich legte fest, dass es stündlich eine zehnmütige Rauchpause geben würde. Das Zeichen dazu gab ich.

Es nieselte und der Boden war lehmig. Wir stellten fest, dass der Spaten nur sehr mühsam in den Boden eindrang und nur an seiner Spitze ein wenig nasser Lehm kleben blieb. Der Lehm war wahnsinnig schwer, außerdem besaß er die unangenehme Eigenschaft, vom Spaten zu rutschen, wenn man diesen gerade langsam zur Grabenkante hochziehen wollte – um die Erde mit einem Schwung hinauszurwerfen, fehlten uns die Kräfte. Wir stürzten uns trotzdem an die Arbeit. Ich hatte keine Uhr, spürte aber deutlich, dass schon sehr viel Zeit vergangen sein musste, denn ich war total erschöpft. »Pause!«, verkündete ich. Meine tapfere Brigade protestierte: »Wieso denn, es sind bestimmt erst 20 Minuten vorbei!« Ja, vielleicht waren es wirklich erst 20 Minuten, aber ich hatte einfach keine Kraft mehr und die anderen auch nicht. Wir legten die Spaten beiseite und setzten uns in eine Reihe. »An die Arbeit!«, wies ich an und wir schaufelten weiter. Bis zum Mittag machten wir ungefähr 30 Pausen. Jedes Mal fiel es schwerer, das Zeichen zur Arbeit zu geben, aufzustehen und die rostigen, unhandlichen, lehmverklebten Spaten in den Boden zu stoßen, um ein ärgerlich winziges Klümpchen Lehm über die Grabenkante zu werfen. Das Mittagessen wurde gebracht. Für unsere Begriffe ein Festmahl: Fischsuppe aus frischem Lachs, gebratene Lachsstückchen und sogar Kisel⁴⁶. Trotz der Erschöpfung genossen wir das Essen und viel zu früh ertönte das Signal zur Arbeit. Jedenfalls schien es uns so. Wir gingen mit den Spaten an unsere Arbeitsplätze.

Neben mir arbeitete Raja Ginsburg, eine kleine, tapfere Frau. Ich sah, wie ihr der Schweiß in Bächen von der Stirn lief. Sie arbeitete mit zusammengebissenen Zähnen, aber jedes Mal, wenn ich das Zeichen für die Pause geben wollte, verhandelte sie mit mir: »Noch zehn Schaufeln.« Genauso drängelte sie: »Geben Sie das Zeichen zum Weiterarbeiten.« Ich betrachtete sie verwundert. Früher hatte sie niemals körperlich gearbeitet. Sie hatte kleine, verwöhnte Hände, eine ungewöhnlich

46 Kisel – russische Nachspeise, dickflüssiges Getränk aus Speisestärke und Früchten.

zerbrechliche Figur, und sie war herzkrank. Sie war viel schwächer als ich, aber sie war zäher. Ich bewunderte sie und versuchte mich an ihr zu orientieren.

Endlos lang zog sich der Tag hin. Irgendwann tauchte Kolmogorski auf. Ich versuchte an seinem Gesichtsausdruck zu erkennen, ob wir viel geschafft hatten, aber es gelang mir nicht. Während einer Pause kamen ein paar Mädchen von den Fußbodenwischerinnen zu uns und lachten: »Na, da hat euch Kolmogorski ja 'ne tolle Arbeit verpasst!« »Und, schafft ihr eure Norm?«, erkundigte ich mich. »Wir? Wir schaffen drei Normen und drehen noch Däumchen dabei. Wir sind geübt, sind ja schon fünf bis sieben Jahre hier.« Beeindruckt schaute ich sie an. »Und der Kolmogorski, was ist das für einer?« »Der kommt bald raus, zieht seit 1930 durch die Lager. Ein Kosak⁴⁷. Kein schlechter Kerl, hat sich ganz gut eingerichtet, und die Mädchen sind ganz verrückt nach ihm.«

Wir gruben weiter, einen Feierabend schien es nicht zu geben. Ich verlor die Übersicht über die Pausen. Am Ende des Tages protestierte selbst Raja nicht mehr, wenn ich das Pausenzeichen gab. Wir gruben weiter und es nieselte. Unsere schweren Jacken waren klitschnass, die Schuhe voller Lehm. Endlich ertönte die Glocke: Feierabend. Der Rückweg wollte kein Ende nehmen. Am ersten Tag gingen wir an der Kantine vorbei zu unserer Baracke, weil wir uns vor dem Abendbrot noch waschen wollten. Dann stellten wir fest, dass es ein Ding der Unmöglichkeit war, nach dem Waschen noch einmal zur Kantine loszugehen – wir hatten einfach keine Kraft mehr. Wir fielen auf unsere Pritschen und schliefen sofort ein. Bald darauf ertönte die Glocke zum Aufstehen. In Zukunft gingen wir gleich nach der Arbeit, schmutzig und lehmverschmiert, zum Abendessen und schleppten uns danach zur Baracke.

So gruben wir drei Tage und stellten beunruhigt fest, dass die Arbeit nicht vorankam. Es konnte überhaupt keine Rede sein von neun Kubikmetern pro Person und Tag. Trotzdem hoffte ich, wir hätten eine Menge geschafft, so wie wir uns anstrengten! Am Ende des dritten Tages kam Kolmogorski und maß mit der Messlatte nach. Danach räusperte er sich komisch und lud mich in sein Büro ein. Als ich eintrat, sah ich einen üppig gedeckten Tisch, ein sauberer Sack diente als Tischtuch. Auf dem Tisch standen Sprit, Milchkonserven, gesalzener Lachs, grüne Zwiebeln, Speck – ein traumhafter Anblick. Er bat mich an den Tisch und ich setzte mich. Er schenkte mir Sprit ein und verkündete, dass ich ihn trinken müsste, »auf eine gute Beziehung«. Ich riss mich zusammen und trank das erste Mal in meinem Leben Sprit. Widerlich, aber mir war klar, dass ich es mir mit ihm nicht verscherzen durfte. Vom Sprit wurden mir die Knie weich, aber mein Kopf war noch klar. Ich begann ein diplomatisches Gespräch, aber Kolmogorski sagte: »Schlecht, verdammt schlecht. Ihr habt nur drei Prozent geschafft. Deine Schmetterlinge sind wohl öfter mal mit ein paar Mannsbildern in die Büsche abgeschwirrt?«

⁴⁷ Kosak – Bauer aus den südrussischen Steppengebieten zwischen Dnjepr und Don.

»Wo denken Sie denn hin, bei der Brigade! Das sind anständige Frauen, sie geben sich alle Mühe. Aber diese Arbeit ist zu schwer für uns. Die Frauen sind nicht mehr die jüngsten, alle sind Städterinnen und wir haben vier Jahre Gefängnis hinter uns. Geben Sie uns eine andere Arbeit, Fußböden wischen oder Fenster putzen. Wir beweisen Ihnen, dass wir gewissenhaft arbeiten können.«

»Ach, hören Sie doch auf! Wenn ihr wenigstens die halbe Norm geschafft hättet, aber drei Prozent. Da sind wir uns doch einig, dass das ein bisschen wenig ist. Geben Sie doch zu, dass Ihre Damen zu den Männern flitzen.«

»Nein, das stimmt nicht! Sie sehen doch selbst, was das für Frauen sind. Sie mühen sich ab, so gut sie eben können. Es sind doch alles ehemalige Parteimitglieder.«

Plötzlich schien jemand die Maske des liebenswürdigen Plauderers von Kolmogorskis Gesicht gerissen zu haben und ich sah ein fieses Grinsen. »Ach so, ehemalige Parteigenossinnen? Ja, wenn ihr Nutten wärt, würde ich euch Fensterchen putzen lassen und ihr würdet drei Normen schaffen. Als mich diese Parteigenossen 1929 entkulakisiert und mit sechs Kindern aus dem Haus geschmissen haben, hab ich sie gefragt: ›Welche Schuld trifft denn die Kinder?‹, und sie haben geantwortet: ›So ist das Sowjetgesetz.‹ Also richtet euch nach dem Sowjetgesetz und hebt pro Tag neun Kubikmeter aus!«, sagte er lachend. »Richtet euch nach dem Sowjetgesetz! Warten Sie mal Fräuleinchen! Sie kann ich als Brigadier zu den Mädchen ins Haus versetzen. Sie waren ja nicht in der Partei. Ich kenne Ihre Akte. Sie sind ein nettes Frauchen und Ihnen persönlich würde ich mich gern erkenntlich zeigen.« »Da irren Sie sich, ich war auch in der Partei«, erklärte ich und ging hinaus. Zum ersten Mal im Leben hatte ich mich für jemanden ausgegeben, der ich nicht war.

Mama

Ich hatte Zahnschmerzen. Abends, nach der Arbeit, ging ich zum Kommandeur und bat ihn, mich ins Krankenhaus gehen zu lassen. Er sah mich aufmerksam an und bemerkte dann: »Sie brauchen nicht ins Krankenhaus, das geht auch so vorüber.« Streiten war zwecklos. Ich setzte mich an den Ofen und wartete. Ich weinte wegen meiner Machtlosigkeit, wegen der Schmerzen, wegen der Kränkung. Am Morgen ließ der Schmerz etwas nach, aber meine Wangen waren unheimlich angeschwollen. Beim Morgenappell besah mich der Kommandeur erneut und sagte: »Jetzt können Sie gehen.«

Es war kein allzu starker Frost, vielleicht minus 35 Grad und die Sonne schien. Bis zum Krankenhaus waren es zehn Kilometer. Die Schmerzen hatten sich etwas gelegt. Ich schwitzte und war völlig erschöpft – von der schlaflosen Nacht, von den Schmerzen, den Tränen, wegen meines ganzen Lebens. Ich wollte mich nur ein bisschen ausruhen und legte mich in eine Schneewehe. Sofort überkam mich eine süße Benommenheit und ich schlief ein. Im Halbschlaf oder im Traum sah

ich das Gesicht meiner Mutter. Es war ganz rot vor Anstrengung und Zorn. »Steh sofort auf!«, sagte sie. »Ach, liebste Mutter, weck mich nicht auf, ich fühle mich so wohl! Ach, wäre das schön, so zu sterben. Die ganze Quälerei hätte ein Ende. Lass mich doch sterben, Mutter.« »Ja, du stirbst und hast deinen Frieden. Und was soll aus mir werden? Soll ich mit dem Gedanken weiterleben, dass ich dich niemals wiedersehen werde, mit dem Gedanken, dass du in einer Schneewehe erfroren bist? Ich kann nicht sterben, ich muss mich ja um deine Kinder kümmern!« Ich stand auf und ging weiter. Vor meinen Augen verschwamm alles und eine halbe Stunde später ließ ich mich wieder erschöpft in eine Schneewehe fallen. Und wieder tauchte das Gesicht meiner Mutter auf, und wieder stand ich auf und schleppte mich weiter.

Ich brauchte fünf Stunden für die zehn Kilometer. Unterwegs ließ ich mich noch mehrmals in Schneewehen fallen, stand aber immer wieder auf, weil mir jedes Mal das Gesicht meiner Mutter erschien. Im Krankenhaus brach ich bewusstlos mit 40,5 Grad Fieber zusammen. Der Doktor behielt mich eine Woche im Krankenhaus und wunderte sich, wie ich in meinem Zustand die zehn Kilometer bewältigt hatte.

Wie meine Mutter die Krupskaja besuchte

Meine Mutter wandte sich an alle nur erdenklichen Stellen, ging von Tür zu Tür in der Hoffnung, dass man ihr dort in meiner Angelegenheit weiterhelfen könnte. Jemand war auf die Idee gekommen, sie zur Krupskaja zu schicken. Also ging meine Mutter zur Krupskaja. Beim Anblick ihres gutmütigen Gesichts kamen ihr die Tränen. Sie hatte sich schon daran gewöhnt, dass sie als Bittstellerin meistens herzlosen Beamten gegenüberstand – und nun diese alte, traurige, müde Frau. »Ich denke so bei mir, wenn mich einer versteht, dann sie. Also sage ich zu ihr: ›Der Fall meiner Tochter muss untersucht werden. Ich verbürge mich dafür, dass sie unschuldig ist! Sie hat zwei Kinder im Alter von vier und sechs Jahren zurückgelassen. Hier sind ihre Fotos, schauen Sie nur! Man kann einer Mutter doch nicht ihre Kinder wegnehmen! Was für eine Verbrecherin soll sie denn sein? Sie hat gearbeitet, hat sich fürsorglich um die Kinder gekümmert, nicht eine Minute ließ sie die beiden allein. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, sie mal für einen Abend von den Kindern loszureißen, aus dem Haus zu bekommen. Verstehen Sie doch, sie ist eine Mutter!«, sage ich und weine dabei und die Tränen fließen und fließen.

Nadeshda Krupskaja antwortet mir: ›Beruhigen Sie sich, Mütterchen, hören Sie auf zu weinen! Leider kann ich Ihnen in der Angelegenheit mit Ihrer Tochter nicht weiterhelfen, aber ich könnte Ihre Enkelkinder in einem guten Kinderheim unterbringen, wenn Sie es wünschen.<

Da sage ich zu ihr: ›Ich kann es einfach nicht glauben, dass Lenins Frau nicht in der Lage sein soll, die gerechte Untersuchung dieses Falles durchzusetzen. Sie können Ihre Enkelkinder, falls Sie welche haben, ja in ein Kinderheim geben.

Aber ich bin eine einfache Frau und werde meine Enkelkinder selbst großziehen. Und wenn ich Fußböden wischen muss, damit ich sie satt bekomme.« Damit drehe ich mich um und will gehen. Stolz werfe ich noch einen Blick auf sie und sehe, wie ihr die Tränen über die Wangen fließen. Und da begreife ich, dass sie selbst leidet, aber vollkommen machtlos ist, und sie tut mir so unendlich leid. Ich sage: »Auf Wiedersehen, Nadeshda Krupskaja« und sie antwortet: »Auf Wiedersehen, seien Sie tapfer!« Ihr geht es genauso schlecht wie mir selbst, habe ich bei mir gedacht und bin gegangen.«

Galja

Beim Holzstapeln arbeitete ich mit Galja Prosorowskaja zusammen. Sie war erst kräftiger und geschickter als ich, aber dann schwanden ihre Kräfte zusehends. Sie arbeitete immer langsamer und langsamer. Wir brauchten immer länger für unsere Norm (acht Kubikmeter am Tag für zwei Leute). Wenn alle schon gegangen waren, hatten wir unseren Stapel immer noch nicht fertig aufgeschichtet. Wir waren zu kraftlos, um schneller arbeiten zu können. Ich gab immer als Erste auf. »Komm Galja, wir hören auf. Wir stapeln morgen weiter. Ich kann nicht mehr.« »Und die Norm? Sollen wir auf 400 Gramm runtergehen?«, fragte Galja ängstlich. Wer die Norm schaffte, bekam 600 Gramm Brot am Tag. Wer sie nicht schaffte, bekam nur 400. Diese 200 Gramm entschieden über Leben und Tod, denn mit 400 Gramm Brot konnte man bei dieser Arbeit und bei 50 Grad Frost nicht überleben. »Ja, die Norm! Los wir strengen uns noch mal an!« Wir stapelten weiter Holz, wobei ich unbarmherzig mogelte und Schnee und Wurzelwerk in den Stapel stopfte. Galja flehte mich an: »Lass das doch, wenn die uns erwischen. Was für eine Schande! Ehemalige Parteimitglieder schummeln mit Schnee im Stapel.«

Wie auch immer, irgendwann waren die acht Kubikmeter aufgeschichtet. Mittlerweile war es stockfinster. Bis nach Hause waren es fünf Kilometer und wir machten uns auf den Rückweg. Arme, Rücken und Gesicht wurden vom Frost immer unbeweglicher. Wir mussten unsere ganze Willenskraft aufbringen, um den einsamen Waldweg entlangzugehen – eine Stunde, anderthalb Stunden. Jedes Bein wog ein Pud⁴⁸, unsere Knie zitterten vor Schwäche und Hunger. Das tief ins Gesicht gezogene Kopftuch war schon längst zu einer eisigen Hülle geworden, der Atem ging schwer. Aber da vorn war eine warme Baracke, dort gab es heiße Wassersuppe und 200 Gramm schweres, nasses, so köstliches Brot. Da vorn war ein Ofen und da war eine Pritsche, auf der man sich ausruhen konnte. Und so gingen wir weiter. Mit jedem Tag verließen wir das Waldstück später und später. Der Weg nach Hause wurde länger und länger, denn der Holzeinschlag lag immer weiter von den Baracken entfernt.

Als ich wieder einmal mit Galja nach Hause ging, war es so kalt, dass wir kaum vom Fleck kamen. Der Mond schien, spiegelte sich im Schnee und beleuch-

48 Pud – altes russisches Gewicht, entspricht ca. 16,5 kg.

tete so den Weg. Kurz vor dem Lager fiel Galja plötzlich mit voller Wucht auf den Rücken und rührte sich nicht mehr. »Galja, Galja«, schüttelte ich sie. Keinerlei Reaktion. Sie lag da wie ein Sack. Da gab es nicht viel zu überlegen, aufheben konnte ich sie nicht – dafür war ich viel zu schwach. Ich zog ihr einen Handschuh aus und fühlte ihren Puls. Nichts. Wenn sie tot war, dann würde man sie holen, aber ich sollte jetzt weitergehen, damit ich nicht auch noch erfror. Und wenn sie nicht tot war? Spätestens in einer Stunde hätte sie sich in einen Eisklumpen verwandelt. Aber ich konnte nichts machen, also beschloss ich weiterzulaufen. Sonst erfroren wir beide. Entschlossen ging ich ein paar Schritte und kehrte dann um. »Galja, Galja!« Keine Antwort. Was sollte ich bloß machen? »Galja, liebe Galja!« Keine Antwort. Plötzlich hörte ich das Quietschen eines Schlittens und das Trappeln von Pferdehufen. Es kam von dem Parallelweg, der 200 Meter neben unserem verlief. Ich rannte los, fiel in den Schnee, schrie, stolperte über Stubben, fiel wieder hin, konnte vor Kälte, vom Rennen und vom Schreien kaum noch atmen. Endlich stand ich neben dem Mann. Er hatte eine Ladung Mist auf dem Schlitten. »Genosse, um Himmels willen, so kommen Sie doch, dort erfriert eine Frau!« Er sah unzufrieden aus. Ihm war kalt, er war müde und träumte vom Ofen und der Wassersuppe, von 200 Gramm Brot. Ich flehte ihn an, weinte, klammerte mich an seiner Wattejacke fest, als er weiterfahren wollte. Fluchend wendete er den Schlitten und fuhr auf unseren Weg. Zu zweit hievten wir Galja auf den gefrorenen Mist.

15 Minuten später waren wir in unserer Baracke, saßen am Ofen. Auf meine Bitte hin füllte die Köchin unserem Retter, ein Sänger aus Leningrad, Suppe in ein Schälchen. Wir redeten übers Theater und über Musik. Galja, die auf einer Pritsche lag, war inzwischen zu sich gekommen und wärmte sich langsam auf. Tränen liefen ihr über die Wangen.

Das Brot

Wer beim Holzeinschlag die Norm schaffte, bekam einmal im Monat ein Kilogramm Brot zusätzlich. Wir träumten von diesem Brot, lange bevor es uns zuteilt wurde. Oh, wie gut es schmeckte! Normalerweise bekam ich dieses Brot, aber den einen Monat lief es mit der Arbeit nicht so gut. Ich hatte die Tagesnorm ein paar Mal nicht geschafft und erreichte deshalb auch die Monatsnorm nicht. Irgendwie ahnte ich, dass etwas Unangenehmes geschehen würde. Als wir uns am Abend vor unserem freien Tag nach der Arbeit auf die Listen stürzten, konnte ich meinen Namen nicht finden. Ich hoffte, dass man mir das Kilo Brot trotzdem zuteilen würde. Diejenigen, die auf der Liste standen, rannten jetzt erleichtert und froh ihr Brot abholen. Die nicht darauf standen, machten ein gleichgültiges Gesicht und taten so, als ob es ihnen egal war, dass neben ihnen geschmaust wurde. Der freie Tag war verdorben. Meine Nachbarin hatte mir zwar ein Stückchen Brot abgegeben, aber was war das schon gegen ein ganzes Kilo.

Als wir am nächsten Tag von der Arbeit zurückkamen, empfing mich die Barackenälteste mit den Worten: »Flitz schnell in die Baracke und schau mal unter dein Kopfkissen!« Mein Herz begann schneller zu klopfen, weil ich dachte, dass sie mir das Brot doch noch zugeteilt hätten! Ich rannte zu meinem Bett und warf das Kissen beiseite. Da lagen drei Briefe von zu Hause! Seit einem halben Jahr hatte ich keine Post mehr von zu Hause erhalten. Zuerst war ich unheimlich enttäuscht, dass es kein Brot, sondern nur Briefe waren! Danach packte mich das blanke Entsetzen. Was war nur aus mir geworden, wenn mir ein Stück Brot wichtiger war als die Briefe von meinen Eltern und den Kindern!

Als ich die Umschläge öffnete, fielen Fotos heraus. Meine Tochter schaute mich mit ihren grauen Augen an und mein Sohn runzelte nachdenklich die Stirn. Ich dachte nicht mehr an das Brot. Ich weinte.

Basja

Basja war 19 Jahre alt und zu fünf Jahren Besserungs-Arbeits-Lager⁴⁹ verurteilt – wegen Zionismus. Man hatte sie zusammen mit ihrem Bräutigam Osja, einem 20-jährigen Studenten, verhaftet. Sie sah aus wie ein Engel, wenn man das so sagen kann: goldene Locken, himmelblaue Augen, rosige Wangen, Lippen wie Kirschen, nur eins fünfzig groß. Aber hinter diesem Äußeren verbarg sich bei Weitem kein Engel, sondern ein charakterfestes Mädchen. Und Basjas Stimme war dermaßen durchdringend und hoch, dass man es sofort hörte, wenn sie in der Baracke war. Sie mischte sich in alles ein und wollte immer die Wahrheit durchsetzen.

Einmal kam der Normierer⁵⁰ auf sie zu und sagte: »Du gehst zum Wachraum Fußböden wischen.« Zum Fußbödenwischen wurde nur eingeteilt, wer Beziehungen hatte. Das war etwas anderes, als Stämme mit Ochsenkarren zu transportieren oder Erde zu hacken. Basja war sofort einverstanden, aber als wir von der Arbeit in die Baracke zurückkamen, fanden wir sie völlig verheult vor. Mir ihrer durchdringenden Stimme erzählte sie uns, wie der Natschalnik sie erst mit Wurst und Speck bewirtet hatte und dann so zudringlich geworden war, dass sie ihm mit dem nassen Scheuerlappen eins überzog. Wütend hatte er verkündet: »Morgen bist du bei den Ochsenkarren!«

Basja hatte eine Riesenangst vor den Ochsen und die Ochsen hörten kein bisschen auf sie. Sie waren gewöhnt, dass man sie grob anschrie und mit unflätigen Worten antrieb. Basja rannte um sie herum, nannte sie widerliche Tiere und weinte. Die Ochsen legten sich einfach hin und beachteten sie so wenig wie eine Fliege. Zwei, drei Tage später bestellte der Natschalnik sie wieder zum Fußbödenwischen und wie gehabt landete sie bei den Ochsen. Irgendwann hatte der Natschalnik genug und entschloss sich zu extremeren Maßnahmen. »Du ackerst mit

49 Besserungs-Arbeits-Lager – offizielle Bezeichnung für die Zwangsarbeitslager.

50 Normierer – Angestellter der Lageradministration, der die Gefangenen zur Arbeit einteilte und die Arbeitsnorm festlegte.

den Ochsen rum, ohne das was dabei rauskommt. Ab morgen arbeitet Prochorow mit dir zusammen!«, legte er bei einem Appell fest.

Prochorow war einer der wenigen Männer in unserem Lager. Er reparierte Pferdegeschirre und andere Geräte und konnte die schwersten Stämme weg-schleppen. Ein Mann um die 50 mit Furcht einflößendem Äußeren. Schultern so breit wie ein Schrank, und Arme, die fast bis an die Knie reichten. Bei der Entkulisierung hatte er drei Menschen getötet. Er fluchte, wie wir es nie zuvor gehört hatten, und Basja fürchtete sich schrecklich vor ihm. Sie heulte und sagte, dass sie nicht mit Prochorow zusammenarbeiten wollte, lieber ginge sie in den Karzer. Da betrat er selbst unsere Baracke, meinte: »Was heulst du rum? Hast Angst vor Prochorow? Vor den Natschalniks musst du Angst haben! Prochorow krümmt dir kein Haar.« Nachdenklich beruhigte sich Basja und ging am nächsten Tag mit Prochorow und zwei Ochsenkarren arbeiten. An diesem Tag begann eine eigenartige Freundschaft zwischen dem riesigen, gorillaähnlichen Prochorow und der engelsgleichen Basja. Er päppelte sie auf und arbeitete für sie mit. Unsere Basja wurde immer rundlicher und sagte, dass Prochorow ein ganz Lieber wäre. Die beiden arbeiteten zwei Jahre zusammen, in denen er sie wie ein Kettenhund beschützte. Einmal brachte er die ganze Baracke zum Lachen, als er erzählte, was bei der Arbeit passiert war. Basja trat mit dem Fuß nach ihm und schrie: »Hör auf, sei still!«, aber Prochorow erzählte weiter, ohne sie zu beachten: »Ich belade gerade die Karre, na, so was, ist doch meine Basja verschwunden. Ich gucke hierhin, gucke dahin – da steht sie hinter einem Baum und weint, hat sich die Hände erfroren und kann ihre Hose nicht zuknöpfen. Also knöpf ich ihr die Hose zu, wie sich das gehört, zieh den Gürtel fest und zünde einen Arm voll Heu an – wärm dir die Hände, kleine Basja. Dann setz ich sie auf die Stämme und so ist sie wohlbehalten angekommen. Auf Prochorow ist Verlass!«

Nach der Entlassung fuhr Basja zu ihrem Bräutigam, der in einem weit entfernten Männerlager seine Frist abgebußt hatte. Obwohl zu dieser Zeit ebenfalls bereits entlassen, war er im Lager geblieben und arbeitete dort in der Versorgungsabteilung. Basja spürte gleich, dass er sich stark verändert hatte. Sogar in seinem Lächeln vermischte sich Selbstzufriedenheit mit Unterwürfigkeit. Vor ihr stand ein völlig fremder Mensch, einer der bestens mit den Natschalniks zurechtkam. Ohne das vorbereitete Essen auch nur angerührt zu haben, fuhr sie zurück. In Jagodnoje begann sie in der Kantine zu arbeiten und heiratete ein Jahr darauf Monja Lurje. Bis zu seiner Verhaftung hatte Monja am Literaturinstitut studiert, aber glücklicherweise hatte sein Vater, ein Schuster, seinerzeit den klugen Jungen gezwungen, ihm bei der Arbeit zu helfen. Das rettete Monja das Leben. Seine gesamte Lagerzeit flickte Monja die schweren, vom Staub zerfressenen Botten der Lagerinsassen, reparierte die an Lagerfeuern verbrannten Filzstiefel und nähte gleichzeitig zierliche Damenschuhe für die Frauen der Natschalniks. Nach seiner Entlassung arbeitete er als Schuster in Jagodnoje. Basja brachte einen reizenden Sohn zur Welt, das Engelchen Mischa. Sie war eine ausgezeichnete Mutter und

Ehefrau. Die beiden hatten ein großes Zimmer und ihr Haus stand immer offen für jene Entlassenen, die noch keine Unterkunft gefunden hatten. Ich selbst wohnte zwei Wochen bei ihnen. Monja hat mir gut gefallen, der kleine Mischa auch. Das Sagen in der kleinen Familie hatte natürlich Basja. Das war nach acht Jahren die erste Familie, die ich sah. Monja erzählte: »Mir sind eine Menge Wunder untergekommen, aber dass man die Lager von Kolyma als Jungfrau überleben kann, hätte ich nicht für möglich gehalten.«

Gold

Wir waren unterwegs zur Heumahd und legten eine Pause ein, in der wir Grütze kochten. Ich ging zum Fluss das Geschirr abspülen, schöpfte ein wenig Wasser mit Sand, wusch das Schälchen aus und goss das Wasser weg. Auf dem Boden des Schälchens waren Goldkörnchen liegen geblieben. »Gold, Gold!«, schrie ich und alle Frauen kamen angerannt und guckten. Prochorow kam auch. »Schön wär's, wenn das Gold wäre. Das sieht nur so aus!«, sagte er sehr überzeugend, schöpfte etwas Wasser und goss dann alles aus. Alle beruhigten sich, gingen wieder ihren Angelegenheiten nach und vergaßen das Gold. Wir brachen auf. Vorne führte Prochorow das Pferd. Irgendwann lief ich neben ihm. Nach einer Weile meinte er zu mir: »Du bist ja vielleicht blöde. Gebildet, aber blöd. Was willst du hier mit dem Gold? Wir leben hier ruhig, mähen Heu. Wenn die das Gold hier finden, weißt du, wie viele Menschen dann hier abkratzen werden? Hast du mal gesehen, wie in den Goldminen gearbeitet wird? Ist nicht dein Mann auch dort? Weißt es nicht? Vielleicht liegt der wegen dem Gold schon längst in einem Schurfloch? Beim Gold kann man höchstens ein Jahr überleben, dann ist Schluss. Du musst wirklich blöde sein.« »Also war es doch Gold?« »Was denn sonst? Klar war das Gold.«

Die Arbeit

Die Arbeit war häufig Anlass für Streitereien. Die alten Lagerinsassen, besonders die Männer, machten sich lustig über unser Bemühen, gut zu arbeiten. »Durch ehrliche Arbeit zur Befreiung?«, spotteten sie. Natürlich konnten wir nichts erreichen durch unsere Arbeit. Das wussten wir auch. Die Brigadiere, die fast alle Berufsverbrecher waren, betrogen uns, wo es nur ging. Sie überschrieben ihren Freunden unsere Arbeitsergebnisse, strichen uns Politischen demonstrativ die Gutschriften, während den Kriminellen für einen guten Arbeitstag anderthalb, manchmal sogar zwei Tage gutgeschrieben wurden. Sie gaben uns ungeeignete Arbeitsgeräte und die schwierigsten Arbeitsabschnitte. Man konnte auch schwer etwas gegen das Argument einwenden, dass wir mit unserer Arbeit das schurkische Lagersystem noch rentabel machten. Durch unsere Arbeit, auf Kosten unseres Lebens und unserer Gesundheit machten die Natschalniks Karriere, bekamen Orden und Prämien.

Aber die Arbeit war das Letzte, das uns noch von der großen Menge demoralisierter und zynischer Krimineller unterschied. Ihr Verhältnis zur Arbeit war erschreckend. Ich erinnere mich an einen Vorfall, als ich Brigadier bei den Feldarbeiten war. Wir ernteten Weißkohl. In dieser Gegend bewahrte der Weißkohl die Häftlinge vor Skorbut. Unter den Bedingungen des ewigen Frostes kümmerten wir uns um den Kohl wie um ein Kleinkind. Mehrmals im Sommer wurde der Kohl gedüngt, abgedeckt und bedampft, um ihn vor Frost zu schützen, und natürlich ohne Ende gegossen. Wie freuten wir uns, wenn dann auf unseren Feldern die weißen Köpfchen erschienen, trotz ewiger Fröste, trotz Dürre und Junischnee. Obwohl wir ständig hungrig waren, rührten wir niemals die noch nicht ausgewachsenen Kohlköpfe an. Lediglich die äußeren Blättchen rissen wir ab und kochten daraus eine graue Kohlsuppe. Bei einem Gang über das Kohlfeld stellte ich eines Tages fest, dass bei mehreren Reihen der Kohlpflanzen die Herzchen fehlten, aus denen sich später der Kohlkopf entwickelt. Erst dachte ich, ein Käfer hätte sie gefressen, irgendein Ungeziefer, gegen das sofort der Kampf aufgenommen werden müsste. Und dann sah ich plötzlich, wie eine Arbeiterin aus unserer Brigade, die Kriminelle Walja, seelenruhig die Herzchen abriss und auffutterte wie Sonnenblumenkerne. »Wieso tust du das? Du zerstörst doch die ganze Ernte!« Sie grinste stumpfsinnig und sagte: »Is mir doch schnuppe! Uns füttert eh der Natschalnik durch.« Am liebsten hätte ich sie verprügelt, so zornig war ich, aber sie lächelte nur unschuldig: »Was regste dich denn so auf?«

Die Arbeit war das einzig Menschliche, das uns noch geblieben war. Wir hatten keine Familien, keine Bücher, wir lebten in Dreck, Gestank und Dunkelheit, wir ertrugen die Erniedrigungen eines jeden Aufsehers. Er konnte nachts in unserer Baracke kommen, die halb angezogenen Frauen antreten lassen und dann, unter dem Vorwand einer Durchsuchung, in unseren Betten und der Wäsche herum schnüffeln oder unsere Briefe lesen. Im Badehaus wurden wir komischerweise immer von Männern bedient, und als wir dagegen protestierten, lachten die Natschalniks nur: »Ein Kopfloser heult nicht wegen der Haare.« Einzig und allein die Arbeit war menschlich und rein. Es war Bauernarbeit, wie sie vor uns schon Millionen und Abermillionen Frauen verrichtet hatten. Wir wollten nicht schlechter sein als die entkulakisierten Bauernfrauen, die wie wir im Lager arbeiten mussten. Zuerst beobachteten sie uns mit einer gewissen Schadenfreude: »Na, ihr Gebildeten! Habt auf unsere Kosten gelebt und Bücherchen gelesen. Jetzt könnt ihr mal Sense und Rechen ausprobieren!« Natürlich arbeiteten die entkulakisierten Bauern besser als wir, aber ihre Brigadiere (ebenfalls entkulakisierte Bauern) rissen sich um die »Politiker«, weil sie wussten, dass wir gewissenhaft und systematisch arbeiteten. Die Kriminellen dagegen ackerten eine Stunde lang wie verrückt, so dass man kaum mithalten konnte. Aber kaum hatte der Brigadier ihnen mal den Rücken zugekehrt, ließen sie sich fallen und machten ein Nickerchen – sollten die Setzlinge doch vertrocknen, die jungen Pflänzchen erfrieren.

Die schwere Landarbeit weit weg von Wachsoldaten, weit weg von fremden, grausamen Menschen ist die einzige helle Erinnerung aus dem Dunkel des Lagerlebens. Manchmal gingen wir mit unserer Arbeitsgruppe weit aus Feld hinaus. Drei Frauen mähten, die anderen drei harkten. Man ging mit der Sense übers Feld und vor einem breitete sich weit die karge Erde Kolymas aus. Die Luft roch nach verblühender Wiese, der Himmel war blass und durchsichtig.

Besonders schmerzlich war es, wenn wir uns für eine Arbeit verausgabt hatten, die sich dann als sinnlos, als reine Schikane entpuppte: Einmal mussten wir bei minus 50 Grad mit schweren Hacken im Frostboden Gräben für das Tauwasser ausheben. Hatte der Schnee über Nacht den unvollendeten Graben verweht, schippten wir ihn raus und hoben den Graben so tief aus, wie es vorgegeben war. Sicherlich wäre niemandem aufgefallen, ob der Graben zehn oder fünfzehn Zentimeter tiefer war oder nicht. Aber vielleicht würde er dann nicht tief genug sein und das Wasser von den Feldern könnte nicht richtig abfließen. Die Arbeit war extrem schwer, der Boden hart wie Zement. Schultern und Wirbelsäule schmerzten vor Anstrengung und unser Atem gefror in der Luft. Und trotzdem arbeiteten wir ehrlich weiter, bemühten uns, die Norm zu schaffen. Als im Frühling die Erde aufgetaut war, kam ein Bagger und hob in einer Stunde genau so einen Graben aus, wie der, für den sechs Frauen von uns zwei Monate geschuftet hatten. Ich fragte: »Warum werden denn nicht alle Gräben so ausgehoben?« »Und was macht ihr dann? Auf der faulen Haut liegen und Fett ansetzen?«, erwiderte der Vorarbeiter, »Nein, meine Liebe, ihr seid schließlich zum Arbeiten hier!« Ich schämte mich so sehr. Diese Erniedrigung! Man hatte uns mit sinnloser Arbeit bestraft und wir hatten sie voller Enthusiasmus ausgeführt! Wie Sklaven! Ich schwor, nie wieder mit ganzer Kraft zu arbeiten und das Lager zu betrügen, wo es nur ging. Aber es gelang mir nicht, meine eigene Natur zu überlisten, ich konnte nicht schludrig arbeiten. Mein Elan hielt sich seitdem allerdings in Grenzen.

Und trotz allem – die Arbeit hat uns gerettet. Die Arbeit beanspruchte sämtliche körperlichen und geistigen Kräfte des Gefangenen. Wer nicht arbeitete, verhungerte oder verfiel seelisch, weil ihm die Arbeit als wichtigste Ablenkung fehlte. Sicher kam es auch vor, dass jene starben, die arbeiteten – aber selten. So war es jedenfalls bei den Frauen. Bei den Männern in den Goldgruben hatte sich auch der Stärkste nach ein, zwei Jahren in einen Invaliden verwandelt. Logischerweise konnten die Männer die Arbeit, die sie umbrachte, nicht lieben. Sie sprachen voller Entsetzen von den Goldgruben.

Das »Teufelsrad«

Im Lagerpunkt, der von uns den Namen »Teufelsrad« bekommen hatte, standen zwei Zelte für die Gefangenen, ein Häuschen für die Wache und ein Zelt für den Brigadier. In dem »politischen« Zelt lebten 30, in dem zweiten sieben Frauen. Letzteres wurde von allen das »lustige« Zelt genannt.

Wir im politischen Zelt hatten Pritschen mit Armeedecken und mit Stroh gestopfte Kissen. Fast niemand besaß persönliches Eigentum. Tagsüber war das Zelt leer, bis auf die Alte, die den Ofen heizte. Abends legten wir uns zeitig hin, völlig erschöpft von der schweren Arbeit. Manchmal gelangte ein Buch ins Zelt, aus dem beim Licht einer selbst gebastelten Funzel laut vorgelesen wurde. Manchmal versammelten sich einige Frauen und unterhielten sich leise, um die erschöpften Kameradinnen nicht zu wecken.

Das »lustige« Zelt bot ein ganz anderes Bild. Dort standen sieben Holzbetten mit rosafarbenen, himmelblauen oder geblühten Zudecken. Die Kissen hatten bestickte Bezüge, auf denen rotbäckige Mädchengesichter mit riesigen Kulleraugen abgebildet waren, oder Tauben, oder Blumen. Auf die Kissenbezüge waren Sprüche in der Art gestickt: »Nachts träum ich von dir, Liebster, komm bald zu mir« oder »Tag und Nacht, ohne dich fehlt mir die Kraft«. Über den Betten hingen selbstgemachte kleine Wandteppiche aus Säcken mit aufgestickten Schwänen, Katzen, Blumen und Japanerinnen. Auf dem Tisch stand eine echte Petroleumlampe mit Glaszylinder. Darum beneideten wir sie wirklich. Die Mädels aus dem »lustigen« Zelt arbeiteten nicht mit uns zusammen und kamen zwei, drei Stunden früher nach Hause als wir. Wenn sie »krank« waren, und das waren sie ziemlich oft, dann arbeiteten sie gar nicht. In diesem Zelt amüsierte man sich bis nach Mitternacht. Wenn die Harmonika quietschte, betrunkene Frauen kreischten und Männer heiser grölten, dann empfing der Brigadier Saschka Sokolow – ein Gauner aus Odessa, gewieft und gewandt wie ein Teufel – gerade Gäste aus den Nachbarlagern.

Mit uns kam er auch gut zurecht. Er war froh, wenn wir arbeiteten und uns nicht beschwerten. Damit wir uns nicht beschweren konnten, hatte er so etwas wie eine Quarantäne verordnet – wir kamen nicht raus und zu uns kam auch niemand von den Vorgesetzten rein. So war es das ganze Jahr über, in dem wir dort arbeiteten. Wir waren gezwungen zu arbeiten, da wir andernfalls nichts zu essen bekommen hätten. Zuerst hatten wir Saschka sogar geschätzt, weil er sich nicht in unsere Angelegenheiten einmischte und keine Lebensmittel von uns klaute. Das hatte er auch nicht nötig, geschäftstüchtig wie er war. Er hatte ja solide Einkünfte durch die Gäste des »lustigen« Zeltes. So lebten also die Kriminellen im »lustigen« und die Politischen im Arbeitszelt. Zwar gab es ein paar alte Bäuerinnen, die keine Politischen waren und trotzdem in unserem Zelt lebten, aber dagegen hatte Sokolow nicht das Geringste. Was sollte er denn mit den Alten?

Eines Tages kam ein großes, hübsches Mädchen um die 20, Alla Schwander, zu meiner Pritsche und sagte sehr höflich: »Nehmt mich zu euch, ich will nicht ins andere Zelt.« Wir nahmen sie zu uns. Ihre Eltern hatten nicht bemerkt, dass sich ihre 17-jährige Tochter mit einem jungen Mann angefreundet hatte, der Anführer einer kriminellen Bande war. Alla war ein liebes Mädchen, aber willensschwach und leicht beeinflussbar. Sie kannte ihre Mängel und bat mich naiv: »Ich habe nur noch ein Jahr (sie war zu drei Jahren verurteilt), ihr dürft mich nicht ins andere Zelt lassen, das würde mich verderben.« Wir nahmen Alla in unsere Obhut. Ein

paar Mal wollte Saschka sie ins »lustige« Zelt holen, aber jedes Mal erhob sich dann ein Geschrei, dass er sich nur die Ohren zuhielt und so tat, als würde er nicht weiter darauf bestehen. Alla arbeitete mit uns zusammen. Sie hörte sich gern Geschichten an und träumte davon, nach ihrer Entlassung zu heiraten. Bald fand sich auch ein Bräutigam – Kostja, ein Zimmermann vom benachbarten Sägewerk, ein netter Junge, der Alla anbetete. Er kam wie ein echter Bräutigam zu mir und Raja, den »Schwiegermüttern«, wie er uns nannte, ins Zelt und brachte als Geschenk etwas zu essen mit. Die beiden Verliebten standen bei minus 50 Grad stundenlang draußen, eng umschlungen und von Kostjas Pelzmantel gewärmt. Er wollte ein Jahr warten und sie dann heiraten. Diese junge Liebe war auf so wunderbare Weise mitten im Schmutz des Lagerlebens erblüht. Kostja, ein einfacher Arbeiterjunge aus Sibirien, bewunderte Alla, ihre Schönheit und ihre Bildung. Alla gefiel seine Aufrichtigkeit, seine Geradlinigkeit und seine Kraft; sie badete in den Wogen seiner Verehrung. Wir beobachteten die Entwicklung dieser Romanze und unterstützten sie auf alle erdenkliche Art und Weise.

Saschka wusste auch Bescheid, und es schien, als wollte er das junge Glück in Ruhe lassen. Einmal schickte er Alla mit einer Fuhre Holz zur Waldhütte. »Kostja wartet dort auf dich«, flüsterte er ihr zu. Alla fuhr schnell wie der Wind mit dem Schlitten zu dem unverhofften Rendezvous, trieb übermütig schnalzend die Pferde an. Hübsch, mit rosigen Wangen und leuchtenden Augen, den Gürtel eng umgeschnallt war sie davongefahren. Zum Abendappell war sie immer noch nicht zurück. Das galt als schwere Verletzung der Lagerordnung und konnte große Unannehmlichkeiten nach sich ziehen. Drei Tage später kam sie wieder. Zerschunden, mit unruhigem Blick und einer ungesunden Gesichtsfarbe betrat sie das Zelt, warf sich auf die Pritsche und stöhnte vor Schmerz, Kummer und Kränkung. Unterwegs zu dem Rendezvous mit Kostja hatte sie schon von Weitem gesehen, dass der Ofen beheizt wurde. Also wartete er bereits. Fröhlich öffnete sie die Tür – und lief sechs Banditen in die Arme, die sie erwartet hatten. Organisiert hatte das Ganze Saschka, die Banditen zahlten ihm 1000 Rubel dafür. Wir waren erschüttert, schmiedeten unrealistische Rachepläne und verfluchten Saschka. Dann kam der Natschalnik der Wachtruppe in unser Zelt. »Wo bist du drei Tage lang gewesen?« »Fragen Sie mal Saschka«, antwortete Alla. »Ich trage dein ungehöriges Benehmen als Flucht ein«, sagte der Natschalnik, setzte sich hin und begann zu schreiben. Wir wollten ihm alles erklären, aber er schrie uns an und drohte damit, auch uns ein Verfahren anzuhängen. Ein Fluchtprotokoll garantierte drei zusätzliche Jahre im Lager, Beihilfe zur Flucht ebenso. Wir verstummten. Alla weinte und wir fühlten uns, als hätte man uns ins Gesicht gespuckt. Am nächsten Tag nahm Saschka Alla mit zu sich und sagte, er würde die Sache vertuschen, wenn sie bereit wäre, ins »lustige« Zelt zu ziehen. Was konnte die Ärmste denn machen? Sie war seiner Macht ausgeliefert, hatte Angst vor der neuen Strafe und begriff, dass mit Kostja alles aus war. Grimmig packte sie ihre Sachen zusammen. Als ich mich schüchtern an sie wandte, beschimpfte sie mich grob.

Vollkommen unverhofft musste ich mich drei Tage später in Elgen melden. Dort befand sich die gesamte Lagerleitung und man hätte Saschka und den Kommandeur durchaus zurechtweisen können. Ich war vorgeladen, weil meine Mutter seit einem Jahr keine Post von mir bekommen hatte. Mutter hatte deswegen an die Lagerleiterin, ein dickes, wenig gebildetes Weibsbild, geschrieben. Von Natur aus streitsüchtig, war sie aus einer plötzlichen Laune heraus manchmal auch freundlich gestimmt. Fett, mit aufgedunsenem Gesicht und in Uniform saß sie in einem Zimmer, das ich vorher noch nie betreten hatte. »Warum schreibst du deiner Mutter nicht? Hast du gar kein Gewissen?« »Ich schreibe ja, Bürgerin Lagerleiterin. Wahrscheinlich wird es nicht rausgeschickt.« »Ja, ja, auch bei uns gibt's 'ne Menge Schweine. Dann schreib mal und gib mir den Brief, ich schicke ihn ab.« Dieser Auftakt ermutigte mich und ich begann: »Bürgerin Lagerleiterin, ich muss Ihnen etwas erzählen. Aber wenn das rauskommt und unser Brigadier Saschka es erfährt, dann bin ich zweifellos erledigt. Falls Sie sich nicht in diese Angelegenheit einmischen wollen, dann sagen Sie ihm um Gottes willen nicht, dass ich Sie informiert habe.« Ich bekam Angst. Für ihn wäre es eine Kleinigkeit, mit mir genauso zu verfahren, wie mit Alla – einfach vernichten. Ich erzählte ihr Allas Geschichte. »Diese Schweine, diese Mistkerle! Er macht also mit dem Natschalnik der Wachtruppe gemeinsame Sache. Ist der auch bei den Saufgelagen dabei?« »Ja, ist er.« »Hm, geh jetzt und sprich nicht darüber, ich werde ihm einen Denkartel verpassen.« Aber sie verpasste ihm keinen Denkartel und alles blieb beim Alten. Man kann ihr zugutehalten, dass Saschka nie von meiner Meldung erfahren hat. Trotzdem konnte ich lange nicht richtig schlafen, machte mir Vorwürfe wegen dieser Donquichotterie und stellte mir vor, was passieren würde, wenn Saschka etwas herausbekäme.

Saschkas Verhalten uns gegenüber war recht kompliziert. Er besuchte uns nicht in Unterwäsche, wie er das bei seinen Mädels tat, er beschimpfte uns auch nicht, redete uns sogar mit »Sie« an. Wir interessierten ihn, denn er war noch nie zuvor gebildeten und anständigen Frauen begegnet. Unsere praktische Unbeholfenheit regte ihn auf. Ich erinnere mich an folgende Begebenheit: Wir hatten kein Ammonal bekommen und hackten in Handarbeit einen Graben. Ein Sprengmeister aus der Truppe der Straßenarbeiter war zu jenem Zeitpunkt gerade in heißer Liebe zu einer unserer Frauen entbrannt und bot an, uns die Gräben freizusprenge. Wir bräuchten den Boden dann bloß noch wegzuschaufeln. Als seine Liebe nicht erwidert wurde, verließ er uns beleidigt. Nachdem Saschka erfahren hatte, was passiert war, winkte er ab und meinte abfällig: »Mit euch kann man wirklich keinen Sozialismus aufbauen.«

Ihm bereitete es sichtlich Freude, wenn er uns in einem Gespräch, das er begonnen hatte, dabei ertappte, dass wir die einfachsten Dinge – seiner Meinung nach – nicht wussten. Er wollte uns beweisen, dass er ohne Universitätsabschluss schlauer war als wir Gebildeten. (Was die praktischen Belange des Alltags anging, z. B. die Beziehungen zu anderen, war er wirklich gewandter als unsereins.) Den

größten Spaß hatte er jedoch, wenn er uns erniedrigen konnte, uns beweisen konnte, dass auch wir »Politischen« einen köstlichen Happen nicht ausschlugen und somit kein bisschen besser waren als alle anderen. Zu gerne hätte er unsere Frauen in die nächtlichen Gelage einbezogen und lud bald die eine, bald die andere ein, »ein bisschen Spaß zu haben«. Aber sie erteilten ihm stets eine Abfuhr.

In unserem Zelt lebte auch die schöne Kosakin Anja Orlowa. Sie war die Frau eines führenden Armeekaders. Trotz ihrer 42 Jahre war sie eine stattliche Erscheinung mit feurigen schwarzen Augen und einer warmen, tiefen Stimme, die an ein Cello erinnerte. Sie war die Helferin des Brigadiers. Anja genoss diese Stellung, die ihr erlaubte, weniger als zehn Stunden am Tag zu arbeiten, sich nicht den schrecklichen Frösten aussetzen und zentnerschwere Säcke schleppen zu müssen. Was ihre Körperkraft und ihre Geschicklichkeit anging, wäre sie durchaus in der Lage dazu gewesen – schwere Landarbeit war sie gewöhnt. Saschka bearbeitete sie hartnäckig, und irgendwann erzählte uns Anja so ganz beiläufig, dass er sie gefragt hatte, ob sie nicht mal abends ukrainische Lieder im anderen Zelt singen wollte. Sie sah uns an, begegnete aber nur ausweichenden und ablehnenden Blicken. Eines Tages verkündete sie: »Gott, ist es hier langweilig! Ob ich mal zu Saschka gehe, ein bisschen singen und Ziehharmonika hören.« Wir schwiegen. Als Saschka sie dann ultimativ aufforderte, entweder bei den »geselligen Abenden« mitzumachen oder mit den anderen arbeiten zu gehen, entschloss sie sich für das »lustige Zelt«. Betont ruhig zog sie ihr einziges gutes Kleidungsstück an, eine bestickte ukrainische Bluse, schminkte sich die Lippen und legte sich einen weißen Schal um die Schultern. So schritt sie zwischen den Pritschen entlang zur Tür, begleitet von unseren missbilligenden Blicken. Kurz darauf hörten wir die Ziehharmonika und Anjas tiefe Stimme. Sie sang ukrainische Volkslieder, dann hörten wir Beifall, zustimmende Rufe und wieder Anjas Stimme. Am frühen Morgen kam sie zurück.

Am Tag darauf klopfte ihr Saschka frech auf die Schulter, so nach dem Motto: Ja, die Anja ist schon in Ordnung, ein Prachtweib, nicht so eine schwarze Nonne, so eine lausige Intelligenzlerin wie ihr anderen. Anja tat, als könnte sie über Wasser gehen, schaute uns herausfordernd an und sagte: »Ja, soll man denn in diesem Kloster versauern? Mögen sie sein, wie sie wollen, immerhin sind es Menschen, es wird gesungen ...« Wir schwiegen. Drei Tage später ging Saschka mit dem Gauner Wolodja an unserem Zelt vorbei. Betont laut tröstete er seinen Kumpel: »Reg dich nicht auf, mein lieber Wolodja, ich besorge dir jedes Mädchen, das du willst.« Und Wolodja antwortete eingeschnappt und launisch: »Eben nicht! Du hast mich betrogen. Hast mir ein junges Mädchen versprochen und wie ich am Morgen aufwache, da liegt so eine Alte neben mir und bildet sich noch was drauf ein.« »Mein Lieber, bleib ganz ruhig! Nachts beschlafen wir diese Intelligenzlerweiber (er hat sich etwas deftiger ausgedrückt) und am Tage lassen wir sie schufeten. Aber wenn's dir nicht gefällt, dann besorg ich dir heute eine 20-Jährige.« Saschka war begeistert, alberte herum, kicherte und wiederholte noch einmal:

»Nachts schlafen wir mit ihnen und am Tage jagen wir sie zur Arbeit raus!« Man muss ihm eins lassen – er hat Anja nicht von ihrem Brigadiersposten abgesetzt. Er konnte sich aber auch den Spaß nicht verkneifen, ihr vor allen auf die Schulter zu klopfen und sie aufzumuntern: »Brauchst dich doch nicht zu schämen. Der Wolodja ist ein Trottel. Der hat keine Ahnung von Frauen. Du bist noch ein richtig knackiges Weibchen.« Anja ging nicht mehr ins »lustige Zelt« und Saschka drängte sie auch nicht weiter. Er hatte sein Ziel erreicht: In Anjas Person hatte er stellvertretend die gesamte »Intelligenz« erniedrigt. Er war sehr zufrieden.

Hass

Als 1942 meine Füße erfroren waren, wurde ich in die Baracke für Schwache verlegt. Eigentlich hätte man uns in einem Krankenhaus unterbringen und ärztlich versorgen müssen. Aber wir waren froh, dass wir nicht arbeiten mussten, etwas zu essen bekamen und die Öfen geheizt wurden. Die meisten waren wegen Mangel- bzw. Unterernährung hier und so verwunderte es nicht, dass den lieben langen Tag vom Essen gesprochen wurde, vom Tortenbacken, davon, welche Soße am besten zu Truthahn passte oder wie köstlich doch Buchweizengrütze schmeckte ... Man hatte schon entschieden, meine erfrorenen Zehen und Hacken abzuschneiden, aber dank der lieben Hilfe meiner Pritschennachbarin Mirra Kieselschtein konnte ich meine Füße behalten. Mirra machte mir Permanganat-Fußbäder und rieb meine Füße mit Lebertran ein, sodass sie sich nach und nach erholten.

Zwei Wochen später wurde eine neue Ladung Kranker eingeliefert. Sie kamen vom 6. Kilometer. Über dieses Außenkommando kursierten schreckliche Gerüchte. Brigadier war dort eine gewisse Lisa Keschwe, der ich in einem Durchgangslager schon einmal begegnet war. Ich hatte mich mit ihr über Literatur unterhalten (sie war Literaturwissenschaftlerin und ihr Kopf war voller Daten, Namen und Informationen) und ihr gesagt, dass ich für ein zweistündiges Gespräch mit Romain Rolland gern ein zusätzliches Jahr Gefängnis absitzen würde. Ehrfurchtsvoll zählte ich die Namen der Schriftsteller auf, die als das Gewissen der Welt galten: Tolstoi, Tschechow, Weressajew, Garschin, Korolenko und als einzig noch Lebender Romain Rolland. Lisa fand mich sentimental und erzählte mir Geschichten, welche die Scheinheiligkeit Lew Tolstois, die Lasterhaftigkeit Majakowskis oder Nekrassows Unehrllichkeit in Geldfragen belegen sollten. Ihrer Meinung nach gab es keinen Zusammenhang zwischen der moralischen Lebensweise eines Schriftstellers und dem Charakter seines Werkes. Ich konnte mir nicht vorstellen, wozu Literatur gut sein sollte, wenn es dabei nicht um den geistigen Austausch mit einer klugen, sensiblen und guten Seele ging, die einem half, den Sinn des Lebens zu entschlüsseln. Lisa dagegen liebte Literatur, wie man ein Schmuckstück, eine besonders exzellente Lösung in einem Schachspiel oder einen Sammelband mit Anekdoten liebt. Kurz, wir passten nicht zusammen. Außerdem trennte uns das Lagerleben: Ich wurde gewöhnliche Arbeiterin, Lisa Bri-

gadier. Sie hatte die volle Macht über eine Truppe von 30 Frauen bei der Holzaufbereitung.

Die Überreste dieser Truppe (viele waren inzwischen gestorben) kamen jetzt in unsere Baracke. Sie erzählten schreckliche Dinge von Lisa, der Liebhaberin schöngestiger Literatur. Lisa hatte sich mit dem Kommandeur der Wachtruppe, einem stumpfsinnigen und gewissenlosen Mann, zusammengetan. Gemeinsam veranstalteten sie Saufgelage und bestohlen die unglücklichen Frauen, die in ihrer Gewalt waren. Entsetzliche Dinge passierten dort. Lisa ließ junge Mädchen von ihrem Liebhaber und dessen Wachsoldaten vergewaltigen. Die Orgien fanden auf der Wache statt, wo es nur ein Zimmer gab, sodass die wilden Ausschweifungen in aller Öffentlichkeit geschahen, begleitet vom tierischen Gejohle der Meute. Gekostet und gepirrt wurde auf Kosten der Gefangenen, denen man die Hälfte der Ration klaute. Der Hunger dort war unbeschreiblich. Für den geringsten Versuch, Widerstand zu leisten oder sich bei übergeordneten Instanzen zu beschweren, wurde man halb tot geprügelt. Wer sich weigerte zu arbeiten, wurde an der Schleppe festgebunden und zur Arbeit geschleift. Mir fallen die schreckgeweiteten Augen von Mascha Mino ein, eines von Lisas Opfern, als sie mir erzählte, was passiert war. Sie flüsterte und schaute sich ständig um, weil sie befürchtete, jemand könnte sie bei Lisa verpetzen. »Ich sage ihr, dass ich keine Kraft zum Arbeiten habe, dass ich hungrig bin und Brot haben will, verstehen Sie? Und sie, ange-trunken, mit zerzaustem Haar und rotem Gesicht, antwortet mir frech und mit auf die Hüften gestemmtten Händen: »Du willst Brot? Und ich will einen Jungen, ist aber keiner da. Also muss man sich gedulden! Ja, ich will einen Jungen, verstehst du?«, sagte sie und lachte.« Letztendlich ging niemand mehr arbeiten, trotz Prügel und Gewalt. Die Leute blieben auf den Pritschen liegen und starben. Als die Holzlieferungen von dem Arbeitsabschnitt ausblieben, wurde eine Kommission dorthin geschickt. Der Zustand der Arbeiterinnen war dermaßen schlecht, dass sie in die Baracke für Schwache verlegt und den gesamten Winter von der Arbeit befreit wurden. Der Kommandeur der Wachtruppe bekam drei Jahre und Lisa wurde zur allgemeinen Arbeit eingeteilt.

Als es mir so gut ging, dass ich wieder arbeiten konnte, nahm ich schweren Herzens Abschied von den armen Dystrophikern⁵¹. Zuerst schickte man Mascha und mich zu leichteren Arbeiten. Wir mussten Torf hacken und auf den Feldern verstreuen. Diese Arbeit war tatsächlich nicht besonders schwer, aber zu jener Zeit waren 48 bis 50 Grad Frost und wir mussten zehn Stunden am Tag arbeiten. Auf dem Feld stand ein beheizter Güterwagen, in dem wir uns dreimal am Tag für zehn Minuten aufwärmen konnten. Der erste Mensch, der mir bei der Arbeitszu-teilung begegnete, war ausgerechnet Lisa Keschwe. Hoherfreut begrüßte sie mich: »Ach, da ist ja mein literarischer Kontrahent! Wollen wir nicht zusammenarbeiten, dann könnten wir von etwas anderem als nur vom Brot und der Norm

51 Dystrophiker – jemand, der an Dystrophie (schwere Ernährungsstörung) leidet.

reden! Schließlich lebt der Mensch nicht vom Brot allein, oder?« Erschrocken schaute ich in ihr ruhiges, dreistes Gesicht – in meinen Ohren klangen die Abschiedsworte der Verhungernden aus der Invalidenbaracke. Lisa gegenüber erwähnte ich sie nicht, denn ich hatte Angst. Ich fürchtete mich auf so eine niederträchtige Art vor ihr – ich wollte nicht mit ihr verfeindet sein. Mir war klar, dass ihr momentaner Absturz nicht ewig währen würde. Und dann würde sie ihr wahres Antlitz zeigen. Meine Zivilcourage reichte gerade noch aus, um ihr stotternd entgegen zu können, dass Mirra meine Arbeitspartnerin wäre. Wir suchten uns einen Arbeitsplatz möglichst weit weg von Lisa und gingen zum Aufwärmen in den Güterwagen, wenn sie ihn verlassen hatte.

Einmal war ich gerade in dem Wagen, um mich aufzuwärmen. Ich hatte mich auf die Bank gesetzt, die eiskalten Füße am Feuer ausgestreckt und ein paar Schlucke heißes Wasser getrunken. Ich genoss die Wärme und die Pause. Plötzlich wurde die Tür weit aufgestoßen und Lisa kam hereingeschwankt, machte ein paar unsichere Schritte und fiel mit einem Seufzer zu Boden. Sie hatte einen Herzanfall. Ich zuckte zusammen und blieb bewegungslos sitzen. Lisa atmete schwer, wollte mir etwas sagen, aber es gelang ihr nicht. Die Tür stand immer noch offen und der eisige Frost drang in den warmen Wagen ein. Ich wollte die Tür schließen und stand auf, machte einige Schritte in Lisas Richtung. Sie dachte, dass ich ihr helfen wollte und rief: »Wasser!« Ich schloss die Tür und setzte mich wieder auf die Bank am Ofen. Ich wollte ihr nicht helfen. Das war keine rationale oder überlegte Entscheidung – ich konnte sie einfach nicht berühren, so wie ich auch eine tote Ratte in einer Falle nicht angefasst hätte. Wie versteinert saß ich am Ofen, während Lisa erstickte und ihren Kopf hin und her warf. Ich hasste sie, ich wollte, dass sie stirbt. Da ging die Tür auf und Mirra kam herein. Sofort stürzte sie zu Lisa, öffnete ihr die Jacke und nahm das Kopftuch ab, das ihr ins Gesicht gerutscht war.

»Olga, helfen Sie mir mal, sie auf die Bank zu legen!«

»Nein.«

»Sind Sie übergeschnappt, sie stirbt doch!«

»Na und, soll sie doch. Ich kümmere mich nicht um sie.«

»Nicht so laut«, rief Mirra, »Sie sind ja verrückt! Sie hört und versteht doch alles.«

»Soll sie's doch hören. Warum soll sie denn einen schönen Tod haben, die soll sich ruhig quälen!«

Mirra war außer sich. Als Ärztin konnte sie mein Verhalten nicht akzeptieren. »Ich werde mit den anderen über Ihr Benehmen reden! Hier stirbt gerade ein Mensch! Helfen Sie mir jetzt und fassen Sie mit an!«, schrie sie. »Ich werde sie nicht anfassen. Soll sie doch sterben«, erwiderte ich, stieg über Lisas Beine und verließ den Wagen. Lisa starb nicht. Mirra erzählte den anderen entrüstet von meinem Verhalten, aber dessen ungeachtet blieben wir Freundinnen. Einige Kameradinnen verurteilten mich, andere lobten mich. Mir selbst ging es schlecht und

grimmig hasste ich diejenigen, die mich so weit gebracht hatten, dass ich einer Sterbenden die Hilfe versagte. Aber am meisten hasste ich Lisa, weil sie von allen Menschen, die mir in meinen Lagerjahren begegneten, der niederträchtigste war.

Das Skelett im Schrank

Eine meiner Verwandten, eine gutmütige, liebe Frau, sagte einmal zu mir: »Weißt du, am schönsten war unser erstes Jahr in Leningrad.« (Das war also 1939.) »Wir haben uns so herrlich amüsiert, jeden Tag waren wir tanzen, wir hatten so einen tollen Freundeskreis.« Sie mochte mich, ja, sie hatte mich wirklich sehr gern. 1939 saß ich schon das dritte Jahr im Gefängnis und sie konnte ja nicht die ganze Zeit um mich trauern. Ich war nicht gekränkt, aber mir fiel ein Traum ein, den ich gerade in jenem Jahr geträumt hatte.

Ich träumte, dass ich im Schnee flüchtete. Hunde waren hinter mir her. Es war eine Hetzjagd. Ich war eine Bäuerin und meine Herren jagten mich mit Hunden. Ich rannte und hatte schon alle Hoffnung verloren. Meine Kräfte waren erschöpft. Ich rannte über ein weites kahles Schneefeld. In der Ferne stand dunkel der Wald. Rechts von mir standen Tribünen, von denen meine Herren die Jagd verfolgten. Unter den Gästen entdeckte ich zwei meiner Brüder. Sie waren zwar traurig, verhielten sich aber angepasst ruhig. Der eine Bruder zeigte dem anderen eine Uhr und ich konnte verstehen, wie er sagte: »Sie hält noch eine halbe Stunde durch!«

Es gibt ein Märchen von Charles Dickens, in dem eine schuldlose Frau auf einem Schloss zu Tode gequält und ihre Leiche dann in einem Schrank versteckt wurde. Alle taten, als wüssten sie nichts davon, weil sie sich vor dem grausamen Schlossherren fürchteten. Für die kleinste Andeutung über sein Verbrechen verhängte er die härtesten Strafen. Nur heimlich wurden Gerüchte weitergegeben, und manchmal hörte man nachts jemanden stöhnen und an die Wand klopfen, als würde er ersticken, als versuchte er herauszukommen. So vergingen die Jahre. Auf dem Schloss wurde weiter gelebt. Man verliebte sich, heiratete, Kinder kamen zur Welt, es wurde geerntet und gejagt, man schrieb Gedichte und feierte. Aber über allem lag der Hauch des Verderbens. Es gab keine echte Freude in diesem Schloss und keine wahre Liebe, Freunde vertrauten einander nicht, Kinder achteten ihre Eltern nicht, Wein machte nur trunken, aber nicht fröhlich, Brot und Fleisch machten satt, aber sie schmeckten nicht. Sogar die Vögel schwiegen in diesem Schloss – weil im Schrank das Skelett der unschuldig getöteten Frau verschlossen war.

Ich klage euch nicht an, Brüder und Schwestern! Ihr seid nicht schuld, dass man euch eingehämmert hat, dass ihr nichts tun könnt, nichts denken, nichts sagen, nichts tun dürft. Ihr seid nicht schuld, dass diese Ereignisse außerhalb des normalen menschlichen Vorstellungsvermögens liegen, außerhalb solcher Kategorien wie Gerechtigkeit und Mitleid. Ihr habt dieses Zimmer eures Verstandes verschlossen. Ihr habt getanzt, gelebt, gearbeitet, Reden gehalten. Ihr habt das

»Skelett im Schrank« vergessen, obwohl es immer da war, habt aufgehört an die Gerechtigkeit zu glauben, an die Worte und die Reden, die ihr gehört oder selbst gehalten habt. Aber das Skelett war im Schrank und ihr habt es gewusst.

Fata Morgana

*Stahl wird gehärtet, indem man das Eisen erst zum Glühen bringt
und danach in eiskaltes Wasser taucht.*

Viele Gefangene baten um ein Revisionsverfahren, schrieben Gesuche an den Staatsanwalt der UdSSR und an Stalin. Ich schrieb nichts. Nicht aus Stolz, sondern weil ich von der Zwecklosigkeit überzeugt war. Außerdem war mir klar, dass ich das Ganze nur mit zusammengebissenen Zähnen durchstehen konnte und meine Seele nicht mit unerfüllbaren Träumereien schwächen durfte. Meine Mutter aber lebte mit der Hoffnung. In den ersten vier Jahren nach meiner Verhaftung ging sie täglich, so wie andere zur Arbeit, zu den verschiedensten Instanzen, um »Klinken zu putzen«. Sie war überall, gelangte sogar bis zum Staatsanwalt der UdSSR und ins Vorzimmer Kalinins. Es gab keine Einrichtung, bei der sie, stundenlang in endlosen Schlangen wartend, nicht um die Revision meines Verfahrens gebeten, bei der sie nicht geweint hätte, um Herzen zu erweichen – denn es ging um ihre Tochter, die Mutter von zwei kleinen Kindern war und die für nichts und wieder nichts im Gefängnis saß. Und siehe da, es geschahen noch Wunder! Sie konnte ein Revisionsverfahren erreichen! Lag es nun daran, dass mein Verfahren zu offensichtlich schlecht zusammengeschustert war oder daran, dass zu jener Zeit die Repressionen kurzzeitig schwächer waren? Jedenfalls sprach man mich am 3. Juni 1940 von der Anklage des Terrors gegen Kaganowitsch frei.

Im Sommer 1940 arbeiteten wir auf der Vogelinsel, einer Gegend am Zusammenfluss zweier Bergflüsse. Hier waren riesige Wälder, die wir rodeten. Außerdem gab es viel Treibholz, das wir ordnen und zu Flößen zusammenbinden mussten. Wir hatten einen guten Brigadier. Er war einer von den Entkulakisierten, ein Sibirier, Sascha. Am Ufer waren in den vergangenen Jahren viele große Holzstapel aufgeschichtet worden, die niemand registriert hatte. Wir nahmen einfach das Holz von diesen Stapeln, damit wir uns nicht so anstrengen mussten. So konnten wir in Ruhe arbeiten und schafften doch immer unsere Norm. Dementsprechend gut wurden wir gepflegt, nach Kategorie eins. Die Männer, die die Flöße zusammenbanden, waren entkulakisierte Sibirier wie Sascha. Sie angelten und luden uns zum Essen ein. Dort gab es auch viele Vogelnester und oft fanden wir Enteneier. Das war in all den Lagerjahren die leichteste Zeit für mich.

Eines Morgens kam der Wirtschaftsleiter aus Elgen und brachte Post mit. Für mich war ein Telegramm dabei: »Am 3. Juni 1940 bist du auf Beschluss des Obersten Gerichts der UdSSR vollkommen rehabilitiert worden. Wir sind so glück-

lich.« Unterschrieben hatte die ganze Familie. Ich konnte es nicht fassen! Ich war wie betrunken von meinen Träumereien, in denen ich mir vorstellte, wie ich meine Kinder streichelte, meine Mutter, den Vater. In meinen Gedanken erzählte ich ihnen alles, was ich erlebt hatte. Ich stellte mir meine Rückkehr bis ins Detail vor, angefangen mit dem Empfang auf dem Bahnhof bis zu dem glückseligen Moment, wenn ich meinen Kopf in den Schoß meiner Mutter legen und das erste Mal nach vier Jahren weinen würde. (Ich hatte in all den Jahren nicht geweint.)

Die Zeit verging, aber ich wurde nicht von der Obrigkeit über eine Revision meines Verfahrens benachrichtigt. Der Winter begann. Die Zeit auf der Vogelinsel war wie ein Traum zu Ende gegangen und wir wurden zum Kanalbau versetzt. Es herrschten minus 50 Grad. Eines Tages kam die Brigadierin Anja Orlowa zu uns, stellte sich neben mich und sagte lange kein Wort. Dann meinte sie: »Du musst jetzt tapfer sein, Olga!«, und reichte mir ein Telegramm. In dem Telegramm stand Folgendes: »Die Staatsanwaltschaft der UdSSR hat den Beschluss des Obersten Gerichts angefochten und eine erneute Untersuchung des Falles erreicht. Du wurdest zu 8 Jahren Freiheitsentzug verurteilt, wegen unterlassener Anzeige des Ehemannes (Artikel 58, Punkt 12). Sei tapfer. Mama.« Schweigend reichte ich das Telegramm weiter. Niemand sagte etwas. Anja sah mich mitfühlend an. »Vielleicht solltest du dich ein bisschen in der Baracke hinlegen.« »Nein, ich möchte nicht.« Ich hackte weiter. Ich konnte mir nicht vorstellen, jetzt allein und tatenlos in der Baracke zu sein. Nachts zog ich mir die Decke über den Kopf und wiederholte, einer Beschwörung gleich, immer wieder: »Ich halte das durch. Noch drei Jahre und vier Monate. Ich schaffe das. Noch vierzig Monate. Ich halte durch. Mama, das verspreche ich dir. Du wirst es erleben! Ich schaffe das!«

Dann kamen Briefe, in denen meine Mutter ausführlich beschrieb, wie sie sich für mich eingesetzt hatte. Wie ihr alle abgeraten, sogar vorausgesagt hatten, dass man sie aus Moskau aussiedeln würde. Wie sie sich nicht abhalten ließ, die Wahrheit durchsetzte, und am Tag der Revision vom frühen Morgen an bis fünf Uhr abends vor dem Gerichtsgebäude im Regen auf die Entscheidung wartete. Sie schrieb mir auch, dass sie bis dahin meine Verhaftung vor den Kindern geheim gehalten hatte. Die dachten, ich wäre auf einer langen Dienstreise. Aber nun hatte sie ihnen die Wahrheit gesagt, schließlich war der Junge schon zehn und das Mädchen acht, und sie würden es verstehen.

Ja, der Mensch ist härter als Stahl, viel härter!

Die Abkratzer

Der Winter 1943 war außergewöhnlich hart. Die Brotration wurde von 600 auf 500 Gramm heruntersetzt. Neben dem Brot gab es noch Kohlsuppe (aus schwarzem Kohl) mit Heringsköpfen. Das sah dann so aus, dass in einem Halbliternapf zwei, drei Kohlblättchen und ein Heringskopf schwammen. Außerdem gab es noch drei Esslöffel Mehlbrei, vermischt mit einem halben Teelöffel Spei-

seöl. Zum Abendbrot bekamen wir einen Heringsschwanz, der nicht größer als ein Finger war. Wir mussten täglich zehn Stunden bei minus 50 Grad arbeiten. Unter diesen Bedingungen gingen die Leute einfach ein, sie kratzten ab.

Zuerst hatte ich mit Galja Prosorowskaja zusammengearbeitet, aber nachdem sie im Wald zusammengebrochen war, wurde sie in eine Werkstatt versetzt, wo sie Häftlingsklamotten flicken musste. Danach war Raja Ginsburg meine Partnerin. Wir kamen gut miteinander aus, obwohl wir uns kaum fortbewegen konnten. Meine Beine schienen zentnerschwer zu sein und ich konnte die Knie nicht durchdrücken, sie waren wie aus Watte. Raja bekam am ganzen Körper Abszesse. So quälten wir uns durch den Winter. Im März wurde eine Truppe für die Agrarstation in Elgen zusammengestellt. Dort begannen jetzt die Frühjahrsarbeiten, das Gelände musste vom Schnee geräumt und die Gewächshäuser vorbereitet werden. Unser Brigadier wollte natürlich die Schwächsten loswerden und so kam es, dass Raja mit nach Elgen geschickt wurde. Ich blieb allein zurück.

Ich wäre froh gewesen, von der Waldarbeit wegzukommen. In Elgen war es doch einfacher. Man arbeitete nicht im Wald, sondern in einer seit Längerem bewirtschafteten Agrarstation, und man konnte sich wenigstens einmal im Monat einen Laib Brot für 50 Rubel kaufen (wir verdienten ca. 50 Rubel im Monat). Raja ging nur ungern ohne mich fort. Wir hatten uns angefreundet und man konnte nicht wissen, ob man sich nach einer Trennung jemals wieder begegnen würde. Lausige 20 Kilometer waren für uns damals so unüberwindbar wie die Entfernung von Moskau nach New York. Sie packte ihre Sachen und hinterließ mir ein paar ihrer armen Habseligkeiten. Ich schüttete das Heu aus Rajas in meine Matratze, so war sie etwas weicher. Außerdem hinterließ sie mir noch ihre Ölfunzel (in Elgen hatten sie elektrischen Strom) und ihr Messer. Da man sie durchsuchen würde, hätte sie es sowieso wegwerfen müssen.

Früher hatte ich den Ruf einer kräftigen Arbeiterin und viele wollten mit mir zusammenarbeiten. Nun waren fast alle meine Freundinnen nach Elgen abkommandiert worden. Einige Arbeitspaare hatte man nicht getrennt. Die verbliebenen jüngeren und kräftigeren Frauen fanden sich zu neuen Paaren zusammen. Mir wurde zum ersten Mal klar, dass ich schon fast eine »Abkratzerin« war – niemand war mehr besonders scharf darauf, mit mir zusammenzuarbeiten. Ich nahm es den Frauen nicht übel, schließlich hatte ich mich selbst auch immer vor einer Zusammenarbeit mit viel Schwächeren gefürchtet. Jedes Arbeitspaar musste ja die Norm für zwei erfüllen – also acht Kubikmeter. Mit einer schwachen Partnerin wären das fünf bis sechs Kubikmeter Arbeit für mich gewesen. Das hätte ich kräftemäßig nicht durchgestanden. Ich entschloss mich, allein weiterzuarbeiten. Übung hatte ich ja bereits und so arbeitete ich allein mit der zweigriffigen Säge: Ich fällte Lärchen oberhalb der Wurzeln, zersägte die Stämme dann in drei Meter lange Stücke und schichtete sie in Vier-Kubikmeter-Stapeln. Mit der zweigriffigen Säge konnte man ganz gut allein arbeiten, da sie sich auf dem Schnee wie in einer schmalen Rille führen ließ. Ich erfüllte die Norm mit Ach und Krach und be-

hielt die Verpflegung der ersten Kategorie. Allerdings war es recht trostlos, den ganzen Tag so allein im Wald. Trostlos und unheimlich, weil ich mich schlecht orientieren konnte. Wenn ich die Arbeit beendet hatte, waren schon fast alle anderen weg. Ich war mir nie sicher, ob ich den Weg nach Hause finden würde. Und sich im Wald zu verlaufen bedeutete den sicheren Tod. Die Zeit zog sich hin, der Winter schien kein Ende zu nehmen. Aber anderthalb Monate später wurde eine Zusatztruppe für die Agrarstation in Elgen zusammengestellt. Und diesmal war ich auch dabei.

Wir waren am frühen Morgen losgegangen und am späten Abend angekommen. Ich hätte nicht geglaubt, dass ich die 20 Kilometer nach Elgen schaffen würde mit meinen Wattebeinen. Als wir fast in der Nacht ankamen, wurde ich von Raja empfangen. Sie hatte Wasser heiß gemacht, Zwiebacke besorgt und Heu für eine Matratze aufgetrieben. Ein Platz neben ihrer Pritsche war für mich vorbereitet. Ja, Freundschaft kann so wunderbar sein! Wir unterhielten uns lange. Sie hatte Glück gehabt. Man hatte sie zu einem Lehrgang für Gemüseanbau geschickt, den sie sehr gut abschloss. Somit war ihr ein ständiger Arbeitsplatz in der Agrarstation fast sicher. Die Station schien die Rettung zu sein. Man arbeitete am gleichen Ort, die Arbeit war leichter als im Wald, im Sommer konnte man heimlich vom Gemüse essen, im Winter arbeitete man im warmen Gewächshaus. Raja hatte bereits mit Onischtschenko, dem Leiter der Agrarstation, über mich gesprochen. Dass ich eine gute Arbeiterin, geschickt und kräftig wäre, hatte sie ihm erzählt. Sie war sicher, dass man mich hier behalten würde. Ich war mir da nicht so sicher, ich wusste um meinen geschwächten Zustand, und dann diese Wattebeine. Sie wollten sich einfach nicht bewegen. Natürlich hoffte ich trotzdem, dass ich nach einer kurzen Erholungsphase wieder zu Kräften kommen würde und auf der Agrarstation bleiben könnte.

Bereits am nächsten Tag mussten wir wieder arbeiten. Das Gelände sollte vom Schnee geräumt werden. Immer zwei Frauen spannten sich wie Pferde vor einen Schlitten. Einige Male spürte ich Rajas besorgten Blick. Sie versuchte kräftiger zu ziehen, denn ich selbst konnte mich kaum auf den Beinen halten. »Du hast es schwer mit mir. Ich bin zu schwach«, sagte ich zu ihr. »Nein, nein. So schwer ist es nicht, aber lauf doch ein bisschen flotter – Onischtschenko guckt schon her und der mag keine Abkratzer.« Onischtschenko stand am Eingangstor der Agrarstation und beobachtete uns aufmerksam, wenn wir mit dem Schlitten vorbeikamen. Er wollte die Arbeiterinnen auswählen, die ständig auf der Station bleiben sollten, und wollte herausbekommen, wie gut wir arbeiteten. Jedes Mal wenn wir an ihm vorbeikamen, sah mich Raja besorgt an und bat: »Du siehst so kläglich aus. Lächle doch bitte!« Ich sah mich selbst: wie ich mich streckte, Hals und Kinn lang vorreckte, mit der ganzen Kraft des Körpers nach vorn drängte und wie diese verfluchten Beine einfach nicht gehen wollten, sondern irgendwo hinterherschleiften. Lächeln kann so schwer sein! Wie das Grinsen einer Toten würde es aussehen. Ich konnte Onischtschenko nicht täuschen – er wählte mich nicht aus. Nachdem der

Schnee weggeräumt war, wurden die überzähligen Leute in den Wald zurückgeschickt. Und wieder hieß es von Raja Abschied nehmen.

Altunin

Den Vornamen dieses außergewöhnlichen Menschen habe ich leider vergessen, aber sein Nachname war Altunin. Er kam aus dem Woronesher Gebiet, war in der Lederverarbeitung tätig und später Parteifunktionär gewesen. Er sah gut aus, war vielleicht 40 Jahre alt und trug einen kurzen rotblonden Bart. Ein richtig russischer Typ. 1938 und 1939 arbeitete er im Lager in den Goldgruben. Dort baute er körperlich völlig ab, ruinierte sich die Lunge und musste ständig husten. Weil er goldene Hände hatte, versetzte man ihn in die Arbeitsgeräte-Werkstatt zu den Baufrauen nach Magadan.

In einem Gespräch erzählte er mir: »Als das 1937 losging: Der ist ein Feind, jener ist ein Feind, soundso wird aus der Partei ausgeschlossen, wir heben die Arme, stimmen dafür, bringen unsere eigenen Genossen um – da habe ich mich krank gemeldet, um nicht an den Parteiversammlungen teilnehmen zu müssen. Und dann habe ich mir überlegt, dass es so nicht weitergehen darf. So vernichten wir die Partei, vernichten ehrliche, anständige Menschen. Ich konnte nicht glauben, dass plötzlich alle Verräter waren. Ich kannte sie doch alle gut. Eines Abends habe ich mich hingezettelt und eine Eingabe geschrieben, dreifach – eine an meine Parteiorganisation, die andere an Stalin persönlich, die dritte an die ZKK⁵². Ich habe geschrieben, dass wir die Revolution zugrunde richten. Vielleicht ist das, was passiert, ja örtlich begrenzte Sabotage – das wäre halb so schlimm. Wenn das aber überall in Russland so ist, dann ist das die Konterrevolution. So habe ich das aufgeschrieben, aus der Seele gesprochen. Dann habe ich die Eingabe meiner Frau gezeigt. Sie sagte: »Du richtest dich selbst zugrunde. Wenn du die Eingabe abschickst, wird man dich am nächsten Tag verhaften.« »Lieber sollen sie mich verhaften, als dass ich weiterhin den Arm hebe und meine Freunde zugrunde richte.« Es kam, wie meine Frau gesagt hatte. Ich reichte die Eingabe ein und wurde drei Tage später verhaftet. Sie haben mich ordentlich bearbeitet, dann gab's zehn Jahre – und ab ging's nach Kolyma.« Ich fragte ihn: »Haben Sie niemals bereut, dass Sie es getan haben?« »Doch, einmal: Es war bitterkalter Frost und wir sollten Baumstümpfe im Wald roden. Wir hatten weder Brechstangen noch Spitzhacken, nur rostige Beile. Wir haben uns mit diesen Baumstümpfen rumgeplagt und mit Ach und Krach vier rausbekommen. Dann sagten wir uns: Soll sie doch der Teufel holen, machten ein Feuer und verbrannten die Stümpfe. Als abends der Brigadier kommt und sieht, dass nichts gemacht ist, schickt er uns geradewegs in den Karzer. Karzer heißt – drei Quadratmeter, kein Ofen, Fenster ohne Scheiben. Ich lief in diesem Käfig hin und her und mit einem Mal habe ich mich so geärgert:

52 ZKK – Zentrale Kontrollkommission der KP, innerparteiliche Kontrollinstanz.

Die anderen wurden eingesperrt, ich aber habe mich selbst eingesperrt. Und was hat meine Eingabe gebracht? Alles ist beim Alten geblieben. Solz hat vielleicht Gewissensbisse bekommen, aber dem Schnurrbärtigen⁵³ ist es vollkommen egal, den erschüttert doch nichts. Dabei hätte ich jetzt mit meiner Frau und den Kindern in der warmen Stube am Samowar sitzen können. Ich rannte mit dem Kopf gegen die Wand, um diese Gedanken zu verscheuchen. Die ganze Nacht rannte ich in diesem Käfig herum und beschimpfte mich mit den schlimmsten Ausdrücken, weil ich einem bequemen Leben nachgetrauert hatte.«

Altunin arbeitete einen Winter lang bei uns. Im Frühjahr 1940 ist er im Lagerkrankenhaus an Tuberkulose gestorben.

Polina Gerzenberg

Einige Zeit war die Ärztin Polina Gerzenberg meine Pritschennachbarin. Sie war polnische Jüdin und Mitglied des Sejms⁵⁴. Ärzte durften kranken Häftlingen Arbeitsbefreiungen ausstellen. Man war bereit, vieles von dem, was man besaß, zu geben, um in den Genuss einer Arbeitsbefreiung zu kommen. Einige Ärzte konnten durch diese Gaben ihre Lebensbedingungen verbessern. Polina Gerzenberg war völlig unpraktisch. Sie hungerte genauso wie alle anderen und wollte sich nicht einmal Lebertran verschreiben, der den völlig Erschöpften zustand.

Es war entweder Ende 1941 oder Anfang 1942, als am Schwarzen Brett ein Auszug aus dem russisch-polnischen Vertrag auftauchte, in dem stand, dass alle Polen, die nach 1939 auf polnischem Territorium verhaftet worden waren⁵⁵, freigelassen würden. Die Polen wurden tatsächlich freigelassen, mussten aber bis zum Beginn des Schifffahrtbetriebes weiterhin in Kolyma bleiben. Sie brauchten nicht mehr zu arbeiten, durften die Zone verlassen, wohnten aber noch zusammen mit uns in den Baracken.

Eines Tages geriet die Lagerleitung in helle Aufregung. Sie hatte den Befehl erhalten, sechs Mitglieder des polnischen Sejms, unter ihnen auch Polina Gerzenberg, mit einem Flugzeug auf das Festland⁵⁶ zurückzuschicken. Selbst der Staatsanwalt der Dalstroj⁵⁷ kam aus diesem Anlass zu uns nach Elgen. Als Erstes ordnete er an, Polina Gerzenberg ordentlich einzukleiden. Sie wurde zur Kleiderkammer gerufen, wo ihr der Lagerleiter feierlich ein Überraschungspaket mit Seidenkleid, Samtschuhen und einem Mantel aus Robbenfell überreichte. Er war ziemlich verduzt, als Polina Gerzenberg mitteilte, sie würde in den Sachen fliegen, die sie in den vergangenen zwei Jahren getragen hatte. Was er ihr auch anbot,

53 »Der Schnurrbärtige« – hier ist Stalin gemeint.

54 Sejm – oberste polnische Volksvertretung.

55 Am 17. September 1939 hatten sowjetische Truppen die Staatsgrenze Polens überschritten und polnische Gebiete besetzt, die kurz darauf in die UdSSR eingegliedert wurden.

56 Festland – Da Kolyma, einer Insel gleich, nur mit dem Schiff erreicht werden konnte, wurde der besiedelte Rest der UdSSR (westlich von Kolyma bzw. vom Uralgebirge) oft als Festland bezeichnet.

57 Dalstroj – Hauptverwaltung für den Aufbau des Fernen Ostens, zuständig für sämtliche Lager in diesem Gebiet.

er konnte sie nicht umstimmen. Sie behielt ihre wattierten Hosen und die geflickten Filzstiefel an. Gewaltsam konnte man sie jetzt nicht mehr umziehen. In diesem Aufzug erschien sie auch vor dem Staatsanwalt zum Abschiedsgespräch. Der tat so, als wäre ihm ihre Bekleidung egal. Er informierte sie über den Vertrag mit Polen und beendete seine Rede mit folgenden Worten: »Unsere Länder kämpfen jetzt gegen einen gemeinsamen Feind, den deutschen Faschismus. Ich hoffe, dass Sie nach Ihrer Rückkehr keinerlei Verleumdungen über die Sowjetunion verbreiten werden.« Polina antwortete: »Ich kann Ihnen versprechen, dass ich keinerlei Verleumdungen über die Sowjetunion verbreiten werde. Ganz im Gegenteil, nach dem Sieg werde ich von der Tribüne des Sejms, in der Presse, immer und überall nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit verkünden, die ganze Wahrheit.« Er konnte dem nicht widersprechen. Und so verließ sie das Lager, begleitet von den düsteren Blicken der Lagerleitung und von unseren neidisch-bewundernden Blicken.

Die Freilassung

1941 sollte Nadja Fjodorowitsch freigelassen werden. Sie war 1936 verhaftet worden und hatte fünf Jahre bekommen. Nadja zählte die Tage bis zu ihrer Freilassung und träumte von einem Leben mit ihrem Sohn. Sie hatte ihn neunjährig zurücklassen müssen. Zuerst lebte er bei seiner Großmutter. Nach deren Tod 1938 »wanderte« er von einem Verwandten zum anderen. Sie taten sich schwer mit ihm, behielten ihn nie lange bei sich und schoben ihn zu anderen Tanten und Onkeln ab. In seinen Briefen beschwerte sich der Junge über seine Verwandtschaft: »Die Eigenen bekommen Brot mit Butter, ich nur mit Margarine. Ich muss immer die abgetragenen Sachen von Ljonka und Saschka tragen, was Neues kaufen sie mir nicht. Und die Jungs sagen: Deine Eltern sind Häftlinge.«

Zu ihrer Freilassung am 25. Juni 1941 hatten wir ihr eine richtige Mitgift vorbereitet. Eine schenkte ihr einen Rock, eine andere eine Bluse. Eine andere ein Kopftuch. Nadja war die Erste von uns, deren Frist vorbei war. Wir wussten nichts vom Beginn des Krieges (Zeitungen waren für uns verboten), aber irgendetwas Beunruhigendes lag in der Luft. Nadja war aufgeregt und während sie sich auf die Freilassung vorbereitete, glaubte sie doch nicht wirklich daran. Dann kam der 25. Juni, kam und verging. Es verging noch ein Monat, ehe Nadja für 12 Uhr zum Lagerleiter bestellt wurde. Am Morgen traten wir wie immer zur Arbeit an. Nadja blieb in der Baracke. Vor dem Appell ging ich zu ihr und sagte: »Vielleicht sehe ich dich zum letzten Mal. Dein Leiden hat ja nun ein Ende.« »Ich weiß nicht, mir ist so schwer ums Herz«, antwortete Nadja. Als wir am Abend in die Baracke zurückkamen, saß Nadja am Ofen und rauchte. Die Barackenaufsicht warnte uns flüsternd: »Lasst sie in Ruhe, sie ist fertig. Man hat sie nicht freigelassen.« Nadja hatte unterschreiben müssen, im Lager zu bleiben bis »eine besondere Anordnung« verfügt würde.

Und draußen dachte ihr Sohn, dass seine Mutter am 25. Juni freigelassen wurde. Die ganze Zeit hatte sie ihn gebeten, sich noch ein bisschen zu gedulden und sich nicht mit den Verwandten zu streiten. Voller Grauen dachte sie daran, wie er ihren Brief aufnehmen würde, in dem sie ihm mitgeteilt hatte, dass ihre Begegnung auf unbestimmte Zeit verschoben werden müsste. Aber dieser Brief hatte ihren Sohn nie erreicht. Die Zensur ließ Briefe nicht durch, in denen stand, dass ein Mensch, der seine Zeit abgesehen hatte, nicht freigelassen wurde, sondern im Lager bleiben musste »bis zu einer besonderen Anordnung«. Nadja wiederum wartete auf Antwort, die nicht kam. Im Winter 1942 schrieb ihr dann ein Fremder. Er hatte Borja mit einer Lungenentzündung an einem Bahnhaltdepot irgendwo bei Irkutsk aufgelesen, zu sich genommen und gesund gepflegt. Er machte Nadja Vorwürfe, nannte sie eine Rabenmutter, weil sie ihren 14-jährigen Sohn einfach so sich selbst überließ. Mittlerweile wussten wir, dass Krieg war und viele Briefe nicht durchgelassen wurden. Nadja ging zum Lagerleiter und schrieb eine Eingabe an den Staatsanwalt mit der Bitte, ihrem Sohn bzw. diesem Menschen mitzuteilen, dass sie sich immer noch in Gefangenschaft befand, obwohl ihre Frist bereits vorbei war. Natürlich kam man ihrer Bitte nicht nach. Sie erfuhr nichts von ihrem Sohn, weder wie es ihm ging, noch wo er sich befand. Ihr Sohn vagabundierte, verwehrte und geriet an eine kriminelle Bande. Später wurde er als Krimineller zu fünf Jahren verurteilt und kam als solcher 1947 nach Kolyma ins Lager.

Nach und nach rückte auch für andere Frauen der Termin der Freilassung näher. Aber alle mit schwerwiegenden politischen Artikeln mussten weiterhin im Lager bleiben bis »eine besondere Anordnung« verfügt würde. So entstand eine Gruppe von »Überfälligen«, obwohl man sagen muss, dass die anderen Frauen es nicht mehr ganz so tragisch nahmen wie Nadja, da sie schon darauf vorbereitet waren. Trotzdem gab es einige Selbstmorde. Für diese Menschen war der Gedanke, dass die langersehnte »Freiheit« nun auf unbestimmte Zeit aufgeschoben werden sollte, einfach nicht zu ertragen.

Das Leben im Lager wurde immer schwerer: quälender Hunger, grausame Disziplin, allgemeine Mutlosigkeit. In dieser Atmosphäre war auch mein Entlassungstermin der 27. April 1944 herangerückt. Nach den Briefen meiner Verwandten zu urteilen, hatte das Oberste Gericht den Artikel 588 (Terror) gegen 58-12 (Nichtanzeige) für mich ausgetauscht. Das war das leichteste aller politischen Vergehen, mit diesem Paragraphen wurde man fristgemäß entlassen. Von offizieller Seite hatte man mich vier Jahre lang nicht über die Änderung des Artikels informiert, und ich wusste nicht, ob es tatsächlich eine Änderung gegeben oder man meine Mutter einfach nur beschwindelt hatte und de facto alles beim Alten geblieben war. Ich war verzweifelt. Der Winter 1943/44 war der schwerste überhaupt für mich. Ich glaube, dass ich damals leicht verrückt war. Ich konnte an nichts anderes mehr denken als an meine Freilassung. Ständig orakelte ich: Wenn ich bis um fünf an der Baracke bin, lassen sie mich frei. Bin ich später da, bleibe ich hier.

Wenn ich mit 100 Schritten zu jener Kiefer komme, lassen sie mich frei, wenn ich mehr Schritte brauche, bleibe ich hier usw. Am 1. April 1944 teilte man mir endlich offiziell mit, dass am 6. August 1940 mein Artikel in 58-12 geändert worden war. Meine Freiheit rückte in greifbare Nähe. Die letzten Wochen verlebte ich wie im Dämmerzustand. Der Lageralltag interessierte mich nicht mehr. Ich hatte Angst, an die Freiheit zu denken und wusste nicht, worauf ich hoffen sollte, denn ich hatte gehört, dass man seine Verwandten auch nach der Entlassung nicht besuchen durfte.

Ich träumte davon, dass ich von der Arbeit in mein Zimmer kommen, die Tür abschließen, mich dann auf mein Bett legen und beim Schein einer echten Glühbirne ein Buch aus der Bibliothek lesen würde. Die Tür schloss ich unbedingt ab. Ich träumte davon, dass ich mich satt essen würde, bei grimmigem Kolymaer Frost nicht zur Waldarbeit gehen, sondern irgendwo in einem warmen Büro unterkommen würde. Ich träumte davon, dass es keine Appelle, keine Streitereien, kein Fluchen mehr geben würde und ich nicht mehr mit Prostituierten und Diebinnen zusammenleben müsste. Ich träumte davon, dass ich im Sommer sonntags den ganzen Tag spazieren gehen könnte; niemand würde es mir verbieten oder brüllen: »Füße zusammen! Ein Schritt nach rechts oder links und ich schieße!« Weiter träumte ich nichts – aus Furcht vor der Enttäuschung.

Ich wurde auf den Tag genau am 27. April 1944 entlassen – als Einzige aus unserer Truppe. Die anderen mussten bis 1947 »weilersitzen“. Die Bemühungen meiner Mutter hatten mir somit drei Jahre meines Lebens bewahrt. Alle fanden, dass ich glücklich sein müsste, aber ich weinte die ganze Zeit. Ich konnte mir ein Leben allein, ohne meine Verwandten, ohne die Freunde aus dem Lager, einfach nicht vorstellen. Als Erstes beantragte ich meine Rückkehr auf das Festland. Als Antwort teilte man mir mit, dass ich für immer in Kolyma zu bleiben hätte. Für immer ... Wie oft habe ich das unterschreiben müssen: »Für immer!« Für immer auf Kolyma, für immer in Karaganda, für immer war der Besuch Moskaus verboten. Diese Ewigkeit sollte zwölf Jahre dauern, zwölf endlos lange Jahre – bis zum XX. Parteitag⁵⁸!

Werotschka⁵⁹

Trotz der kategorischen Ablehnung meines Antrages auf Umsiedlung auf das Festland gestattete man mir zwei Jahre später, dass ich Kolyma am 31. Juni 1946 verlassen und mich für zwei Wochen in Moskau aufhalten durfte. Das hatten meine Verwandten mit ihren unermüdlichen Bemühungen erreicht.

Ich wartete gerade auf das Schiff »Dalstroj«, das mich nach sieben Jahren Kolyma ins Leben zurückbringen sollte, als auf einmal zwei Frauen aus Elgen mit

58 Auf dem XX. Parteitag der KPdSU (1956) wurden die Verbrechen Stalins erstmals teilweise öffentlich gemacht und verurteilt.

59 Werotschka – russische Koseform für Wera.

ihren Töchtern auf mich zukamen. Die eine war unsere Ärztin Sofja Michailowna, die andere kannte ich nur vom Sehen. Sofja Michailowna hatte zwei Töchter in der Freiheit zurücklassen müssen. Sie hatte es fertiggebracht, ihren Töchtern sogar aus dem Lager Päckchen und Geld zu schicken. Nach ihrer Freilassung hatte sie sich sehr gut einrichten können, da sie als fähige Kinderärztin bekannt war und die Kinder der gesamten Lageradministration behandelte. Sie arbeitete an drei verschiedenen Orten und hatte noch eine Privatpraxis. Alles was sie verdiente, schickte sie ihren Töchtern. Seit 1945 lebten ihre Töchter (13 und 20 Jahre alt) bei ihr und jetzt, Ende 1946, fuhr die große Tochter zurück aufs Festland, um ihre Großmutter nach Magadan zu holen. Das Gesicht Sofja Michailownas war rot vor Aufregung und ihre Augen waren verweint. Ihre zierliche, dunkeläugige Tochter Werotschka schwieg finster.

Sofja Michailowna war wie eine Dame gekleidet, und so konnte jedermann in ihrer Begleiterin unschwer eine Lagergefangene erkennen: Sie trug eine Wattlejacke und Stiefel, ihre Hände waren von der schweren Arbeit gezeichnet. Sie wirkte verwirrt und redete immer wieder auf ihre Tochter ein: »Nadja, versprich mir, dass du gut lernst und diese Dummheiten lässt. Gib mir dein Wort darauf, Nadja, sonst richtest du dich zugrunde!« Nadja küsste sie und antwortete: »Ich habe dir doch gesagt, dass ich lernen werde! Ich schminke mich auch nicht mehr und gehe nicht mehr tanzen, wenn es dir nicht gefällt. Reg dich nicht auf!« Sofja Michailowna bat mich, ihre Tochter Wera im Auge zu behalten. Ich versprach, auf sie aufzupassen. Die Einschiffung begann und wir kamen in denselben Laderaum, in die oberste Ebene der dreietägigen Schlafpritschen. Tagelang lag ich auf der Pritsche und stellte mir vor, wie ich meine fast erwachsenen Kinder wiedersehen und ihnen erklären würde, wieso ihre Eltern zu »Volksfeinden« geworden waren. Diese Gedanken ließen mich nachts nicht schlafen. Am Tage hörte ich auf die Gespräche der anderen – das lenkte ab. Manchmal schlief ich kurz ein.

Einmal hörte ich mit an, wie sich Wera und Nadja unterhielten. Sie hatten Weras Koffer ausgepackt, um zu sehen, was Sofja Michailowna der Tochter mitgegeben hatte. Es müssen gute Sachen gewesen sein, denn Nadja sagte: »Deine Mutter ist schon in Ordnung. Und leicht hat sie's ja auch nicht mit drei Arbeitsstellen. Und was sie alles für dich zusammengespart hat.« Wera erwiderte mit einer Bitterkeit, die mich erstaunte: »Mir wäre es lieber, wenn sie eine schlechtere Mutter, dafür aber ein besserer Mensch wäre.« »Also, meine Mutter ist nun wirklich ein guter Mensch. Das wird dir jeder bestätigen«, meinte Nadja. »Und was bringt's? Sie versteht mich kein bisschen! Immer nur heißt es: ›Wir haben uns für etwas begeistert, haben für etwas gekämpft, haben nächtelang diskutiert! Aber ihr habt ja nur Kleider und Tanzen im Kopf!‹ Und wofür soll ich mich begeistern? Worüber soll ich diskutieren? Einmal habe ich ihr gesagt: ›Ihr habt gekämpft und gekämpft und das habt ihr nun davon!‹ Da wurde sie ganz blass und begann so zu zittern, dass ich Angst um sie bekam! ›Untersteh dich, über Dinge zu sprechen, von denen du nichts verstehst!‹ Diskutieren darf man also doch nicht. Und dann

ist sie so unpraktisch! Arbeitet als Kartenabreißerin in einer Sauna und das mit ihrer Ausbildung. In einem Jahr hat sie gerade so das Geld für meine Fahrkarte zusammengekratzt, von Kleidern ganz zu schweigen!« Nadja legte sich ziemlich schnell einen Verehrer zu, mit dem sie sich tage- und manchmal auch nächtelang auf Deck aufhielt. Ihre Liebe wuchs wie ein Hefekuchen. Als ich mit ihr reden wollte, erwiderte sie mir, dass sie volljährig und der junge Mann rechtschaffen wäre und sie bald heiraten würden. Einwände wären zwecklos gewesen. Wera schwieg tagelang, manchmal las sie Briefe und manchmal weinte sie. Wir waren einen Monat unterwegs und mit der Zeit kamen wir uns näher und sie erzählte mir ihre Geschichte.

Wera war zwölf, als 1937 ihre Familie zerstört und ihre Kindheit abrupt beendet wurde. Die Erinnerungen an die Zeit, in der die Familie noch zusammengelebt hatte, erschienen ihr strahlend schön bis zur Unwirklichkeit. Weras Vater war Chirurg in einer kleinen südrussischen Stadt, in der sie auch wohnten. Wera ging gern zu ihm ins Krankenhaus, ihr gefiel diese Atmosphäre der allgemeinen Bewunderung für ihren Vater. Sie mochte seine befehlenden Anweisungen, seinen Sanftmut, seine Güte. Er hatte immer zu ihr gesagt: »Du wirst Ärztin, du hast die Seele eines Arztes. Unsere ganze Familie sind Ärzte, dein Großvater ist Arzt und deine Eltern sind Ärzte.« Ihr Vater bekam manchmal Besuch von Freunden aus der Universität und vom Leiter der städtischen Gesundheitsbehörde, einem alten Bolschewiken. Er hatte irgendwelche Schwierigkeiten und wollte dem Vater aufgeregt etwas beweisen. Werotschka konnte nur einzelne Wörter verstehen: »Entartung ... Thermidor ...« Einmal kam der Vater verstört nach Hause und sagte zu seiner Frau: »Nikolai ist verhaftet worden.« Die Mutter erschrak: »Wo ist denn die Wahrheit geblieben, wenn ein Mensch wie Nikolai ein Volksfeind sein soll? Bestimmt hat er recht, dass das Ganze eine Entartung ist.« Der Vater hatte ihr geantwortet: »Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Ich weiß nur eins: Wenn man mir jemanden mit zertrümmertem Schädel bringt, mache ich wieder einen Menschen aus ihm – dann habe ich recht.«

Während der Verhaftung betrachtete Werotschka entsetzt ihren Vater, wie er so dasaß, düster und schweigend zuschaute, wie sein Schreibtisch durchsucht und seine Bücher und Manuskripte durchwühlt wurden. Als einer der NKWD⁶⁰-Leute eine Krankenakte auf den Fußboden warf, wollte ihr Vater aufspringen und zum Schreibtisch stürzen. Aber schon schrie jemand: »Hinsetzen!«, und ihr Vater drehte sich vom Tisch weg und blieb die zwei Stunden, die die Durchsuchung dauerte, zusammengekrümmt und schweigend sitzen. Als man die Eltern wegbringen wollte, umarmte die Mutter Wera schluchzend und bat: »Werotschka, pass auf Julia auf! Sie ist noch klein, kann sich nicht einmal ihren Familiennamen merken. Wie soll ich sie da wiederfinden? Pass auf sie auf, Wera.« Der Vater legte seine Hand auf Weras Kopf und sagte: »Bleib immer ein Mensch Wera und pass

60 NKWD – Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten, zu dem damals auch die Staatssicherheit gehörte.

auf dich auf. Pass auf dich und Julia auf.« Werotschka blieb mit der weinenden fünfjährigen Julia allein in der bedrohlichen, verwüsteten Wohnung zurück. Eine halbe Stunde später kam ein Auto und brachte die Geschwister in Kinderheime, jedes Mädchen in ein anderes. Wera blieb in der Stadt, Julia brachte man in ein Kinderheim bei Gorki.

Die zwölfjährige Werotschka begann die Suche nach ihrer Mutter, ihrem Vater und ihrer Schwester. Das Schwesterchen fand sie recht schnell. Man teilte ihr die Adresse des Kinderheimes mit und auf Weras flehenden Bittbrief hin nahm sich die Erzieherin Olga Arsenjewna der Waise Julia an. Sie schrieb Wera in Briefen, wie es der Schwester ging. (Später erfuhr Wera, dass der Bruder der Erzieherin auch verhaftet worden war.) Die Suche nach den Eltern war schwieriger. Sie erfuhr lediglich das Urteil des Vaters: »Zehn Jahre ohne das Recht auf Briefverkehr«. Es existierte noch eine Großmutter, die Mutter von Sofja Michailowna, sie wohnte bei Saratow, aber Wera konnte ihre Adresse nicht herausbekommen. Erst zwei Jahre später fand Wera heraus, dass ihre Mutter auf Kolyma war. Ich kann mich gut erinnern, wie Sofja Michailowna 1939 einen Brief von Werotschka erhielt, ich war damals gerade in der Baracke. Jemand aus der kulturpädagogischen Abteilung hatte Bescheid gesagt, dass ein Brief für sie da wäre. Sofja Michailowna hatte bereits seit längerer Zeit erfolglos versucht herauszufinden, wo sich ihre Mädchen aufhielten. Jetzt dachte sie, dass ihr die Staatssicherheit etwas von den Kindern mitteilte. Sie warf sich das Kopftuch über und rannte los, ganz blass vor Aufregung, um den Brief zu holen. Eine halbe Stunde später kam sie weinend mit Werotschkas Brief und einem Foto in die Baracke zurück. Natürlich ging der Brief durch alle Hände und alle weinten. Und alle bestaunten das zierliche Mädchen auf dem Foto, mit dem geschorenen Kopf und den dunklen mutigen Augen. Alle lasen die lieben und tapferen Zeilen, betrachteten die fast noch kindliche Handschrift. Wera tröstete im Brief ihre Mutter, teilte ihr Julias Adresse und das Urteil des Vaters mit. Sie schrieb, dass sie gut in der Schule lernte, dass sie unbedingt Ärztin werden wollte und Julia eine liebe Erzieherin hatte. Sofja Michailowna lebte auf. Das Leben hatte einen Sinn bekommen: überleben und die Töchter wiedersehen. Mit allen Mitteln versuchte sie Geld aufzutreiben, das sie den Mädchen schickte. Sie behandelte die Kinder der Lagerleitung, machte Abtreibungen, zierte sich nicht, was Patientengeschenke anging, alle Folgen eingeschlossen. Es kam vor, dass sie gegen Bezahlung Kriminelle von der Arbeit befreite. Das hatte Folgen für die anderen Gefangenen, da nur eine streng begrenzte Anzahl von Freistellungen ausgestellt werden durfte. So konnten sich wirklich Kranke nicht erholen, während sich irgendeine Sonka Kosyr oder Maschka Torgsin ständig in der Baracke ausruhte. Viele verurteilten Sofja Michailowna deswegen, obwohl sie sich andererseits bemühte, auch uns das Leben ein wenig zu erleichtern. Mal verschrieb sie Lebertran oder Vitamine, mal legte sie ein Wort ein, damit man zu einer leichteren Arbeit versetzt wurde, und manchmal gab sie einem einen Tag frei.

Werotschka war in einem schlechten Kinderheim untergebracht. Die Heimleiterin stahl Milch für ihre eigenen Kinder, ohne sich zu schämen. Ihre Mitarbeiter folgten ihrem Beispiel. Die Erzieher hatten unter den großen Kindern ihre Lieblinge, die zu ihnen nach Hause kamen und in der Hauswirtschaft oder im Garten halfen. Dafür genossen sie einige Privilegien. Die Verpflegung der anderen war dementsprechend schlecht, die Zimmer schmutzig. Die Kinder empörten sich untereinander darüber, schimpften auf die Heimleiterin und ihre Lieblingskinder. Auf einer Festversammlung aus Anlass des 7. November 1940 stand der 15-jährige Alik Andrejew nach der Rede der Heimleiterin über die Sorge des Staates um die Kinder plötzlich auf und sagte: »Der Staat kümmert sich ja vielleicht um uns, aber unsere Erzieher denken nur daran, wie sie uns Lebensmittel wegnehmen können. Sogar der Teppich, den wir für die Rote Ecke⁶¹ bekommen haben, liegt im Zimmer der Heimleiterin.« Na, da begann vielleicht ein Lärm! Der Vorsitzende läutete und schrie, dass er Alik nicht das Wort erteilt hätte, die Kinder schrien »Das stimmt! Die Lehrer haben uns auch fast die ganze Schokolade weggenommen, die es zum Feiertag gab. Bei uns heizen sie schlecht, aber bei denen zu Hause ist es wie im Gewächshaus.« Nun riefen die Handlanger der Direktorin: »Haltet den Mund, ihr Faschistensöhnchen!« Da sprang Alik auf seinen Stuhl und schrie: »Ich bin kein Faschistensöhnchen, und wenn die Leiterin so eine Kommunistin wäre wie mein Vater, dann müssten wir nicht hungern. Mein Vater war ein echter Kommunist, deshalb haben sie ihn auch eingesperrt.« Werotschka wollte etwas zu Aliks Unterstützung rufen, aber die Erzieherin neben ihr drückte jedes Mal ihre Hand und flüsterte: »Sei still, sonst richtest du dich zugrunde.« Also schwieg Werotschka. Nach Aliks Aufschrei wurde es still und um ihn herum lichtetete sich der Raum. Alik stieg vom Stuhl herunter. Er wusste, dass man ihm das nicht durchgehen lassen würde, dass man es benutzen würde, um ihn fertigzumachen. Wera musste oft an Aliks Augen denken und daran, dass sie geschwiegen hatte. Nachts stöhnte und weinte sie unter der Decke. Alik wurde verhaftet und nach Artikel 58-10 (für antisowjetische Propaganda) zu fünf Jahren Besserungskolonie für minderjährige Straftäter verurteilt. Man bezichtigte ihn der Hetze gegen die sowjetische Gerichtsbarkeit. Später sagte die Erzieherin zu Wera: »Siehst du, gut, dass ich dich zurückgehalten habe.«

1940 wurde das Kinderheim, in dem Wera lebte, ostwärts, hinter Taschkent, verlegt. Erfreulicherweise kam Julias Kinderheim in einen Ort, der nur 50 Kilometer von Weras Heim entfernt war. Eines Tages erschien ein Chauffeur aus Julias Heim bei Wera. Er kannte Olga Arsenjewna und Julia. »Dein Schwesterchen hatte die Ruhr. Sie ist so dünn wie ein Grashalm und überall schorfig. Sie bräuchte jetzt gutes Essen, aber davon kann ja keine Rede sein«, sagte er. Kurz vorher hatte Wera das erste Paket von ihrer Mutter erhalten. In dem Paket waren Zucker, Ei-

61 Rote Ecke – Raum, Zimmerecke oder Wandzeitung in sämtlichen staatlichen Einrichtungen der UdSSR (vom Kindergarten bis zum Gefängnis), wo kommunistischer Helden, bestimmter Ereignisse oder einfach nur der kommunistischen Idee gehuldigt wurde.

weißpulver, drei Tafeln Schokolade, Vitamintabletten, eine Bluse und ein Schal. Wera war überzeugt, dass sie mit diesen Reichtümern ihre kleine Schwester gesund pflegen, sie retten konnte. Eines Nachts floh Wera aus dem Heim und machte sich auf den Weg zu Julia. Sie hatte große Angst, aufgespürt zu werden, und sie fürchtete sich vor herumstreuenden Hunden und bösen Menschen. Sie war fünf Nächte unterwegs. Tagsüber schlief sie im Gebüsch. Am sechsten Tag erreichte sie endlich ihr Ziel und fand ihre Schwester, die tatsächlich ganz blass und abgemagert war und am gesamten Körper Hautausschlag hatte. Die Schwestern fielen sich in die Arme und hielten sich fest. Sie befürchteten, dass man sie trennen würde. Olga Arsenjewna brachte die beiden in ihr Zimmer. Danach ging sie zur Heimleiterin und bat darum, dass Wera im Heim bleiben dürfte. Wera durfte bleiben und pflegte Julia tatsächlich gesund. Sie überließ der Schwester ihren Zucker und ihre Butter, tauschte Sachen aus den Paketen der Mutter gegen Eier und Weißbrot ein und besorgte ihr manchmal frisches Obst von ihrer Arbeit auf der Sowchose.⁶² Nach ihrem 16. Geburtstag verließ Wera das Heim und begann eine Ausbildung zur Dreherin. Es war Krieg und in den Betrieben ersetzten die Jugendlichen die Arbeiter, die an die Front gegangen waren. Wera wurde eine qualifizierte Dreherin und nahm kurz darauf Julia zu sich ins Wohnheim, wo sie sich eine Schlafstelle teilten. Die »junge Mutti« erzog Julia äußerst streng und verfolgte aufmerksam ihre schulischen Leistungen. Sofja Michailowna schickte regelmäßig Pakete, sodass sich die Mädchen einigermaßen über Wasser halten konnten.

1945 war es Sofja Michailowna endlich gelungen, die Genehmigung für einen Besuch ihrer Töchter zu bekommen. Schließlich arbeitete sie schon als freie Ärztin in Magadan, behandelte die Kinder der gesamten Lagerverwaltung und verfügte über gute Beziehungen. An einem regnerischen Augusttag des Jahres 1945 lief der Dampfer, der die glücklichen Mädchen nach Kolyma brachte, in die Nagajew-Bucht bei Magadan ein. Nach sieben unbehausten Jahren wurden sie jetzt von ihrer Mutter empfangen, die sich weniger als erwartet verändert hatte: das gleiche lange, glänzende kastanienbraune Haar, dieselben zärtlichen Hände und dieselben lieben Augen! Sofja Michailowna wohnte in einem ordentlichen Zimmer und hatte alles für den Empfang der Mädchen vorbereitet: angefangen von den neuen Nachthemden unter den Kopfkissen, über das Toilettenwasser auf den Nachtschränchen, bis hin zu den bestickten ukrainischen Blusen. Die Mutter kochte ukrainischen Borschtsch und bereitete Quarkkeulchen mit Sahne für die Mädchen zu. Sie war zärtlich und konnte nicht aufhören, mit ihnen zu reden. So verging ein Monat voller Glückseligkeit, voller Erinnerungen an die Kindheit, mit Berichten aus sieben langen Jahren der Trennung, mit gegenseitigem Wiedererkennen. Ab 1. September ging Julia zur Schule. Jetzt musste noch geklärt werden, was mit Wera geschehen sollte. Sie hatte zwar ihre Metallarbeiterausbildung er-

62 Sowchose (Sowjetwirtschaft) – staatlicher Landwirtschaftsbetrieb in der UdSSR.

wähnt und gesagt, dass sie im Werk für Autoreparaturen arbeiten würde, aber die Mutter wollte davon nichts hören. »Nein! Wir beide haben genug durchgemacht. Jetzt wird alles anders. Ich bringe dich als Sekretärin in der Leitung von Dalstroi bei einer leichten Arbeit unter. Du holst die zehnte Klasse an der Schule der Arbeiterjugend nach (Wera war nach der neunten Klasse abgegangen) und dann sehen wir weiter. Du willst doch lernen und später Arzt werden. Ich wünsche mir eine gute Ausbildung für euch, so wie es Vater wollte.«

Und so begann Werotschka als Sekretärin in der Leitung von Dalstroi zu arbeiten. An ihrem neuen Arbeitsplatz lernte Wera Sitten kennen, die typisch für Kolyma waren. Es gab zwei Arten von Mitarbeitern: ehemalige Gefangene und Vertragsarbeiter. Die ehemaligen Gefangenen arbeiteten im Allgemeinen für zwei. Es kam vor, dass der Hauptbuchhalter ein Vertragsarbeiter und sein Gehilfe ein ehemaliger Häftling war. Der Gehilfe machte die Arbeit für ein Viertel des Gehaltes seines Vorgesetzten, der lediglich repräsentierte. Leiterin der Planungsabteilung (mit einem Gehalt von 3 000 Rubeln) war die Frau des Leiters der Personalabteilung. Sie hatte weder Ahnung von der Arbeit, noch hielt sie es für angebracht, wenigstens ihre acht Arbeitsstunden abzusitzen. Während der Arbeitszeit konnte man sie in Geschäften oder bei sich zu Hause antreffen, wo sie der Haushaltshilfe beim Aufräumen der Wohnung zusah (die leitenden Angestellten hatten Gefangene als Haushaltshilfen). Ihre Arbeit wurde dadurch nicht beeinträchtigt, denn sie hatte als ganz gewöhnlichen Mitarbeiter einen ehemaligen Ökonom der Staatlichen Plankommission. Das war ein stiller, eingeschüchterter Mann, der bereitwillig Tag und Nacht im Büro verbrachte und der nicht nur für zwei, sondern wohl für drei arbeitete. Die Vertragsarbeiter empfingen Werotschka wie ihresgleichen. Aber Wera konnte mit den Interessen ihrer neuen Bekannten, die sich auf Liebesaffären und Mode beschränkten, nichts anfangen. Außerdem war ihr die arrogante Art unangenehm, in der mit den ehemaligen Gefangenen umgegangen wurde. Andrej Schelest war der Gehilfe des Hauptbuchhalters der Dalstroi-Leitung und verwaltete die Akten der Buchhaltung. Er war ein gut aussehender, gutmütiger Mann, den alle mochten. Kein politischer Artikel verschandelte seine Vergangenheit, er hatte wegen Veruntreuung gesessen – ein Bagatelldelikt. Diese Verurteilten hielten sich für wesentlich vollberechtigte Menschen als die »Volksfeinde«. Andrej Schelest gegenüber saßen an zwei kleinen, eng zusammengestellten Tischen die beiden Rechnungsführer. Die hübsche, junge Simotschka, Ehefrau eines Vertragsingenieurs, und Olga Iwanowna, eine blasse, ärmlich gekleidete Frau um die 50, die erst vor Kurzem aus dem Lager entlassen worden war.

Es war an einem ganz gewöhnlichen Arbeitstag. Andrej Schelest knackte mit seinen Fingergelenken und Olga Iwanowna sortierte die Kartei. Simotschka plauderte fröhlich mit Ofizerow, einem strahlenden und eleganten Leutnant des Ministeriums für Staatssicherheit. Werotschka konnte ihn überhaupt nicht leiden, weil er sie an Dantes erinnerte. Ofizerow hatte sich zu Simotschkas Ohr herüberge-

beugt. Er erzählte ihr etwas Lustiges und blickte dabei ab und an zu Olga Iwanowna. Als diese von ihrem Platz aufstand und wegen einer Auskunft zu Andrej Schelest ging, setzte sich Ofizerow schnell auf ihren Platz. Während er sich auf dem Stuhl hinfläzte, plauderte er weiter mit Simotschka. Olga Iwanowna kam zurück und bat Ofizerow, er möge ihren Arbeitsplatz räumen. Er warf ihr nur ein »Sie können warten!« hin und setzte seine Unterhaltung mit Simotschka fort. Olga Iwanowna blieb verwirrt stehen. Ihr Gesicht bekam rote Flecken. Seine Frechheit empörte sie zwar, aber sie fürchtete sich auch vor einem Streit mit ihm. Trotzdem ging sie entschlossen einen Schritt auf ihren Platz zu. Im gleichen Moment rief Andrej Schelest, der die ganze Szene beobachtet hatte, ihr mit der liebenswürdigsten Stimme zu: »Olga Iwanowna, wenn Sie so freundlich wären und mir die Buchungen vom Oktober 1942 bringen könnten.« Olga Iwanowna suchte die Buchungen heraus, übergab sie ihm und wollte zu ihrem Platz zurückkehren, der immer noch von Ofizerow belagert wurde. Aber Andrej Schelest hielt sie am Arm fest und begann ihr umständlich etwas zu erklären. Zwischendurch flüsterte er ab und zu: »Bleiben Sie stehen und halten Sie sich raus!« Dann bat er sie um eine Zusammenstellung sämtlicher Buchungen materieller Werte vom Jahr 1941, dann fortlaufend bis 1944. »Sie müssen wissen, dass wir sie zur Überprüfung der Bilanzen benötigen.« Inzwischen war Ofizerow zu der Einsicht gelangt, dass er die »aufsässige« Olga Iwanowna nun lange genug gemaßregelt hatte. Er stand auf, küsste Simotschka die Hand und verließ das Büro, eine Duftwolke von Parfüm und Wein zurücklassend. Alle setzten ihre Arbeit fort, als wäre nichts passiert und 20 Minuten später war der Arbeitstag beendet. Wera war die ganze Zeit unruhig auf ihrem Stuhl hin- und hergerutscht. Sie wusste nicht, mit welchen Worten sie Olga Iwanowna ihr Mitgefühl und ihre Empörung über Ofizerow und Sima ausdrücken sollte. Wie immer flatterte Simotschka als Erste davon, danach ging Andrej Schelest. Er winkte Olga Iwanowna zum Abschied und meinte fröhlich: »Sie werden lernen müssen, wie man auf Kolyma lebt. Hier passieren noch ganz andere Sachen.« Olga Iwanowna wollte ebenfalls gehen. Als sie gerade ihren alten Mantel über die Lager-Wattejacke zog, trat Werotschka zu ihr, umarmte sie und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Danach rannte sie schnell auf die Straße. Erstaunlicherweise regte sich ihre Mutter nicht weiter auf, als sie am Abend von dem Vorfall in der Buchhaltung erfuhr. Sie schüttelte nur traurig den Kopf und sagte: »Ja, Werotschka, so ist das hier. Wenn ich zu ihren kranken Kindern komme, sind sie die Liebenswürdigkeit in Person, aber ganz tief in ihrer Seele halten sie uns für den letzten Dreck. Man tut, als würde man es nicht bemerken. Anders kann man auf Kolyma nicht leben.«

An der Abendschule hatte sich Wera mit Iwan Kolossow angefreundet. Er war gleich nach Kriegsbeginn an die Front gegangen, wurde Anfang 1944 schwer verwundet und geriet in deutsche Gefangenschaft, aus der ihn die Amerikaner befreiten. Iwan erzählte Wera, wie er sich nach der Heimat gesehnt hatte. Die Gerüchte, dass alle, die in Gefangenschaft waren, in sowjetische Lager geschickt würden,

hielt er für feindliche Propaganda. Als Komsomolze wollte er beweisen, dass er nicht dafür verantwortlich gemacht werden konnte, dass er schwer verletzt in Gefangenschaft geraten war, und man glauben sollte, was die sowjetischen Offiziere sagten. Und die sagten: »Die Heimat erwartet euch. Eure Familien erwarten euch.« Und so trat Iwan mutig vor, als der sowjetische Vertreter fragte: »Wer möchte nach Hause zurückkehren?« Die Repatriierten⁶³ wurden in einen Zug gesetzt, der mit Losungen geschmückt war: »Die Heimat erwartet euch!« In Negoreloje⁶⁴ verlud man sie in Güterwagen, verschloss die Türen und schickte sie nach Kolyma. In Wladiwostok saßen sie in Untersuchungshaft, manche fünf Monate lang, manche noch länger. Die meisten kamen ins Lager. Iwan hatte Glück – er durfte als »Freier«⁶⁵, aber ohne Ausreiserecht auf Kolyma leben. Vier Jahre hatte Iwan als Soldat gekämpft und hätte jetzt eigentlich bei seiner Mutter und seinen Brüdern in einem Dorf im Kuban⁶⁶ leben sollen. Stattdessen arbeitete er als Schlosser in einem Werk für Autoreparaturen in Magadan, wohnte im Wohnheim, wo Saufgelage die einzige Unterhaltung waren und spürte mit Entsetzen, wie er immer mehr dem Wodka verfiel. Die Kränkung und sein verletzter Gerechtigkeitssinn brannten auf seiner Seele. Für die weit verbreitete Behauptung »Bei uns wird keiner umsonst eingesperrt« hatte er einen älteren Herren (einen mit Vertrag⁶⁷) verprügelt, was ihm 15 Tage Gefängnis und den Ruf eines unverbesserlichen Hooligans einbrachte. Im Winter 1945 beschloss er, die 10. Klasse nachzuholen, schrieb sich an der Abendschule ein und freundete sich dort mit Wera an. Aus ihrer Freundschaft wurde Liebe. Natürlich erfuhr Sofja Michailowna von der Beziehung der Tochter. Sie redete mit ihr und wollte sie davon überzeugen, dass Iwan ein ungebildeter Kerl, ein Säufer und Hooligan wäre, ohne irgendwelche Perspektiven für die Zukunft. Wera ließ sich nicht beeindrucken. Mit Unterstützung ihrer Bekannten in der Dalstroj-Leitung erreichte Sofja Michailowna die sofortige Versetzung Iwans zu einer weit entfernten Mine. Wera hat mir seinen Abschiedsbrief gezeigt: »Leb wohl, Wera! Ganz umsonst waren meine Träumereien, dass ich einen Freund, die Frau fürs Leben gefunden hätte. Ich weiß, dass du mich liebst, aber deine Mutter wird sich niemals damit abfinden, dass ihre schöne und kluge Tochter einen Rechtlosen und Trinker heiratet. Ihre Tochter, der alle Türen offenstehen – zum Studium und für ein Leben in der Hauptstadt –, und die jeder Kandidat der Wissenschaften oder jeder Leutnant heiraten würde. Wie es aussieht, werde ich den Rest meines Lebens im Dreck, mit Wodka, Mutterflüchen und schwerer Arbeit verbringen. Leb wohl, meine Wera. Leb wohl, für immer!« »Was haben Sie ihm auf diesen Brief geantwortet, Werotschka?«, fragte ich. »Nichts. Ich habe meine Sachen gepackt, ein Auto angehalten und bin zu ihm gefahren.«

63 Repatrierte – Kriegs- und Zivilgefangene, die aus faschistischer Gefangenschaft zurückkehrten.

64 Negoreloje – Bahnstation, vor dem Krieg westlicher Grenzübergang der UdSSR.

65 Die »Freiheit« ohne Ausreiserecht, mit fester Bindung an einen bestimmten Wohnort war de facto eine Verbannung.

66 Kuban – Gegend im Süden Russlands (europäischer Teil).

67 Mit Vertrag – Hier ist ein normaler Arbeitsvertrag gemeint, den nur wirklich Freie bekamen.

Wera kam an einem Sonntagmorgen bei der Mine an. Der Laster brachte sie zur Kantine, wo man ihr sagte, dass die Brigade mit dem Neuen aus Magadan in Baracke Nr. 2 wohnte. Sie ging zu dem flachen Holzgebäude, betrat den Flur und hörte Geschrei, Gelächter und Gesang. Auf ihr Klopfen reagierte niemand. Der Raum war niedrig, dunkel und schmutzig. An den Wänden standen Pritschen, anstelle von Bettzeug lagen irgendwelche Fetzen herum. An einem Tisch saßen zwölf Männer. Auf dem Tisch stand Sprit, auf einer Zeitung lagen Heringsstückchen, Zigarettensammel und Brot. Außer den Männern waren noch zwei stark geschminkte und betrunkene Frauen am Tisch, die jeweils zwei Männer umarmten. Obwohl Iwan mit dem Rücken zur Tür saß, hatte Wera ihn sofort erkannt. Eine der Frauen hatte Weras Blick beobachtet und krächzte heiser: »Wanka⁶⁸, der Teufel soll mich holen, wenn das nicht deine Alte ist!« Als sich Iwan umdrehte und Wera sah, wurde er kreidebleich. Jetzt schrien alle durcheinander: »Wanka, die will ja wirklich zu dir! Sieh mal an, so eine Schmucke!« Iwan trat zu Wera, sein Rausch war wie weggeblasen. Er nahm ihre Hand und führte sie aus der Baracke. »Warum bist du hergekommen? Willst du dich davon überzeugen, dass deine Mutter recht hat und ich ein Säufer und Hooligan bin?« »Erzähl doch keinen Unsinn. Geh dich waschen und zieh dich um, ich warte auf dich.« Er tat ihr so schrecklich leid. Als Iwan zurückkam, sagte sie: »Lass uns aufs Standesamt gehen und heiraten.« »Du hast nur Mitleid mit mir. Hier gibt es kein Standesamt.« »Das ist egal. Ich bin gekommen, um dich zu heiraten. Dann gehen wir zu eurem Natschalnik. Hier muss es doch irgendwo einen Verantwortlichen geben!« Der Leiter der Mine gab Iwan drei Tage frei für die Hochzeit. »Als ich zurück nach Hause kam, ist meine Mutter fast durchgedreht. Ja, sicher kann man sie auch verstehen. Sie hat so viel Kummer gehabt und wollte ein wohlgeordnetes Leben für mich. Aber sie versteht mich überhaupt nicht. Jetzt schickt sie mich wegen der Großmutter nach Saratow, in der Hoffnung, dass ich Iwan vergesse. Wir sind ja nicht richtig verheiratet, könnten uns jederzeit trennen. Aber ich werde ihn niemals vergessen.« »Wird er sich nicht zu Tode saufen?«, fragte ich Wera. »Nein. Sie kennen ihn nicht. Er ist stark und treu.«

Nikolai Adamow

1944 wusste ich bereits, dass ich Witwe war, denn die Verurteilung meines Mannes zu zehn Jahren ohne Recht auf Briefkontakte war eine Umschreibung für Erschießung.

In dieser Zeit fand ich einen Freund, der meinem Leben neuen Halt gab. Ich heiratete Nikolai Adamow. Er war das ganze Gegenteil meines ersten Mannes Sackheim, der ein feinsinniger Intellektueller, ein wandelndes Lexikon, ein hervorragender Naturwissenschaftler und Musikkenner gewesen war; unvorstellbar, dass er je geflucht hätte oder handgreiflich geworden wäre.

68 Wanka – Koseform von Iwan.

Nikolai Adamow war der älteste von vier Söhnen eines Bergarbeiters aus dem Donbass⁶⁹. Nach der Schule begann er im Alter von 13 Jahren in einer Süßwarenfabrik zu arbeiten. Als er 16 Jahre alt war, im Jahr 1918, besetzten die Weißen⁷⁰ den Donbass. Damit ihnen die Kohle nicht in die Hände fiel, fluteten die Bergarbeiter ihren Schacht. Auch Nikolais Vater arbeitete dort. Die Weißen nahmen ihn fest und brachten ihn um. Als Ältester musste Nikolai fortan die Familie ernähren. Sein Wunsch, den Tod des Vaters zu rächen, war übergroß und obwohl es ihm schwerfiel, die Mutter mit den kleinen Schwestern zurückzulassen, verließ er sein Heim und schloss sich der Roten Armee⁷¹ an. Er kämpfte während des gesamten Bürgerkrieges an der Front. Nachdem er 1927 sein Veterinärmedizinstudium beendet hatte, wurde er wieder einberufen, diesmal als Kommissar des Besonderen Fernöstlichen Heeres. Wegen antistalinistischer Äußerungen wurde er 1935 verhaftet. Der Ermittler befragte ihn auch zu seiner Ehefrau. Nikolai begriff, dass man seine Frau nicht verschonen würde, und erklärte, dass er dem Vertreter des NKWD unter vier Augen wichtige Aussagen machen wollte. Als sie nur noch zu zweit im Zimmer waren, sagte Nikolai: »Damit Sie Bescheid wissen, wenn Sie meine Frau verhaften, dann sage ich so gegen Sie aus, dass Sie noch härter als ich verurteilt werden.« Seiner Frau wurde kein Haar gekrümmt. Trotzdem war sie dermaßen eingeschüchtert, dass sie sich von Nikolai lossagte. Nikolai bekam fünf Jahre und kam im Frühling 1937 in Magadan an. Kurz darauf begann dort Oberst Garanin zu wüten. Allein die Erwähnung seines Namens versetzte die Gefangenen in Angst und Schrecken. Bei vielen hängte er noch einmal zehn Jahre »wegen Sabotage« dran und erschoss auch eigenhändig Gefangene in den Lagern. Zu jener Zeit war das Straflager »Serpentintchen« der gefürchtetste Ort. Nikolai war auch dort.

Die Baracken in dem Straflager waren dermaßen voll, dass immer nur ein Teil der Gefangenen auf dem Fußboden sitzen konnte, während die anderen standen. Jeden Morgen ging die Tür auf und zehn bis zwölf Leute wurden mit Familiennamen aufgerufen. Da sich niemand meldete, wurden die Erstbesten mitgenommen und zur Erschießung gebracht. Einmal gehörte auch Nikolai zu so einer Zehnergruppe, obwohl ganz andere aufgerufen worden waren. Sie wurden in einen Lastwagen gepfercht und weggebracht. Alle Begleitsoldaten waren betrunken. In einer Ecke des Wagens lagen Säcke und Nikolai verkroch sich darunter. Nachdem sie angekommen waren, wurden die Gefangenen weggeführt, einige Minuten später konnte man Schüsse hören. Dann kamen die Wachsoldaten allein zurück und fuhren wieder ins Lager. Am Abend gelang es Nikolai, unbemerkt sein Versteck zu verlassen und sich den Holzarbeitern anzuschließen. Ein anderes Mal wurde tatsächlich sein Name aufgerufen. Natürlich meldete er sich nicht. Die Soldaten

69 Donbass – Das Donezbecken im Osten der Ukraine war ein bedeutendes Steinkohle- und Industriegebiet im zari-schen Russland und in der UdSSR.

70 Die Weißen – Angehörige der Weißen Armee; kämpften im Bürgerkrieg gegen die Bolschewiki, die Roten.

71 Die Rote Armee – 1918 von Trotzki gegründete bolschewistische Armee, die Armee der UdSSR.

verließen die Baracke, kamen dann aber noch einmal und fragten nach Adamow, dem Tierarzt, weil die Schweine krank waren – sie würden nicht aufstehen. »Wenn das so ist, dann bin ich Adamow«, sagte Nikolai. Er wurde in den Schweinestall gebracht. Hier standen die halb toten Schweine kniehoch im Dreck. Nikolai mistete aus, wusch die Schweine und bestrich ihre Beine mit Jod. Langsam kamen die Tiere wieder zu sich, die Lagerleitung würdigte seine »Qualifikation« und Nikolai durfte sich dauerhaft im Schweinestall niederlassen. Garanin war eines Tages verschwunden. Die Gefangenen, die noch am Leben waren, wurden auf andere Lager aufgeteilt und wessen Straffrist vorbei war, der wurde entlassen – so auch Nikolai.

Nach der Entlassung arbeitete Nikolai in einem Depot in Jagodnoje und wurde später der Verwalter. Nun hatte es sich ergeben, dass ich nach meiner Entlassung eben in diesem Depot Arbeit bekam. Oft kamen NKWD-Leute dorthin. Ich hatte riesige Angst vor ihnen, weil ich glaubte, dass sie mich jederzeit einfach so wieder verhaften könnten. Ich bemühte mich, ihnen alle ihre Fragen zügig zu beantworten und dabei stets höflich zu sein. Nikolai beobachtete mich spöttisch. »Wieso hast du Angst vor denen? Überleg doch mal, wer die sind und wer du bist? Spuck drauf! Haben sich dran gewöhnt, dass sie umsonst Sprit saufen können. Aber von mir kriegen die nichts!«

Zwei Jahre lebte ich mit Nikolai auf Kolyma zusammen. Ich liebte ihn für seine unabhängige Art zu denken und für seine Kühnheit. Nach vielen Bemühungen meiner Verwandten erlaubte man mir 1946 die Ausreise von Kolyma. Der Abschied von Nikolai fiel mir schwer, aber meine Muttergefühle waren stärker. Beim Abschied sagte er: »Warte auf mich, ich werde zu dir kommen.« Obwohl ich nicht daran glaubte, sollten sich seine Worte bewahrheiten.

Die Rückkehr 1946

Wir waren einen ganzen Monat unterwegs. Sechs Tage mit dem Schiff, 19 mit dem Zug. In Nachodka mussten wir fünf Tage warten, bis ein Militärzug zusammengestellt war. Gierig betrachtete ich die Leute, die all die Jahre »auf der anderen Seite« gewesen waren, den Krieg überlebt hatten und keine Lager kannten. Sie waren rauer geworden und erschöpft. In einer Schlange anstehende Frauen beschimpften sich und schrien: »Bist du ein Mensch oder ein Milizionär⁷²?« Das kam mir komisch vor, denn zu meiner Zeit (vor 1936) wurden Milizionäre nicht beschimpft. Damals hieß es noch: »Meine Miliz beschützt mich.« Auf einem Bahnsteig sprach mich ein Mann an, zeigte mit der Hand nach Osten und fragte: »Von dort?« Dann steckte er mir ein Päckchen Tee zu. Ich weiß nicht, wie er mich in der Menge erkannt hat, was er in meinem Gesicht lesen konnte. Von jedem großen Bahnhof telegraphierte ich nach Hause. Aber am letzten Tag schob man uns

72 Milizionär – Angehöriger der Miliz, der sowjetischen Polizei.

bei Rjaschsk auf ein Abstellgleis, wo wir 18 Stunden standen. Dann leitete man uns über die Ringbahn zum Rigaer Bahnhof um, sodass wir erst am Morgen des 6. August in Moskau ankamen und ich deswegen von niemandem empfangen wurde. Ich war dermaßen verwirrt, dass ich nicht wusste, wie ich nach Hause kommen sollte. Ein Mann bot mir für 200 Rubel an, mich zu begleiten und brachte mich mit der Straßenbahn nach Hause.

Ich betrat meine Wohnung und traf nur ein altes Mütterchen aus der Verwandtschaft an. Meine Eltern waren in der Datsche⁷³, meine Geschwister seit zwei Tagen auf dem Bahnhof, um mich abzuholen. Höchstwahrscheinlich waren sie auch jetzt dort. 15 Minuten später kam die Frau meines Bruders und eine Stunde später hatten sich dann alle Verwandten eingefunden. Meine Schwester sagte, dass sie zusammen mit unserem Bruder an vielen Zügen gewesen waren und lauter erschöpfte alte Frauen angesprochen hätten, von denen sie glaubten, ich wäre das. Ich zog mein Lagerkleid aus, und meine Schwägerin gab mir ihr englisches blaues Kostüm und einen gelben Strickpullover dazu. In jenem Moment war ich einfach froh, dass ich etwas Ordentliches anzuziehen hatte, später sollte sich herausstellen, dass gerade die Auswahl dieses Kostüms nicht glücklicher hätte ausfallen können.

Dann fuhren wir zur Datsche. Seit drei Tagen erwarteten mich die Kinder auf dem Bahnsteig von Sagorjanka an jeder Vorortbahn. Meine Schwester hatte mir Bescheid gesagt, dass meine Tochter ein blaues Kleid und mein Sohn ein gelbes Hemd trug. Unser Zug fuhr ein und ich schaute in jedes Gesicht, konnte meine Kinder aber nicht entdecken. Weit vorne rannten ein Junge und ein Mädchen, mir war nicht klar, ob es meine Kinder waren. Nachdem der Zug angehalten hatte, stürmte ein großes Mädchen, fast eine junge Frau (sie war damals fünfzehn), auf mich zu und rief mit irgendwie unnatürlicher Stimme: »Mama! Mama! Mama!« Meine Schwester sagte: »Und du, Schurik?« Ein großer ungeschickter Junge begrüßte mich mit brüchiger Stimme. Es war nicht ganz klar, wessen Augen er hatte, meine oder die von Sackheim, aber die Lippen kniff er zusammen wie sein Vater, wenn er aufgeregter war.

Wir kamen in unseren Garten. Meine Mutter saß auf der Terrasse in einem Sessel und hinter ihr stand meine ältere Schwester, sie war Ärztin, mit einer Spritze in der Hand (falls meine Mutter einen Herzanfall bekam). Meine Mutter hatte sich von allen am meisten verändert. Aus der rüstigen 60-Jährigen, die riesige Wäscheberge wegwaschen konnte und Fußböden wie eine Fachkraft bohnerte, war eine Greisin geworden, die sich nicht aus dem Sessel erheben konnte. »Du, du! Lieber Gott, du hast es überlebt, überlebt! Du, du!«, sagte Mutter und Tränen liefen ihr über die Wangen. Ich rannte zu ihr, kniete mich vor sie und legte meinen Kopf an ihre Brust, auf ihre Hände und sog ihren Geruch ein ... »Mama!« Weil sie fürchtete, ein Herzanfall könnte die Wiedersehensfreude beenden, drückte sie ihre Hände ans Herz und weinte lautlos. »Du hast es überlebt, überlebt!«

73 Datsche (russ. Datscha) – Sommerhäuschen mit Garten.

Mein Vater hielt sich noch im Sanatorium auf, wo er sich vor einer Augenoperation noch ein wenig erholen sollte. Er war auf einem Auge erblindet und hatte am anderen grauen Star. Am darauf folgenden Tag fuhr ich mit den Kindern zu ihm. Ich schickte meine Tochter den Großvater holen und setzte mich mit meinem Sohn auf eine Bank im Garten. Einige Minuten später sah ich Vaters großgewachsene Figur. Die Arme wie ein Blinder vorgestreckt, kam er angerannt und rief: »Wo denn, wo?« Ellotschka lief hinter ihm und sagte: »Nicht so laut Großvater, du hast mir doch versprochen, dich nicht aufzuregen!« Ich rannte zu ihm und fing ihn auf. Wir weinten. Die Leute um uns meinten: »Seine Tochter ist wohl von der Front zurück ...«

Beim Abendbrot fragte ich: »Stimmt es, dass Stalin krank ist?« Niemand wusste etwas, nur mein Sohn erwiderte bedeutungsvoll: »Ich weiß nicht, ob er krank ist, aber wenn er krank wäre und ich müsste ihm mein ganzes Blut geben und sterben, dann würde ich das tun.« Ich begriff das als Hinweis und Warnung und fragte nicht weiter. Ich erinnere mich auch, wie ich meinem Sohn von dem jungen Mann erzählte, der während der Zugfahrt an der Tür des Waggons stand, als ihm ein Windstoß die Jacke wegwehte, die er sich nur übergeworfen hatte. Er war aus dem Wagen gesprungen, um sie zu holen und verpasste dadurch den Zug. Mein Sohn bemerkte dazu: »Er hatte bestimmt seinen Komsomolalausweis in der Jackentasche. Ich wäre auch rausgesprungen.«

Ein anderes Mal fragte ich ihn: »Schurik, kannst du dich an unser früheres Leben, an mich erinnern? Hast du manchmal daran gedacht?« Er erwiderte heftig: »Nein, ich habe mich niemals erinnert, ich erinnere mich an nichts.« Zwei Wochen später sagte er dann: »Mama, hast du eigentlich absichtlich einen blauen Rock und einen gelben Pullover angezogen?« »Wieso?« »Als du fortgegangen bist, hattest du auch einen blauen Rock und einen gelben Pullover an, und ich war sicher, dass einmal die Tür aufgeht und du im blauen Rock und gelben Pullover hereinkommen wirst. Und genau so ist es gekommen.« Erst da fiel mir ein, was ich bei der Verhaftung getragen hatte. Er wusste es noch, also erinnerte er sich doch.

Ich wusste genau, dass ich verpflichtet war, mich spätestens nach zwei Wochen irgendwo im Umkreis von 200 bis 250 Kilometern von Moskau polizeilich anzumelden⁷⁴. Aber um mich herum war es so ruhig, wir lebten ganz unter uns in der Datsche, niemand schien mich zu beachten. Ein paar Mal raffte ich mich auf und wollte wegfahren. Einmal kam ich sogar bis nach Gus-Chrystalny, mietete dort ein Zimmer, meldete mich polizeilich an und begann mir Arbeit zu suchen, was nicht leicht war. Eines Tages sagte mein Vermieter: »Olga Sliosberg, fahren Sie doch ruhig nach Moskau. Wenn hier jemand nach Ihnen fragt, schicke ich Ihnen am gleichen Tag ein Telegramm. Das machen viele hier so.« Ich bezahlte ihm die Miete für drei Monate im Voraus, fuhr nach Moskau zurück und lebte weiter mit meiner Familie in der Datsche.

74 Es gab genaue Auflagen für die entlassenen Gefangenen, wo sie (nicht) wohnen durften.

Meine Mutter benahm sich wie ein Kind. Wenn ich wegfuhr, weinte sie und sagte: »Wieso musst du denn wegfahren, kein Mensch weiß, dass du bei uns wohnst. Und wenn es jemand erfährt, dann sagen wir, dass du deine kranke Mutter besuchen wolltest. Wer wird denn das verurteilen?« Die schwersten Minuten bereitete mir mein innig geliebter Vater. Mit seinen 80 Jahren war er nicht mehr so ganz auf dem Laufenden. Oft plauderte er angeregt mit einem oder einer Alten auf der Bank vor unserem Gartenzaun. Danach blickten die Alten mich mit Tränen in den Augen an und sagten: »Ach, Sie arme unschuldige Dulderin, endlich hat das Schicksal Sie belohnt! Sie haben ja so prächtige Kinder und Eltern!« »Papa, hast du wieder von mir erzählt. Ich hatte dich doch gebeten zu schweigen!« »Du bist so komisch! Iwan Matwejewitsch (oder Marja Petrowna) ist eine Seele von Mensch und dir wohlgesinnt. Und du verdächtigst ihn, dass er dich anzeigen könnte!« Nach dem Sommer fuhren wir zurück in die Stadtwohnung in der Petrowka-Straße. Hier hatte ich 16 Jahre, bis zu meiner Verhaftung gewohnt. Natürlich kannten mich die Nachbarn und ihnen war auch klar, von wo ich zurückgekommen war. Ich vermied es, tagsüber auf die Straße zu gehen. Aber mein Vater hatte auch hier eine Menge wunderbarer Freunde und bald traten auf dem Hof irgendwelche intelligenten älteren Frauen an mich heran und flüsterten geheimnisvoll: »Sie brauchen keine Angst zu haben, niemand wird das mit Ihnen melden, leben Sie ganz normal, Sie unschuldige Dulderin!« Man kann sich vorstellen, wie normal ich unter diesen Umständen lebte. Aber ich besaß einfach nicht die Kraft, meine bettlägerige Mutter, den fast blinden Vater und die Kinder zu verlassen. In dieser Zeit des Wiedererkennens, der Annäherung und des Findens liebte ich sie wie nie zuvor. Am erstaunlichsten ist, dass ich drei Jahre in der Petrowka-Straße wohnte, ohne dass mich jemand anzeigte. Und das, obwohl einige Dutzend Leute von meiner Existenz wussten.

Diese drei Jahre verbrachte ich in ständiger Angst. Einmal, schon im zweiten Jahr meines Aufenthaltes in Moskau, fuhren ich, mein Bruder und meine 17-jährige Nichte Lenotschka im Auto von der Datsche zurück nach Moskau. Ich überlegte, wie relativ ungefährlich es in der Datsche war und dass es in der Stadt in dem Haus, wo mich so viele Leute kannten, bald Gerede geben würde. Irgendjemand würde dahinterkommen, dass ich unangemeldet dort wohnte. Dann würden sie kommen und mich mitnehmen. Bestenfalls hieße das erneute Einsamkeit, Vertreibung, Heimatlosigkeit, Ruhelosigkeit. Aber es wurde auch erzählt, dass Unangemeldete wie ich aufgespürt und innerhalb von 24 Stunden ausgewiesen wurden. Und wen sie das zweite Mal bei einer Übertretung erwischten, den schickten sie auch schon mal ins Lager. Eigentlich müsste ich wegfahren. Aber wohin? Und wie?... So in Gedanken versunken, hatte ich das Gerede von Lenotschka nicht weiter beachtet, aber plötzlich hörte ich, dass sie etwas Schreckliches von einer Autofahrerbande erzählte, die minderjährige Mädchen anlockte und dann tötete. Lenotschkas Augen wurden immer größer, ihre Augenbrauen hatten sich zusammengeschieben und ihre rosigen Lippen zitterten. Dramatisch rief sie: »Kannst du

dir das vorstellen, Papa, erst haben sie ihnen eine Fahrt mit dem Auto angeboten und dann sind sie in den Wald gefahren und haben sie umgebracht!« »Da siehst du, dass man nicht mit Fremden mitfahren darf, egal was sie versprechen!«, erklärte mein Bruder. »Aber wieso muss ich Angst vor den Menschen haben? In unserem Land darf es keine Angst geben. Alle müssen einander vertrauen! Und jetzt muss ich plötzlich Angst haben! Angst ist etwas Schändliches, etwas aus der alten Zeit. Heute ist in unserem Leben kein Platz mehr dafür!« Ich schaute zu meinem Bruder. Mit Blicken gab er mir zu verstehen: Sag nichts, erschüttere ihren Seelenfrieden nicht, sag nicht, dass dir die Angst dein Herz zerreißt! Ja, mein Mädchen, natürlich würde dir deine Tante nicht erzählen, wie sie beim kleinsten Geräusch, bei jedem unverhofften Klingeln aufschreckte und sich naiv hinter dem Schrank versteckte, wie sie sich jede Nacht schwor, wegzufahren, aber am nächsten Morgen wieder am Bett der Mutter saß und ihr versprach: »Mamotschka, du brauchst keine Angst zu haben, ich fahre nicht weg, ich bleibe bei dir!«

Mit meiner Tochter war alles ganz einfach. Wir schliefen in einem Bett und sie kuschelte sich mit ihrem zarten Körper, halb Mädchen, halb Frau, an mich. Ich atmete den Duft ihrer Haare und ihrer Lippen und es war, als hätten wir uns keinen einzigen Tag getrennt. Sie glaubte fest daran, dass man seiner Mutter alles erzählen sollte und bald kannte ich alle Geheimnisse, Sorgen und Freuden dieses 15-jährigen Mädchens. Sie war ein reines, zauberhaftes Geschöpf, das mich mit einem Meer von aufgesparten Zärtlichkeiten überschwemmte.

Mit meinem Sohn verhielt es sich anders. Ich scheute mich, ihm zu erzählen, was ich »auf der anderen Seite« erlebt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte ich ihn davon überzeugen können, dass es um viele Dinge im Land nicht gut bestellt war und dass sein Idol Stalin von Vollkommenheit weit entfernt war. Mein Sohn war siebzehn. Angenommen, ich würde ihm alles erklären und er wäre danach mit mir einer Meinung: Könnte er dann weiterhin bei der Erwähnung von Stalins Namen applaudieren, könnte er weiterhin begeisterte Briefe an Stalin schreiben, im politischen Unterricht von »dem weisen und genialen Führer« sprechen oder von Gerechtigkeit und Wahrheit, die in unserem Land existierten? Wenn er es nicht könnte, würde das seinen Untergang, seinen Tod bedeuten! Könnte er es aber, was wäre das für eine Doppelzüngigkeit und wie würde er damit klarkommen? Ich hatte Angst, mich ihm zu öffnen. Trotzdem konnte ich ihn allmählich irgendwie für mich gewinnen. Er beobachtete mich aufmerksam und nach etwa drei Monaten sagte er: »Du gefällst mir, Mutter!« »Wieso?« »Weil du nicht so bist wie Tante Sonja.« Sonja war eine entfernte Verwandte von uns. Ihren Mann, ein hohes Tier, hatte man verhaftet und sie aus der Wohnung im Haus der Regierung⁷⁵ geschmissen. Eigenartigerweise musste sie Moskau nicht verlassen. Sie klapperte Bekannte und Verwandte ab, bettelte sie an und weinte dem verflissenen Glanz nach. Schurik konnte den schmeichlerischen Ton ihrer Stimme, ihre

75 Haus der Regierung – Wohnkomplex im Zentrum Moskaus für hochrangige Funktionäre und Prominente.

sensationslüsternen Klatschgeschichten und ihre armseligen Versuche, mit Lippenstift und lila Puder vergangene Schönheit vorzutäuschen, nicht ausstehen. In ihren guten Zeiten war sie im Ausland gewesen und erzählte jetzt flüsternd, wie toll es dort und wie schlecht es bei uns wäre. Mein Sohn hatte es richtig gespürt.

Ach, ich liebte Moskau, diese Stadt, in der ich wie auf einem Vulkan lebte. Und ich liebte das Leben, an dem man mich nicht teilhaben ließ. Ich hasste diejenigen, die unser wunderbares Leben verschandelt, das Volk geknebelt und gefesselt hatten, ich hasste sie abgrundtief.

Eines Tages besuchte uns unser alter Freund Alexej, Parteimitglied seit 1917. Mein Vater war ihm auf der Straße begegnet und hatte ihm, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, erzählt, dass ich in Moskau war. Zuerst war ich ärgerlich, regelrecht erschrocken, aber da sich nun nichts mehr ändern ließ, setzte ich mich mit Alexej an den Tisch und unterhielt mich mit ihm. Wissbegierig fragte er mich zu den Ereignissen von 1937 aus: Warum ich im Gefängnis war, warum Unwahrheiten unterschrieben wurden, warum man sich schuldig bekannt hatte. Wir unterhielten uns fast die ganze Nacht. Am Morgen fragte ich ihn: »Und ihr, sprecht ihr in deiner Umgebung darüber?« »Wo denkst du hin, niemals! Das geht doch nicht!« »Früher hättest du mit mir, einer Parteilosen, nicht über Dinge gesprochen, über die man nicht einmal mit Parteigenossen sprechen darf!« Nachdenklich antwortete er: »Ja, früher, früher hätte ich dich auch sofort den zuständigen Stellen gemeldet. Aber jetzt nicht mehr.« Ja, vieles hatte sich verändert.

So vergingen drei Jahre. 1949 hieß es dann, dass im Zusammenhang mit Stalins 70. Geburtstag Säuberungsaktionen in Moskau begonnen hätten. Ich kannte in Moskau mehrere solche »Illegalen«, wie ich selbst eine war. Panik ergriff uns. Einige reisten überstürzt ab (was ihnen nichts nutzte, weil auch in den Dörfern verhaftet wurde) und zwei brachten sich um (und das nur in meinem kleinen Bekanntenkreis). Es waren meine Kolyma-Gefährtinnen Lipa Kaplan und Olga Radowitsch. Mir war klar, dass ich verschwinden musste! Wieder dieses heimatlose, dieses unbehauste Leben!!! Ich beschloss, nach Rjaschsk zu fahren. Dort wohnte eine alte Lehrerin von mir. Die Fahrkarte hatte ich für den 30. August gelöst.

Am 29. August, als ich gerade am Bett meiner Mutter saß und ihr friedlich aus einem Buch vorlas, betraten zwei junge Männer in maßgeschneiderten Anzügen aus Covercoat unsere Datsche und baten mich, sie zu begleiten. Mit schreckverzerrtem Gesicht sagte meine Mutter: »Sie wohnt nicht hier, ist nur zu Besuch da. Ich bin krank und sterbe wahrscheinlich bald. Sie besucht mich doch nur. Sie ...« Sie bekam einen Herzanfall und die Luft blieb ihr weg. Meine Hand umklammernd, log sie mit jedem Atemzug, der ihr gelang, hilflos und heilig weiter, um ihr Kind zu retten: »Sie besucht mich doch nur, ich sterbe bald, lassen Sie sie doch, sie wohnt nicht bei uns, sie besucht mich doch nur.« Ich zog meine Hand aus ihrer, stand auf und sagte: »Ich komme.« Da kam mein Vater herein und blickte sich mit seinen fast blinden Augen um. Vor Kurzem war er operiert worden und konnte ein bisschen sehen. Mit Tränen in den Augen bat er: »Genossen,

ich kann Ihnen das erklären. Sie besucht ihre kranke Mutter.« Sie beachteten ihn nicht. »Ihre Mutter ist krank und ich kann kaum etwas sehen. Sie besucht doch nur ihre Mutter«, versuchte er es noch einmal. Das war das letzte Mal, dass ich meine Eltern sah. Kurz nach meiner erneuten Verhaftung sind beide gestorben.

»Packen Sie Ihre Sachen ein, Sie wissen ja was. Das brauchen wir Ihnen ja nicht erst beizubringen.« Ich ging zum Schrank. Was für Sachen? Die konnten die Kinder besser gebrauchen. War doch klar, dass ich nicht leben würde. Alles noch einmal durchstehen? Niemals. Ich nahm nichts außer einem Handtuch, einer Zahnbürste und einer Schachtel Papirossy mit, denn ich war überzeugt, dass mir der Tod bevorstand.

Das Jahr 1949. Zelle Nr. 105 im Butyrki-Gefängnis

Man brachte keine neuen Anschuldigungen gegen mich vor. Ich wurde einfach als Wiederholungstäter verhaftet. Das Urteil stand von vornherein fest – Verbannung. Trotzdem hielt man solche wie mich bis zu einem halben Jahr im Gefängnis. Nachdem ich den Artikel 206 (über die Beendigung der Untersuchung) unterschrieben hatte, wurde ich aus dem Gefängnis in der Malaja-Lubjanka-Straße in das Butyrki-Gefängnis gebracht.

Nach den Lagern Kolymas schien mir die Verbannung weniger schrecklich zu sein. Man lebte in »Freiheit«, arbeitete als Tagelöhner und musste sich lediglich wochenweise beim Kommandanten melden. Die Vorstellung, in ein abgelegenes hinterwäldlerisches Dorf verschickt zu werden, ohne Kontaktmöglichkeiten zu meinen Verwandten, war zwar schlimm, aber nicht vergleichbar mit den Qualen in einem Lager; es wäre immerhin irgendein Leben. Ich stellte mir vor, dass ich arbeiten und lesen, vielleicht auch Freunde finden würde, dass ich ein Plätzchen für mich hätte. Die drei illegalen Jahre in Moskau, jeden Augenblick meine Verhaftung vor Augen, hatten mich zermürbt.

Obwohl ich bereits seit vier Monaten im Gefängnis saß, war ich noch nicht verurteilt worden und hatte große Angst, dass sich etwas ändern könnte. Denn ich wusste, dass einige der Wiederholungstäter wieder ins Lager kamen. Die Angst davor hätte mich umgebracht, wenn ich mir nicht fest vorgenommen hätte, nicht noch einmal ins Lager zu gehen – eher würde ich mich umbringen. Ich war so erschöpft, dass mich dieser Gedanke beruhigte

Durch einen komischen Zufall geriet ich im Butyrki-Gefängnis in dieselbe Zelle Nr. 105, in der ich schon 1936 gesessen hatte. In den vergangenen 13 Jahren hatten sich die Umstände stark geändert. 1936 war die Zelle schmutzig gewesen und hatte gestunken. Die Insassen hatten nächtelang geweint, geschrien, geredet, waren ruhelos herumgelaufen. Damals hatten alle in einer Reihe auf durchgehenden Bretterpritschen geschlafen. Jetzt, im Jahre 1949, entsprach alles einer idealen Gefängnisordnung. Wände und Fußböden blitzten vor Sauberkeit, jeder schlief in einem Bett mit Matratze. Und jeden Morgen kam eine Ärztin im weißen

Kittel und mit weißem Kopftuch und sah nach, ob nicht irgendwo ein Stäubchen war. Für schlechtes Putzen drohte dem Zellendienst jetzt Karzer. Kurz, die Gefängnis­kultur war zur Vollkommenheit gelangt. Fehlte nur noch die Tafel mit den Kennziffern des sozialistischen Wettbewerbs mit ähnlichen Einrichtungen an der Wand. Es war furchtbar, denn es war nicht mehr die katastrophale Situation von 1937 – wie nach einem Erdbeben –, sondern eine geregelte, auf lange Jahre angelegte Ordnung.

Ich setzte mich aufs Bett und betrachtete meine Leidensgefähr­tinnen. Die Zusammensetzung der Häftlinge unterschied sich wesentlich von der des Jahres 1936. Bestand damals die überwiegende Mehrheit der Häftlinge aus Parteimitgliedern und deren Frauen, so stellten sie jetzt nur zehn Prozent. Viele Frauen hatte man wegen ihrer Verbindungen zu Deutschen verhaftet. Wir nannten sie »die unter den Fritzen«. Dann waren da noch die Mitglieder einer religiösen Organisation, größtenteils wenig gebildete Bäuerinnen. Sie hatten sogar einen eigenen Anwärter auf den Thron, einen Michail, der dem Alter nach ganz offensichtlich nicht Michail Romanow⁷⁶ sein konnte. Sehr viele Lettinnen und Estinnen waren unter den Gefangenen. Sie verachteten und hassten die Russinnen und hielten sich abseits. Es gab auch eine Gruppe von Kommunisten, die allen Anzeichen nach 1937 hätten verhaftet werden müssen, aber zufälligerweise damals verschont wurden. Einstimmig erklärten sie, dass sie von der Rechtmäßigkeit der Verhaftungen 1937 überzeugt waren. Als Beweis führten sie an, dass man sie, die Unschuldigen, ja nicht verhaftet hatte. Nur diese kleine Gruppe durchlebte in abgeschwächter Form etwas Ähnliches wie wir 1937. Aber sie hatten den bedingungslosen Glauben an die Gerechtigkeit der Sowjetmacht, den wir damals noch hatten, eigentlich schon vor ihrer Verhaftung verloren. Allerdings hatten sie es sich nicht eingestanden. Sie hatten den Begriff »Gerechtigkeit« schon tausendmal durch den Begriff »Zweckmäßigkeit« ersetzt. Das absurde Argument, dass man unschuldige Menschen einfach so aus dem Leben verbannen konnte, weil die hehre Sache es verlangte, hatten sie tief in ihrem Bewusstsein verinnerlicht. »Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne.«

Am schlimmsten war die Häftlingsgruppe der »Kinder«. Als 1937 ihre Eltern verhaftet wurden, waren sie sechs bis acht Jahre alt. Jetzt waren sie 18- bis 20-jährige Jugendliche und wurden eingesperrt, weil sie die Kinder ihrer Eltern waren. Gestern noch waren sie Komsomol­zinnen und Schülerinnen, die leidenschaftlich beweisen wollten, dass sie wie alle sowjetischen Mädchen waren, nein, dass sie besser waren, trotz ihrer stigmatisierten Eltern. Zuerst war mir nicht ganz klar, was das für Mädchen waren. Als ich es begriffen hatte, packte mich das kalte Entsetzen. Ich stellte mir meine Tochter auf so einer Pritsche vor – verschreckt, nichts verstehend. Und noch schlimmer: Ich stellte mir meinen Sohn vor – von allem enttäuscht, voller Todessehnsucht, mit angstvollem Blick. Ich fragte jeden

76 Michail Romanow – Bruder des letzten russischen Zaren Nikolai II., Thronfolger; wurde 1918 von den Bolschewiki erschossen.

nach einem dünnen, großen Mädchen, das Ella hieß. Einige meinten, dass so ein Mädchen dagewesen wäre. Erst viel später wurde mir klar, dass sie nicht die Kinder aller Repressierten verhaftet hatten, sondern nur jene, die wegen zu freizügiger Äußerungen denunziert worden waren. Die Kinder besonders schwerer »Verbrecher« wurden ohne jeden Grund verhaftet. Im Gefängnis sind mir die Kinder von Kossior, von Artjom Wesjoly⁷⁷, von Bucharins Bruder, Rakowskis Tochter und einige Kinder hochrangiger Mitarbeiter des Ministeriums des Inneren begegnet. Glücklicherweise gehörte mein Mann nicht zu den »Staatsfeinden« solch hohen Ranges, was vermutlich der Grund dafür war, dass meine Kinder nicht verhaftet wurden.

Schweren Herzens blickte ich auf meine Leidensgefährten; ich wusste, dass ihnen der schwere Weg bevorstand, den ich bereits hinter mir hatte. Sie führten Beweise für ihre Unschuld an, hofften auf Klärung. Aber ich wusste, dass sie schon längst verurteilt waren. Olga Kantor, eine Journalistin, nahm mich beiseite. Seit vielen Jahren Mitglied der Partei, war sie 1937 für ein Jahr zu ihrer sterbenden Mutter aufs Dorf gefahren. Nach ihrer Rückkehr war die große Verhaftungswelle bereits abgeebbt. Sie fand sich in einer leeren Redaktion wieder. Da man ihr nichts antat, wunderte sie sich lediglich darüber, wie blind sie doch gewesen war, da sie vorher nichts von den subversiven, feindlichen Aktivitäten bemerkt hatte. Seitdem lebte sie mit der seligen Gewissheit, alles hätte seine Richtigkeit. Sie kämpfte an der Front, bekam den Rotbannerorden, wäre fast in einer Umzingelung umgekommen. Und wenn sie sich nicht zufälligerweise gerettet hätte, wäre sie ruhigen Gewissens gestorben. Nachdem sie so überlebt hatte, wurde sie 1949 verhaftet und beschrift nun den schrecklichen, seit 1937 ausgetretenen Weg mit all seinen Etappen. Sie nahm mich also beiseite und sagte: »Sie erscheinen mir vertrauenswürdig. Sie haben das alles hinter sich. Gibt es eine Möglichkeit, so an Stalin zu schreiben, dass es auch bei ihm ankommt? Mit Sicherheit weiß er von nichts.«

Ja, so viele haben Stalin geschrieben! So viele haben ihn angefleht, als letzte Hoffnung! Wenn man eine Ausstellung mit all den »Briefen an Stalin« machen würde, wäre der verbleibende Eindruck viel stärker, als der von einer Ausstellung mit all den Geschenken, die er bekommen hat. Dem einen oder anderen würde dann wohl ein Licht aufgehen! Aber wie sollte ich das einer Unbekannten sagen. Vielleicht meldete sie es ja dem Ermittler. Dann würde ich nicht in die Verbannung geschickt, sondern nach Artikel 58-10 (wegen Stalin-feindlicher Agitation) ins Lager. Trotzdem wollte ich es ihr sagen, ein Mensch wie sie hatte es verdient, die Wahrheit zu kennen: »Ich achte den Genossen Stalin mehr als Sie. Es ist unmöglich, dass er als Staatsoberhaupt nicht weiß, was alle wissen. Und wahrscheinlich ist ihm auch der Zugang zu den Gefängnissen nicht versperrt. Wenn ihm etwas unklar ist, kann er sie aufsuchen und mit den Häftlingen reden, sich ein

77 Siehe die Erinnerungen seiner Tochter Sajara Wesjolaja in diesem Buch.

Bild von den Verhören machen. Die Notlage betrifft so viele, dass die Gefängnisse nicht mehr für alle Verbrecher ausreichen. Nein, ich achte ihn zu sehr und kann ihn nicht für einen Trottel halten, den alle betrügen können. Es ist sein Wille, seine Verantwortung, seine Linie.« »Das ist ja furchtbar! So kann man doch nicht leben! Mit seinem Namen auf den Lippen sind wir in den Kampf gezogen und gefallen. Nicht mehr an ihn glauben hieße, nicht mehr an die Revolution glauben!« »Könnte es nicht sein, dass er und die Revolution nicht ein und dasselbe sind?«, fragte ich wie Mephisto und verstummte. Weitere Erklärungen könnten gefährlich werden. Ich konnte nur etwas andeuten und das auch nur unter vier Augen, denn falls der Ermittler etwas von diesem Gespräch erfahren würde, könnte ich alles abstreiten und behaupten, ich hätte lediglich gesagt, alles geschehe nach Stalins Willen.

Ein zierliches Mädchen mit Zöpfen und dünnen langen Beinen betrat die Zelle. Sie sah wie 16 oder 17 aus, schaute sich um und kam in meine Richtung. Ich drehte mich forsch um und entfernte mich von ihr. Nein, das würden meine Nerven nicht aushalten. Ich war nicht in der Lage, in ihre kindlichen Augen zu blicken, aus denen ununterbrochen Tränen liefen. Nachdem ich ihr den ganzen Tag aus dem Weg gegangen war, musste ich abends feststellen, dass sie sich auf der Pritsche neben mir eingerichtet hatte. Sie lag auf der Pritsche, rauchte ungeschickt und weinte, ihre schmalen Schultern zuckten. Ich konnte nicht anders und begann mich mit ihr zu unterhalten. Sie hieß Walja, war 20 Jahre alt und hatte an diesem Tag Geburtstag. Ihre Geschichte war recht übersichtlich: »Als sie meinen Vater verhaftet haben, war ich gerade sieben. Meine Mutter war derart verzweifelt, dass meine Tante und ich aufpassen mussten, dass sie sich nicht aus dem Fenster stürzte. Sie sprach über alles mit mir, obwohl ich erst sieben war. Ohne Ende erzählte sie, was für einen guten Vater ich habe, wie sie ihn quälen, wie schrecklich das Leben ist. Dann haben sie auch Mutter verhaftet, und meine Tante hat mich zu sich genommen. Ich sollte sagen, dass meine Eltern gestorben sind. Wahrscheinlich hat mir meine Tante Angst gemacht, ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls dachte ich, dass etwas ganz Furchtbares passiert, wenn rauskommt, dass meine Eltern im Gefängnis sind. Vielleicht werden sie mich dann verprügeln, mit mir schimpfen oder niemand will mehr mit mir spielen. Ich wollte immer die Beste sein, in der Schule und überhaupt, und es ihnen dann beweisen. Aber was? Ich wusste es nicht, aber irgendetwas musste ich beweisen, damit ich keine Angst mehr vor allen zu haben brauchte, damit ich mich nicht mehr so unterdrückt fühlte. Ich habe das Abitur gemacht und ein Studium begonnen. Dann habe ich mich verliebt. Seine Eltern waren ebenfalls Repressierte und auch er verheimlichte es vor allen. Unter uns waren wir offen. Er hat mich geliebt und bewundert. Alles, was wie ein Schandfleck auf mir lag, wurde in seinen Augen wertvoll. Ich habe geliebt. Und jetzt ist alles, alles vorbei?!«

Mein Gott, wie leid sie mir tat! Wie leid sie mir alle taten, diese jungen Mädchen, die nicht mehr an Gerechtigkeit glaubten und nicht den kleinsten Licht-

schimmer in dem dunklen Abgrund sahen, in den sie eine unbekannte, böse Kraft gestoßen hatte. Allmählich wurde meine Pritsche zum Klub junger Mädchen. Mir grauste bei der Vorstellung, dass ich nicht in Verbannung, sondern ins Lager kommen könnte. Aber ich konnte mich nicht zurückhalten, ich musste meine Mädchen einfach trösten. Ich machte mir Vorwürfe, nahm mir vor, mich zurückzuhalten, doch dann erzählte ich erst der einen, dann der anderen Dinge, die mir zehn Jahre Lager garantierten, hätte der Ermittler davon erfahren. »Ach, ihr dummen Mädchen. Ihr denkt, dass euer Leben vorbei ist. Ihr seid erst 20. In fünf Jahren wird es ›ihn‹ nicht mehr geben, dann seid ihr 25 und könnt leben und leben«, sagte ich ihnen. Unisono antworteten sie mir: »Sie sind ein unglaublicher Optimist. Sehen Sie denn nicht, dass es nicht nur an ihm liegt, sondern an dem System? Wenn er geht, bleiben seine Mitstreiter. Oder wollen Sie eine neue Regierung ausrufen?« »Es ist einfach widernatürlich und kann nicht ewig dauern!«, erwiderte ich. »Das haben Sie und unsere Eltern 1937, vor zwölf Jahren, bestimmt auch schon gedacht, und es dauert immer noch an!«

Formal betrachtet, schien das ein überzeugendes Argument zu sein, aber ich wusste mit meinem ganzen Wesen, dass es nicht so sein würde. Ich wusste das, weil mir in den letzten drei Jahren kein einziger Mensch mit einem unbeschädigten Glauben an Gerechtigkeit oder mit einer heilen Weltanschauung begegnet war. Und ich wusste das, weil ich den Unterschied zwischen den Insassen dieser Zelle und denen des Jahres 1936 sah. Ich erinnerte mich, wie wir alle, mich eingeschlossen, damals an die Unfehlbarkeit der Sowjetmacht und der sowjetischen Rechtsprechung geglaubt hatten. Dieser Glaube zwang einige, sich selbst zu bezichtigen, weil es leichter war, sich selbst zu beschuldigen als unsere Sowjetmacht und insbesondere Stalin, dessen Name ein Synonym für Revolution, Wahrheit und Gerechtigkeit war.

Ich liebte diese Mädchen mit ihren klaren Augen, die schon bald diesen trüben, hoffnungslosen Gefängnisausdruck bekommen würden. Ich liebte sie so sehr, dass mir das Herz schwer wurde. Ich schaute sie an und sah meine Tochter. Vielleicht wälzte sie sich jetzt genauso ängstlich und ruhelos auf einer Gefängnispritsche hin und her und suchte in den Augen der Älteren Halt und Trost. Mit der ganzen Kraft meiner mütterlichen Liebe wollte ich diesen Mädchen Heiterkeit, Lebensmut und den Glauben an die Menschen einflößen. Ich sagte ihnen, dass ihr Leben nicht vorbei war, dass die Jugendlichen, die jetzt in prachtvollen Wohnungen wohnten und deren Väter dieser dunklen Sache dienten, eines Tages neidisch sein würden auf unsere armen Kinder mit ihren schrecklichen Personalbögen, die man in Gefängnissen eingeschlossen, von den Schulen verjagt, aus dem Komsomol und aus der Gesellschaft ausgeschlossen hatte. Die jungen Skeptikerinnen aus meinem Mädchenklub machten sich über mich lustig und gaben mir den Spitznamen »unikale Optimistin«. Aber nachts krabbelte eine nach der anderen unter meine Bettdecke und drückte sich mit ihrem schmalen Körper an mich. Sie weinten und verlangten, dass ich schwor, sie nicht nur trösten zu wollen, sondern ganz

sicher an ihr Überleben glaubte! Sie wollten so gern leben! Sie verlangten, dass ich ihnen versicherte, man konnte die ihnen bevorstehenden schrecklichen Zeiten unbeschmutzt überstehen und die wahre Liebe finden. Und ich schwor ihnen, dass sie überleben würden, streichelte sie wie meine Tochter, drückte sie an mich und sagte, am Allerwichtigsten wäre, diesen Abgrund zu durchqueren und sich dabei treu zu bleiben, nicht die Selbstachtung zu verlieren.

Sie erzählten mir von dem Sohn eines ermordeten Bolschewiken, den das MGB⁷⁸ angeworben hatte. Er verkehrte mit Kindern, deren Eltern ebenfalls Repressierte waren, wie seine eigenen Eltern. Er meldete jedes unzufriedene Wort, jede skeptische Frage, die im Kreis der Jugendlichen erörtert wurde. Aufgrund seiner Anzeigen wurden viele seiner Freunde verhaftet. Ich kannte seine Mutter, eine wunderbare, ehrliche Frau, eine sehr gute Gefährtin, von Kolyma. Sie hatte viel von ihrem einzigen Sohn erzählt, von seiner außerordentlichen Güte, seinen herausragenden Fähigkeiten, seiner Ehrlichkeit. Und nun spielte er so eine furchtbare Rolle. Eine Rolle, von Leuten für ihn geschrieben, denen er vertraute. Wahrscheinlich tat er es um zu beweisen, dass er über die persönliche Kränkung erhaben, dass er wie Pawlik Morosow bereit war, seine Eltern im Namen des Kommunismus zu töten. Der Ärmste! Er glaubte, er tat es im Namen des Kommunismus, aber er war betrogen worden. Jetzt wälzte er sich unruhig auf einer Gefängnispritsche und wünschte sich, er wäre hingerichtet worden. Dann müsste er bei den Gegenüberstellungen nicht bestätigen, dass Schura gesagt hatte, sein Vater wäre unrechtmäßig erschossen worden, oder dass Petja gesagt hatte, in den Kolchosen⁷⁹ lebte man schlecht, oder dass Manja gesagt hatte, Juden würden an den Universitäten nicht zugelassen. Neugierig fragte ich meine Mädchen über diesen Jungen aus, wie er so war. Komischerweise verhielten sie sich recht nachsichtig in Bezug auf seine Person. Ihrer Meinung nach war er ein guter Kerl, aber eben ein »rosa Idiot«. Mit diesem Begriff bezeichneten meine jungen Gesprächspartnerinnen, die sich für ziemlich schlau hielten, naive Typen, die jeder Losung und jedem gedruckten Wort bedingungslos glaubten.

Ein »rosa Idiot« ... Aber dann war mein Sohn auch ein »rosa Idiot«. Ich hatte mich nicht getraut, ihm die Augen zu öffnen, weil ich Angst vor seiner jugendlichen Ehrlichkeit und Hitzköpfigkeit hatte. Vielleicht hatte ich ihm damit genauso ein Schicksal vorbestimmt. Mir wurde himmelangst. Ich betete zu Gott, an den ich nicht glaubte, mein Sohn möge sein wie die kleine Walja, die neben mir saß. Alle schimpften mit ihr, weil sie dem Ermittler stur die Wahrheit ins Gesicht sagte, nämlich, dass sie mit Schuftens nicht reden würde. Sie fühlte sich wie eine Heldin, obwohl sie furchtbare Angst vor dem dunklen Karzer und den Ratten dort hatte. Dreimal war sie schon dort gewesen. Und sie musste weinen bei dem Gedanken, dass all ihre Freundinnen in die Verbannung geschickt würden, während

78 MGB – Ministerium für Staatssicherheit, 1946-1953 Name des Geheimdienstes.

79 Kolchose (Kollektivwirtschaft) – landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft.

der Ermittler ihr für ihr schlechtes Verhalten das Lager in Aussicht gestellt hatte. Auch ich schimpfte mit ihr und verlangte, dass sie sich diplomatisch und höflich verhalten sollte. Andererseits gefiel mir ihr Verhalten, und ich wünschte mir, mein Sohn wäre wie sie.

Kaum zu glauben, aber diese vier Monate im Butyrki-Gefängnis sind mir als eine helle Zeit in Erinnerung geblieben. Ich erlebte so einen Aufschwung, alle meine seelischen Kräfte waren aktiviert. Ich fühlte, dass ich gebraucht wurde. Die Mädels hingen an mir wie die Küken an der Glucke. Ich wollte mit meinem Verhalten zeigen, dass man die Lager Kolymas überstehen und dabei Mensch bleiben konnte. Ich wollte ihnen ein wenig Licht ins Dunkel bringen.

Später war ich nicht mehr so. Da war ich mutlos und verlor mehr als einmal den Glauben an das Leben und die Menschen. Aber ich wusste, dass es in meiner Seele eine Kraft gab und diese Kraft von den anderen gebraucht wurde. Diese Erkenntnis erhellte meinen Weg.

Der Gefangenentransport nach Karaganda

Mitte Dezember 1949 wurde ich mit anderen Gefangenen in die Verbannung nach Karaganda geschickt. Bis Kuibyschew⁸⁰ fuhren wir im »Stolypin-Waggon«⁸¹. In Kuibyschew wurden wir in einem Zwischenlager untergebracht. Die Bedingungen waren katastrophal. Ein Pferdestall war hastig in eine Zelle für 200 Gefangene umfunktioniert worden. Der unausrottbare Gestank von Pferden und Mist, gemischt mit dem Gestank des Abortkübels und dem einer großen Menge zusammengepferchter schmutziger und kranker Körper schuf eine schreckliche Atmosphäre. Nachdem man uns in die Zelle mit den Doppelstockpritschen geführt hatte, waren wir bereits 200 Leute. Trotzdem wurden immer mehr Gefangene eingeliefert. Die Frauen lagen in den Durchgängen, unter den Pritschen, auf und unter dem Tisch. Wir konnten kaum atmen in dem Gestank, bekamen weder Bücher noch irgendwelche Medikamente. Ständig brachen irgendwo in der riesigen Zelle Streitereien aus, bekam jemand einen hysterischen Anfall. »Wann bringt man uns endlich von hier fort?«, fragten wir den Kommandeur, aber der hob nur die Schultern und antwortete recht naiv: »Was soll ich denn machen, sämtliche Gefängnisse und Lager sind voll. Keiner will euch aufnehmen. Wer ist denn schuld, dass ihr so eine Riesenhorde seid?« Ja eben, wer war denn schuld? Verständlicherweise waren wir regelrecht erfreut, als der Gefangenentransport nach einmonatiger Wartezeit endlich weitergehen sollte. »Zwar schlechter, aber anders!«, meinten unsere Ukrainerinnen und alle stimmten zu.

Aber als man uns dann an einem Januarabend entlang nicht enden wollender Gleise zu einem Zug auf dem Abstellgleis führte und in die Güterwagen pferchte,

80 Kuibyschew – Samara trug von 1935-1990 den Namen des Parteifunktionärs W. W. Kuibyschew.

81 Stolypin-Waggon – für Gefangenentransporte umfunktionierte Personenwaggons.

da wurde es erst richtig schlimm. Es herrschte mindestens 30 Grad Frost. Als ich wie alle anderen Frauen über eine angestellte Leiter in den Güterwagen geklettert war, konnte ich in der Dunkelheit überhaupt nichts erkennen. Im Güterwagen war es eisig. Nachdem wir uns an die Dunkelheit gewöhnt hatten, entdeckten wir unzählige Ritzen in den Wänden, durch die das graue Abendlicht hereinfiel. Zwar stand ein kleiner Ofen im Wagen, aber wir hatten weder Holz noch Streichhölzer. Die Doppelstockpritschen waren mit einer Eisschicht bedeckt. Ich selbst war warm angezogen und von meinen Verwandten hatte ich noch eine wattierte Decke bekommen. Jeder, der warme Sachen hatte, holte sie jetzt aus seinem Bündel heraus und mummelte sich so gut es ging ein. In meiner Nähe bemerkte ich ein junges Mädchen, das mir schon auf dem Lastwagen aufgefallen war, als wir vom Gefängnis zum Zug gebracht wurden. Sie hatte einen freundlichen und mutigen Gesichtsausdruck und war etwa 23 Jahre alt. Sie trug nur ein leichtes Sommerkleid aus Baumwolle und darüber eine Gefängnis-Wattejacke. Ihre dünnen Strümpfe waren überall gestopft. Ich rief sie zu mir unter meine wattierte Decke und so machten wir uns bekannt. Sie presste sich eng an mich und es dauerte eine ganze Weile, ehe ihr warm wurde. Ihr Name war Olga Kossenko. »Olga, warum tragen Sie so leichte Sachen und warum haben Sie keine anderen?«, fragte ich. »Der Ermittler, der Hund, hat mir, weil ich so frech war, die Aushändigung von Päckchen untersagt. Na ja, deshalb habe ich nur die Sachen, die ich bei meiner Verhaftung im Sommer trug. Für die Fahrt haben sie mir die Wattejacke und ein Paar Schuhe gegeben.«

Nachdem wir einige Stunden in dem eisigen und dunklen Waggon gegessen hatten, schien es endlich loszugehen. Die Riegel der Nachbarwaggons rasselten und jemand lief übers Waggondach. Endlich wurde auch unsere Tür geöffnet und ein Wachsoldat und ein Monteur kamen herein. Sie brachten eine elektrische Glühbirne an, warfen uns einen Arm voll Brennholz mit Streichhölzern rein, verschwanden wieder und verriegelten die Tür. Es war nicht viel Brennholz und wann sie uns neues geben würden, wussten wir nicht. Dessen ungeachtet, heizten wir das Öfchen an und wärmten uns ein wenig auf. Es stellte sich heraus, dass trotz der Dunkelheit die besten Plätze am Ofen bereits besetzt waren. Eine Gruppe lettischer Frauen saß dort. Sie redeten nicht mit uns und gaben uns zu verstehen, dass sie kein Russisch verstanden. Dann stellte sich heraus, dass sie doch russisch sprachen, aber so wütend auf die Russen waren, dass sie mit uns nicht sprechen wollten. In dem Waggon war auch eine Mutter mit ihrer Tochter aus der Westukraine. Sie waren wegen des Sohnes bzw. des Bruders ins Gefängnis gekommen, der zu den Bandera-Leuten⁸² in den Wald gegangen war. Wenn er Brot brauchte, kam er zu seiner Mutter ins Dorf. Immer wieder sagte die Mutter: »Wie soll ich ihm denn nichts geben? Wenn euer Sohn hungrig zu euch kommen würde, würdet ihr ihm etwa kein Essen geben?« Sie war schwer krank und hatte sich in dem eisi-

82 Bandera-Leute – nach ihrem Anführer benannte organisierte, militante ukrainische Nationalisten.

gen Waggon auch noch erkältet. Sie hustete stark. Eine andere Gefangene, eine erfahrene Krankenschwester, nahm an, dass sie eine Lungenentzündung hatte. Mehrmals bat sie den Wachposten, einen Arzt zu rufen – ohne Erfolg.

Wir brauchten 16 Tage bis nach Karaganda. Zuerst froren wir jämmerlich. Eines Tages hielt unser Zug neben einem Güterzug mit Kohle. Plötzlich riss der Wachsoldat die Waggontür auf. Er war Ukrainer und hatte sich öfter mit Olga Kossenko, unserer Waggonältesten, ein paar Worte auf Ukrainisch zugerufen. Jetzt gab er Olga einen Eimer und befahl: »Hol dir so viel Kohle, wie du schaffst.« Olga sprang aus dem Wagen. Sie konnte etwa 20 Eimer Kohle holen, dann wurde die Waggontür wieder zugeschlagen. Wir lebten auf. Auch die Gefangenen aus den anderen Waggonen hatten sich Kohle geholt. Mir fiel Lew Tolstoi ein, der geschrieben hatte, dass die russischen Gesetze nur zu ertragen wären, weil sie von allen verletzt würden. Würde man sie nicht verletzen, wäre das Leben einfach nicht auszuhalten. Hätten wir nicht mit dem Segen des Wachsoldaten die Kohle gestohlen, wäre uns nur die zugeteilte Menge Heizmaterial, ein Arm voll Holz pro Tag, geblieben. Damit wären wir wohl kaum lebendig am Bestimmungsort angekommen.

Ich teilte mir mit Olga die Schlafstätte und wir unterhielten uns eng aneinandergeschmiegt tagelang. Ihre Strafe war schrecklich – 20 Jahre. Ihren Worten nach verdankte sie das einem Ermittler, den ihre Furchtlosigkeit, ihre Widerspenstigkeit, ihre Streitereien und scharfen, manchmal groben Worte zur Weißglut gebracht hatten. Sie war 1947 zusammen mit anderen Studenten der philologischen Fakultät der Kiewer Universität verhaftet worden. Die Untersuchung verlief denkbar ungünstig für sie. Die Lorbeeren der Staatssicherheitsleute von 1937 raubten ihrem Ermittler wohl den Schlaf, und so hatte er sich eine grandiose terroristische Verschwörung ausgedacht, deren Ziel die Abspaltung der Ukraine von der UdSSR war. In Olga sah er die passende Figur zur Lieferung der von ihm benötigten Aussagen. Er fabrizierte die unglaublichsten Vernehmungprotokolle, in denen sie Dutzende ihrer Kommilitonen beschuldigte, und nötigte sie, diese zu unterschreiben. Sogar eine Verbindung zur Gestapo hatte er sich ausgedacht, die angeblich während des Krieges eine ganze Gruppe ukrainischer Jugendlicher angeworben hätte. (Übrigens hatte sich Olga während des Krieges heldenhaft verhalten. Um nicht nach Deutschland zu müssen, hatte sie sich, damals 15-jährig, mit einer Bindehautentzündung angesteckt, weil sie wusste, dass die Deutschen Kranke nicht deportierten.) Der Ermittler hatte angenommen, dass er dieses zarte 23-jährige Mädchen mit Drohungen, Prügel und Karzer, mit siebenstündigen Verhören (in denen die Ermittler wie am Fließband wechselten), mit dem Versprechen sie freizulassen oder aber ihr die Päckchen zu verweigern, zerbrechen könnte. Aber er erreichte gar nichts und versprach ihr aufgebracht: »Ich verpasse dir 20 Jahre mit strengem Regime«, was er dann auch tat. Nach der Urteilsverkündung rief er sie noch einmal zu sich und fragte: »Na, hast du deine Sturheit schon bereut und geweint?« Auf Olgas Antwort, dass sie noch nicht geweint hatte und es

auch in Zukunft nicht vorhätte, grinste er und sagte: »Wollen wir wetten, dass du heulen wirst! Wir haben deinen Bräutigam verhaftet, und ich habe darum ersucht, dass ich die Ermittlungen durchführen kann.« Diesmal hatte er gewonnen. Olga wurde ganz schlecht. Ihr Bräutigam war aus demselben Dorf wie sie. Er kannte überhaupt niemanden von den Beschuldigten. Er war nach Kiew gekommen, um im Gefängnis Auskünfte über Olga einzuholen und Päckchen für sie abzugeben, und hatte damit zu seinem großen Unglück selbst auf seine Existenz aufmerksam gemacht. In den acht Monaten der Untersuchungshaft fand Olga Trost bei der Zelleninsassin Maria Gerzewna. Das war eine ältere Frau, die sich ihrer auf mütterliche Art annahm. Olga erinnerte sich oft an sie und sagte zu mir: »Ich habe eben trotzdem Glück, damals fand ich bei ihr Trost und jetzt bin ich Ihnen begegnet.« Nach allem, was ihr passiert war, redete das arme Mädchen doch tatsächlich noch von Glück!

Ich muss hier noch von einer anderen Seite unserer Freundschaft erzählen, die mir viel Kummer bereitet hat. Diese kluge, tapfere, großherzige junge Frau war Antisemitin. Sie erzählte mir unzählige Geschichten von Juden, die sich immer und überall gut einrichteten. So war z. B. der Leiter des Dorfladens in ihrer Heimat ein Jude, der all seine Verwandten gut untergebracht hatte. Der Ermittler ihrer Freundin im Kiewer Gefängnis war auch ein Jude und ein richtiger Schuft. Als ich einwarf, dass ihr Ermittler ja Ukrainer war und man sich einen schlimmeren kaum vorstellen konnte, erwiderte sie: »Ach, Olga Sliosberg, Sie kennen sie nicht. In Moskau sind nicht so viele, aber in Kiew kann man sich nicht vor ihnen retten!« Ich hätte diese mich peinigenden Gespräche leicht beenden können und nur zu sagen brauchen, dass ich selbst Jüdin war. Aber dann hätte sich dieses Dummerchen von mir abgewendet. Sie wäre ohne die Lebensmittel und die Decke, die mir meine jüdischen Verwandten geschickt hatten, erfroren und verhungert. Und so erduldeten wir ihre Geschichten bis nach Karaganda.

Am 16. Tag der Fahrt kam ein Wachsoldat rein, rief einige Familiennamen auf und sagte: »Sachen zusammenpacken. Wir sind in zwei Stunden da.« Nur fünf Gefangene – wir Glücklichen – fuhren in die Verbannung. Die anderen hatten hohe Strafen bekommen, zwischen zehn und 20 Jahren Lager mit strengstem Regime, und fuhren weiter nach Noworudnja zu den Erzgruben. Wir packten unsere Sachen. Olga schaute mir zu und sagte mit Tränen in den Augen: »Jetzt bin ich wieder allein!« Wir setzten uns in einer Ecke auf die Pritschen. »Oletschka«, sagte ich, »ich muss mit Ihnen reden. Sie haben mir in diesen 16 Tagen sehr wehgetan. Ich bin nämlich Jüdin.« Olga stöhnte auf, schlug die Hände vors Gesicht und wurde feuerrot. »Ja, Olga, es war schwer, Ihre Geschichten anzuhören, denn ich habe Sie sehr gern. Olga, auf Ihrem Weg durch die Gefängnisse sind Ihnen zwei Frauen begegnet, ich und Maria Gerzewna. Sie haben anscheinend noch nicht mitbekommen, dass sie, ebenso wie ich, Jüdin ist. Wie Sie sehen, gibt es unterschiedliche Juden. Es ist also falsch anzunehmen, dass alle Juden Schufte sind, genauso falsch, wie anzunehmen, alle Juden sind warmherzig und freundlich.«

Olga schwieg. Unser Zug fuhr in den Bahnhof ein. Ich stand auf. Olga umarmte mich weinend. »Sie haben mir die Augen geöffnet!« Ich bin Olga nie mehr begegnet. Es heißt, sie wäre in Noworudnja gestorben. Wenn das falsch ist, Olga, und du diese Zeilen lesen solltest, dann melde dich!

In der Verbannung

Im April 1949 kam mein Mann Nikolai Adamow zu mir nach Karaganda. Am 29. April 1951 wurde er verhaftet und es begann der gleiche Alptraum wie nach der Verhaftung meines ersten Mannes. Einen Unterschied gab es allerdings: Das erste Mal, im Jahr 1936, glaubte ich noch an die Gerechtigkeit der sowjetischen Justiz. Dieses Mal wusste ich genau, was ihn erwartete. Wenn mein erster Mann und ich damals für nichts und wieder nichts verhaftet worden waren, so muss man sagen, dass Nikolai nach Stalins Gesetzen zweifellos Punkt 10 nach Artikel 58 (Agitation) verdient hatte.

Nikolai war ein alter Kommunist und überzeugter Gegner Stalins. Seiner Ansicht nach musste man kämpfen. Deshalb hatte er eine Gruppe Jugendlicher um sich versammelt und so erzogen, dass sie ihn einmal ablösen könnten. Er erklärte ihnen, dass Stalin die Partei vernichtet und 1937 die besten Köpfe des Landes in einem Blutbad ertränkt hatte, dass er an den ungeheueren Verlusten zu Beginn des Krieges schuld war. Er gab Stalin die Schuld für den schmachvollen Pakt mit Hitler⁸³, für die Vernichtung der führenden Kader der Sowjetarmee, für die Erschießung von Blücher, Tuchatschewski, Uborewitsch und Hunderten anderen. In den zwei Jahren, die wir zusammen in Karaganda verbrachten, balancierte Nikolai ständig am Rande des Abgrunds. Trotzdem fühlte er sich irgendwie beflügelt. Auf meine Bitten, auf sich Acht zu geben, antwortete er, dass er kämpfend und nicht wie ein erbärmlicher Sklave umkommen wollte. Während der Untersuchung versuchte er sogar den Ermittler zu agitieren. Der bekam regelrecht Angst vor ihm, weil er fürchtete, man könnte ihn gleich mit für einen Volksfeind halten. Die Sache wurde schnell durchgezogen und Nikolai bekam seine gesetzlichen zehn Jahre.

Wieder begann für mich eine schreckliche Zeit in einem leeren, besudelten und zerstörten Haus. Wieder stand ich nach Auskunft in Schlangen an, wieder mit Päckchen vor dem Untersuchungsgefängnis ...

Der Ärzteprozess

Gerüchte über die Verhaftung mehrerer jüdischer Ärzte gab es in Karaganda schon seit 1952. Die Direktionssekretärin unserer Schneiderwerkstatt, Natascha Wakula, erzählte, dass sie selbst dabei war, als auf der Post ein Paket aus Ame-

83 Hier ist der Hitler-Stalin-(deutsch-sowjetischer Nichtangriffs)Pakt gemeint.

rika, adressiert an einen Rabinowitsch, aufgemacht wurde. In dem Paket befand sich Watte und darin krabbelten Tausende mit Flecktyphus infizierte Läuse herum. Auf einer allgemeinen Versammlung trat eine Näherin auf und berichtete, dass sie sich noch aus ihrer Kindheit erinnerte, wie Juden einen christlichen Säugling ermordet und sein Blut für ihre Mazze genommen hätten. Ihr Auftritt wurde mit bedrücktem Schweigen zur Kenntnis genommen. Jemand sagte: »Also, das ist noch nicht bewiesen, darüber sollte man nicht reden.« Damit war der Vorfall mit der Mazze beendet. Alles in allem herrschte eine Stimmung wie vor einem Pogrom.

Zu jener Zeit arbeitete ich als Brigadier in einer großen Nähabteilung. Ich musste auch den Lohn für die Arbeiterinnen berechnen und hatte deshalb manchmal im Büro zu tun. In dem Büro war ich die einzige Jüdin und die einzige Verbannte. Wenn ich den Raum betrat, brachen die Gespräche ab und alle Blicke richteten sich auf mich, als wäre ich gleichzeitig der Mörderarzt und der Verzehrter der Blutmazze.

Eines Abends hatte ich das »Vergnügen«, mir im Radio den Vortrag »Mörder im weißen Kittel« anhören zu können. Danach ging ich zur Arbeit wie zu meiner Hinrichtung. Ich setzte mich an meinen Tisch und begann zu rechnen. Mit einiger Verspätung erschien unsere Hauptbuchhalterin Maria Pusikowa. Sie war als Ehefrau eines Mitgliedes des Gebietskomitees (in ihrem Haus verkehrte alles, was in Karaganda Rang und Namen hatte) die mächtigste Dame in unserem Büro. Heute früh strahlte sie über das ganze Gesicht. »Mein Gott!«, rief sie, »wie schrecklich! Wie konnte es nur zu so einem Verlust von Wachsamkeit kommen! Wie konnte man diese Juden nur in den Kreml lassen und ihnen die Gesundheit unserer Führer anvertrauen! Wir konnten die ganze Nacht nicht schlafen, nachdem im Radio der Artikel aus der »Prawda« »Mörder im weißen Kittel« gesendet worden war.« Sie stürzte aus dem Büro und kehrte eine Minute später mit einer Zeitung in der Hand zurück. »Olga Sliosberg, lesen Sie uns doch laut den Artikel vor, Sie können so gut vorlesen!« »Soweit ich weiß, sind Sie sieben Jahre zur Schule gegangen und müssten selbst lesen können. Ich habe keine Zeit!«, antwortete ich.

So lebte ich also in einer Atmosphäre voller feindlicher Neugier und Hetze. Unsere Direktorin Anisja Wassiljewna war ein guter Mensch. Einst ein wenig gebildetes Dorfmadchen, dann Dienstmädchen, später Aktivistin und Parteimitglied, hatte sie sich zu einer der angesehensten Frauen in Karaganda entwickelt. Sie verehrte Stalin, dem sie – ihrer Ansicht nach – ihre Karriere und ihr glückliches Leben zu verdanken hatte. Von Natur aus neugierig, wollte sie begreifen, was für Leute diese Verbannten waren. Sie unterhielt sich gern mit mir, überprüfte aber jedes meiner Worte. Ich hatte einmal erwähnt, dass Marx Jude war. Kurz darauf stand aus Anlass eines Jubiläums in der »Prawda« ein großer Artikel über Marx, in dem es hieß, dass er Deutscher war. Vorwurfsvoll sagte Anisja Wassiljewna zu mir: »Ich habe Ihren Worten vertraut, Olga Sliosberg, weil Sie ein gebildeter Mensch sind, und jetzt stellt sich heraus, dass Sie gelogen haben.« »Wem glauben

Sie denn mehr Anisja Wassiljewna, der ›Prawda‹ oder Lenin?« »Natürlich Lenin, ihm glaube ich bedingungslos.« Ich holte den Leninband mit dem Artikel »Karl Marx« aus der Roten Ecke, in dem stand, dass Marx ein deutscher Jude war. Einmal fragte sie mich: »Können Sie mir erklären, was diesen Judenärzten gefehlt hat? Ihnen ging es doch nicht schlecht in der UdSSR. Warum mussten sie unsere Führer umbringen?« Mir fiel keine bessere Antwort ein als: »Ich denke, sie waren verrückt. Anders kann ich mir das nicht erklären.«

Trotz allen Kummers, den wir hatten, beschlossen ich und vier andere verbannte Frauen, den Jahreswechsel 1953 feierlich zu begehen. Ida Resnikowa arbeitete in unserer Werkstatt als Schneiderin, die anderen drei waren Krankenschwestern. Wir hatten ein köstliches Abendmahl vorbereitet, eine Torte gebacken und eine Flasche Wein besorgt. Langsam wollten wir mit dem Essen beginnen, aber eine der Frauen, Gita Abramowna, fehlte noch. Ich ging sie holen – sie wohnte in meiner Nähe. Ihre Wohnungstür war offen, es brannte kein Licht und ich konnte nicht erkennen, ob sie überhaupt zu Hause war. Ich schaltete das Licht an und sah Gita, die schweigend auf dem Bett saß. Der einzige Wertgegenstand, ihre wattierte Zudecke, lag auf dem Fußboden neben einem verpackten und beschrifteten Paket. »Was ist denn passiert? Was ist das für ein Paket?« »Nicht so laut!«, sagte Gita, »Gehen Sie jetzt lieber! Ich werde sicherlich heute oder morgen verhaftet. Sie haben mich schon verhört und über meinen Bruder ausgefragt, der 1939 über Polen nach Palästina geflohen ist. Nachdem man mich und meinen Mann verhaftet hatte, schickte er unserer Tochter Geld. Ich will alles, was ich habe meiner Tochter schicken, wenn ich es noch schaffe.« »Ach, kommen Sie doch trotzdem mit Silvester feiern. Wer weiß, ob wir uns noch einmal sehen werden. Außerdem haben wir feine Sachen vorbereitet, so etwas bekommt man nicht im Gefängnis. Na, kommen Sie, wir gehen!« »Nein, nein, dann ziehe ich euch auch noch mit rein, ich bin eine Gezeichnete!« Mit Mühe und Not konnte ich sie überreden mitzukommen. Im Laufe des Abends wurden wir fröhlicher, tranken den Wein, genossen das Essen und meinten, dass vielleicht nichts Schlimmes passieren würde. Und so war es dann auch. Gita wurde nicht verhaftet.

Es passierte während einer Besprechung beim Direktor. Ich war die einzige Verbannte im Zimmer. Da kam plötzlich eine Arbeiterin ohne anzuklopfen ins Zimmer gerannt und schrie: »Anisja Wassiljewna!«

»Warum kommen Sie ohne Erlaubnis rein, Sie sehen doch, dass wir beschäftigt sind!«

»Aber Anisja Wassiljewna!«

»Ich sagte es doch, wir arbeiten.«

»Stalin stirbt.«⁸⁴

Eine Bombe schien zu explodieren. Anisja Wassiljewna schrie auf und beugte sich zur Seite, ihr ging es nicht gut. Ich bildete mir ein, dass sich alle zu mir um-

84 Stalin starb am 5. März 1953.

drehten und mich anblickten. Ich hatte furchtbare Angst, dass mich mein Gesicht verraten könnte und bedeckte es mit den Händen. Ich zitterte und dachte: Jetzt oder nie. Alles wird sich verändern. Jetzt oder nie. Und was, wenn nun irgend so ein Malenkow, so ein Berija, der Teufel oder der Satan diesen Koloss abstützt und mit weiteren Millionen Toten fest untermauert, dann steht er noch einmal 20 Jahre, bis an mein Ende. Nein, jetzt oder nie! Dann hörte ich die anderen über mich reden: »So eine Heuchlerin, tut als würde sie weinen, dabei hat sie ganz trockene Augen.« Ich dachte: Jetzt, wo das Ende so nah ist, schnappen sie dich noch und bringen dich um. Alle steckten sich Trauerschleifen an. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, anstecken oder nicht? Anna Petrowna, unser Parteiorganisator, rief mich zu sich und steckte mir eine Trauerschleife an. »Das muss sein«, sagte sie. Ich traute mich nicht, die Schleife abzumachen und trug sie länger als alle anderen, bis Anna Petrowna sie mir wieder abnahm.

Wir hörten die Übertragung der Trauerfeier. Berija hielt eine Rede: »... Wir machen unsere Sache richtig.« Ja, er ganz bestimmt. Malenkow: »... Unsere Feinde, die äußeren und die inneren, sollen wissen, dass unsere Wachsamkeit nicht nachlassen wird.« Ich wusste es. Ich glaube, dass es nie so schwer war wie in dem Jahr, als Stalin starb, als ganz, ganz langsam irgendwo etwas in Bewegung kam.

Es war am 4. April 1953, als Ida Markowna aus der Werkstatt zu mir gerannt kam. Ich hatte mich in der Mittagspause ein bisschen draußen gesonnt. Ida umarmte mich und erzählte mir mit sich überschlagender Stimme, was sie gerade im Radio gehört hatte: Der ganze Prozess gegen die Giftärzte war von Rjumin⁸⁵ und seinen Mitarbeitern fabriziert worden. Unser Glück war grenzenlos. Das war wirklich ein wunderbarer Tag! Wir weinten und träumten davon, dass auch unsere schändlichen Urteile annulliert würden und wir zu unseren Kindern zurückkehren könnten. Als ich ins Büro zurückkam, hörte ich, wie die Pusikowa sagte: »Die Amerikaner haben so viel Geld, die können jeden kaufen!« Wie ein Blitz durchfuhr mich der Gedanke: Du Tochter einer Hündin, dir werd' ich's zeigen! Ich ging zur Tür des Direktors und forderte laut (das war eine grobe Verletzung der Rangordnung, völlig unüblich bei uns): »Anisja Wassiljewna, kommen Sie mal her!« »Was haben Sie gesagt Olga Sliosberg?« »Das was Sie gehört haben, kommen Sie mal her, Sie und Anna Petrowna (unser Parteiorganisator).« Die beiden kamen heraus. »Gerade eben hat Maria Pusikowa gesagt, dass das Oberste Gericht der UdSSR von Amerikanern bestochen wurde. Ich habe acht Jahre abgesessen – wegen unterlassener Anzeige meines Mannes. Ich möchte nicht noch wegen der Pusikowa sitzen. Ihre Worte fallen korrekt unter Artikel 58 Punkt 10 – Diskreditierung der sowjetischen Gerichtsbarkeit. Gewöhnlich wird das mit zehn Jahren Freiheitsentzug bestraft. Alle hier haben ihre Worte gehört und können es bezeugen. Zum MGB werde ich nicht gehen, aber ich habe es Ihnen hier vor Zeugen mitgeteilt. Sie können ja selbst zum MGB gehen.« Alle standen wie versteinert.

85 Rjumin, M. D. – Oberstleutnant des Ministeriums für Staatssicherheit.

»Maria Pusikowa, wie konnten Sie so etwas behaupten«, rief Anisja Wassiljewna. »Ach, ich weiß auch nicht, wirklich nicht, ich habe nicht überlegt!« Maria Pusikowa begann zu heulen und rannte nach Hause. Natürlich hatte der unpassende Auftritt der Pusikowa keine richterlichen Folgen. Lediglich ihr Mann, Mitglied des Gebietskomitees, verprügelte sie dermaßen, dass sie sich vier Tage lang nicht auf der Arbeit blicken ließ und erst am fünften Tag mit überpuderten blauen Flecken erschien.

Ich konnte es nicht lassen und gönnte mir noch die kleine Freude zu Anisja Wassiljewna zu sagen: »Anisja Wassiljewna, ich frage Sie als Parteimitglied, warum musste Rjumin mit seinen Mittelsmännern diese unschuldigen Leute verleumden und unser Land mit diesem dummen Prozess in Verruf bringen? Ging es Rjumin etwa schlecht in der UdSSR oder warum beging er dieses Verbrechen?«

Auf den Straßen konnte man ein neues Liedchen von den Kriminellen hören – sie reagierten prompt auf aktuelle Ereignisse:

Ach, lieber Genosse Wowski⁸⁶,
ich bin hoch erfreut,
dass nun endlich rauskommt:
du bist ja gar nicht schuld!
Warst so fleißig, hast geschuftet,
ohne Pause, Tag und Nacht.
Zur Belohnung hat der Mistkerl
dich dann einfach kaltgemacht.

Die Rehabilitierung

Nach Stalins Tod riss die Wolkendecke über dem Land nur sehr langsam auf. Erst ein Jahr später, 1954, wurden die »ewige Verbannung« abgeschafft und Ausweise ausgegeben. Natürlich mit dem Vermerk »vorbestraft« und verbunden mit einem Wohnverbot für 39 ausgesuchte Städte. Aus irgendeinem Grund wurde mir als einer der Letzten die Verbannung erlassen, sodass ich eine Weile ganz allein in Karaganda blieb. Alle Freunde waren schon weggefahren und die Zeit zog sich endlos lang hin. Wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, legte ich mich gegen acht schlafen, wachte dann gegen drei auf, las, zermarterte mir den Kopf und wartete auf den nächsten Morgen. Ende 1954 wurde endlich auch mir die Verbannung erlassen und ich konnte nach Dsheskasgan zu Adamow ins Lager fahren.

Es gab viele Gerüchte über dieses Lager: Von Unruhen und Arbeitsverweigerungen, von Forderungen nach Revisionsverfahren und zur Änderung des Strafvollzuges im Lager war da die Rede, bis hin zur Forderung, Malenkow selbst solle kommen. Ich kannte Nikolais Charakter und zweifelte nicht daran, dass er zu den Initiatoren gehörte. Als ich in Dsheskasgan ankam, erfuhr ich, dass schon

86 Wowski, M. S. – Oberstleutnant, Chefarzt in der Roten Armee, einer der verhafteten und angeklagten Ärzte im inszenierten Ärzteprozess 1952/1953.

alles vorbei war. Die Unruhen waren beendet, und im Strafvollzug des Lagers gab es wesentliche Änderungen. Zum Beispiel war es Verwandten jetzt erlaubt, für eine Woche zu Besuch zu kommen. Für diese Besuche wurden gesonderte Zimmer zur Verfügung gestellt, mit zwei Ausgängen: Der eine war für den Gefangenen und führte in die Zone, der andere war für die Besucher und ging auf die Straße. Etwas Derartiges hatte es früher in den Lagern nicht gegeben.

Ich betrat den engen Raum, in dem ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle standen. Aufgeregt nahm ich Platz. Die Tür ging auf und Nikolai kam herein. Ich erkannte ihn kaum wieder. In drei Jahren hatte er sich in einen alten Mann verwandelt, den die Tuberkulose gezeichnet hatte. Das Laufen und Sprechen fiel ihm schwer. Ich blieb eine Woche bei ihm. In meinem ganzen furchtbaren Leben war diese Woche eine der schwersten. Ich sah ganz deutlich, dass er sterben würde. Einmal kam ein Natschalnik und sagte, dass man Adamow aus gesundheitlichen Gründen entlassen könnte, wenn ich unterschriebe, dass ich mich um ihn kümmern und keinerlei Ansprüche geltend machen würde. Natürlich unterschrieb ich und wir kehrten zusammen nach Karaganda zurück.

1955 fuhr ich nach Moskau, um mich um meine Rehabilitierung zu kümmern. Zu jener Zeit waren zwar einige bereits rehabilitiert, aber insgesamt zog sich das Ganze unheimlich lange hin: Für die Antragstellung auf Rehabilitierung wurden Bescheinigungen von sämtlichen Wohnorten nach der Entlassung aus dem Lager verlangt. Ich konnte mich kaum noch erinnern, wo und wie oft ich polizeilich angemeldet war. Ich hatte doch illegal in Moskau gewohnt und mich für Geld mal da und mal dort angemeldet. Außerdem wollten sie noch Arbeitszeugnisse von allen Arbeitsorten. Dort verzögerte man die Herausgabe solcher Zeugnisse, wahrscheinlich aufgrund entsprechender Anweisungen. Irgendwann reichte ich dann meinen Antrag ein. Für meinen Fall war der Staatsanwalt Iwanow zuständig. Jedes Mal, wenn ich sein Zimmer betrat, nachdem ich fünf bis sechs Stunden in der Schlange gewartet hatte, teilte er mir mit hölzerner Stimme mit: »Ihr Fall wird demnächst untersucht, aber noch sind Sie nicht an der Reihe.« Einmal öffnete er seinen Schrank, der voller Akten war, alle in den gleichen Ordnern, und sagte: »Das ist das Verfahren mit den Professoren. Sie und Ihr Mann gehören auch dazu. Sie sehen ja, mehr als 100 Teilnehmer und alle Verfahren müssen durchgesehen und geklärt werden.« »Sind denn noch viele der Teilnehmer am Leben?«, fragte ich. Er antwortete verlegen: »Der eine oder andere schon.« »Könnte man nicht mit den Fällen derer beginnen, die noch am Leben sind? Ich fürchte, sonst erleben wir es nicht mehr ...«

Bis zum XX. Parteitag 1956 zog sich das so hin. Als ich danach Anfang März zum Obersten Gericht kam, erfuhr ich, dass mein Fall einem anderen Staatsanwalt übergeben worden war. Leider habe ich seinen Nachnamen vergessen. Man wies mich an, meinen Fall kurz zu schildern, und ich schrieb: »Seit 20 Jahren warte ich auf die Rehabilitierung und würde sie gern noch vor meinem Tod erleben.« Daraufhin wurde ich mit der Schwester meines Bruders, die mich überall hin begleitete, zum Staatsanwalt bestellt. Uns empfing ein junger, heiterer Mann um die 30,

ein Militärangehöriger. Ich reichte ihm meinen Antrag. Meine Schwägerin geriet in Aufregung, als sie mitbekam, was ich geschrieben hatte, und begann sich zu entschuldigen: »Sie ist ganz durcheinander, bitte verzeihen Sie ihr.« Er lächelte.

»Das man da durcheinander ist, ist ja klar. Aber jetzt wird das zügig erledigt. Ich denke in einem Monat.«

»Aber sie wollen mich aus Moskau ausweisen. Gestern war die Miliz da und hat mir befohlen, Moskau innerhalb von 24 Stunden zu verlassen.«

»Verstecken Sie sich, verstecken Sie sich vor der Miliz. Das ist bald vorbei. Können Sie solange an einem anderen Ort wohnen?«

»Kann ich, bei meiner Schwester.«

»Geben Sie mir Ihre Telefonnummer. Ich rufe Sie an.«

Am 8. März klingelte das Telefon und die freundliche Stimme meines Staatsanwaltes sagte: »Sie bekommen ein Geschenk zum Frauentag. Ihr Fall wurde durchgesehen, die Bescheinigung über die Rehabilitierung erhalten Sie in der Kanzlei des Obersten Gerichts. In den nächsten Tagen wird man Ihnen Bescheid geben. Herzlichen Glückwunsch.«

Als ich am festgelegten Tag die Bescheinigung abholte, saßen außer mir noch ca. 20 Leute im Wartezimmer. Fast alle waren Frauen um die 50, bis auf ein uraltes ukrainisches Mütterchen. Sie hatte einen wirren Blick und flüsterte mit sich selbst. Am Fenster saß ein etwa 40-jähriger Mann und rauchte. Man wurde der Reihe nach aufgerufen. Wer wieder aus dem Bürozimmer herauskam, wartete weiter auf etwas. Als mein Name und der meines Mannes aufgerufen wurden, schreckte der Mann am Fenster auf. Ich betrat das Zimmer und bekam die Bescheinigung über die Rehabilitierung. Mir wurde gesagt, dass ich im Wartezimmer warten sollte, weil mir noch die Bescheinigungen für den Personalausweis und die Kompensation ausgehändigt würden.

In meiner Bescheinigung stand Folgendes:

Das Militärkollegium des Obersten Gerichts der Union dSSR.

Am 6.4.1956. Nr. 4403393/56

Bescheinigung

Das Anklageverfahren gegen Sliosberg-Adamowa Olga Lwowna wurde am 24.5.1956 vom Plenum des Obersten Gerichts der Union dSSR revidiert. Das Urteil des Militärkollegiums vom 12.11.1936, der Erlass des Obersten Gerichts der UdSSR vom 21.11.1940 und der Erlass der Sonderkonferenz⁸⁷ beim MGB der UdSSR vom 9.11.1949 werden in Bezug auf Adamowa-Sliosberg aufgehoben und das Verfahren wegen fehlenden Tatbestandes eines Verbrechens eingestellt.

Vorsitzender der Gerichtsbesetzung des Militärkollegiums,

Oberst der Justiz P. Lichatschjow

87 Sonderkonferenz – Einrichtung des Geheimdienstes, die außergerichtliche Fälle (von politischen Gefangenen) bearbeitete und Urteile fällte.

Man hatte mich am 27. April 1936 verhaftet. Somit habe ich diesen kleinen Fehler mit 20 Jahren und 41 Tagen meines Lebens bezahlt.

Als ich wieder ins Wartezimmer kam, trat der Mann, der am Fenster gesessen hatte, auf mich zu: »Sagen Sie, hat Ihr Mann an der Universität Vorlesungen in Geschichte der Naturwissenschaften gehalten?« »Ja, bis 1936.« »Ich habe bei ihm studiert. Er war ein ausgezeichnete Lehrer!« Wir schwiegen. Ein Soldat kam und verteilte die Bescheinigungen für den Personalausweis und das Geld. Mir standen zwei Monatsgehälter für mich und für meinen Mann zu. Außerdem bekam ich noch 11 Rubel und 50 Kopeken für die 115 Rubel, die mein Mann zum Zeitpunkt seines Todes bei sich hatte. Die alte Ukrainerin schrie los, nachdem sie die Bescheinigungen erhalten hatte: »Ich brauche kein Geld für das Blut meines Sohnes. Behaltet es, ihr Mörder!« Sie zerriss die Bescheinigungen und warf sie auf den Fußboden. Der Soldat mit den Bescheinigungen ging zu ihr: »Beruhigen Sie sich, Bürgerin«, begann er, aber die Alte schrie wieder los: »Ihr Mörder!« Sie spuckte ihm ins Gesicht und begann wild um sich zu schlagen. Ein Arzt und zwei Sanitäter kamen und brachten sie weg. Niemand sagte etwas, alle waren bedrückt. Vereinzelt konnte man hier und da ein Schluchzen oder lautes Weinen vernehmen.

Ich betrat meine Wohnung, aus der mich nun kein Milizionär mehr verjagen konnte. Niemand war zu Hause und so konnte ich hemmungslos weinen. Ich beweinte meinen Mann, der mit 37 Jahren in der Blüte seiner Jahre in den Kellern des Lubjanka-Gefängnisses umgekommen war; ich beweinte meine Kinder, die als Waisen und stigmatisiert als Volksfeind-Kinder aufwachsen mussten; ich beweinte meine vor Kummer verstorbenen Eltern und Nikolai, der in den Lagern zu Tode geschunden wurde. Und ich beweinte jene Freunde, die im eisigen Boden Kolymas verschart, die Rehabilitation nicht mehr erleben konnten.



BERTA BABINA-NEWSKAJA (1886 bis 1983)

Mein erstes Gefängnis (Februar 1922)

Bereits als Gymnasiastin begeisterte sich Berta Alexandrowna Babina für die Bewegung der revolutionären Sozialisten und wurde mit 21 Jahren Mitglied der Partei der Sozialrevolutionäre. Mit ihrem ersten Mann, dem Sozialrevolutionär W. M. Golowin ging sie nach Italien und kehrte nach dessen Tod mit ihrem Sohn Wsewolod (er ist 1942 an der Front gefallen) nach Russland zurück. 1913 heiratete sie den Parteifunktionär Boris W. Babin. Nach der Februarrevolution¹ spaltete sich die Partei der Sozialrevolutionäre, die Eheleute Babin schlossen sich den linken Sozialrevolutionären an. 1922 wurden sie mit vielen anderen Sozialrevolutionären verhaftet und zur Verbannung verurteilt. Ende der 20er Jahre kehrten sie nach Moskau zurück, wo Berta Babina, die mehrere europäische Sprachen beherrschte, als Übersetzerin für die Komintern² arbeitete. 1937 wurde sie erneut verhaftet. Es folgten 17 Jahre in verschiedenen Arbeitslagern auf Kolyma. Nach ihrer Entlassung 1954 lebte sie in Uchta in der ASSR³ Komi, nach Moskau durfte sie erst 1958 zurückkehren. Berta Babinas jüngerer Sohn Igor (1914-1977) wurde 1937 und 1950 verhaftet und musste als Ingenieur in einem der speziellen Konstruktionsbüros des NKWD arbeiten. Ihr Ehemann Boris Babin kam 1945 auf dem Gefangenentransport nach Kolyma um.

Berta Babina war die Seele der »Landsmannschaft von Kolyma«, und in ihrem kleinen Zimmer in Moskau versammelten sich oft alte sowie neue Freunde. Den Idealen ihrer Jugend blieb sie bis ans Ende treu. Oft rezitierte sie aus den Gedichten von Afanassi Fet:

Mir tut's nicht leid ums langatmige Leben,
Leben und Tod, na und? Ums Feuer tut's mir leid,
das aufleuchtet über dem großen Weltgebäude weit
und in die Nacht eingeht und weint beim Abschiednehmen.

Seit den 1950er Jahren befasste sich Berta Babina mit der Literatur der Völker des Hohen Nordens und des Fernen Ostens und bemühte sich um die Verbreitung dieser Kultur. Ihre Aufmerksamkeit galt den jungen Talenten verschiedener Nationalitäten, über die sie unter dem Pseudonym Newskaja in literaturkritischen Artikeln berichtete. Als Erste schrieb sie über die Arbeiten von Tschingis Aitmatow, Juri Rytchëu und Wladimir Sangi. Berta Babina erfüllte ihre kulturelle Mission bis ans Ende ihres Lebens. Lediglich während der letzten Monate im Krankenhaus konnte sie nicht mehr arbeiten. Ihre letzten Worte verblüfften die Kranken-

1 Februarrevolution – führte 1917 zum Sturz des Zarenregimes.

2 Komintern – Kommunistische Internationale, weltweite Organisation kommunistischer Parteien.

3 ASSR – Autonome Sozialistische Sowjetrepublik.

schwester, die die Kranke am Aufstehen hindern wollte: »Der Wachposten wartet auf mich.« (Natalija Pirumowa)

*

*Wir finden uns leichter mit der Zerstörung unseres Heimes ab
als mit dem Untergang unserer Luftschlösser.*

Charles Dickens

Wir waren gerade beim Teetrinken, als eines Morgens der Kommandant mit einer langen Liste in der Hand unsere Zelle betrat. Er rief nacheinander unsere Familiennamen auf und fügte jedes Mal »Mit Sachen!« dazu. Kaum hatte er den Raum verlassen und den Schlüssel herumgedreht, da erhob sich freudvoller Lärm in der Zelle. »Ins Butyrki! Ins Butyrki!«, tönte es aus allen Ecken. Ein Außenstehender hätte annehmen können, wir würden jetzt in die Freiheit entlassen oder wären zu einem fröhlichen Fest eingeladen. Schön wär's! Aber schließlich war das Butyrki-Gefängnis etwas anderes als das innere Gefängnis in der Lubjanka. Ehemalige Insassen hatten uns erzählt, dass wir dort unsere Männer, unsere Lieben sehen könnten. Außerdem gäbe es allerlei Vergünstigungen, von denen man hier nicht einmal zu träumen wagte. So machten wir uns also voll freudiger Erregung ans Zusammenpacken unserer übersichtlichen Habseligkeiten.

Die verbleibenden Zellenbewohnerinnen waren auch zufrieden. »Endlich sind wir diese Sozialistinnen los! Da wird es wenigstens ein bisschen ruhiger!«, atmeten sie erleichtert auf. Das stimmte, uns war schließlich jeder Anlass für eine Störung recht gewesen: Mal hatten wir einen zusätzlichen Badetag oder Hofgang verlangt, mal eine Besuchserlaubnis – also voraussehbar Unmögliches. Und jeden Tag wollten wir den Gefängnisdirektor sprechen, um unsere Forderung nach sofortiger Verlegung ins Butyrki zu wiederholen, was natürlich gar nicht von ihm, sondern vom Ermittler abhing. Das ging unseren Zellengefährtinnen, ängstlichen und zahmen Spießerinnen, die sich draußen mit unlauteren Geschäften durchschlugen, mächtig an die Nerven. Sie hielten sich immer möglichst unauffällig und leise im Hintergrund und grenzten sich in jedem Fall von uns ab.

Erst gegen Abend rief man uns aus der Zelle. Im Hof stand ein »schwarzer Rabe«. Zu der Zeit war es wirklich noch ein ehrlicher »schwarzer Rabe«, nicht wie 15 Jahre später, als er sich hinter den Pseudonymen »Milch«, »Fleisch«, »Trockenfrüchte« versteckte, außen farbig gestrichen und innen zum formvollendeten Mordwerkzeug geworden war. Nein, damals 1922 war es ein schwarzes Auto, das einer Hundehütte mit einem winzigen vergitterten Fensterchen auf der Rückseite ähnelte. Innen war es fast stockdunkel, an den Längsseiten waren schmale lange Bänke befestigt. Kurz nachdem wir hineingeklettert waren, ertönten die ersten Freudenrufe. Im Wagen saßen bereits Männer und Frauen aus anderen Zellen. Eheleute und Geschwister trafen sich wieder. Nach dreiwöchiger Trennung sah ich Boris wieder. Diese Zeit war mir so lang vorgekommen! Dabei hatte unser ge-

meinsames Leben auch einmal mit einer Trennung begonnen. Damals war Boris ein halbes Jahr inhaftiert gewesen und dann verbannt worden, sodass er die Geburt unseres Sohnes Igor nicht miterlebte. Aber das waren zaristische Zeiten gewesen. Im Moment maßen wir das Leben noch mit einem anderen Maßstab und die Zukunft hielt sich im Dunkeln verborgen!

Es war schon vollkommen dunkel, als man uns in einen großen leeren Raum des Butyrki-Gefängnisses einschloss. »Das ist der Bahnhof«, klärten uns einige Erfahrene, junge Menschewiki, Nachfolger von Martow auf. »Der Bahnhof« war eine Art Verteilerpunkt, von wo aus man auf die einzelnen Gefängnisstrakte verteilt wurde. Die Freude über das Wiedersehen mit unseren Lieben ließ uns vergessen, wie erschöpft, hungrig und durchgefroren wir eigentlich waren. Erst nach 1½ Stunden kam der Kommandant zu uns. »Genossen«, wandte er sich an uns (Ja, das waren noch Zeiten, als wir an derlei Orten noch so angesprochen wurden!), »ihr müsst eine Weile in Quarantäne bleiben, nicht lange. Ihr werdet von einem Arzt untersucht und wer gesund ist, kommt auf die Zellen. Das geschieht in eurem eigenen Interesse, damit nicht irgendwelche gefährlichen Krankheiten in das Gefängnis eingeschleppt werden.« Ich muss zugeben, dass seine Worte vernünftig klangen, denn zu dieser Zeit gab es in unserem Land noch Flecktyphus und andere Krankheiten. Aber wir waren jung und fühlten uns ausgezeichnet. Quarantäne kam für uns nicht infrage. »Das kommt gar nicht infrage!«, schrien alle zusammen. »Wenn wir untersucht werden müssen, kann das ja unser Arzt machen. Rufen Sie Dr. Donskoi!«

Dr. Dmitri Donskoi, ein Sozialrevolutionär noch aus vorrevolutionären Zeiten, Mitglied des ZK (Zentralkomitee) der Partei der Sozialrevolutionäre, saß schon länger in Haft. Er war später einer der Angeklagten im Prozess gegen die rechten Sozialrevolutionäre und wurde nach Narym verbannt, wo er bis an sein Lebensende blieb. Donskoi war ein ausgezeichnete Arzt und in seinen Beruf vernarrt. Die riesigen Weiten des Nordens, bis dahin medizinisch kaum versorgt, bekamen dank seines Engagements in Parabele ein hervorragendes Krankenhaus. Er organisierte Kurse für das mittlere medizinische Personal, unterrichtete selbst und bildete viele qualifizierte Krankenschwestern aus. Ihm gelang es, die Vorurteile der Einheimischen den »russischen Schamanen« gegenüber abzubauen, sodass auch die einheimischen Frauen in sein Krankenhaus kamen, um dort ihre Kinder zu gebären. Auf den Ärztekongressen in Moskau gedachte man seiner immer mit Hochachtung. 1937 machte er sich keinerlei Illusionen über sein zukünftiges Schicksal und wählte den Freitod.

Im Februar des Jahres 1922 jedoch, im »Bahnhof« des Butyrki-Gefängnisses, verlangten wir unisono, dass uns Dr. Donskoi unverzüglich untersuchen sollte. »Das kann ich nicht allein entscheiden. Ich rufe den Gefängnisdirektor«, sagte schließlich der Kommandant. Eine Stunde später kam Popow, der Natschalnik des Gefängnisses. Diese illustre Persönlichkeit ist einige Worte wert.

Popow war groß, breitschultrig, um die 40, hatte den Bürgerkrieg mitgemacht und gehörte zur Garde der alten, vorrevolutionären Bolschewiki. Er verhielt sich

damals durchaus korrekt zu inhaftierten Sozialisten jeglicher Schattierung, insbesondere zu den linken Sozialrevolutionären. Freunde hatten mir versichert, dass ihm meine Freundin Sonja Bogojawlenskaja angeblich nicht ganz gleichgültig war. Sie war rothaarig und nicht besonders hübsch, aber außergewöhnlich bezaubernd, heiter und geistreich. Jedenfalls durfte sie im Gefängnis sogar ein Hündchen halten! Und wenn es darum ging, kleine Vergünstigungen zu erkämpfen, dann wurde Sonja mit der Durchführung der diplomatischen Verhandlungen mit dem Natschalnik beauftragt. Dem linken Sozialrevolutionär B. D. Kamkow begegnete Popow voller Ehrfurcht und manchmal versuchte er sogar, ihn in ein Gespräch zu politischen und philosophischen Fragen zu verwickeln. Das weitere Schicksal des Gefängnisdirektors Popow war ähnlich tragisch wie das der meisten alten Bolschewiki. Als die Periode der »angezogenen Daumenschrauben« begann, musste auch er fester anziehen, was er brav so lange tat, bis er 1937 zunächst zum Gefangenen in »seinem eigenen« Gefängnis und schließlich erschossen wurde.

»Genossen, so versteht doch, es ist schon spät, Dr. Donskoi schläft bereits. Bis morgen früh werdet ihr doch warten können!«, erklärte Popow, als er endlich bei uns war. »Weckt ihn auf, Ärzte sind das gewöhnt!«, schrien die jungen Gefangenen. Nachdem man sich eine Weile gestritten hatte, einigte man sich und kurz darauf wurde Donskoi zu uns gebracht. Die ärztliche Untersuchung dauerte nicht lange. »Alle sind gesund!«, verkündete er.

Der Wachposten führte uns hinaus. Es war ungefähr zwei Uhr nachts und im Hof war es winterlich dunkel. Lärmend wurden Türen auf- und zugeschlossen, wir stiegen Treppen hinauf, wieder wurden Türen geöffnet ... Und plötzlich, nach Dunkelheit, Kälte und langen Stunden des Wartens, wurden wir von hellem elektrischem Licht geblendet und ein donnernder Chor sang einstimmig »Wir sind die Schmiede". Im gleichen Augenblick stürmten uns Frauen und Männer entgegen und es folgte Umarmung auf Umarmung. Völlig geblendet und ganz taub, konnte ich so gut wie nichts wahrnehmen und niemanden erkennen. Dann stellte sich heraus, dass sich hier viele Genossen befanden, die wir seit Studententagen, aus der illegalen Arbeit in Petersburg und der Zusammenarbeit während unserer unfreiwilligen »Wanderschaft« durch die verschiedensten Städte des Landes kannten. Sie alle hatte man hierher in den »sozialistischen Trakt« gebracht. Es waren Sozialisten aller Parteien, die »Abweichler« der führenden kommunistischen Partei ausgenommen, obwohl einige von ihnen, wenn ich mich recht erinnere, zu jenem Zeitpunkt auch schon Gefängnisluft geschnuppert hatten (entweder die Schljapnikow oder die Sofronow-Leute). Einige Inhaftierte wurden bereits seit ein paar Jahren hier festgehalten.

Der »sozialistische Trakt« war zwar von außen verschlossen, innen jedoch herrschte völlige Selbstverwaltung. Von jener kurzen Zeit eines gewissen Liberalismus in diesem Gefängnis möchte ich im Folgenden berichten.

Nach der stürmischen Begrüßung gab es Tee im »Klub«. Auf dem Tisch standen riesige Kupferteeessel mit heißem Wasser und kleine Kannen mit echtem

Teeaufguss. Außerdem gab es die unterschiedlichsten Speisen – was die Gefängnisverpflegung und die Päckchen der Angehörigen eben so hergaben in jenen Mangeljahren. Zur gleichen Zeit tagte in einem der Korridore der Ältestenrat. Zum größten Teil setzte er sich aus Mitgliedern des ZK der rechten Sozialrevolutionäre und einigen wenigen des ZK der Menschewiki zusammen. Warum er zu jener Zeit gerade so zusammengestellt war, weiß ich nicht mehr. Zu dem Ältestenrat gehörten Gotz, Timofejew, Gendelman, unser alter Freund Gelfgot und andere. Scherzhaft nannten wir sie das »Schattenkabinett«. Vor ihnen lag eine lange Liste mit den Namen der Neueingetroffenen, die nun auf die einzelnen Zellen aufgeteilt wurden. Eheleuten stand eine Einzelzelle zu, Ledige kamen in Gemeinschaftszellen. Die Aufteilung erfolgte auf Grundlage der alten »Rangordnung« entsprechend der Stellung, die man in seiner Partei bis vor Kurzem noch innehatte. In den Fluren des »sozialistischen Traktes« gab es einen »Arbat« und einen »Samoskworetschje«⁴ mit den besten, hellsten und wärmsten Zellen. Und es gab andere Zellen, die dunkler und enger waren. Boris und mir war es egal, wo wir untergebracht werden sollten. Wir wollten uns einfach von den Ereignissen des Tages ausruhen und unter uns sein. Unsere Zelle befand sich ziemlich weit weg vom hiesigen »Arbat« (schließlich hatte ich den Ruf einer Abtrünnigen!⁵) und erwies sich als recht kalt. Damals funktionierte die Zentralheizung im Gefängnis nicht und wir hatten uns noch kein Behelfsöfchen besorgt.

Endlich allein in unserer Zelle konnten wir das Lachen nicht mehr unterdrücken. »Woran erinnert dich das Ganze hier?«, fragte Boris. »Ich komme mir vor wie im Theater, als würden wir in einem phantastischen Stück mitspielen. Die können uns doch nicht ernsthaft hier gefangen halten. Wofür?«, antwortete ich. Jemand klopfte an unsere Tür, Boris öffnete und zwei Genossen traten ein. »Sie wollen dich begrüßen. Erkennst du sie?«, fragte er. Den einen kannte ich ausgezeichnet: Wolodja Trutowski – ein Genosse aus der illegalen Arbeit vor 1917. Nach der Oktoberrevolution war Trutowski Volkskommissar oder stellvertretender Volkskommissar für kommunale Fragen gewesen. Und jetzt stand er lächelnd und lebhaft vor mir, ganz der Alte, unverändert nach all den langen Jahren. Den zweiten kannte ich von Fotos, aus Veröffentlichungen und vom Hörensagen. Er drückte mir die Hand und stellte sich vor: »Kamkow.« Er war recht groß und kräftig gebaut. Die großen dunklen Augen leuchteten klug und wach. Kamkow trug die einfache Gefängniskleidung von damals, ein weites, ungegürtetes Hemd aus grobem Segeltuch mit Stehkragen und seitlichem Verschluss. Mir fiel ein Foto ein, das ihn in einem eleganten, schwarzen Anzug und mit Schlips auf den Stufen des Bolschoi Theaters zeigte, wo Anfang Juli 1918 der V. Rätekongress tagte. (Er war damals noch keine 40 Jahre alt; wir hätten für unsere Revolution zehn Jahre ältere Führer gebraucht!)

4 Der Arbat – die bekannteste Straße Moskaus; Samoskworetschje – historischer Stadtbezirk im Herzen Moskaus am rechten Ufer der Moskwa, dem Kreml gegenüber.

5 Berta Babina hatte den Bruch ihrer Parteifreunde mit den Bolschewiki im Jahr 1918 verurteilt.

Wir wechselten ein Paar Worte zur Begrüßung und sahen uns dann zusammen ihre Wohnstätte an. Im Unterschied zu dem »Schattenkabinett« der rechten Sozialrevolutionäre wohnten beide in einer großen Gemeinschaftszelle, wie alle anderen Mitglieder des ZK der linken Sozialrevolutionäre auch. Und so blieb es während der gesamten Zeit unserer gemeinsamen Gefangenschaft.

Auch später, während meiner Verbannung in Tscheljabinsk und Woronesh, habe ich beobachten können und von Gefährten Kamkows aus der Verbannung in Twer gehört, dass dort überall der Geist vollkommener Demokratie herrschte, mehr noch, der Geist wahrhaft kommunistischer Beziehungen unter Genossen. Jeder, der irgendwann ihre Überzeugungen geteilt hatte, fand im Hause Kamkows ungeteilte Gastfreundschaft und herzlichste Aufnahme, warmherzige Fürsorge und materielle Unterstützung. So war es in den 1920er und 1930er Jahren auch überall dort, wo die berühmte Dreieinigkeit Spiridonowa, Ismailowitsch und Maijorow wohnte. (Später kam dann noch Irina Kachowskaja⁶ dazu.) Alle von mir genannten Genossen lebten sehr bescheiden und gaben nur ein Minimum für sich selbst aus, obwohl sie in dieser Zeit nicht schlecht verdienten. Aber dafür musste auch niemand in ihrer Umgebung Not leiden, der weniger Glück oder eine größere Familie zu versorgen hatte. Das war ein Beispiel echter kommunistischer Lebensart, im Sein wie im Bewusstsein.

Ich bin ein wenig abgeschweift und möchte zu jenem ersten Abend im Butyrki-Gefängnis zurückkommen.

Sie zeigten uns auch die Zelle, die als Klub genutzt wurde. Dort konnte man Schach oder Dame spielen und es lagen aktuelle Zeitungen und Zeitschriften aus, sogar der »Sozialistische Bote« (er wurde von Menschewiki im Ausland herausgegeben und war immer auf dem neuesten Stand der Ereignisse bei uns, die er durchaus giftig interpretierte). Die Gefängnisbibliothek war damals noch sehr umfangreich, denn es gab die alte Tradition aus vorrevolutionären Zeiten, dass jeder Entlassene seine Bücher im Gefängnis ließ (bis auf ganz spezielle, von ihm selbst benötigte). Im »Klub« konnte man in Ruhe lesen und arbeiten, was auch viele taten. Außerdem wurden dort wöchentlich verschiedene Vorträge gehalten und stundenlange Diskussionen zwischen den einzelnen Gruppierungen geführt. Manchmal verliefen sie dermaßen verbissen, dass man denken konnte, die Diskussionsteilnehmer wollten ihre Ideen unverzüglich in die Tat umsetzen. Ich erinnere mich an so einen hitzigen Disput. Einer von den rechten Sozialrevolutionären wollte beweisen, dass ein echter Sozialismus in Russland, wenn überhaupt, dann frühestens in 200 Jahren entstehen könnte! Er meinte einen Sozialismus, dessen Grundideen Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit sein würden. Als Opponent trat Kamkow auf. Er behauptete, dass die Zeit der Revolutionen noch längst nicht beendet sei. Als Folge der Nachkriegsdepressionen und der Ereignisse in der Sowjetunion würde es in einigen Ländern in naher Zukunft Revolutionen geben müssen und

6 Siehe die Erinnerungen von Galina Satmilowa in diesem Buch.

zur Mitte des 20. Jahrhunderts würde das sozialistische System europaweit gesiegt haben ... Keine 15 Jahre später werden beide Teilnehmer dieser Diskussion als Opfer des Stalinschen »Sozialismus« ihr Leben verlieren, der Faschismus wird in Europa wüten und nach der blutigen spanischen Tragödie zu den Schrecken des Zweiten Weltkrieges führen ... Ja, wie sollten wir uns denn damals auch nur im Entferntesten Derartiges vorstellen, wir, die wir annahmen, dass die Differenzen zwischen uns und »ihnen« letztendlich nicht den Aufbau einer neuen Welt behindern könnten. Auch wenn hartnäckig gestritten werden musste, würden wir doch zurückkehren und gemeinsam bei diesem Aufbau mitwirken! Das, was in diesem Moment mit uns geschah, war unbedeutend, es war wie ein Theaterstück aus der Zeit der Französischen Revolution! Selbstverständlich ohne Guillotine! Und hatte nicht Marx gesagt, dass sich die Geschichte zweimal wiederholt – das erste Mal als Tragödie und das zweite Mal als Farce. Weder die Marxisten der unterschiedlichsten Schattierungen, noch diejenigen, welche die neue Gesellschaft »linientreu« aufbauen wollten, keiner konnte damals ahnen, was für eine gigantische Guillotine uns alle in gar nicht allzu ferner Zukunft erwartete!

Vorerst allerdings fand allmorgendlich auf dem widerhallenden eisernen Treppencode in einem der zugigen Treppenhäuser des Butyrki-Gefängnisses die Morgengymnastik statt. An ihr konnte teilnehmen, wer Lust dazu hatte. Sie wurde von dem stattlichen, jungen und gut aussehenden Shorsh Kotscharowski durchgeführt. Da er außerdem auch ein phantastischer Sänger und Musiker war, hatte er noch ein Laien-Orchester für Streichinstrumente, einen regelmäßigen Gesangsunterricht und einen ausgezeichneten gemischten Chor auf die Beine gestellt. Er arbeitete auch mit »Solisten«, von denen einige sehr gut sangen und uns mit ihren Auftritten großes Vergnügen bereiteten.

Kotscharowski war Student, als der Erste Weltkrieg ausbrach und er eingezogen wurde. Aufgrund seiner höheren Bildung bekam er einen Offiziersrang, den er auch noch hatte, als die Revolution begann. Er begeisterte sich sofort für die Revolution, stieß zu der in jenen Tagen populärsten Partei und wurde Mitglied der Sozialrevolutionäre. Nach deren Spaltung blieb er bei den Führern des ZK der Partei, also bei den Rechten, wofür sicher nicht die politische Richtung oder Schattierung ausschlaggebend war. Er blieb einfach jenen treu, an die er zuerst geglaubt hatte, und teilte auch deren Schicksal.

Kotscharowski gehörte zu den Opfern jener Tragödie, die sich ein Jahr später, 1923, im Solowezki-Lager abspielte. Er musste dort eine dreijährige Haftstrafe im Isolator verbüßen. Er und seine Frau Lida Kotowa, deren Bruder Wanja, Natascha Bauman und noch drei andere Genossen, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, wurden dort von den Posten des Wachturmes erschossen, weil sie sich dem Befehl widersetzt hatten, einen »Spaziergang« zu beenden. Dieser Befehl gehörte zu einer Reihe von Befehlen, mit denen der Beginn einer strengeren Linie und das Ende eines liberalen Strafvollzuges mit einer verhältnismäßig lockeren Gefängnisordnung eingeläutet werden sollten. Gegen diese »Neuerungen« hatten

sich die Häftlinge zur Wehr gesetzt. Der Fall sorgte für viel Aufregung bei den sozialistischen Parteien im Ausland, auf die man damals noch Rücksicht nahm. Also wurden Untersuchungen eingeleitet, der eine oder andere wurde abgesetzt und einige wurden bestraft (die Todesschützen). Eine Delegation der damals in Großbritannien regierenden Labour Party kam mit dem Wunsch, nach Solowki zu reisen, in unser Land. Ihnen wurde erklärt, dass es im Winter unmöglich war, dorthin zu gelangen, da das Meer vereist sei und keine Schiffe verkehrten. Fluglinien dorthin gab es damals noch nicht. Die Teilnehmer der Delegation gaben ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, dass in einem sozialistischen Staat, Sozialisten – wenn auch mit teilweise anderen Ansichten – unter Bedingungen festgehalten wurden, die es den größten Teil des Jahres unmöglich machten, sie überhaupt zu erreichen. Im Nachhinein wurde der Solowezki-Isolator liquidiert und die Gefangenen auf andere Gefängnisse verteilt, z. B. nach Susdal (auch wieder ein Kloster) und in das Gefängnis von Werchne-Uralsk. Dazu muss man sagen, dass es dort keineswegs besser war. Auch dort gab es Unregelmäßigkeiten im Gefängnisregime, Proteste, Hungerstreiks, Karzer und sogar Prügelstrafen. Der Solowezker-Isolator lebte noch einmal unter Stalin auf, bevor er 1939 endgültig geschlossen wurde.

Hinzufügen möchte ich noch, dass heute, 50 Jahre später, unsere Enkel (meine eingeschlossen) auf Solowki Sommerurlaub machen. Als Pauschal- oder Individualtouristen fahren sie gruppenweise übers Meer zu diesen Inseln der Vertreibung und des Todes. Die Natur im Norden ist malerisch und herrlich in ihrer gedämpften Schönheit. Vögel zwitschern, Blumen blühen, im Wasser tummeln sich Fische und die Poesie der weißen Nächte berührt auch den Gleichgültigsten. Die Gräber sind eingeebnet und die Klostermauern schweigen. Nur wenige erinnern sich an das menschliche Leid, die Qualen der Trennung und die blutigen Tragödien, deren Echo immer noch in dieser kristallklaren Luft, in den blauen Wassern und in den grünen Wäldern zu schwingen scheint. Die Jugend jedoch ist sorglos und lebenslustig. Selig sind die Ahnungslosen! Aber ich bin wieder abgeschweift, denn all das lag zu Beginn des Jahres 1922 noch in ferner Zukunft.

Unsere ersten Tage im Butyrki-Gefängnis verbrachten wir mit »Besuchen«. Wir trafen viele alte Bekannte wieder. Einige von ihnen waren schon über ein Jahr inhaftiert. Meistens waren das ZK-Mitglieder und andere besonders aktive Genossen. Einer von ihnen war der Sozialrevolutionär Arkadi Altowski. Damals kannte ich ihn noch nicht. Ich wollte seine Frau, Nina Awerkijewa, besuchen, mit der ich im Lubjanka-Gefängnis in einer Zelle gesessen hatte. Mein Erstaunen war groß, als ich ihre Zelle betrat. Danach war ich nicht mehr so überrascht, wenn ich eine Zelle von schon länger Inhaftierten sah. Ihre Zellen erinnerten mich an das, was wir seinerzeit über die Dekabristen gelesen hatten: Die wesentlich naivere zaristische Regierung gestattete ihnen allerlei Vergünstigungen, die das Leben eines Gefangenen verschönern konnten. Etwas Ähnliches konnte man auch hier in dieser kurzen glückseligen Zeitspanne zwischen 1920 bis 1922 antreffen. Über dem Bett hing ein Teppich und vor dem Bett lag ebenfalls ein kleiner Teppich. Auf

dem Bett war eine Überdecke ausgebreitet, auf der ein paar Kissen in bunten Bezügen lagen. Das Ganze ergab in meinen vom grauen Gefängniseinerlei erschöpften Augen ein unbeschreiblich buntes Bild. Das Farbigste in dieser ungewöhnlichen Wohnstätte waren allerdings die Bewohner selbst. Arkadi Altowski saß auf dem Bett. Er spielte etwas auf der Gitarre und erhob sich nicht einmal, um mich zu begrüßen. Damals war er jung und sah sehr gut aus in seinem roten Hemd, das ausgezeichnet zu seinem gebräunten Gesicht, dem dunklen Haar und dem Schnauzbart passte. Am meisten überraschte mich Nina, die in einem bunten Hauskleid auf dem Bett lag. Normalerweise war sie nicht hübsch, hatte ein graues mürrisches Gesicht und zwei Zöpfe, die ihr irgendwie trostlos über dem Rücken hingen. Aber in der letzten Nacht hatte sie sich so vorteilhaft verändert, dass sie nicht wieder zu erkennen war. Ich sah eine vollkommen andere Frau vor mir. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen strahlten, ihr Haar floss über die Kissen. Ich begriff, dass meine Anwesenheit hier völlig überflüssig war und verabschiedete mich schnell, nachdem ich den glücklichen Eheleuten alles Gute gewünscht hatte.

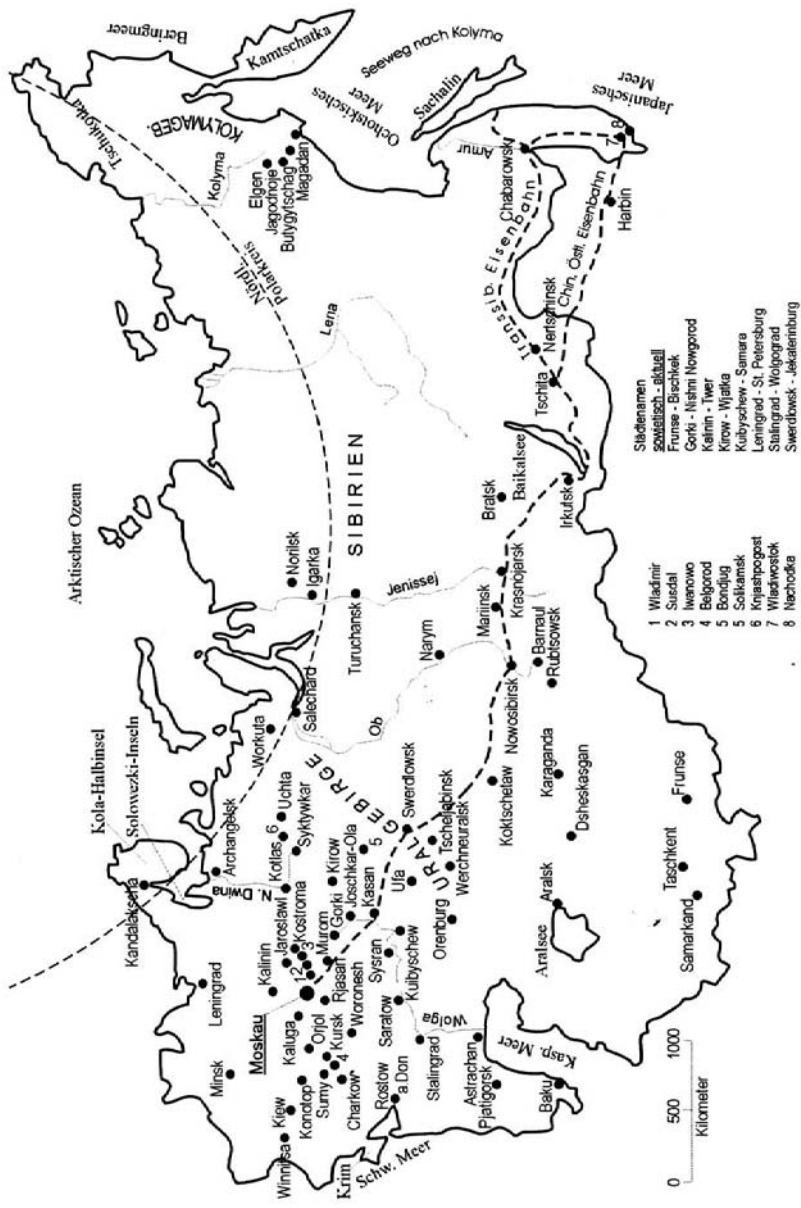
Nina Awerkijewa, die Tochter revolutionärer Intellektueller aus Saratow, schläft längst den ewigen Schlaf. Arkadi Altowski bin ich noch einmal 1955 in Uchta begegnet, als er dort als erster Ingenieur des Elektrizitätswerkes arbeitete (nachdem er zwei Jahrzehnte in Stalins Lagern überlebt hatte). Damals kam ich von Kolyma und besuchte meinen Sohn, der dort unschuldig zum zweiten Mal im Lager war.

Die Zelle unserer alten Freunde Alexander Gelfgot und seiner Frau Jelena Tumpowskaja⁷ sah einfacher und bescheidener aus. Als ständiges Mitglied des Zentralen Büros und manchmal auch des Zentralkomitees belegte Alexander Gelfgot eine Zelle in der Nähe des »Arbat«. Bei ihnen war es recht warm und es lagen viele Bücher und einiger Hausrat herum. Wenn ich mich nicht täusche, hatten sie sogar einen eigenen Teekessel, der sofort mit dem Behelfsöfchen erhitzt wurde. Zum Tee bewirteten sie uns mit der auserlesensten Gefängnisköstlichkeit – frischen Moosbeeren mit Zucker. Aber das Beste in dieser Zelle waren die wunderschönen und gutmütigen Augen der hübschen Hausfrau. Jelena war eine ruhige und kluge Frau, die schon viel Leid in ihrem Leben erduldet hatte. Sie kam aus der Familie eines bekannten Petersburger Arztes, eines Witwers, der vier Töchter großgezogen hatte, von denen sich drei später der revolutionären Bewegung anschlossen. Mit der jüngsten Tochter Margarita war ich viele Jahre eng befreundet. Sie war Dichterin, gehörte zu der Künstlergruppe der Akmeisten, verkehrte in Petersburger Dichterkreisen und hatte ein Verhältnis mit Gumiljow. Als Einzige der vier Schwestern interessierte sie sich überhaupt nicht für Politik, was nicht verhindern konnte, dass auch sie nach 1937 im Lager ums Leben kam. Damals war sie mit einem Flieger verheiratet und hatte zwei Kinder. Jelena war ihre zweitälteste Schwester. Ein zaristisches Militärgericht hatte sie wegen ihrer Verbindungen

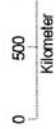
7 Sie hat wie wir alle ab 1937 ihre 18 Jahre in Lagern verbüßt. (A)

zur Kampforganisation der Sozialrevolutionäre zum Tode verurteilt. Nachdem sie eine gewisse Zeit in der Todeszelle abgesessen hatte, wurde ihr Todesurteil in ewige Verbannung geändert, aus der sie noch vor Ausbruch der Revolution 1917 geflohen war.

Mit Jelena verband mich über viele Jahre ein gemeinsames Schicksal: die Parteiarbeit, dann die kummervollen Jahre unfreiwilliger »Wanderschaft« durch den Süden des Landes während der Denikin-Zeit (in Rostow und in Krasnodar). Unsere ältesten Söhne waren gleichaltrig und ebenfalls miteinander befreundet. Als Gelfgots Ehefrau und seine zuverlässige Gehilfin war sie schon früher häufig inhaftiert gewesen, und nun waren wir uns also hier im Butyrki-Gefängnis wieder begegnet. Der rothaarige Alexander Gelfgot mit dem kleinen Mephisto-Bärtchen war wie immer zum Scherzen aufgelegt, ganz so, als hätte es nie heftige Differenzen während meiner »Abwechlerphase« zwischen uns gegeben. Aber diese Etappe war jetzt Vergangenheit, es machte keinen Sinn mehr, auf sie zurückzukommen. Wir hatten gemeinsam viel durchgemacht, in schlechten wie in guten Zeiten. Glücklicherweise wussten wir nicht, was uns bevorstand. Uns verband eine alte, persönliche und herzliche Freundschaft. Während die Männer Schach spielten, unterhielt ich mich leise mit Jelena über unsere Kinder, die draußen zurückgeblieben waren. Wir waren uns einig, dass es die Kinder sämtlicher Revolutionäre am härtesten getroffen hatte! Damals konnten wir nicht ahnen, was für ein Schicksal die Zukunft unseretwegen noch für sie bereithielt.



- Stadtsamen
- 1 Wladimir
 2 Susdal
 3 Iwanowo
 4 Belgorod
 5 Bondjug
 6 Solikamsk
 7 Knaaschpogast
 8 Nachodka





NADESHDA GRANKINA (1904 bis 1983)

Aufzeichnungen eurer Zeitgenossin

Nadeshda (Nadja) Wassiljewna Grankina wurde als uneheliches Kind eines Priesters in Petersburg geboren. Am Gymnasium beantragte sie kurz nach der Revolution die Mitgliedschaft im Komsomol. Auf die Frage, warum sie Komsomolzin werden wollte, antwortete sie: »Weil die Kommunisten die Nachfolger von Christus sind und ich ihnen in Christi Namen helfen möchte.« Natürlich wurde sie nicht in den Komsomol aufgenommen. 1919 verließ sie das hungernde Petrograd¹ und arbeitete als Sanitäterin in einem Krankenhaus in Jelisawetgrad². Sie beantragte noch einmal die Komsomolmitgliedschaft, wurde aufgenommen, allerdings während der nächsten Säuberungen wieder ausgeschlossen, weil ihr Vater ein Geistlicher war. Noch keine 18 Jahre alt, heiratete sie den schwer verwundeten roten Kommandeur Grankin. Kurz darauf wurde er als Trotzkiist aus der Partei ausgeschlossen. 1930 kehrten die Grankins mit ihrer achtjährigen Tochter nach Leningrad zurück und zogen zu Nadjas Mutter. Grankins Gesundheit verschlechterte sich, bis er vollkommen arbeitsunfähig war, sodass Nadja für zwei arbeiten musste. Zu allem Unglück erkrankte ihre Tochter an Kinderlähmung und blieb für den Rest ihres Lebens behindert. 1931 wurde Grankin das erste Mal verhaftet. Im Rahmen der Untersuchungen wurde auch Nadja verhört. Ihrer Ansicht nach durfte man den Ermittlern nichts verheimlichen und so teilte sie mit, dass sie »Trotzkis Briefe« gelesen hatte. Für diese Offenherzigkeit musste sie bald teuer bezahlen. Grankin wurde freigesprochen, aber ein Jahr später erneut verhaftet und zur Verbannung verurteilt. Im Herbst 1933 wurde er rehabilitiert, aber 1936 wieder verhaftet. Grankin starb ein Jahr später im Gefängnis von Belgorod. Kurz darauf holten sie auch Nadja und verurteilten sie zu zehn Jahren Gefängnis. Später wurde sie nach Kolyma ins Lager geschickt, wo sie beim Holzeinschlag und in Elgen als Industriestickerin arbeiten musste. Ihre Tochter blieb bei Nadjas Mutter. Großmutter und Enkelin verhungerten 1942 in Leningrad³. Nach ihrer Entlassung 1947 lebte und arbeitete Nadja zusammen mit ihrem zweiten Mann in Magadan. 1956 kehrte sie nach Leningrad zurück, wo sie bis zur Rente als Garderobenfrau an einer Schule arbeitete. Sie schrieb viele Jahre an ihren Erinnerungen, wollte das Erlebte mit größtmöglicher Wahrheitstreue wiedergeben. Das gesamte Manuskript umfasst 500 Seiten. Der veröffentlichte Auszug beschreibt ihren Weg nach Kolyma. (Elga Silina)

*

1 Petrograd – St. Petersburg hieß von 1914-1924 Petrograd und von 1924-1991 Leningrad.

2 Jelisawetgrad – bis 1924 Name der Stadt Kirowograd in der Ukraine.

3 Im Zweiten Weltkrieg belagerte die deutsche Wehrmacht vom 8.9.1941 bis zum 27.1.1944 Leningrad. Diese Blockade machte die Versorgung der Stadt unmöglich. Während der Blockade kamen rund eine Million Menschen ums Leben, die meisten verhungerten.

Kursk

Es ist schwer, das alles zu beschreiben, und ich weiß nicht, ob ich es kann? Aber ich will es versuchen ...

Im März 1938 begannen die Deportationen der Gefangenen an die Bestimmungsorte. Ich wurde erst im Juli verschickt, nachdem ich acht Monate in Belgorod im Gefängnis abgesessen hatte. In jenen Jahren wurden die Gefangenen oft zu Fuß durch die Straßen geführt. Auch wir gingen zu Fuß, begleitet von einer Menge Gaffer und weinenden Frauen. Sie hatten Verwandte unter den Gefangenen, warfen den Männern Papirossy und Brot zu, baten die Begleitsoldaten, Lebensmittel an die Gefangenen weiterzuleiten und schrien Abschiedsworte. Manche hielten Kinder hoch, damit die Väter sie von Weitem sehen und sich von ihnen verabschieden konnten. Die Kinder weinten. Wir wurden in Stolypin-Waggons verladen und nach Kursk gebracht.

Hier waren die Verhältnisse noch schlimmer als im Gefängnis von Belgorod. In der nicht sehr großen Zelle mit einem kleinen Fensterchen unter der Decke waren um die 100 Frauen eingesperrt. An der linken Wand standen in Fensternähe vier Betten, zu zwei Doppelbetten zusammengestellt, auf denen jeweils zehn Menschen quer lagen. An der rechten Wand in Türnähe stand ein Bett, auf dem eine junge Frau mit Säugling lag. Immerhin war das Essen hier besser, der Abortkübel stand in der Zelle und die Wärter bewachten uns nicht so streng.

Ich wurde zur Zellenältesten gewählt und übernahm diese stressige Aufgabe, damit die Zeit schneller verging und ich nicht ins Grübeln verfiel. Ich war verantwortlich für Ruhe und Ordnung in der Zelle (heute kann ich nicht mehr nachvollziehen, wie mir das bei der bunten Mischung der mir Anvertrauten gelang). Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie unsere Schwangere ihr Kind gebar. Sie saß bereits seit acht Monaten im Gefängnis und hatte draußen fünf Kinder zurücklassen müssen. Wir versuchten, so gut es in dieser Enge ging, sie abzuschirmen. Eines Morgens stöhnte sie ein bisschen, legte sich auf den Rücken, winkelte die Beine an und presste. »Das Kind kommt!«, schrien ihre Nachbarinnen. Ich stürzte zur Tür und schlug mit den Fäusten dagegen, aber niemand vom Wachpersonal reagierte darauf. Das Kind flutschte auf die Knie der am Boden hockenden Frauen, begann zu wimmern und seine dünnen Ärmchen und Beinchen zu winden. Die Frau, die es an sich nahm, zerbiss die Nabelschnur, zog ihr weißes Tuch vom Kopf und riss mit den Zähnen einen Stoffstreifen davon ab, mit dem sie den Nabel abband. Die ganze Kammer war auf den Beinen und schrie, als hätten bei allen 100 Frauen durch den Anblick der Gebärenden die Geburtswehen eingesetzt. Ich nahm den Holzdeckel vom Abortimer und wummerte damit gegen die Tür. Endlich erschien eine Wärterin und die Mutter und ihr Sohn wurden in den Sanitätstrakt gebracht.

Ich war auch für die Essenausgabe und für die Verteilung von Mitteln gegen Skorbut – Zwiebeln, Knoblauch, Kiefern- und Rübenextrakt – zuständig. Sie wurden wöchentlich ausgegeben, da viele Frauen an Skorbut litten. Nach dem Abend-

appell legte ich die Frauen schlafen. Wie Heringe im Fass lagen sie da. Ich ordnete an, dass sich alle auf eine Seite legten und dicht aneinander rückten. Für mich war kein Platz mehr, also ging ich mit den Arbeitern zur Nachtarbeit und wischte Fußböden in den Gefängniskorridoren. Nach dieser Arbeit durften wir uns und unsere Wäsche im Waschraum waschen. Ich schlief zwei, drei Stunden zwischen Frühstück und Mittag.

Ich war von einem Ferngericht⁴ zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden, was man mir jedoch nicht mitgeteilt hatte. Weil ich dachte, dass ich eine Lagerstrafe bekommen hätte, wollte ich möglichst schnell ins Lager, damit ich endlich meine Verwandten benachrichtigen und von ihnen Post bekommen konnte. In jenen Jahren war Gefängnishäftlingen der Briefverkehr mit Verwandten verboten, und die Ungewissheit über das Schicksal meiner Tochter machte mir sehr zu schaffen.

Nachdem wieder einmal ein großer Gefangenentransport rausgegangen war, blieben nur noch 16 Frauen in der Zelle. Wir freuten uns, dass wir endlich genug Platz in den Betten hatten und ausgestreckt schlafen konnten. Nur Sigulda zankte sich mit ihrer Nachbarin. »Ich habe sechs Monate lang unterm Bett gelegen. Jetzt habe ich das Recht, so auf dem Bett zu schlafen, wie ich will!«, schrie sie. »Hört doch auf«, wies ich die beiden zurecht »Als hier 100 Leute waren, hat der Platz gereicht, da wird er doch wohl auch für 16 reichen.« Im gleichen Moment quietschte das Guckloch, das Schloss rasselte und der Wachhabende trat ein. Alle verstummten. »Was ist denn hier für ein Lärm?«, fragte er. »Zellenälteste, wer macht hier solchen Krach?« Ich begriff, dass er den Namen der Widerspenstigen wissen wollte, um sie dann exemplarisch zu bestrafen und die Ruhe in der Zelle wiederherzustellen, die bei der vollen Zelle und dem ständigen Kommen und Gehen eigentlich kein Thema war (es waren ja immer nur zeitweilige Gefangene, die sozusagen morgen schon wieder weg waren). Ich wusste, dass ich ein schlechtes Gewissen haben würde und ihr und den anderen nicht mehr in die Augen schauen könnte, wenn sie in den Karzer kam. Warum fragt er denn, dachte ich gereizt. Er hatte doch selbst alles mit angesehen und angehört.

»Wir haben nicht gelärmt, sondern geredet«, versuchte ich es auf diplomatische Art.

»Wer hat geredet?«

»Ich habe geredet!«, sagte ich dreist.

»Drei Tage Karzer!«, schrie der Wachhabende, der nicht mit dieser Antwort gerechnet hatte.

»Bitteschön!«

Da ich das Gefängnis gut kannte, fand ich, vor dem Wärter gehend, selbst den Weg in den Karzer. Das Schloss rastete ein und ich war allein in dem fensterlosen

4 Ferngericht – übliche Methode der stalinistischen Gerichtsbarkeit. Der Gefangene wurde in Abwesenheit verurteilt und kannte oft sein Urteil nicht.

Steinloch. In der rechten Ecke stand der Abortimer. Ohne Deckel und vom letzten Insassen nicht geleert, verpestete er die ohnehin stickige Luft. Ich setzte mich auf den Steinboden und tat mir so leid, dass ich leise anfang zu weinen. Da ich etliche Monate nicht geschlafen hatte, schlief ich, auf dem Boden zusammengerollt, schnell ein – es war zu eng, um sich lang ausstrecken zu können. Bald wurde die Stille von einem Gefangenen unterbrochen, den man über den Korridor schleifte, der schrie und fluchte und sich wehrte. Ich hörte die Geräusche eines Kampfes, wahrscheinlich hatten sie ihn in eine Zwangsjacke gesteckt.

Am nächsten Morgen sah der Gefängnisleiter die Karzer durch.

»Und wofür sitzen Sie im Karzer?«, fragte er mich.

»Für nichts«, antwortete ich.

»Für nichts sitzt bei uns keiner.«

»Ich sitze aber für nichts.«

»Na, dann sitzen Sie mal weiter.«

»Na, dann sitze ich eben weiter«, erwiderte ich störrisch.

Die Tür knallte zu. Kurz darauf wurde ich rausgelassen. In der Zelle empfingen mich die einen freudig und bedauerten mich, andere blieben gleichgültig. Sigulda schwieg, so als würde sie das alles nichts angehen. Aus Angst zum Menschenfeind zu werden, weigerte ich mich, weiterhin Zellenälteste zu sein. Nun vergingen die Tage unerträglich langsam. Ich schrieb zwei Eingaben an den Leiter des Kursker Gefängnisses, in denen ich um meine Verlegung an den Bestimmungsort bat. (Wer zu Gefängnishaft verurteilt war, sein Urteil kannte und keine Eingaben mit Bitte um Verlegung schrieb, der kam ohne Zwischenaufenthalte in Kasan und Susdal direkt von Kursk nach Wladimir zu den Gefangenentransporten Richtung Kolyma, was viele Unannehmlichkeiten ersparte.) Endlich wurde auch ich einem Gefangenentransport zugewiesen, wahrscheinlich, damit ich nicht allein mit Sonderbewachung losgeschickt werden musste, wie es für so »gefährliche Feinde« wie mich eigentlich üblich war. In meiner Begleitakte stand auch nicht, ob ich schon verurteilt war oder meine Untersuchung noch lief. Bei jeder Gefangenenübergabe wurde ich von den Wachen danach gefragt und wusste es nicht.

Wir wurden zuerst nach Moskau gebracht, dort eingeladen und neu zusammengestellt. Ich wurde als Einzige in einen abseits stehenden Waggon gebracht, in dem ich bis zum Abend saß und eine Schar minderjähriger Prostituirter beobachtete. Sie waren zu den gefangenen Männern, die auch in dem Waggon saßen, geklettert und rissen Zoten. Eine von ihnen war so hübsch, dass ich den Blick nicht abwenden konnte, und je länger ich sie anschaute, umso schwerer wurde mir ums Herz. Am Abend setzte man mich in einen anderen Zug. Im Abteil war es so eng, dass ich nach oben klettern musste. Am Morgen erzählte eine ältere Frau, die unten saß, wie ihr Wohnungsnachbar, Parteimitglied und auf verantwortungsvollem Posten tätig, sie angezeigt hatte. Er wollte sein Zimmer mit ihrem tauschen. Zuerst hatte er ihr Geld zugesteckt, dann hatte er ihr alle möglichen Unannehmlichkeiten bereitet, und zu guter Letzt hatte er sie angezeigt. Sie bekam acht Jahre

Lager und ihr Zimmer wurde vom NKWD verplombt. Der Nachbar besuchte sie später im Gefängnis, brachte ihr Päckchen, weinte und bat sie um Verzeihung. Eine andere Rentnerin, die ihr ganzes Leben als Weberin in einer Fabrik in Malenkow im Iwanowsker Gebiet gearbeitet hatte, begann sich auf ihre alten Tage für Kirchenangelegenheiten zu interessieren und wurde Mitglied in einer kirchlichen Gruppe von 20 Leuten. Ihr Ermittler, ein junger Bursche, schlug mit der Faust auf den Tisch und brüllte, dass er sie dahin stecken würde, wo sie mit dem A... Nägel rausziehen oder Schnee auftauen könnte. »Das hab ich nicht ausgehalten und gerufen: ›Ja, ist denn mein A... der allerbeste oder was?‹« Wir lachten über ihre Geschichte. In Kasan hielt der Zug an.

Kasan

Mich überraschte es, dass man mich nach Kasan gebracht hatte. Mit zwei anderen Frauen wurde ich aus dem Waggon gerufen und zu Fuß durch die Straßen der Stadt geführt. Darüber freute ich mich sehr, denn es war ein klarer Herbstmorgen, sonnig und frisch. Seit fast einem Jahr hatte ich keine Straßen mehr gesehen und wie Leute zur Arbeit oder Kinder in die Schule gingen. Ich war noch nie in Kasan gewesen und betrachtete interessiert die Gebäude und Straßen. Hinter uns liefen unsere zwei Begleitsoldaten. Anständige Jungs, wie es schien, denn sie hatten nichts an uns auszusetzen, führten uns auf dem Bürgersteig und nicht auf der Fahrbahn und zwar so, als ob sie für sich und wir einzeln für uns liefen.

Im Gefängnis angekommen, schloss uns der Wachhabende wie gewöhnlich einzeln in Boxen ein. Mich in die mittlere und meine Begleiterinnen links von mir. Meine beiden Begleiterinnen interessierten mich nicht besonders, da ich erfahren hatte, dass sie Kleinkriminelle waren. Als ich hörte, dass rechts neben mir hinter der dünnen Trennwand auch jemand war, fragte ich ihn, wer und woher er war. Er war Kolchos-Bauer, hatte Artikel 58, Punkt 8 (Terror) und war wegen eines Attentatsversuches auf Stalin angeklagt worden. Oho, da war ihnen ja ein dicker Fisch ins Netz gegangen, dachte ich und fragte: »Wo sind Sie Stalin denn begegnet?« »Ich bin ihm niemals begegnet, ich war auch noch nie in Moskau.« Zwei Jugendliche hatten von seinem Dachboden Äpfel geklaut. Er hatte herausbekommen, wer die Diebe waren (in einem Dorf lässt sich nichts lange geheim halten) und sie dem Dorfsowjet gemeldet. Daraufhin zeigten ihn die Jugendlichen in einem Brief bei der Bezirksverwaltung an und schrieben, dass er damit gedroht hätte, Stalin umzubringen. Er wurde verhaftet und saß bereits seit neun Monaten im Gefängnis. Jetzt sollte er weggebracht werden, wusste aber nicht wohin.

Inzwischen hatten sie im Gefängnisbüro meinen Umschlag geöffnet und ich wurde mit den gleichen Begleitsoldaten weitergeschickt – irgendwohin. Das Ganze amüsierte mich sogar ein wenig. Ich ahnte ja nicht, dass ich zehn Jahren lebendigen Begrabenseins entgegenging. Endlich hatten wir mitten in der Stadt ein anderes Gefängnis erreicht, das äußerlich wenig an ein Gefängnis erinnerte. Vor

uns öffnete sich das Tor, wir durchschritten es, bogen nach rechts ab und waren beim Pförtner. Eine Frau in Uniform nahm meinen Umschlag und befahl mir, nachdem sie meine Akte gelesen hatte, meine Sachen abzugeben (ich hatte meine Wechselwäsche in einem Kopftuch zu einem kleinen Bündel zusammengebunden). Sie quittierte alles und führte mich weiter. Wir liefen schweigend durch Korridore und kamen schließlich zu einem Waschraum, in dem ich mich hastig wusch, wobei ich ständig zur Eile angetrieben wurde. Danach bekam ich staatliche Gefängniskleidung. Auf jedes Stück war eine große dreistellige Zahl aufgestempelt, die für Gebäude, Zelle und die Person stand. Das war neu. Wenn ich mich nicht täusche, hatte ich die Nummer 365, also Gebäude 3, Zelle 6, Gefangene 5. Die Unterwäsche war neu. Der Rock war aus dunkelgrauem Moleskin mit einem braunen Querstreifen in Kniehöhe. Die Bluse war aus dem gleichen Stoff und hatte einen braunen Streifen am Kragen, an den Manschetten, in Brusthöhe und auf den Hüften. Die schwarzen Strümpfe waren ohne richtige Strumpfbänder, nur mit angenähten fingerlangen Bändern, viel zu kurz, um die Strümpfe halten zu können. Die Schuhe waren Größe 45 und ohne Schnürsenkel. Ein riesiger Steppmantel war aus demselben grauen Moleskin, braun abgefüttert und mit braunen Streifen an Saum, Kragen, Manschetten und Knopfleiste. Außerdem bekam man noch ein dunkelgraues Kopftuch aus grober Baumwolle und eine unglaublich hässliche wattierte Wintermütze mit Ohrenklappen aus braunem Moleskin. Die Ärmel des Steppmantels reichten bis an die Knie, die Schuhe klapperten auf dem Fußboden, weil sie zu groß waren, und die Strümpfe rutschten. So eingekleidet, wurde ich von der Frau durch die Korridore geführt, wobei sie mich ständig zur Eile antrieb und zischte: »Leiser ...leiser ...« Wir überquerten den Hof und kamen in ein anderes Gebäude, in einen halbdunklen Korridor, in dessen Mitte über die volle Länge ein Läufer ausgelegt war. Ein Schloss rasselte und eine Tür zu einer halbdunklen Zelle mit Steinfußboden öffnete sich vor mir.

Der Tür gegenüber war ein ziemlich großes Fenster mit Doppelrahmen, zwischen denen sich ein dickes Eisengitter befand. Hinter dem Fenster war ein mit Maschendraht überzogenes Holzbrett über die gesamte Fensterhöhe angebracht, in der unteren rechten Fensterecke ein kleiner Fensterflügel zum Öffnen. Ein Fensterbrett gab es nicht. An der Wand waren ein Metalltisch und zwei Metallsitze auf Konsolen befestigt. Vor dem Tisch stand eine Metallbank, auf der drei Leute Platz hatten, wenn sie eng zusammenrückten. An der rechten Zellenwand waren mit Scharnieren vier Betten – Metallrahmen, in die ein Drahtnetz gespannt war – befestigt, die tagsüber hochgeklappt und verschlossen wurden. Darunter waren mit schwarzer Farbe die Zahlen 2, 3, 4 und 5 an die Wand geschrieben. An der linken Wand befand sich ebenfalls ein Klappbett. In der rechten Ecke in Türnähe ragte ein Ofen in den Raum, der vom Korridor aus befeuert wurde und zwei Zellen beheizte. In der Ecke daneben stand der hölzerne Abortkübel mit Deckel. In der Mitte der Zelle war ein breiter roter Streifen, der wie Linoleum aussah, aber auch aus Stein war. Ganz vorne rechts in der Ecke war ständig eine Pfütze. Über

der Tür war ein Horchloch in der Wand, ungefähr 40 mal 40 Zentimeter groß, das mit ganz feinem schwarzem Maschendraht verkleidet war. In dieser Öffnung hing eine 25-Watt-Glühbirne, die abends kaum Licht spendete. In der Tür war das obligatorische Guckloch und etwas tiefer die »Futterluke« mit Klappe, die jedes Mal mit einem Geräusch zuknallte, das wie ein Pistolenschuss klang und uns nachts immer erschreckte.

Am Tisch saß eine junge, etwa 30-jährige Frau in Gefängniskleidung. Ihre Wange war verbunden. Wir machten uns bekannt. Sina war im gleichen Zug wie ich gekommen, aber mit Sonderbewachung. Sina saß wegen ihres Mannes. Sie war vom Militärkollegium verurteilt worden und kannte ihr Urteil: acht Jahre Gefängnis. Deshalb hatte man sie auch in einem »schwarzen Raben« ins Gefängnis gebracht. Wir tauschten unsere Eindrücke aus und sprachen dabei mit gedämpfter Stimme. Alle Nase lang wurde mit lautem Knall das Fensterchen aufgeklappt und ein Wärter zischte »Leiser!« Ständig blinkte das Guckloch. Wir begannen zu flüstern. Wieder wurde die Futterluke aufgeklappt. »Leiser!« Wir sagten gar nichts mehr. Der Wärter kam herein und verlangte, dass wir aufstanden, um gleich wieder »Leiser!« zu zischen. Er wies uns auf die Regeln der inneren Ordnung hin, die rechts neben dem Fenster hingen und von Jeshow unterschrieben waren. In den Regeln hieß es, dass wir uns mit gedämpfter Stimme zu unterhalten und vor der Gefängnisleitung zu erheben hätten. Dessen ungeachtet, kam alle 15 Minuten ein Wärter rein und verlangte, dass wir aufstehen und uns leiser unterhalten sollten. Sina und ich einigten uns darauf, dass Sina darum bitten sollte, den Gebäudevorsteher zu uns zu schicken. Er kam und wir wiesen ihn darauf hin, dass die Wärter uns alle 15 Minuten zwangen aufzustehen, obwohl doch die Regeln nur von der Gefängnisleitung sprachen. Danach ließ man uns für kurze Zeit in Ruhe.

Im Butyrki-Gefängnis in Moskau hatte Sina lange auf der Krankenstation bei den Verrückten gelegen. Sie hat so oft von diesen Verrückten erzählt, dass ich sie nicht vergessen konnte. Ihren Worten nach hatten sich unter den verurteilten Kranken zwei Mädchen befunden, die auf erotischer Ebene durchgedreht waren. Beide waren in Stalin verliebt und hielten sich für seine Bräute. Sie sprachen ständig von ihm und seiner Stärke, sie besprachen sein Aussehen und erzählten sich ihre Träume, in denen er immer vorkam. Jede wartete darauf, dass er sie holen und zur Frau nehmen würde. Manchmal waren sie seinetwegen aufeinander eifersüchtig, dann zankten und prügeln sie sich. Vor ihrem Gefängnisaufenthalt waren sie sich nie begegnet. Stalin hatten sie nur von Weitem im Auto vorbeifahren sehen. 1937 muss ihr eigenartiges Gerede jemandem nicht verrückt, sondern konterrevolutionär vorgekommen sein. Sie wurden angezeigt und der Apparat begann zu arbeiten. Nun hatte man sie also verurteilt und inhaftiert, anstatt sie in einer psychiatrischen Klinik zu behandeln.

Die Gefängnisordnung in Kasan zielte bis ins kleinste Detail auf die Unterwerfung der Persönlichkeit des Gefangenen. Auf einen Korridor mit zehn Zellen kamen fünf Aufseher, die nur durch die Gucklöcher schauen mussten, und zwei

Fluraufseher. Auf ein Klingelzeichen hin mussten wir frühmorgens um sieben aufstehen, uns sofort anziehen, die Betten machen und uns danebenstellen. Dann kam der Wärter, wir klappten die Betten hoch und drückten sie an die Wand. Der Wärter schloss sie mit einem Schloss ab. Danach mussten wir warten, bis wir mit dem Toilettengang an der Reihe waren. Mit Handtuch, im Gänsemarsch, die Hände auf dem Rücken, liefen wir schweigend zu den Toiletten. Jeder musste mal den Abortkübel tragen. Wir hatten fünf Minuten Zeit. Vor dem Klo stand ein Wärter und gab jeder von uns ein ordentlich geschnittenes 15 mal 15 Zentimeter großes Stück Papier. Mit diesem Papier gab es ständig irgendwelche Zwischenfälle. Anscheinend hatte sich jemand diese spezielle Nummer einfallen lassen, um uns zu schockieren, einzuschüchtern und zu erniedrigen. Somit konnte eine durchaus kulturvolle Maßnahme unvorhersehbare Folgen haben. In der Ecke des Klos stand eine Metallkiste, in die das benutzte Papier geworfen werden sollte. Allerdings hatte uns das vorher niemand gesagt, und so warfen wir das Papier in die Kloschüssel. Wie wir später erfuhren, machten das alle neu Eingetroffenen so. Und mit allen geschah dann das Gleiche wie mit uns. Eine Minute nachdem wir in die Zelle zurückgekehrt waren, kam der Wärter hereingestürzt und schrie: »Wo ist das Papier?« Wir hatten es schon längst vergessen. »Was für Papier?« »Na, das ihr bekommen habt.« »Das haben wir weggeworfen.« »Wie weggeworfen?« Und schon waren Wärterinnen zur Stelle und es begann eine gründliche Leibesvisitation: im Mund, in den Haaren, zwischen den Fingern usw. Das machte natürlich Eindruck. Dabei wäre es viel einfacher gewesen, uns vorher Bescheid zu sagen. Aber das war ja nicht im Interesse der Gefängnisleute. Dazu muss noch gesagt werden, dass unsere beschmutzten Abwischblätter nachgezählt wurden, und zwar von Mitarbeitern in NKWD-Uniform, von gesunden, jungen und älteren, jedenfalls von erwachsenen Menschen. Wenn alle Zellen mit dem Toilettengang fertig waren, betrat ein Wärter mit einer tragbaren 1000-Watt-Lampe in der Hand das Klo und leuchtete alle Wände nach Zeichen ab. Während wir auf Toilette waren, wurden die Zellen durchsucht. Jedes Mal wurden die Bücher und die Papirossy durchgesehen. In der Zelle durften wir nicht an den Wänden stehen, wegen der Klopfzeichen. Gymnastische Übungen waren ebenfalls verboten. Nach dem Toilettengang wurde Brot in 800-Gramm-Portionen ausgegeben und ein Teekessel mit heißem Wasser gebracht, das mit Mohrrüben Tee gefärbt war. Einmal im Monat gab es Zucker, und zwar zwei Stückchen pro Tag. Wir hatten kleine nummerierte Stoffbeutelchen, in denen wir ihn aufbewahrten. Mittag gab es um zwei. Es war fast immer das Gleiche: entweder dünne Erbsensuppe mit Rindermierenstückchen, die wie Korken an der Oberfläche schwammen, oder Suppe aus Trockenobst. Als Hauptgericht gab es Grütze oder Linsen. Abends um sechs gab es wässrige Grütze und Tee. Ich kam weder mit dem Brot noch mit dem Zucker aus. Um zehn mussten wir uns schlafen legen. Aber vorher wurde noch eine Riesenprozedur durchgeführt: Halb zehn wurden die Klappbetten runtergelassen. Wir mussten daneben stehen und auf ein Lichtsignal warten, ehe wir die Betten machen durften. Beim

zweiten Signal mussten wir die Oberbekleidung ablegen und uns auf die Betten setzen, und erst nach dem dritten Signal durften wir uns hinlegen. Der Kopf durfte nicht bedeckt sein. Um zehn Uhr ging die Lampe an und brannte die ganze Nacht hindurch. Nachts wurden die Gefangenen mehrmals durch das Knallen des Fensters geweckt, weil unsere Köpfe durch das Guckloch nicht zu sehen waren.

Der Tag verging quälend langsam im grauen Halbdunkel der Zelle. Das Nichtstun und das Flüstern erschöpften uns. An Winterabenden war es noch schlimmer. Die schwache Glühbirne spendete gerade mal so viel Licht, dass wir nicht zusammenstießen. In der Zelle umhergehen konnten wir nicht, weil unsere Riesenbotten ohne Schnürsenkel auf dem Steinfußboden solchen Krach machten. Das Fenster durften wir nicht selbst öffnen, sondern mussten einen Wärter dafür rufen. Durch das Fenster drangen Luft, das Hupen von Autos, Hundegebell und Kinderstimmen zu uns herein ...

Am Tage führte man uns für eine halbe Stunde in den asphaltierten Hof. Er war von einem hohen Bretterzaun umgeben. Wir mussten im Kreis laufen, den Kopf gesenkt und die Hände auf dem Rücken. Sobald auch nur eine ihren Kopf hob, wurde der Hofgang beendet und alle mussten in die Zellen zurück. Die Strümpfe rutschten ohne Strumpfbänder ständig runter, aber wir durften nicht stehen bleiben und sie hochziehen. Einerseits war es schon recht kalt und außerdem fand ich es erniedrigend, mit heruntergerutschten Strümpfen laufen zu müssen. Also zog ich sie hoch. Sofort wurden alle in die Zellen zurückgeführt. Der Helfer des Gefängnisleiters kam und fragte nach unseren Nachnamen. Als er meinen hörte, rief er zornig: »Hört bloß nicht auf sie, die macht nur Ärger, aber ich werde euch die Hörner schon noch brechen! Fünf Tage Karzer!«

Der Karzer war eine kleine, fensterlose Zelle. Auch hier waren Tisch und Sitzplatz an die Wand geschraubt und eine Holzplatte stand an die Wand gelehnt. Hinter der Wand waren die Toiletten und man konnte hören, wie das Wasser ständig rauschte. Im Karzer wurde man nicht auf Toilette geführt, ein Abortkübel stand in der Ecke. Man bekam 400 Gramm Brot und Wasser. Vor dem Schlafengehen wurde die Tafel umgeklappt. Sie war ganz nass von der feuchten Wand. Man war gezwungen, die ganze Nacht auf ihr zu liegen, da man weder aufstehen noch sitzen durfte. Schnell war mein Kleid ganz feucht und ich zitterte pausenlos im Schüttelfrost, im Karzer gab es keine Steppjacke. Alle Muskeln waren dermaßen erschöpft, dass ich nicht einschlafen konnte. So vergingen fünf Tage, am Ende spürte ich meine Beine gar nicht mehr.

Wer Geld auf dem Gefängniskonto hatte, durfte eine Zeitung abonnieren. Alle zehn Tage bekamen wir Bücher. Vorher brachte man uns einen Katalog und Zettel, auf die wir die Nummern der Bücher schrieben. Die Gefängnisbibliothek war groß und bestand aus beschlagnahmten Büchern. Das wurde uns klar, weil bei vielen Büchern die Ecken der Titelseite, wohin der Besitzer gewöhnlich seinen Namen schreibt, herausgeschnitten waren. Wer Geld auf dem Konto hatte, durfte einmal im Monat an einem Kiosk Seife, Zahnbürste, ein Heft und einen Fallblei-

stift (andere waren verboten), Zucker, Zwiebeln und ein vorbestelltes Lehrbuch kaufen. Die gekaufte Seife wurde uns klein zerstückelt in die Zelle gebracht. All diese Dinge mussten ständig eingefordert und erkämpft werden. Wenn wir uns beim Gebäudevorsteher darüber beschwerten, weil wir keine Zeitungen bekamen, antwortete er immer wieder: »Es sind keine Zeitungen im Verkauf, ich selbst habe auch keine.«

Zweimal im Monat durften wir einen Brief schreiben und zwei pro Monat erhalten. Die Briefe wurden natürlich kontrolliert und kamen meistens mit vielen Streichungen an. Obwohl wir sie sehnsüchtig erwarteten, konnten sie uns nicht wirklich erfreuen, da wir sie am nächsten Tag schon wieder abgeben mussten. Gierig lasen wir die Briefe und jeder reagierte anders. Tanja begann zu weinen und behauptete, dass zu Hause längst nicht alles so in Ordnung wäre, wie sie immer schrieb. Das schrieben sie ihr ja nur, um sie nicht zu beunruhigen. Pelageja Jakowlewna las ihre Briefe schweigend und sprach mit niemandem darüber. Manchmal seufzte sie, schüttelte den Kopf und machte nur »Tjaaa!« als Antwort auf ihre eigenen Gedanken. Sina bat mich, ihr die Briefe der Gruppenleiterin des Heimes, in dem ihre Kinder waren, vorzulesen, da sie sich nicht sicher war, ob sie alles richtig gelesen hatte. Lena erhielt keine Post und ging schweigend in der Zelle auf und ab, wenn die anderen ihre Briefe lasen. Meine Briefe von zu Hause konnten mich nicht aufheitern, da meine Mutter nicht begriff, dass ich unschuldig saß. Sie dachte, dass ich ein Verbrechen begangen hätte, denn sonst hätte ich nicht so eine hohe Strafe bekommen. Und sie verurteilte mich dafür. Die Erziehung meiner Tochter fiel ihr mit 60 Jahren nicht leicht und schließlich musste sie auch noch arbeiten gehen. Ich wusste, dass meine Tochter schlecht mit ihrer Großmutter auskam, und litt darunter. Die Tage, an denen es Post gab, waren die schlimmsten für mich, weil meine Angehörigen selten schrieben und ich ohne Brief dasaß, während die anderen welche bekamen.

Irgendwann nahm das Gefängnisleben dann seinen alltäglichen Lauf und auch ich kam wieder in die Gleise. Dann wurden die Bücher ausgeteilt. Pelageja Jakowlewna, eine aus unserer Zelle mit Geld auf dem Konto, hatte die »Prawda« abonniert und durchgesetzt, dass das Algebra-Lehrbuch von Kisseljow gekauft wurde. Sie hatte außerdem die Erlaubnis erkämpft, dass sie auf ihre Rechnung für Sina und mich Hefte und Bleistifte am Kiosk kaufen durfte. Sie teilte auch ihre Lebensmittel aus dem Kiosk mit uns. Sie war ein bemerkenswerter Mensch. Proletarischer Herkunft, seit 1912 Parteimitglied, ehemalige Weberin in Iwanowo und ungefähr zehn Jahre älter als wir. Ihren Mann hatten die Weißen im Bürgerkrieg verbrannt. Zuletzt hatte sie einen verantwortungsvollen Posten in der Textilindustrie bekleidet und sogar einen Orden bekommen. Sie hatte zwei erwachsene Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Nach Pelagejas Verhaftung wurde ihnen die Wohnung natürlich weggenommen. Ihr Sohn zog nach Woronesh, arbeitete dort als Ingenieur und schrieb seiner Mutter nicht. Die Tochter ging nach der 10. Klasse in ein Dorf bei Rjasan, wo sie als Lehrerin arbeitete. Pelageja Jakow-

lewna stand in Briefkontakt mit ihr. Ich erinnere mich noch heute mit Hochachtung an diese tapfere Frau. Sie hat uns beigebracht, nicht aufzugeben, nicht den Mut zu verlieren, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen und in jeder Situation Mensch zu bleiben.

Wir waren zu fünft. Ich und Sina waren parteilos, die anderen waren Kommunisten. Tanja war Historikerin und seit 1918 in der Partei. Lena war jünger als wir und seit 1929 oder 1930 Parteimitglied. Beide kamen aus der Ukraine. Pelageja Jakowlewna versuchte uns zu organisieren und unser Leben zu strukturieren. Mir schlug sie vor, zusammen Algebra durchzunehmen. Ich hatte so ziemlich alles vergessen und stimmte begeistert zu. Sina beherrschte nicht einmal die vier Grundrechenarten. Ich rechnete abends mit ihr, wenn man im Halbdunkel weder lesen noch schreiben konnte und die Zeit sich unerträglich langsam hinzog. Wir übten Kopfrechnen und begannen mit dem kleinen Einmaleins. Dieses Gehirntraining war auch für mich von Nutzen. Ich lernte dreistellige Zahlen im Kopf addieren, subtrahieren und multiplizieren. Bis zum Mittag übten ich und Pelageja Jakowlewna Algebra, danach zusammen mit Sina Russisch. Wir schrieben Diktate und erinnerten uns an die Regeln. Im Winter wurde es schon halb vier dunkel in der Zelle und das Licht wurde erst um sechs angeschaltet. Damals konnte ich noch gut sehen. Ich setzte mich mit dem Rücken zur Glühbirne auf die Bank und hielt das Buch so, dass das Licht darauffiel, dann las ich im Flüsterton. Die anderen konnten nichts mehr erkennen und hörten mir zu. Pelageja Jakowlewna wollte Tanja aufmuntern, die nicht an unserem Unterricht teilnahm und oft weinte. Sie schlug ihr vor, uns Vorträge über Geschichte zu halten, aber meiner Ansicht nach wusste diese Historikerin, die behauptete, an einer pädagogischen Hochschule unterrichtet zu haben, nicht mehr über Geschichte als ich selbst, weshalb ihre Vorträge uninteressant für mich waren. Die fünfte Zelleninsassin, Lena, war eine ausgeprägte Individualistin. Sie wollte sich an nichts beteiligen, sagte, dass unser Unterricht sie nicht interessierte und unser Flüstern sie beim Lesen störte. Sie und Pelageja Jakowlewna stritten sich oft. Sie gehörten unterschiedlichen Generationen an und jede gab der anderen Generation die Schuld für das, was mit ihnen geschehen war.

1939. Das Jahr, in dem der Spanienkrieg zu Ende ging. Viele der besten Menschen aus allen Ländern hatten dort gegen den Faschismus gekämpft und ihr Leben gegeben. Dann fand der XVIII. Parteitag statt, auf dem Stalin, ohne sich zu genieren, in seiner Rede verkündete, dass er selbst Hand angelegt hatte, um die Mitgliederzahl der Partei um 270 000 Leute zu verringern. In diesen Parteitag hatten meine Zellengefährtninnen große Hoffnungen gesetzt; sie glaubten, dass sich nun alles aufklären und man sie zurückholen würde. Stattdessen applaudierte der Parteitag Stalin. Aus den Artikeln der »Prawda« konnte man entnehmen, dass vor dem Parteitag in den unteren Parteiorganisationen sämtliche Kandidaten hastig in die Partei aufgenommen worden waren, um die Reihen wieder aufzufüllen. Ich wunderte mich darüber, wie schlecht meine Genossinnen, ehemalige Parteimit-

glieder, über die Zustände im Land Bescheid wussten. Als ich ihnen von der großen Hungersnot 1932/1933 in Orenburg⁵ erzählte, während ich dort in Verbannung war, sagten sie, das wäre nicht wahr, ich würde übertreiben, um unsere Wirklichkeit zu verleumden. Als ich von den Übergriffen sprach, die während der Kollektivierung⁶ geschehen waren, nannten sie mich eine Trotzkestin, obwohl Stalin selbst diese Übergriffe in seinem Artikel »Schwindlig vor lauter Erfolgen« verurteilt hatte. Wenn ich von dem Leid erzählte, dass den Menschen durch die Einführung der Personalausweise⁷ in Leningrad zugefügt worden war, davon, wie ich für nichts und wieder nichts ausgewiesen wurde, sagten sie wieder, dass alles rechtens wäre und man solche wie mich man nicht anders behandeln könnte. Dann dachte ich bei mir: Na gut, Pelageja Jakowlewna, die in Moskau wohnte, konnte vielleicht nichts von der Hungersnot in Orenburg, in Taschkent und in der Ukraine wissen. Aber wieso wusste Lena, Politinstrukteurin auf Bezirksebene, nichts von alledem? Solche wie sie schürten bzw. duldeten doch seit zehn Jahren den Hass und das Misstrauen im Volk. Unter dem Vorwand der verstärkten Wachsamkeit hatten sie Argwohn und Denunziantentum kultiviert und diesen Prozess bis zur höchsten Blüte geführt, bis er sie schließlich selbst verschlang. Sie fanden, dass man mich richtig behandelt hatte, weil ich die Übergriffe kritisierte. Aber das Gleiche in Bezug auf ihre Person war für sie ein Fehler, den man richtigstellen würde. Schließlich hatten sie niemals gezweifelt und alles was von »oben« kam stets befürwortet und ausgeführt.

Sie erzählten, dass einige Parteiorganisationen innerhalb eines Jahres sieben Parteisekretäre hatten, weil ihre Vorgänger aus der Partei ausgeschlossen, verhaftet und zu Volksfeinden erklärt worden waren. Sie selbst hatten auch den Arm gehoben und für seinen Ausschluss gestimmt. Ein zweiter rückte nach und zwei, drei Monate später wurde auch dieser zweite aus der Partei ausgeschlossen, wieder mit ihrer Beteiligung. Ein dritter kam und auch ihn ereilte das gleiche Schicksal. Dieses Schicksal teilten auch alle Vorsitzenden der Exekutivkomitees und alle Personen aus deren Umfeld. Auch da hoben sie wieder den Arm und stimmten dafür. Danach verzichteten die Organe des NKWD auf ihre Zustimmung – sie wussten ja, dass sie sowieso immer dafür waren – und verhafteten die Sekretäre und deren Familien einfach so: in ihren Wohnungen, auf der Straße, überall. Und nun, bei ihnen selbst, war es auf einmal ein Fehler, der aufgeklärt würde. Einige,

5 Bei der großen Hungersnot 1932-1933 verhungerten mindestens 6 Millionen Menschen.

6 Kollektivierung – die, oft erzwungene, Zusammenlegung von Landstellen einzelner Bauern zu gemeinschaftlich bewirtschafteten Landwirtschaftsbetrieben wie Kolchosen und Sowchosen.

7 1932/1933 wurde der Personalausweis für bestimmte Bevölkerungsschichten eingeführt, Bauern erhielten keinen. Diese Maßnahme sollte die Wanderungsbewegung der Bevölkerung (insbesondere der vielen aus ihren Dörfern geflohenen Bauern) staatlich kontrollier- und lenkbar machen und die Städte von »deklassierten Elementen«, also unerwünschten Personen »säubern«. Hunderttausende Menschen wurden aus den Städten ausgewiesen, weil sie die Voraussetzungen zum Erhalt des Dokumentes nicht erfüllten oder gegen das neue Passgesetz verstoßen hatten (z. B. weil sie ihre Papiere bei einer Straßenkontrolle nicht dabei hatten). Sie wurden verhaftet, verurteilt (mit oder ohne gerichtliches Verfahren), deportiert (mit oder ohne Sonderumsiedler-Status) oder kamen bestenfalls mit einer Geldstrafe davon.

z. B. Tanja, sagten: »Das muss nun mal sein.« Oft kamen Jüngere nur deshalb ins Gefängnis, weil ältere Parteigenossen, die plötzlich zu Volksfeinden geworden waren, ihnen früher eine Beurteilung geschrieben hatten. Als man diese dann aus der Partei ausschloss, trat keiner für den anderen ein, alle schwiegen und hoben den Arm für den Ausschluss. Das war wie eine allgemeine Psychose, die viele von ihnen mit dem Leben bezahlten – meine Zellengefährtinnen wurden zu Volksfeinden erklärt und mussten zehn Jahre absitzen.

In der »Prawda« waren manchmal Notizen zu Gerichtsverhandlungen abgedruckt. Das war im Winter 1938/1939 und die Strafen waren verglichen mit unseren aus dem Jahr 1937, wie man so sagt, Kinderkram. Die Psychose begann abzuklingen. Im Auslandsteil jeder Zeitung wurde mit Entrüstung davon berichtet, dass Kommunisten in diesem oder jenem kapitalistischen Land »nur« für die Teilnahme an einer Protestaktion, an Streiks oder für das Kleben von Flugblättern zu sechs Monaten Gefängnis oder einer anderen Strafe verurteilt wurden. Mein Mann hatte mich einmal vor Analogieschlüssen gewarnt, und der Vergleich war ja auch wirklich ungeheuerlich. Wir hatten weder an Streiks noch an Demonstrationen teilgenommen und auch keine Flugblätter geklebt ...

Einmal in der Woche führte man uns in die Banja. Selbstverständlich hatte auch der Waschraum ein Guckloch, das ständig blinkte. Fünf Leute mussten sich drei Duschen teilen. Wir hatten 15 Minuten zum Waschen. Ich schaffte es nie, mich gründlich zu waschen, weshalb es mir kein besonderes Vergnügen bereitere. Aber es war wenigstens eine Abwechslung. Einmal war der Vorräum so dreckig gewesen, dass wir unsere Strümpfe über die schmutzigen Füße ziehen mussten. Wieder in der Zelle, wollte Tanja ihre Füße über dem Abortimer abspülen. Sie zog den Strumpf aus und bat Sina, ihr Wasser über den Fuß zu gießen. Sofort sprang die Futterluke auf und der aufgebrachte Wärter flüsterte zischend: »Was machen Sie da?« »Ich wasche meine Füße.« »Konnten Sie das nicht in der Banja machen?« Das Fensterchen klappte zu, wir waren verschreckt. Fünf Minuten später war der Gebäudeaufseher da: »Was ist denn bei Ihnen los?« Tanja erklärte es ihm und er verschwand wieder. Zwei Tage danach wurde Tanja mit Becher und Handtuch aus der Zelle gerufen. Die beiden Parteigenossinnen glaubten, dass eine Kommission eingetroffen wäre, um die Sache aufzuklären. Sina und ich waren skeptischer und sagten, dass sie bestimmt im Karzer saß. Unsere Variante wurde voller Entrüstung abgelehnt. Am Mittag des vierten Tages ging die Tür auf und Tanja kam herein. Sie zitterte am ganzen Körper, ein Auge war verbunden. Sie begann zu weinen und erzählte, dass sie sich ihr Auge verletzt hatte, als sie in Ohnmacht gefallen war. Sina und ich hatten recht gehabt. Der Leiter des Gefängnisses hatte sie zu sich bestellt und ihr eine Anordnung aus Moskau vorgelesen: drei Tage Karzer. Auf ihre Bitten und Rechtfertigungen hin sagte er, dass eine Anordnung aus Moskau bindend wäre. Ich schreibe hier nur, was ich gesehen und gehört habe, ohne etwas hinzuzufügen. Da hat sich doch tatsächlich Moskau mit unserem Verhalten beschäftigt, ein Verbrechen wie das Fußewaschen über einem

Abortkübel untersucht und eine Strafe dafür festgelegt, die nicht einmal ein Gefängnisdirektor ändern konnte.

Inzwischen hatten wir uns an den Tagesablauf gewöhnt und daran, dass uns die Aufseher nicht beim Nachnamen, sondern mit unseren Nummern riefen. Sina saß von allen bereits am längsten im Gefängnis, war die sensibelste von uns und konnte unfehlbar feststellen, was auf dem Korridor vor sich ging, gerade so, als konnte sie durch Wände sehen: gleich würde es Mittag geben oder eine Zeitung bzw. ein Buch würden gebracht, Papier für Briefe würde gleich ausgegeben oder die Post würde gleich kommen.

Wenn wir uns abends schlafen legten, hörten wir Kratzen und vorsichtiges Klopfen an Sinas Wand (wahrscheinlich war dort genau so ein Klappbett längs der Wand angebracht). Sina wollte antworten, aber wir zischten sie an. Wieso? Wir wollten weder fliehen noch eine Untergrundorganisation aufbauen und Klopfen konnte Strafen, wie die Streichung des Hofganges, das Verbot von Büchern oder, was am allerschlimmsten war, des Briefverkehrs, nach sich ziehen.

Meine Kameradinnen verwunderte, dass ich nicht wusste, wie lange ich abzusitzen hatte, und sie empfahlen mir, mich an den Gefängnisdirektor zu wenden. Ich schrieb ein Gesuch an den Gefängnisdirektor und wurde daraufhin von ihm in seinem Büro empfangen. Das hätten Sie sehen müssen, mit welcher Genugtuung er mir vorlas: »Nach Artikel 58, Punkt 10 zu zehn Jahren Gefängnishaft verurteilt!«

Die anderen schrieben Gesuche, in denen sie um Revision ihrer Fälle und um Verlegung ins Arbeitslager baten. Sie schworen, dass sie mit ihrer Arbeit das Vertrauen wiedergewinnen wollten, dass sie beweisen würden usw., usf. Ich wollte nicht ins Lager, weil ich nicht wusste, was ich dort wiedergewinnen oder beweisen sollte. Ich bekam zwar selten Post von zu Hause, aber dafür entschädigten mich die Bücher für vieles. Draußen in der Freiheit war ich nicht zum Lernen gekommen und hatte nur nachts in der Straßenbahn oder zu Hause am Spirituskocher lesen können. Ich wollte unbedingt die Gründe für das, was mit uns geschah, herausfinden. Ich dachte: Na gut, ich, also jemand ohne proletarische Herkunft, den man seinerzeit ungerechterweise gekränkt hatte, ich konnte ja durchaus für die Gesellschaft gefährlich sein oder zumindest so erscheinen. Aber wie war das mit Pelageja Jakowlewna, die ihr ganzes Leben der Revolution gewidmet, nie die geringsten Zweifel gehegt und stets die Politik der Partei unterstützt und verwirklicht hatte? Warum war sie hierhergeraten? Was war in diesem Land passiert? Warum hatte man im 20. Jahr der Sowjetmacht deren Basis, das unschuldige werktätige Volk, in so einen Abgrund gestürzt? Ohne die Unterstützung einer bestimmten Kraft hätte diese Willkür nicht so ungestraft in diesen Größenordnungen geschehen können. Aber was für eine Kraft war das? Die Leute waren verunsichert, sie wussten nichts, und auch in den Büchern konnte ich keine Antwort auf diese Fragen finden.

Ich bat in einem Gesuch, meine Frist auf fünf Jahre herunterzusetzen, da ich kein Parteimitglied war und deshalb auch nicht Mitglied einer trotzkistischen Or-

ganisation gewesen sein konnte. Ich war lediglich die Ehefrau von Grankin, der neun Monate vor meiner Verhaftung gestorben war. Ich verwies auf einen Artikel Stalins von 1936, in dem stand, dass es unterschiedliche Trotzlisten gab, man sie differenziert beurteilen musste und es Menschen gab, die nur den gleichen Weg gegangen waren, ohne jedoch Trotzlisten zu sein.

Als wir einmal vom Toilettengang zurück in die Zelle kamen, fiel uns auf, dass auf den Regeln der inneren Ordnung die Unterschrift von Jeshow mit einem Zettel überklebt war, auf dem der Name »Weinberg« stand. Einen Monat später änderte sich die Unterschrift in »Berija«⁸. Meine Parteifrauen tuschelten, stellten Vermutungen an und erhofften sich Verbesserungen. Diesmal sollten sie recht behalten.

Eines Tages wurden uns außer der Reihe die Bücher abgenommen. Eine halbe Stunde später befahl man uns, mit Quittung, Becher und Handtuch anzutreten. Warum? Das hätte uns nicht zu interessieren, wurde uns wie gewöhnlich geantwortet. Wir fürchteten und freuten uns gleichzeitig. Man setzte uns in einen »schwarzen Raben« und brachte uns zum Bahnhof. Dort wurden wir, alle Zellen durcheinander, in Stolypin-Waggons verladen, worüber wir uns riesig freuten. Obwohl wir uns vor dem Unbekannten fürchteten, wollten wir glauben, dass es besser würde. Es war ganz und gar nicht nachvollziehbar, warum man uns so gründlich voreinander versteckt hatte, warum man uns all die Jahre gezwungen hatte zu flüstern, wenn man uns jetzt doch alle durcheinandermischte. Dabei hatte ich noch Glück gehabt, da ich nur fünf Monate unter diesen Bedingungen, vom 25. Oktober 1938 bis April 1939, in Kasan absitzen musste. Außerdem war das Gefängnis in Kasan immerhin ein Neubau, eigens für uns errichtet. Die in Jaroslawl dagegen mussten ganze drei Jahre unter ähnlichen Bedingungen absitzen.

Susdal

Das Tor des alten Politisolators öffnete und schloss sich wieder. Wir wurden eingeladen und alle in einen Raum gebracht, wo wir uns miteinander bekannt machten, Eindrücke teilten, Vermutungen anstellten. Manch einer traf Bekannte aus der Freiheit oder aus dem Butyrki-Gefängnis wieder und erfuhr etwas über das Schicksal von Freunden und Bekannten. Wir waren erschüttert, wie sehr wir uns verändert hatten; viele von den Mittdreißigern hatten graue Haare bekommen. Nach der Aufnahmezeremonie wurden wir, jeweils 15 Leute, dem Alphabet nach in eine leere Zelle gerufen. Dem Guckloch gegenüber in der Mitte des Raumes stand ein Tisch. Ein Aufseher betrat die Zelle und verkündete, dass jeglicher Versuch, Widerstand zu leisten, bestraft würde – bis hin zur Erschießung. Wir begriffen nicht, wogegen wir Widerstand leisten sollten. Der Aufseher ging hinaus und herein kamen zwei Frauen in Uniform, die uns durchsuchten. Sie suchten in den Haaren, im Mund, zwischen den Fingern. Nachdem sie angewiesen hatten, dass

8 Im Herbst 1938 wurde Jeshow als Geheimdienstchef und Volkskommissar des Inneren von Berija abgelöst.

wir uns wieder anziehen sollten, verließen sie den Raum und zwei andere kamen. Eine hatte einen Gummiüberzug auf dem Finger, die andere hielt ein Glas mit Flüssigkeit. Die eine Frau forderte: »Zieht die Hosen aus und legt euch hin.« Wir drängten uns ängstlich wie Schafe in eine Ecke und versteckten uns eine hinter der anderen. Eine junge Österreicherin trat vor, sagte kopfschüttelnd »Ach was, so schlimm ist das nicht!«, und legte sich auf den Tisch gegenüber vom Guckloch. Das Guckloch bewegte sich unentwegt. Es handelte sich um eine gynäkologische Durchsuchung – und das bei uns. Wo wir doch alle aus Gefängnissen mit dermaßen strengem Regime kamen, dass wir gar nichts Verbotenes hätten verstecken können. Diese Durchsuchung war die reinste Schikane.

Ansonsten waren Regime und Atmosphäre in Susdal wesentlich lockerer: Beim Hofgang durften wir auf einem Plattenweg in einem gewöhnlichen Garten herumlaufen; auf dem Weg zum Waschen passierten wir einen herrlichen Garten mit blühenden Kirschbäumen; die Zellen waren hell und hatten einen gestrichenen Dielenfußboden; wir schliefen auf Liegen, auf mit Stroh gefüllten Matratzen, und durften auch tagsüber liegen; vor den Fenstern waren zwar Holzbretter, aber nicht so hohe und ohne Maschendraht, sodass wir die großen Bäume im Garten sehen konnten; ein kleiner Fensterflügel, um den wir in Kasan ständig einen stillen Kampf geführt hatten, war hier Tag und Nacht geöffnet; das Essen war besser und abwechslungsreicher. Aber das Wasser war trübe, dickflüssig und schmeckte nicht. Auch hier teilte man uns Abwischpapier zu, zerschnittene Seiten aus Lenins Werken und anderen Büchern, allerdings ohne sie später nachzuzählen.

Die Belegung unserer Zelle hatte sich verändert – Tanja war nicht mehr dabei. (Auf Kolyma war sie später auch nicht. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt.) Ihren Platz nahm Maria ein, eine besonnene und ruhige, sehr angenehme Frau, seit 1920 in der Partei. Sie war im Gefängnis, weil sie bedingungslos an einen Menschen geglaubt hatte, an einen alten Bolschewiken, den sie seit vielen Jahren kannte. Er hatte für sie gebürgt, als sie in die Partei eintreten wollte. Sie war Bezirkssekretärin der Partei, er Direktor eines Institutes gewesen. Als die Kampagne gegen ihn begann, hielt sie zu ihm. Als sich nach seinem Parteiausschluss alle von ihm abwendeten, bestand sie darauf, dass er in Berufung gehen, für sich kämpfen sollte, behauptete, dass es sich nur um einen Irrtum, ein Missverständnis handeln könnte. Er gestand ihr, dass er früher zur Opposition gehört hatte und sich nicht mehr mit ihr treffen wollte, um sie nicht zu kompromittieren, denn er ahnte, dass man ihn verhaften würde. Als sie sagte: »Unsinn, das kann doch nicht sein, wofür denn, du hast doch nichts getan«, schwor er, dass er nichts verbochen hatte. Dann wurde er verhaftet, einen Monat später sie. Bei der Gegenüberstellung mit ihm rief sie: »Sag ihnen, dass es nicht stimmt!« Er aber erwiderte: »Du weißt doch selbst, dass ich dich für eine trotzistische Organisation angeworben habe.«

Dann begann der Frühling und es wurde fast gar nicht mehr dunkel. Im Garten ließen sich unzählige Dohlen nieder, die von früh bis spät krächzten. Im Juni verfrachtete man uns wieder auf Autos und brachte uns, wie Vieh mit Planen abge-

deckt, nach Wladimir. Am Tag darauf wurden wir einer medizinischen Kommission vorgestellt. Der Arzt untersuchte uns nicht, sondern fragte bloß: »Haben Sie Beschwerden?«, und ließ uns dann durch. Wieder wurden wir unter einer Plane zur Bahn gebracht und zu je 75 Leuten in Güterwagen gesetzt. Wir jubelten, lachten, sangen, tanzten und rezitierten Gedichte. Alle waren aufgeregt, sprachen laut und fragten sich gegenseitig, wohin man uns bringen würde? Die Waggontüren waren verriegelt und es war verboten, aus den Fenstern zu schauen. Im Waggon waren dreietagige Pritschen. Es war ziemlich eng. Wir wussten zwar nicht, was uns bevorstand, aber wir waren glücklich.

Auf Gefangenentransport

Viele trafen im Waggon Bekannte aus dem Butyrki-Gefängnis in Moskau. Man erkundigte sich nach dem Schicksal Verwandter und Bekannter. Ich traf meine Landsmännin Polina aus Leningrad wieder, mit der ich im Schpaljorka-Gefängnis in einer Zelle gesessen hatte. Sie war drei oder vier Jahre jünger als ich und kam aus einer Proletarierfamilie. 1918 waren ihre Eltern an Typhus gestorben und seitdem hatte sich Polina um ihre jüngere Schwester und ihren jüngeren Bruder kümmern müssen, obwohl sie selbst noch zur Schule ging. Als sie zu arbeiten begann, wies sie die Kleinen in ein Kinderheim ein. Später wurde sie Mitglied des Komso-mol und nahm 1927 wie alle anderen an den offenen Parteiversammlungen teil – ohne Stimmberechtigung, da sie noch kein Parteimitglied war. 1936 war sie dann bereits Parteisekretär in ihrer Betriebsabteilung. Sie heiratete ihresgleichen, einen ehemaligen Arbeiter, der am Institut für Flugzeugbau studiert hatte. Gerade schien sich in ihrem Leben alles zum Guten zu wenden, da wurde sie verhaftet. Im Werk kannte sie jeder und sie kannte jeden. Eben darauf stützte sich die Untersuchung. »Kennen Sie den-und-den?« »Ja, den kenne ich« »Wussten Sie auch, dass er ein Volksfeind ist?« »Nein, das wusste ich nicht, nur, dass er verhaftet ist« »Und wen kennen Sie noch?« usw. usf. »Und wieso kennen Sie lauter Volksfeinde?« »Na, weil sie alle im Werk gearbeitet haben ...« Wie viele andere unterschrieb sie sämtliche Untersuchungsprotokolle. Man verurteilte sie zu fünf Jahren und schickte sie auf die Solowezki-Inseln. Zuerst war dort ein Lager, später bauten die Lagerinsassen dort ein Gefängnis und bezogen es dann selbst. Inzwischen waren alle politischen Gefängnisse liquidiert und die politischen Gefangenen nach Kolyma gebracht worden. Im Juli 1941 war Polinas Frist um, aber weil inzwischen der Krieg begonnen hatte, musste sie bis 1946 in Gefangenschaft bleiben, also zehn statt fünf Jahre. Ihren Mann, ihre Schwiegermutter und ihren sechs Jahre alten Sohn hatte man ins Krasnojarsker Gebiet verbannt. Dort musste ihr Mann im Wald leben und als Holzfäller arbeiten, da man ihm verboten hatte, seinen Beruf auszuüben. Seine Mutter starb in der Verbannung. Das war also Polinas Schicksal. Im Übrigen war es das Schicksal vieler, denn 50 Prozent der Frauen in unserem Gefangenentransport waren ehemalige Parteimitglieder oder Kandidatinnen ...

In Jaroslawl wurden noch vier Waggon mit gefangenen Frauen aus dem Jaroslawler Gefängnis an unseren Zug gehängt.

Der Weg nach Wladiwostok ist schon unter normalen Bedingungen beschwerlich – zehn Tage Zugfahrt sind anstrengend –, wir aber waren einen Monat im Hochsommer unterwegs und die ganze Zeit in geschlossenen Waggon. Oft gab es kein Wasser und fast nie warmes Essen. In unserem Waggon war eine Zuckerkrankte, die unerträglichen Durst litt und später in Wladiwostok verstarb.

Wir hatten weder Bettzeug noch andere Sachen, schiefen auf den nackten Pritschen und deckten uns mit unseren Jacken zu. Während der Fahrt saßen wir tagelang nur in Unterwäsche herum und kamen vor Hitze fast um. Nachts, wenn der Zug hielt, wachten wir vom Klopfen und den Schritten der Wachen auf dem Dach auf, die so überprüften, ob die Waggon noch unversehrt waren.

Wir versuchten, so gut es eben ging, die Langeweile zu vertreiben. Shenja (Jewgenija Ginsburg, 1902 bis 1977) rezitierte vollständig Puschkins Poeme und die »Russischen Frauen« von Nekrassow. Jelena Michailowna (Jelena Tager, 1895 bis 1977) trug endlose Gedichte vor, was mich sehr anstrengte und aufregte. Ich fand, dass jetzt nicht die Zeit war, um fremde Gedanken und Gefühle wiederzugeben, auch wenn sie schön formuliert waren. Ich suchte verzweifelt nach Antworten auf meine Fragen, nach Rechtfertigungen für das, was mit uns geschah, und sie versuchten vor diesen Fragen in die Gedankenlosigkeit zu entfliehen, in den Klang der Gedichte von Blok, Gumiljow und der Achmatowa.

In Swerdlowsk wurden wir eingeladen und zur Banja gebracht. Dort mussten wir splitternackt zwischen zwei Reihen junger Wachsoldaten hindurchdefilieren. Einige von uns hatten Söhne im gleichen Alter. Auch in Irkutsk mussten wir wieder in eine Banja, aber hier warteten die Wachsoldaten hinter den Türen. Vielleicht, weil man die Wachmannschaft ausgewechselt hatte oder weil das Schauspiel zu uninteressant gewesen war.

Wir fuhren und fuhren, vorbei an Wäldern und Feldern, an Brücken und Flüssen, Tunneln und Bahnhöfen. Den Baikalsee passierten wir nachts, niemand schlief, alle wollten einen Blick auf den See, auf das legendäre Meer werfen. Durch Fenstergitter und Baumkronen konnten wir die silberne Mondspur auf dem dunklen Wasser sehen.

Hier begann die Baikalsee-Amur-Magistrale⁹, die von Gefangenen gebaut wurde. Baracken zogen vorbei, die mit Stacheldraht umgeben waren, Türme mit Scheinwerfern und Wachposten. Inmitten von Wald und Wiesen gelegen, war auf diesen Flächen alles abgeholzt, es gab nicht einen Baum oder Grashalm dort. Manchmal sahen wir Leute mit Mückenschutznetzen unter Bewachung arbeiten. Uns war nicht klar, was das alles sollte. Die von Solowki sagten, dass das die Lager wären. Wir starrten durch unsere Gitterfenster und konnten nicht fassen, dass uns für die nächsten zehn Jahre so eine Unbehaustheit bevorstehen sollte.

9 BAM – Eisenbahnstrecke nördlich der transsibirischen Bahnstrecke, Baubeginn war 1937.

Je weiter wir kamen, desto mehr ergriffen mich Trauer und Hoffnungslosigkeit. Ich konnte nicht weinen, ich hatte es verlernt und deshalb jammerte mein Herz unerträglich. Einmal in der Nacht, als meine Kameradinnen schliefen und mich die Schlaflosigkeit quälte, setzte ich mich auf die Pritsche, presste meinen Kopf zwischen die Knie und heulte zum Rhythmus der Räder. Ich wollte niemanden aufwecken, denn keiner sollte meine Schwäche bemerken. Ich war davon überzeugt, dass ich nicht durchhalten und sterben würde.

Wir durchfuhren Nertschinsk. Vor mehr als 100 Jahren waren viele Frauen nicht als Gefangene, sondern als Heldinnen ihren Männern hierher über verschneite Straßen nachgefahren,¹⁰ begleitet von der begeisterten Zustimmung der Besten ihrer Generation. Diesen Weg hatten vor uns Tausende, die für das Glück ihres Volkes kämpften, ausgetreten. Wie schrecklich uns doch das Schicksal mitspielte, dass wir denselben Weg als Volksfeinde gehen mussten, ohne uns schuldig zu fühlen. Ob wohl künftige Generationen etwas von unseren Leiden erfahren würden?

Wolotschajewka¹¹. Wir drückten uns an die Fenster, denn alle wollten einen Blick auf diesen Ort werfen, der in vielen Liedern besungen wurde. In unserem Waggon erzählte eine Teilnehmerin der damaligen Ereignisse, wie es gewesen war. Sie zeigte uns die Hügel, auf denen so viele Helden im Februarschnee ihr Leben gelassen hatten, aber durch das vergitterte Fensterchen konnte man so gut wie nichts sehen. Wir wussten, dass viele der damaligen Sieger, jetzt auf den gleichen Wegen und in den gleichen Waggonen wie wir unterwegs waren.

Nachdem wir Chabarowsk passiert hatten, war klar, dass wir nach Wladiwostok gebracht wurden. In Wladiwostok kamen wir am Abend an. Zuerst standen wir im Bahnhof, dann erfolgte die Übergabe an die Wachmannschaft: mit Aufrufen, Aufstellen, Durchzählen. Spät abends, als es schon dunkel war, brachen wir endlich, umzingelt von Wachsoldaten, auf – wohin wusste niemand ... Wir übernachteten in irgendeinem Gebäude und kamen am nächsten Tag in der Zone des Wladiwostoker Verteilerlagers an.

Unser Feldzug fand sein Ende erst am Stillen Ozean¹²

Im Lager mussten wir zuerst in die Banja, danach folgte natürlich die medizinische Kontrolle. Die Kriminellen, die beim Friseur in der Banja untergekommen waren, freuten sich schon, dass sie uns die Köpfe rasieren konnten, aber das Vergnügen gönnten wir ihnen nicht. Wir hatten mit den Natschalniks ausgehandelt,

10 Die Rede ist von den Frauen der verbannten Dekabristen.

11 Wolotschajewka – Im Februar 1922 durchbrach die Fernöstliche Revolutionäre Volksarmee (Bolschewiki) unter Führung von Blücher bei der Bahnstation Wolotschajewka die Verteidigungslinie der Weißen Armee und konnte danach Chabarowsk einnehmen. In den 1930er Jahren wurden diese Kampfhandlungen in den sowjetischen Medien zur Heldenlegende über die ruhmreiche Revolutionsarmee und die Eroberung des Fernen Ostens durch die Bolschewiki stilisiert.

12 Letzte Zeile aus dem in der UdSSR populären Lied »Die Amurpartisanen«, das den heldenhaften Kampf der Partisanen (Bolschewiki) gegen die Weißen im Fernen Osten besingt. (In dem Lied wird auch Wolotschajewka erwähnt.)

diese Prozedur selbst durchzuführen. Die ärztliche Kommission ordnete mich mit der Diagnose Myokarditis in die 2. Arbeitskategorie ein. Viele meiner Erinnerungen an Wladiwostok sind verblasst, aber die ungeheueren Menschenmengen aus dem ganzen Land, die hier zu Tausenden wie Meereswellen kamen und gingen, beeindruckten mich zutiefst und ich wollte nicht glauben, dass unsere Männer und Brüder im Bürgerkrieg dafür gekämpft hatten.

Unser Gefangenentransport war der vorletzte Frauentransport vor dem Krieg. Wir, also alle zu Gefängnis Verurteilten, waren zwar zusammen hier angekommen, aber der Weitertransport geschah dann in drei Durchgängen. Die Pellagra-Kranken¹³ sollten vorerst, einige chronisch Kranke für immer in Wladiwostok bleiben. Der letzte große Gefangenentransport bestand aus den »Ehefrauen«¹⁴, die aus den Mariinski-Lagern direkt in das Industrie-Kombinat von Magadan auf Kolyma gebracht wurden. (Sie wohnten auch dort, sodass wir ihnen später kaum begegnet sind.) Nach ihnen gab es bis 1944 – als die Transporte mit den »Ukasnizy«¹⁵ eintrafen – keine großen Frauen-Gefangenentransporte mehr.

Unsere Zone war eingezäunt, ringsherum waren männliche Gefangene. Einige von uns fanden hier Bekannte wieder, manche sogar ihre Männer. Unser erschöpfter und blasser Anblick sowie das Fehlen jeglicher Sachen erschütterten sogar die Kriminellen. Wir trugen ja alle immer noch unsere Gefängniskleidung; in der Hand hielten wir Becher und Handtuch; sonst besaßen wir nichts. Bei unserer Ankunft im Lager kamen vielen Männern die Tränen, manche warfen uns Hemdchen und Unterhosen über den Zaun zu, sodass sich wenigstens einige Frauen umziehen konnten. Zum ersten Mal hörte ich die Redewendung: »Jeder rette sich, wie er kann!«. Ein paar Tage später trugen manche bereits andere Sachen, einige hatten sich schon ein Bündel zugelegt und es gab sogar Gefangene, die mit vollen Koffern entlassen wurden. Aber es gab auch Frauen, die nach abgessener Strafe das Lager in Gefängnisklamotten verließen. Noch ein Wort zu den Sachen. Viele waren mit vollgestopften Koffern ins Gefängnis gekommen, immerhin kam man für zehn Jahre und niemand wusste, wie die Bedingungen sein würden. Und dann gab es ja auch Wohlhabendere unter den Gefangenen. Aber schon im Gefängnis wurden unsere Sachen geklaut, nach und nach wurden es immer weniger, denn jede Wachmannschaft ließ etwas mitgehen. Einige bekamen ihre Sachen in Wladiwostok zurück, einige in Magadan. Später lagen sie mit einer Plane abgedeckt einfach auf einem Haufen mitten auf der Straße. Niemand bewachte sie und schließlich wurden sie einfach so an jedermann verteilt. So konnte es vorkommen, dass man andere Gefangene mit den eigenen Sachen herumlaufen sah. Die Frage »Wo sind unsere Sachen?« stellten wir im Laufe der zehn Jahre jedem

13 Pellagra – Krankheit, die durch Unter- bzw. Mangelernährung entsteht und bei Nichtbehandlung nach zwei bis drei Jahren zum Tode führt.

14 Gemeint sind die Ehefrauen der sogenannten Volksfeinde, die ganze Gefangenentransporte ausmachten.

15 »Ukasnizy« (die Ukaslerinnen) – Es gab in den 1930er-1950er Jahren immer wieder Erlasse (russ. ukas), die für Bagatellvergehen unangemessen hohe Strafen vorsahen.

neuen Gesicht, das in der Baracke auftauchte und uns wie ein Natschalnik vorkam. Frech wurde uns geantwortet: »Wozu braucht ihr denn Sachen? Die bekommt ihr nach der Freilassung zurück«, sollte heißen: Überlebt erst einmal die zehn Jahre. Nach der Rehabilitierung bekamen manche von denen, die es beantragt hatten, Geld anstelle ihrer Sachen.

Tagsüber wurde es sehr heiß, die Sonnenuntergänge waren grell und die Nächte ziemlich kalt. In den Baracken standen doppel- und dreietagige, von einer unüberschaubaren Menge Wanzen befallene, Pritschen. Es waren so viele Wanzen, dass man nicht mal tagsüber in den Baracken schlafen konnte. Also legten wir uns im Hof auf die nackte Erde, immer paarweise, so konnte man einen Steppmantel als Unterlage und den zweiten als Zudecke nehmen. Aber auch hier konnte man nicht ohne Weiteres einschlafen, mal stachen die Mücken, mal nieselte es. Die Hälfte des Gefangenentransportes hatte Skorbut und konnte kaum die angeschwollenen, glänzenden, mit blauen Flecken übersäten Beine bewegen. Fast alle Gefangenen litten unter Nachtblindheit. Aus diesem Grund versuchten wir, uns noch im Hellen hinzulegen. Der Einbruch der Abenddämmerung machte uns riesige Angst. Zwei oder drei von denen, die noch sehen konnten, führten, kaum dass die Dunkelheit begonnen hatte, lange Ketten mit blinden Frauen. Erst nachdem unsere Ärzte, wir hatten so um die zehn, zur Lagerleitung gegangen waren und aus dem Lagerkrankenhaus eine Flasche Lebertran bekommen hatten, verschwand nach der Einnahme von zwei, drei Löffeln davon die Nachtblindheit. Zu essen gab es Roggenmehlsuppe mit Hering. Außerdem gab es jede Menge Sardinen, auf die wir uns gierig stürzten, denn in den letzten drei Jahren hatten wir keine einzige zu Gesicht bekommen. Bald traten Pellagra-Erkrankungen auf. Die schwersten Fälle kamen ins Krankenhaus, die restlichen wurden in gesonderten Baracken untergebracht, wo sich unsere Ärzte und Schwestern um sie kümmerten.

Noch von Wladiwostok aus wurden einige zu Revisionsverfahren angefordert und einige wurden rehabilitiert, wie z. B. eine Gefangene aus unserem Waggon, ehemalige Parteivorsitzende einer Kolchos-Parteigruppe aus dem Kalinin-Gebiet. Einmal arbeiteten wir beim Baumstämmeschleppen mit Männern zusammen, die auf dem Weg zu Revisionsverfahren auf dem Festland waren und von Kolyma kamen. Neugierig fragten wir sie über Kolyma aus, aber sie antworteten uns nur lustlos. Dass man überall arbeiten musste, war mir klar. Mich interessierte, ob man dort Bettzeug bekam. Ich hatte es satt, unter der Jacke frieren und angezogen und ohne Kissen schlafen zu müssen, auch weil die Nächte jetzt immer kälter wurden. Die Männer beruhigten mich: Ja, man bekam auf Kolyma Bettzeug.

Dann wurde der erste Gefangenentransport losgeschickt. 70 Prozent unserer Leute fuhren mit, nur die Kranken und Ärzte blieben zurück. Ich hatte 40 Grad Fieber und erinnere mich nicht so gut daran. Es wurde still und trostlos. Als zehn Tage später ein anderer Transport zusammengestellt wurde, hatte ich wieder Fieber. Ich hielt das nicht aus und bat den Arzt, mich auf die Liste zu setzen, was er nur ungern tat.

Am 25. August nach dem Mittag ging es los. Wir waren ungefähr 70 politische Gefangene, der Rest waren Kriminelle. Am Abend wurden wir auf das Schiff »Dshurma« gebracht. Im Laderaum befanden sich durchgehende Pritschen in drei Ebenen. In dieser Nacht bekam eine Frau ein Kind und ihr Schreien und Stöhnen versetzte alle in Aufregung. Nachdem die Ärztin Jelena Kostjuk die medizinische Hilfe gerufen hatte, wurde die Gebärende ins Sanitätszimmer geschafft. Das Schiff transportierte außer den vielen Menschen auch Süßigkeiten: Pralinen, Schokolade, Kekse. Kriminelle, die Hilfsarbeiten auf Deck erledigen sollten, brachen einen Laderaum auf und klauten Süßigkeiten. Als sie dabei überrascht wurden, zündeten sie den Raum an, um ihre Spuren zu verwischen. Die gestrichenen Holztrennwände fingen schnell Feuer, sodass die im Nachbarladeraum untergebrachten Männer vor lauter Qualm kaum noch Luft bekamen. Als sie versuchten, aus dem Raum zu klettern, begann die Wache zu schießen. Dann wurden grob zusammengezimmerte Leitern in den Laderaum heruntergelassen, aber sie hielten das Gewicht der Körper nicht aus und zerbrachen. Der Kapitän schickte die Wache fort und befahl, die Männer mit Stricken herauszuholen. In der Panik wurden viele niedergetreten. Hektisch versuchte man das Feuer in den Griff zu bekommen. Mit einer Feuerspritze wurde zuerst Wasser und danach Hochdruck-Dampf in den Laderaum gelassen, in dem sich immer noch Männer befanden. Zur gleichen Zeit hatten sich zwei von den Dieben in unseren Raum geschlichen und von zwei Frauenzimmern, die sie mit Schokolade bewirteten, die erwünschte Gegenleistung erhalten. Der eine erzählte seiner Freundin von dem Diebstahl. Unser Laderaum wurde derweil verstärkt bewacht, weil sich darunter die Benzinkanister befanden. Kurz darauf wurden wir an Deck geführt. Das leichte Mädchen zog ihrem Freier ein Kleid an und bekam dafür seine Jacke, aber die Wache entdeckte ihn trotzdem. Zurück im Laderaum, teilte sie ihre neusten Informationen ihrer Freundin mit. Nun erhob sich ein wildes Gezeter. Alle schrien, dass man sie umbringen müsste, weil sie uns alle mit einem Volksfeind für eine Tafel Schokolade verkauft hätte, weil sie uns alle ertränken wollte, weil sie ein Schädling, ja, eine Trotzkinistin wäre. (Es war einfach bequem so und außerdem die übliche Umgangsart.) Fast hätten ihre Freundinnen, die noch eine Stunde vorher bei dem Ganzen mitgemacht und von der Schokolade gegessen hatten, das Mädchen in Stücke gerissen. Als die Wache ihre Gewehre auf uns richtete und sagte, dass sie schießen würde, trat Sinaida Pawlowna in die Mitte und schrie ihnen zu: »Erschießt die Trotzkinisten!« Letztendlich nahm die Wache die übermütige Geliebte fest und brachte sie in den Isolator. Dort blieb sie bis zur Ankunft in Magadan, wo sie zusammen mit den Verbrechern und der Wache (wegen Unfähigkeit) verurteilt wurde. Sie bekam noch einmal zehn Jahre wegen Mittäterschaft.

Die Lage unseres Schiffes muss wohl recht kritisch gewesen sein, denn der Dampfer »Feliks Dzierżyński«, der uns entgegenkam und nach Wladiwostok wollte, machte kehrt und begleitete uns. Wir wurden noch einmal an Deck gebracht und sahen, dass die Freien Schwimmgürtel bekommen hatten – unsere Ret-

tung war kein Thema. Glücklicherweise blieb das Meer ruhig, und am 30. August gingen wir in der Bucht Wesjolaja in der Nähe von Magadan vor Anker. Die gesamte Wachmannschaft wurde sofort abgezogen und verhaftet, weil sich der Kapitän geweigert hatte zu unterschreiben, dass sie wegen Fluchtversuchs geschossen hätten. Es hieß, dass in der Panik mehr als 120 Menschen totgetreten bzw. in dem kochend heißen Hochdruck-Dampf umgekommen waren. Unsere Frauen mussten die Säcke zunähen, in denen man die Toten ins Meer warf.



VERONIKA SNAMENSKAJA

Es ist immer noch bedrückend ...

Die Verwandtschaft mit dem berühmten NKWD-Vorsitzenden Jagoda, er war Veronika Konstantinowna Snamenskajas Onkel mütterlicherseits, wurde zum Verhängnis ihrer Familie. Die gesamte Verwandtschaft Jagodas wurde nach dessen Verhaftung in Sippenhaft genommen, repressiert, ins Lager geschickt, einige erschossen. Veronikas Mutter Esfir, ihre Schwester Dina und deren Mann sowie ihr Bruder German gehörten ebenfalls zu den Opfern.

Alexander Anikst, ein Schulfreund Veronikas, in der russischen Erstausgabe dieses Buches: »Auch mein Vater war erschossen worden, meine Mutter war sieben Jahre im Lager und ich war jahrelang als Sohn eines Volksfeindes stigmatisiert. Zufälligerweise haben Veronika und ich überlebt. Jetzt sind wir uralte Leute – Überlebende einer eisernen, blutigen Epoche. Aber es geht nicht um uns, sondern um die nachfolgenden Generationen. Werden sie etwas erfahren von den Schmerzen, Leiden und Qualen jener, deren Leben brutal zerstört wurde; jener, denen man nicht gestattet hatte, ihre menschliche Bestimmung zu verwirklichen; jener, denen man alles genommen hatte – die Verwandten, die Freunde, die Liebe? Sie kamen unbekannt, irgendwo in dem Glauben um, dass keine Spur von ihrer Existenz zurückbleiben würde. Nicht einmal die Gräber, in denen man ihre Leichen bergeweise verscharrte, existieren noch. Es ist die heilige Pflicht der Lebenden, das Andenken der Opfer zu ehren; nicht nur das der ruhmreichen, auch das der namenlosen, die wie wir fühlen, denken, leiden und sich freuen konnten, also ein normales Leben hätten leben können, wenn man es ihnen nicht vorzeitig genommen hätte. Sie dürfen nicht vergessen werden.«

*

... Meine Schwester Dina wurde 1936 verhaftet. Den Befehl hatte unser Onkel Gena (Genrich Jagoda) unterschrieben. Verhaftet wurde sie nicht in Moskau, sondern in Salsk, wohin sie kurz vorher ihrem Mann Wladimir Golenko gefolgt war. Er war Absolvent des Institutes der Roten Professur¹ und sollte in Salsk als Genetiker und Biologe in der Pferdezucht arbeiten.

Vor ihrer Abreise, als Dina ihre Koffer packte, meinte sie zu mir: »Ich habe so ein Gefühl, dass ich nicht mehr hierher zurückkehren werde.« Auf dem Bahnsteig sagte sie noch einmal: »Mutter, ich habe so eine Vorahnung, dass wir uns nicht wiedersehen werden.« »Erzähl doch keinen Unsinn!«, antwortete unsere Mutter

1 Die Absolventen des Institutes der Roten Professur sollten die marxistisch-leninistische Ideologie in sämtliche Bereiche von Wissenschaft und Wirtschaft tragen.

barsch, aber Dina hatte recht – wir sollten uns nicht mehr wiedersehen ... Sie ist im Lager gestorben.

Ihr Verfahren wurde vom Militärkollegium des Obersten Gerichtes der UdSSR am 28. Januar 1958 überprüft:

Das Urteil des Militärkollegiums vom 31. Mai 1937 und der Beschluss vom 4. Januar 1938 in der Angelegenheit Christina Konstantinowna² werden aufgrund neu entdeckter Gegebenheiten aufgehoben und das Verfahren wegen fehlenden Tatbestands eingestellt.

Snamenskaja Ch. K. wird postum rehabilitiert.

Vorsitzender der Gerichtsbesetzung des Militärkollegiums des Obersten Gerichtes der UdSSR Oberst der Justiz Zirlinski

Wladimir Golenkos Sohn aus erster Ehe bekam eine analoge Bescheinigung. Golenkos Eltern haben diesen Tag nicht mehr erlebt.

Mein Großvater Grigori Jagoda war Uhrmachermeister in Nishni Nowgorod. Er hatte fünf Töchter (meine Mutter war die älteste) und drei Söhne. Eine so große Familie zu ernähren war nicht leicht, weshalb einige Kinder zu Großmutter Verwandtschaft nach Rybinsk geschickt wurden. In Großvaters Wohnung in der Gänsegasse befand sich eine illegale Druckerei, in der mein Vater Flugblätter druckte, wobei ihm meine Mutter half. So hatten sich die beiden kennengelernt.

Im Jahr 1905, während der Ereignisse in Sormowo, hatten Kosaken Großvaters ältesten Sohn Mischa umgebracht. 1917 kam der zweite Sohn Ljowa um. Er wurde an der Front wegen bolschewistischer Agitation unter den Soldaten der Kornilow-Armee erschossen. Übrig blieb nur der jüngste Sohn – Gena, Genrich Jagoda. Seit Anfang der 1920er Jahre arbeitete er bei der WTscheka/OGPU³ und wurde später Volkskommissar für Innere Angelegenheiten. Mitte der 1930er war ich gerade Studentin und hatte natürlich nicht die geringste Ahnung von der unheilvollen Rolle Stalins und seiner Handlanger – »die Kampfgefährten« wurden sie damals genannt. Zu ihnen gehörte auch mein Onkel Gena. Er war der Erste aus der unheiligen Dreieinigkeit Jagoda-Jeshow-Berija⁴, die das blutige Rad der Geschichte ins Rollen brachte.

Nach Genrich Jagodas Verhaftung 1937 verbannte man seine Eltern und Schwestern zunächst nach Astrachan. Ein Jahr später wurden auch sie verhaftet und ihre Spur verlor sich für immer. Das gleiche Schicksal ereilte auch die gesamte Verwandtschaft aus Rybinsk ...

... Wir standen im Flur von Großmutter Wohnung. Die Eingangstür war bereits offen. Noch ein Schritt und niemand würde jemals wieder hierher zurückkehren. »Wenn das Genrich sehen könnte, was die mit uns machen«, sagte jemand

2 Christina Konstantinowna – genannt Dina, ist Veronika Snamenskajas Schwester.

3 WTscheka bzw. OGPU – 1917-1922 bzw. 1922-1934 Name des sowjetischen Geheimdienstes.

4 Jagoda, Jeshow, Berija – jeweils von 1934-1936, 1936-1938, 1938-1948 Chefs des Geheimdienstes.

leise. Da drehte sich Großmutter plötzlich zu der leeren Wohnung um, und sie, die niemals lauter als nötig gesprochen hatte, schrie aus vollem Hals: »Verflucht soll er sein!« Sie trat über die Schwelle, die Tür fiel zu und dieses Geräusch hallte wie das Echo des mütterlichen Fluches dumpf im Treppenhaus wider.

»Verflucht soll er sein!«, dieses Echo klingt und klingt in meiner Erinnerung.

Aus unerfindlichen Gründen (und zur allgemeinen Verwunderung) wurde ich nicht verhaftet. Auch sonst hatte ich Glück: Ich konnte mein Geologie-Studium beenden und erhielt das Diplom. Aber das war's dann auch mit meinem »Glück«. Niemand wollte mich einstellen, nicht einmal für eine geologische Expedition nach Jakutien! Denn ich hatte die Frage nach repressierten Verwandten, die damals in jedem Fragebogen stand, immer ehrlich mit »Ja« beantwortet. In dieser Zeit bekam ich Kontakt zum Moskauer Theater der Jugend. Im Fragebogen des Theaters wurde nicht nach repressierten Verwandten gefragt und ich wurde dort angenommen.

Meine Verwandlung aus einer Geologin in eine Schauspielerin vollzog sich in dem Jahr, als Mutter noch in Astrachan lebte. Als ich ab Mai 1938 keine Post mehr von ihr bekam und sie sich auch nicht zu den vereinbarten Telefongesprächen meldete, fuhr ich zu ihr.

... Das Zimmer, das sie angemietet hatte, war leer: keine Spur von meiner Mutter, nichts, das ihr gehörte. Im Nachbarzimmer tranken die Wohnungseigentümer Tee. Die Vermieterin, eine fette Frau mit schmutziger Bluse, erzählte teilnahmslos, dass Mutter hier schon erwartet wurde, als sie am 6. Mai vom Telefonamt⁵ zurückkam. Sie hatte geschrien, um sich geschlagen und geheult ... und musste mit Gewalt weggeführt werden. Obwohl ich gar nicht daran gedacht hatte, nach Mutters Sachen zu fragen – es lag ja auf der Hand –, erklärte die Frau mit unglaublicher Eilfertigkeit, dass Esfir Grigorjewna⁶ all ihre Sachen mitgenommen und nur die Schüssel dagelassen hätte. Während sie das sagte, schaute sie mir frech in die Augen. Ich stand noch ein Weilchen in dem leeren Zimmer und versuchte mir Mutter in diesen vier Wänden vorzustellen, nahm noch einmal Abschied von ihr und verließ dann das Haus, ohne weiter mit den Vermietern zu reden. Der Mann saß immer noch am Tisch, schlürfte Tee von der Untertasse und knirschte dabei mit dem Zucker.

Ich wollte zu dem Haus fahren, in dem die anderen Verwandten wohnten. Lange irrte ich auf den staubigen Straßen am Stadtrand Astrachans umher, lief über Bretterwege, schaute durch Ritzen in hohen Bretterzäunen, bis ich das Haus endlich fand. Es sah aus wie alle anderen – klein, kompakt und mit einem Blechdach. Ich ging durch die Zauntür und fand mich in einem kleinen Hof wieder, der mit jungem, frischem Gras bewachsen war. Es war sehr still und man spürte die Leere des Hauses. Die Tür war angelehnt. Ich blieb an der Türschwelle stehen und

5 Telefonamt – Man führte damals Telefonate vom öffentlichen Telefonamt aus, wenn man privat keinen Anschluss hatte.

6 Esfir Grigorjewna – Veronika Snamenskajas Mutter.

klopfte an. »Wer ist da?«, fragte eine Männerstimme. Es war die Stimme von Tasjas Ehemann Mordwinkin. Tasja war eine von meinen vier Tanten. Die Männer der anderen waren einzeln verhaftet und erschossen worden. Einem war es gelungen, sich während der Verhaftung selbst zu erschießen. Jetzt fiel mir auch wieder ein, dass Mutter geschrieben hatte, dass Wladimir Mordwinkin vor Kurzem zu Tasja gekommen war. Man hatte ihn entlassen und aus seiner Wohnung ausgewiesen. (Er hatte bei dem Komitee gearbeitet, das für die Kontrolle kultureller Veranstaltungen und für die Spielpläne der Theater zuständig war.) »Guten Tag«, begrüßte ich ihn und trat ein. »Guten Tag«, antwortete er teilnahmslos, als würden wir uns zehnmals am Tag sehen und als hätte er die Begrüßerei satt. Er hatte sich nicht verändert. Wie immer trug er seinen Kneifer an einer Schnur, hatte noch den kleinen Spitzbart und die nach hinten gekämmten Haare. Als ich reinkam, las er gerade etwas. Neben ihm spielte die dreijährige Viola, seine und Tasjas Tochter. Mir kam damals gar nicht in den Sinn, dass sie meine Cousine war. Der Tisch war nicht abgeräumt, auf ihm standen der schmutzige Teekessel, benutzte Teller und Tassen, ein Kochtopf mit angetrocknetem Brei. Im Zimmer standen noch zwei, drei Stühle, der Fußboden war lange nicht gewischt worden und lag voller Müll. Das war das Zimmer eines Mannes, der sich mit Hausarbeiten nicht auskannte und dem noch dazu alles egal war.

Dina und ich kannten ihn eigentlich nicht besonders gut. Wir waren uns lediglich bei Familienfeiern an Großmutterns Tisch begegnet. Der Kontakt beschränkte sich auf ein teilnahmsloses »Guten Tag« unsererseits und eine lässige Kopfbewegung seinerseits. Wir mochten ihn nicht, konnten ihn nicht leiden, weil er es gewesen war, der das Theaterstück »Die Tage der Turbins«⁷ am Moskauer Akademischen Künstlerischen Theater verboten hatte. Möglicherweise stimmte das gar nicht, aber wir dachten es damals. Dina und ich hatten das Stück noch vor dem Verbot gesehen, ich glaube, es war die letzte Vorstellung. In jenen Jahren sprach man von diesem Stück nur in der Art: »vor seinem Verbot« bzw. »nach seiner Neuinszenierung«. Seitdem sehe ich immer Mordwinkin vor mir, wenn die Rede von dem Stück ist. Heute ist dieses vergangene Leben mit all seinen Interessen weit zurückgetreten und kommt mir so winzig wie in einem umgedrehten Fernglas vor.

Ich nahm ein Handtuch von einem Stuhl, setzte mich und spürte, wie müde ich war. Im Zimmer war es schummrig und angenehm kühl. »Möchtest du Tee? Er ist noch warm«, fragte mich Wladimir Mordwinkin. Ich trank ein Glas Tee, er war fast kalt und sehr dünn, dann fielen mir die Augen zu. Ich wollte schlafen. Es gab nichts, worüber wir hätten reden können und so schwiegen wir. Ich saß, den Kopf auf die Arme gestützt, am Tisch und Wladimir Mordwinkin schaute in ein Buch. Das Kindchen plapperte vor sich hin. »Oh, mein Gott!«, dachte ich, auf die kleine Viola blickend. Wie schwer musste es Tasja gefallen sein, dieses kleine Krümel-

7 »Die Tage der Turbins« – Theaterstück von Michail Bulgakow (1891-1940).

chen zurückzulassen, dieses kleine Kindchen, das sie sich so sehr gewünscht hatte. »Wann hat man sie verhaftet?«, fragte ich endlich. »Am sechsten.« Also am gleichen Tag wie Mutter. »Kann ich mal ...«, ich sprach den Satz nicht zu Ende, weil ich nicht wusste, wie ich sagen sollte, dass ich das Haus, die Zimmer, das, was von ihnen geblieben war, ansehen wollte? Aber Mordwinkin verstand mich auch so. »Na klar.« Er blickte wieder in sein Buch, aber mir kam es so vor, als ob er gar nicht las. Die ganze Zeit über hatte er keine einzige Seite umgeblättert.

In den Zimmern herrschte das totale Chaos. Auf dem Fußboden lagen die unterschiedlichsten Dinge: Strümpfe, Kleider, Zeitungen. In dem großen Zimmer (ich nahm an, dass hier die Großeltern gewohnt hatten) war der Fußboden mit Briefen und Fotos bedeckt. Es war das hellste Zimmer, und in dem grellen Sonnenlicht wirkte das Chaos besonders schrecklich. Ich stellte mir vor, wie Stiefel über die weißen Blätter und vergilbten Fotos gelaufen waren; Fotos, die von den Alten über viele lange Jahre sorgsam wie ein Schatz in einem Schächtelchen aufbewahrt wurden und bis hierhergekommen waren. Hier nun hatte sie jemand weggeschmissen wie unnötigen Abfall und war darauf herumgetrampelt. Ich hob ein Foto auf. Darauf waren Großmutter's Schwestern zu sehen. Auf der Rückseite stand in altertümlicher, schnörkeliger Handschrift »Unserer teuren Maria als ewiges Andenken von ihren liebenden Schwestern« und irgendein Datum, irgendein Jahr, das neunte oder das zwölfte? Inzwischen war Maria 65 Jahre alt und im Gefängnis.

Wladimir Mordwinkin sagte mir, wo das Gefängnis war, und dass man bis zu 50 Rubel überbringen durfte. Ich machte mich sofort auf die Suche nach dem Gefängnis, aber Mutter war nicht dort. Die anderen waren alle da, nur Mutter nicht. Dieses Gefängnis wurde inneres Gefängnis genannt, aber es gab noch ein anderes und man erklärte mir, wie ich dorthin kam. Bestimmt war meine Mutter dort. Wo sonst? Ein drittes Gefängnis gab es schließlich nicht in Astrachan. Am nächsten Morgen machte ich mich in aller Frühe auf den Weg und kam zu einem riesigen Platz voller Menschen. Einige saßen auf dem nackten, staubigen Boden, manche allein, andere in Gruppen. Nur ganz wenige standen, vielleicht weil sie sich nicht entschliefen konnten, sich im Staub niederzulassen, und hofften, auch im Stehen einige Stunden durchhalten zu können. Am anderen Ende des Feldes, ziemlich weit entfernt, stand ein Haus. Jemand sagte, dass es das Gefängnis wäre, all die Menschenmassen in einer Schlange anstanden und ich den Letzten finden müsste. Sechs Stunden lang näherte ich mich unter der sengenden Sonne dem kleinen Fensterchen. Sechs Stunden lang hoffte ich, dass ich meiner Mutter 50 Rubel übergeben und ihr eine Freude machen könnte, weil sie verstehen würde, dass ich hier war, dass ich – noch – frei war. Nach sechs Stunden nannte ich Mutter's Namen und schob die 50 Rubel durch einen winzigen Schlitz unter dem undurchsichtigen Glasfensterchen hindurch. Aber sie wurden nicht angenommen, weil erst einmal mit den Listen verglichen werden musste. Ich hörte das Rascheln von Papier. Dann sagte jemand: »Haben wir nicht in den Listen. Ist ausgeschieden.

Der Nächste.« »Wie ausgeschieden? Wohin denn? Schauen Sie noch einmal nach!« Jemand wiederholte: »Ist ausgeschieden. Der Nächste.« Hinter mir drängelten die Leute und schoben mich beiseite. So stand ich also wieder auf dem ausgetretenen Feld und wieder ergossen sich die unerträgliche Sonnenglut und das gleißende Licht über mich. Aber alles um mich herum schien schwarz zu sein, in meinen Schläfen pochte es laut. Ich fuhr mit der Straßenbahn zurück, kam irgendwie bei dem Haus an, fiel auf das Bett (das war das Letzte, woran ich mich erinnern konnte) und verlor das Bewusstsein. Als ich wieder aufwachte, war es schon dunkel. Mordwinkin schlief. Mein Kopf schmerzte, als wollte er zerbersten. Ich tastete mich in die Küche und klapperte auf der Suche nach Wasser mit den Eimern. Dann trank ich etwas, machte einen Lappen nass und legte ihn mir auf die Stirn.

Zurück in Moskau, ging ich zu meinem Theater, wo mir als Erste Natascha, die mich dort untergebracht hatte, über den Weg lief. Wir spielten beide die Beatrice im »Diener zweier Herren« und waren befreundet. Sie ergriff meinen Arm und zog mich zur Seite. »Stell dir vor, die haben Inka verhaftet!«, flüsterte sie. Diese Inka war nicht nur eine gemeinsame Bekannte von uns, sondern die Frau von Dodik, eines über drei Ecken Verwandten der Rybinsker. Er und Inka wohnten in unserer Nähe, wir besuchten uns gegenseitig und ich kannte ihn besser als die anderen Rybinsker. Er war ein ausgezeichnete Fotograf und ich habe viele seiner Arbeiten aufbewahrt. Seine Inka hatten sie also auch verhaftet! Ich wollte aufstöhnen, aber Natascha zischte: »Leise!« Wir standen am Rand der leeren Bühne inmitten alter Kisten, Dekorationen, zerrissener »Bäume« und kaputter Bänke. Der Vorhang war hochgezogen und im Zuschauerraum herrschte gähnende Leere. Obwohl wir ganz allein waren, flüsterten wir.

»Und Dodik?«, fragte ich kaum hörbar.

»Wer?« Natascha hatte mich nicht verstanden.

»Dodik, ihr Mann?«

»Ach, ihr Mann, na, den haben sie doch schon vorher verhaftet.«

»Und das Kind? Sie hatten doch ein kleines Mädchen, ich glaube, sie war noch nicht einmal ein Jahr alt.«

Wir hörten Schritte, jemand kam die Treppe herunter. Natascha rief noch: »Sei still!«, dann liefen wir auseinander.

»Bescheinigung

Militärkollegium des Obersten Gerichtes der UdSSR

21. Juni 1957 Nr. 4n-028223/56

Moskau, Worowski-Straße 13

Das Militärkollegium des Obersten Gerichtes der UdSSR überprüfte am 8. Juni 1957 das Verfahren der Anklage gegen Snamenskaja Esfir Grigorjewna, verhaftet am 6. Mai 1938. Der Beschluss des NKWD der UdSSR vom 16. Juni 1938 im Bezug auf Snamenskaja E. G. wird aufgehoben und das Verfahren wegen fehlenden Tatbestandes eingestellt.

Snamenskaja E. G. wird postum rehabilitiert.

Vorsitzender der Gerichtsbesetzung des Militärkollegiums des

Obersten Gerichtes der UdSSR Oberst der Justiz P. Lichatschjow«

Irgendwann bekam ich auch für meinen Bruder German Snamenski so eine Bescheinigung, auch postum.



WERA SCHULZ (1905 bis 1989)

Im Taganka-Gefängnis In Mittelasien

Wera Alexandrowna Schulz begann nach einem Studium für Literatur und Sprachen an der Moskauer Universität ihre Schauspielerlaufbahn auf der Bühne des Studio-Theaters von Ruben Simonow. Ihre Verhaftung im Jahr 1938 beendete diese Karriere abrupt. Als »sozial gefährliches Element« wurde sie zu fünf Jahren Verbannung – aus denen 16 wurden – nach Kasachstan verurteilt. Nach 1953 lebte sie zusammen mit ihrem Sohn und ihrer Mutter sehr beengt und bescheiden in einem neun Quadratmeter großen Zimmer in Moskau. Bis zu ihrer Rente arbeitete sie als Fremdsprachenlehrerin an einer Schule. Ihre Erinnerungen schrieb sie Anfang der 1960er Jahre. »Weder sie noch ich haben damals geglaubt, dass sie jemals in unserem Land veröffentlicht werden könnten«, erinnerte sich später ihr Neffe Alexander Rubinin. »Mit leiser, gleichmäßiger Stimme las sie uns die bitteren Zeilen vor. Vorher hatte sie die Tür fest geschlossen und unser Wort bekommen, dass niemand etwas darüber erfahren würde.« Hatte Wera Schulz zu Beginn der Perestrojka noch gesagt: »An Veränderungen glaube ich erst, wenn das ›Requiem‹ von Anna Achmatowa veröffentlicht wird«, so verliehen ihr die folgenden Jahre, in denen erstmals öffentlich über den stalinistischen Terror gesprochen und seiner Opfer gedacht wurde, neue Lebenskräfte. Noch mit achtzig nahm sie regen Anteil am aktuellen Leben Moskaus und des Landes, las Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, besuchte Kinovorstellungen und Kunstausstellungen. (Alexander Rubinin)

*

*Ich würde gern alle beim Namen nennen,
doch man nahm mir die Liste, und wer soll sie denn kennen.
Für sie habe ich ein großes Leichentuch gewebt,
aus kärglichen Worten, die sie mir erzählt.
An sie denke ich überall und immer,
und auch in neuer Not vergesse ich sie nimmer ...
Anna Achmatowa, »Requiem«¹*

Im Taganka-Gefängnis

Wenn ich an die schreckliche, dunkle Zeit denke, die im März 1938 so unverhofft für mich begann, dann taucht zuerst der Lichtkegel der Lampe auf, die in jener Nacht auf dem Tisch brannte. Seit dieser Nacht existieren für mich meine ganz

1 Die Dichterin Anna Achmatowa (1899-1966) schrieb das Klagegedicht »Requiem« auf den stalinistischen Terror von 1935-1961, veröffentlicht wurde es erst 1987.

persönlichen Iden des März², die mich jedes Jahr zum Frühlingsanfang mit dunkler Unruhe und Angst erfüllen. Das ist nicht verwunderlich, denn wenn einem Menschen unerwartet und ohne Grund ein Schlag versetzt wird, der sein gesamtes Leben zertrümmert, dann wird er ihn bis an sein Lebensende nicht mehr vergessen. Die Möglichkeit, in jedem beliebigen Moment zu einer erniedrigten und rechtlosen Schachfigur werden zu können – die vergisst man nie! Solche Brüche in der Psyche verheilen nicht.

Auf der Uhr unter der Lampe war es zwanzig nach vier. Es klingelte noch einmal. (Mein Mann war für ein paar Tage nach Minsk gefahren, um Vorlesungen zu halten.) Ich warf mir das Hauskleid über und ging zur Tür. Ich war ganz gelassen. Der Hausmeister meldete sich und bat, die Tür zu öffnen. Vor der Tür standen außer ihm noch drei Militärpersonen. Sie zeigten ihren Durchsuchungsbefehl. Damals war ich noch jung und naiv und hielt alles für ein Missverständnis. Schließlich hatten wir nichts Anstößiges oder Verbotenes getan. Übrigens ist mir jetzt erst eingefallen, dass in unserem Bücherschrank Trotzki's Buch »Das Jahr 1905« gestanden hat. Es war eines der Lehrbücher in Geschichte, als ich Literatur und Sprachen an der Moskauer Universität studierte. Wenn sie das Buch damals entdeckt hätten – wer weiß, wie das mein Schicksal beeinflusst hätte. Aber sie zogen nur ziemlich oberflächlich und aufs Geratewohl einige Bücher aus dem Schrank, blätterten darin herum und stellten sie an ihren Platz zurück. Dann gingen sie in das andere Zimmer, wo sie auf der Suche nach Waffen die Matratze meines Bettes mit Bajonetten durchstachen. Wenn ich heute zurückblicke, wird mir klar, dass sie genau Bescheid wussten. Sie wussten genau, was für eine »Verbrecherin« ich war. Das Zimmer, in dem unsere alte Kinderfrau mit unserem sechsjährigen Sohn schlief, betraten sie erst gar nicht. Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, zeigten sie mir den Haftbefehl. Am meisten war ich darüber erstaunt, dass auf ihm die kopierte Unterschrift unseres ehemaligen Rektors der Moskauer Universität, Andrej Wyschinski, stand. Mein Studium in den 1920ern lag ja noch nicht so lange zurück, da war das schon erstaunlich. Auf meinen Kreuzweg, der 16 lange Jahre dauern sollte, nahm ich – Heilige Einfalt! – ein Köfferchen mit, in dem außer einem Nachthemd und der Wechselwäsche ein Sammelband Puschkins und Galsworthys »Forsyte Saga« lagen. Die bis dahin sehr höflichen Vertreter des »Staatsschreckens« hielten mich nicht davon ab, obwohl sie genau wussten, dass mir ein Aufenthalt mit 17 weiteren Gefangenen in einer Drei-Personen-Zelle bevorstand, wo einem der Sinn bestimmt nicht nach Nachthemden stand und in der es verboten war, eigene Bücher zu haben. Ich erinnere mich, wie ich mich von meinem Sohn verabschiedete, der nicht einmal aufwachte, als ich ihn, den Schlaftrunkenen und Warmen, in seinem Bettchen küsste und dabei überlegte, wann ich ihn wiedersehen würde. Dass ich ihn vielleicht überhaupt nicht wiedersehen könnte, kam mir damals noch nicht in den Sinn.

2 Iden des März – Unglückstage; nach altrömischem Kalender der 15. März (Tag der Ermordung Caesars 44 v. Chr.)

Vor dem Tor wartete ein »M 1«³. Wir stiegen ein. Das winterlich vereiste Moskau schief noch, aber die Morgendämmerung kündigte sich bereits mit violetten Schattierungen an. Wir kamen durch die Jägerreihe, damals noch mit niedrigen Häusern bebaut. Sie war menschenleer, aber hier und dort gingen schon Lichter an. Ich wollte rauchen. Das Auto hielt an und ein Rotarmist wurde abkommandiert, um Papirossy zu holen. Ich registrierte diese Liebenswürdigkeit. Er kam bald zurück und wir fuhren weiter.

Die Lubjanka-Straße. Im Gefängnis angekommen, wurde ich durch die hohen Flure geführt. Dann eine Treppe. Noch ein Flur. Eine hohe Tür öffnete sich und ein Mensch wurde heraus- und in meine Richtung geführt. Ich erkannte meinen Bruder. Das war natürlich ein Versehen. Sie hatten ihn in der gleichen Nacht verhaftet. Auch er erkannte mich. In seinen Blicken lag Verwunderung. »Ach, Sie sind auch hier?«, versuchte er zu scherzen. Wir wurden hastig in verschiedene Richtungen abgeführt. In diesen Minuten sah ich meinen Bruder das letzte Mal. In einem Zimmer mit hohen, kalten Wänden, die mit grüner Ölfarbe gestrichen waren, wurde ich an einen Tisch gesetzt und bekam ein Blatt Papier vorgelegt. Ich sollte meinen Lebenslauf aufschreiben. Man ließ mich allein. Danach musste ich unzählige Fragebögen ausfüllen. Noch wurde die äußere Form der Gesetzlichkeit gewahrt und ich betont höflich behandelt. Noch war ich dem Anschein nach ein Mensch. Aber schon bald fielen nach und nach alle Attribute der Heuchelei weg und ich geriet mit jeder Minute, mit jedem Schritt tiefer hinab in die Hölle. Dorthin, wo der Mensch seines Rechtes auf Wahrung der menschlichen Würde beraubt war und sich in eine sprach- und rechtlose Schachfigur verwandelte. Und wieder Flure, Durchgänge und Treppen, diesmal nach unten. In einem fensterlosen Raum im Keller, der wie eine Umkleidekabine aussah, wurde ich durchsucht. Puschkin und die Forsytes wurden mir abgenommen. Ein junger Militär versuchte, das Goldringlein mit dem Diamanten von meinem Finger zu ziehen – ein Geschenk und Andenken an meinen toten Vater –, aber es saß so fest, dass er abwinkte und meine Hand in Ruhe ließ. Eine intimere Leibesvisitation wurde von einer Frau vorgenommen. Danach bekam ich mein Köfferchen mit der Wäsche und wurde wieder irgendwohin geführt. Vor einer Tür blieben wir stehen. Sie wurde aufgestoßen und ich wurde angewiesen einzutreten. Die Tür fiel zu. Der Schlüssel drehte sich im Schloss. Das erste Mal eingeschlossen im Kerker, allein. Allein in einem rosa gestrichenen, steinernen Futteral, in dem man weder sitzen noch liegen, sondern nur stehen konnte. Irgendwo weit weg hing eine trübe, vergitterte Glühbirne an der Decke. Wie lange ich so dastand, weiß ich nicht. Die Uhr hatten sie mir ja weggenommen. Ich kann mich nur daran erinnern, dass in meinem Kopf die Gedanken wild durcheinanderwirbelten. Die Zeit zog sich quälend hin. Vom langen Stehen schiefen mir die Beine ein. Schmerzhaft wurden mir mein völliges Abgetrenntsein von meiner Familie und meine hoffnungslose, meine völlige

3 »M 1« – erster sowjetischer PKW.

Hilflosigkeit bewusst. Am Abend wurde ich in den Hof geführt. Ein »schwarzer Rabe« verschlang das Häuflein entnervt zitternder und sich krümmender blasser Menschen, die schon nicht mehr wie normale Menschen aussahen.

Das legendäre Butyrki-Gefängnis, in das man uns bringen wollte, war überfüllt und nahm uns nicht auf. Der »Rabe« fuhr ins Taganka-Gefängnis, seit ewigen Zeiten ein Gefängnis für Kriminelle und Verbrecher, eine Kategorie niedriger als das Butyrki- und das Lubjanka-Gefängnis. Seine innere Ausstattung war primitiv und grob, genau wie sein Personal. Im Taganka-Gefängnis wurde ich erneut durchsucht. Danach wurden in einem laborähnlichen Raum meine Fingerabdrücke abgenommen. Die Fingerspitzen wurden mit Druckerschwärze beschmiert und auf ein weißes Blatt gedrückt, das in Kästchen unterteilt war. Diese Prozedur war erstaunlich erniedrigend. Äußerlich wirkte ich ruhig, innerlich verging ich vor Ekel durch diese Kränkung. Ich war doch kein Mörder oder Verbrecher! Ich fühlte mich am Boden zerstört. In manchen Lebenslagen rettet einen der Humor. Aber hier, hier spielte sich eine schlimme Tragödie ab – für Humor war da kein Platz. Mein erster Tag im Gefängnis fügte mir Verletzungen zu, die nie mehr verheilten. Dann wurden wir ins Gefängnisgebäude geführt. Schwere, eisenbeschlagene Türen schlossen sich hinter mir. Die mittelalterlichen Riegel dröhnten. Das Innere des Gefängnisses sah wie eine graue Ellipse aus, begrenzt von balkonartigen Galerien über mehrere Etagen. Sie waren mit Drahtnetzen verkleidet, falls jemand auf die Idee kommen sollte, sich seinen Kopf auf dem Steinfußboden zu zerschmettern. Von den Balkonen gingen Türen zu den einzelnen Zellen ab. In jeder Tür war ein verschließbares Guckloch. Schweigend spazierten Wärter und Wärterinnen auf und ab, manchmal pressten sie ihr Gesicht an ein Guckloch. An einer Tür in der unteren Etage blieb die Wärterin stehen und schubste mich in die Zelle. Hinter meinem Rücken knallte die Tür zu. Der Riegel dröhnte. Der Schlüssel knirschte. Das war's.

Da stand ich nun in der Türnische neben dem Abortkübel, wie bestellt und nicht abgeholt, und konnte keinen Schritt nach vorne machen, weil der Fußboden voller Menschen war. Im trüben Licht der ewig leuchtenden Glühbirne an der Zimmerdecke erkannte ich drei Metallbetten, auf denen jeweils drei Leute lagen. Es war schon spät und die Zelle schlief eigentlich längst, aber das Dröhnen des Riegels und der aufgestoßenen Tür hatten sie geweckt. Sie empfing mich mit einer wellenartigen Bewegung, die einer unruhigen dunklen Wasseroberfläche ähnelte. Von Pritschen und Fußboden hoben sich strubbelige Köpfe mit verschlafenen Gesichtern. Die Zelle regte sich schweigend, wie ein dunkles Tier, das man nachts aufgeweckt hatte. Das Auftauchen einer Neuen war immer ein Ereignis. Und plötzlich saßen alle in der engen Zelle und überschütteten mich mit Fragen:

- »Welcher Artikel?«
- »Als Ehefrau oder in eigener Sache?«
- »Was gibt's Neues in der Welt?«
- »Gehen die Massenverhaftungen weiter?«

- »Mussten Sie eine Familie zurücklassen?«
- »Sie haben nicht zufälligerweise diese oder jenen getroffen?«
- »Wie heißen Sie?«
- »Was machen Sie beruflich?«

Ich selbst fühlte mich an diesem ersten Abend wie zerrissen und stellte keinerlei Fragen. Nachdem sich die Aufregung etwas gelegt hatte, wurde die Frage diskutiert, wie man sich noch enger platzieren konnte, damit auch ich einen Platz am Boden bekam. 1938, auf dem Höhepunkt der Repression, wurden in einer Zelle für drei Gefangene 18 Leute zusammengepfercht. Auf den drei Pritschen lagen neun Leute, die anderen lagen unter und zwischen den Pritschen auf dem Fußboden. Bei der Verteilung der Plätze wurde streng auf die Hierarchie der Einlieferungsreihenfolge geachtet. Deshalb verbrachte ich meine erste Nacht auf dem schlechtesten Platz, nämlich zwischen Tür und Abortkübel. Dann begann meine langsame Fortbewegung von der Tür und zwei Wochen später hatte ich einen Platz auf einer der Pritschen.

In der Zelle, in der meine »Universitäten«⁴ begannen, herrschte wie in allen Gefängnissen jener Jahre ein Menschengewimmel wie im alten Babylon. In ihr waren Russen, Ukrainer, Weißrussen, Juden, Deutsche, Ungarn, Franzosen, Engländer und Kaweshediner. Alte, Mittelalte und Junge zusammen eingesperrt. Das Ganze war wie ein fließender Strom in ständiger Bewegung und Veränderung.

Es war in einer der ersten Nächte. Eine Hälfte meines Mantels hatte ich unter meinen Kopf gestopft, mit der anderen deckte ich mich zu. In meinem Kopf herrschte ein quälendes Gedanken-Chaos. Ich musste an meinen Sohn und an seinen Vater denken und konnte nicht schlafen, hatte einen Kloß im Hals. Damit nichts aus meinem Inneren herausbrach, presste ich die Zähne fest zusammen! Plötzlich hörte ich Schreie aus dem Keller unter uns. Sie waren ganz nah an meinem Ohr, kamen irgendwo aus dem Fußboden. Es war ein Mann, der schrie – so wie ein Tier in Todesangst brüllt, bevor es umgebracht wird. Ich schnellte vom Boden hoch und stützte mich auf die Ellbogen. Um mich herum schiefen alle. Sie haben sich daran gewöhnt!, dachte ich entsetzt. Die Schreie wiederholten sich, durchdringend und langezogen. Mein Herz klopfte wie wahnsinnig. Plötzlich spürte ich, wie mich von hinten jemand berührte. Ein Großmütterchen schaute mich aus eingefallenen, traurigen Augen an und flüsterte: »Hör nicht hin, meine Gute, hör nicht hin. Man kann es nicht anhören, ohne dass einem das Herz bricht! Ach, die Armen, jede Nacht schreien sie. Man kann es kaum ertragen, so wehtut es! Unter uns ist doch der Keller, in dem die Verhöre stattfinden. Und es gibt ja auch welche, die nicht unterschreiben. Dann wird der Ermittler zur Bestie und prügelt umso schlimmer.« »Aber wenn man doch nichts zuzugeben hat?«, fragte ich. »Das ist egal, die Leute gestehen trotzdem. Jeder möchte leben und die Sei-

4 Bezieht sich auf den Titel des autobiographischen Romans »Meine Universitäten« von Maxim Gorki (1868-1936).

nen wiedersehen. Wer weiß schon, was er da unterschreibt! Und im Lager leben schließlich auch nur Menschen und keine Wölfe«, erwiderte sie.

Von Stalins Lagern hatte ich zu jener Zeit nur eine ziemlich unklare Vorstellung. Das muss ich voller Scham und Bitternis eingestehen. Diese Nacht war die Nacht meiner Feuertaufnahme. Von nun an breitete sich die Tragödie eines ganzen Volkes vor mir aus. Auf meinem Leidensweg sammelte ich die unglaublichsten Erfahrungen und ich erkannte, dass sich der Mensch an alles gewöhnen kann. Ich war froh, wenn es mir gelang, die schreckliche Wirklichkeit zu verdrängen und einzuschlafen. Wahrscheinlich erfüllte dieses Abstumpfen, das sich meiner allmählich bemächtigte, unter diesen Umständen eine schützende Funktion. Später erfuhr ich, dass es nur an den Sonnabenden und Sonntagen, wenn sich die Henkersknechte erholten, im Keller still blieb.

Alle zehn Tage wurden wir zum Waschen in die Banja geführt. Das hätte in unserer Situation ein kleines, freudvolles Ereignis sein können. Aber es wurde nur zur zusätzlichen Tortur. Wir wurden prinzipiell immer nachts in den Waschraum geführt, um drei Uhr. Die Wärter weckten die Schlafenden, die sich im Schlaf gerade etwas aufgewärmt und für kurze Zeit ihre Sorgen vergessen hatten, mit grobem Gebrüll auf und scheuchten sie in die Kälte hinaus. Uns ständig zur Eile antreibend, hetzten sie uns durch die Dunkelheit. Der Waschraum kam mir wie die Hölle vor. Hinter dichten Dampfschwaden schauten schwarze, vor Nässe triefende Wände hervor, die irgendwo in der Höhe verschwanden. Im Dampf zitterten und bewegten sich entblößte Körper – die Seelen der Sünder ... Hitze und drückende Schwüle ergriffen mich wie ein zu enger Gürtel. Ich bekam keine Luft mehr, und mein Selbsterhaltungstrieb führte mich zu der verschlossenen Tür, wo ich meine Lippen an das rettende Schlüsselloch presste und gierig die Luft von draußen einsog – mein Herzfehler machte sich bemerkbar. Eine Wärterin stieß mich von der Tür weg. Noch eine Erfahrung: Manchmal hängt dein Leben von den Menschen ab, die dich umgeben. Eine der Wärterinnen im Taganka-Gefängnis war berüchtigt für ihre Grobheit und Grausamkeit. Ihre Böswilligkeit den Gefangenen gegenüber war grenzenlos: Stumpfsinnige, böswillige Kraft vergriff sich an rechtloser, erniedrigter Schwäche. Die Häftlinge waren für sie ausschließlich verhasste und gefährliche Feinde. Am liebsten hätte sie alle auf einmal vernichtet, wozu plagte man sich überhaupt so lange mit ihnen herum?! In jedem von uns sah sie ihren ganz persönlichen Feind. Wie ein geistloses, gut abgerichtetes Tier. Eben diese grausame Gesetzeshüterin hatte uns in jener Nacht in die Banja geführt. Schwankend trat ich zur Seite, nahm eine Schüssel und begann mich einzuseifen. Ich war nur halb bei Bewusstsein. Im Halbdunkel und im Dampf blitzte plötzlich der Ring an meinem Finger auf und prompt erschien die Aufseherin wie ein Geist aus dem Dampf vor mir und riss meine Hand an sich. »Was haben wir denn da? Hast Gold ins Gefängnis geschleppt? Versteckst einen Ring?« Ich erklärte ihr, dass ich den Ring seit vielen Jahren trug, dass ich ihn bekommen hatte, als meine Finger noch dünner waren, und er sich jetzt nicht mehr abziehen ließ, dass der Militär in der

Lubjanka ihn nicht abbekommen und drangelassen hatte. »Nicht abbekommen? Du scheinst eine gute Lügnerin zu sein! Denkst wohl, hast 'ne Dumme gefunden? Aber da bist du an die Falsche geraten! Ich zeig dir gleich mal, wie man einen Ring abmacht.« Und schon wand sie sich wie ein Krake um meine Hand, verrenkte mir fast die Finger beim Einseifen, schimpfte und zeterte und bekam den Ring tatsächlich ab. Alle ihre Manipulationen ließen mein Inneres völlig unberührt. Mir war alles egal. Sogar, dass der Ring ein Geschenk meines geliebten, verstorbenen Vaters war. Alle Verluste erschienen mir nichtig im Vergleich mit dem, was über mich gekommen war. Unbewegt, wie von der Seite, beobachtete ich, was mit mir geschah – das Gedächtnis tat das seine und fixierte einige Momente für immer. Nach dem Waschgang schob mir die grausame Frau ein Zettelchen unter, auf dem falsch und ungelenk geschrieben stand, sie hätte von mir ein Kupferringlein erhalten. Zwei Monate später hieß es, dass sie wegen krimineller Delikte nun selbst als Gefangene in einer Zelle des Gefängnisses einsaß. Ich muss zugeben, dass ich an Vergeltung glaube. Sie kommt mir wie eine – zurzeit noch unerklärbare – Gesetzmäßigkeit vor, die für die Balance zwischen Gut und Böse in der Welt sorgt.

Die Zelle erinnerte an die Arche Noah – all die zusammengepferchten Frauen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Nationalität und sozialer Herkunft, mit ihren verschiedenen Interessen und Charakteren. Tagsüber war Liegen nicht erlaubt und man musste irgendwie sitzend zurechtkommen. Die Zeit verging schrecklich langsam. Die langweilige Eintönigkeit der Tage wurde nur von Aufforderungen zum Verhör oder »Mit Sachen!« unterbrochen. Man musste sich irgendwie von den schwermütigen Gedanken ablenken. Abends, wenn sich die Zelle zum Schlafen fertig machte und das Stöhnen und Seufzen der Frauen vom Fußboden und von den Pritschen erklang, ergriffen diese Gedanken ohnehin von allen Besitz.

Das Brot war fast immer schlecht durchgebacken. Aus dem grünlichen, glitschigen Teig formten die Frauen Gegenstände. Das war zwar verboten, aber mit dem Rücken zum Guckloch sitzend, kneteten sie trotzdem Aschenbecher, Seifenschalen, Schälchen und kleine Vasen, Tierchen und Hähnchen aus diesem ungenießbaren Ton. Alles war sehr grob und formlos gemacht und überlebte nur bis zur nächsten Durchsuchung, bei der rücksichtslos alles weggenommen wurde. Am nächsten Tag wurde wieder geknetet. Eine andere verbotene Beschäftigung war das Sticken. Nadeln waren selbstverständlich verboten, sie wurden aus abgebrochenen Kammzinken selbst gefertigt. Das Nadelöhr wurde mit einer glühenden Sicherheitsnadel durchgebrannt – es gab immer jemanden, der allen Durchsuchungen zum Trotz eine Sicherheitsnadel besaß. Ihre Spitze wurde mit einem Streichholz zum Glühen gebracht. Rauchen war ja nicht verboten und Streichhölzer waren erlaubt. Für die Fäden trennte man Strümpfe oder anderes Gestricktes auf. Man zerriss alte Wäschestücke, versah sie geschickt mit einem Hohlraum und bestickte sie. Irgendwo muss ich sogar noch so ein besticktes Stoffstückchen haben, als besonderes »memento mori«.

Die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung jedoch war die Erzählerei. Man lauschte mit angehaltenem Atem und die Phantasie ließ einen die Wirklichkeit vergessen. Wer erzählen konnte, genoss eine bevorzugte Stellung im Gefängnis. Während meiner Verweilzeit dort wurde eine Unmenge von Literatur nacherzählt: von Tschekow, Gorki, Turgenjew, Maupassant und anderen. Großer Nachfrage erfreute sich der Roman »Die Stechfliege« von Ethel Voynich und der Roman »Jane Eyre« von Charlotte Brontë. Unendlich viele Gedichte wurden rezitiert: von Puschkin, Lermontow, Majakowski, Blok, Nekrassow und Jessenin. Die Rolle der Erzählerinnen übernahmen in unserer Zelle vier Frauen. Da war die alte Intellektuelle Fagé, verheiratet mit einem französischen Schriftsteller, der bei uns in der Sowjetunion lebte. Sie selbst war Russin. Dann die witzige und kluge, noch ganz junge Jüdin Lenotschka. Außerdem noch die schon etwas ältere, aber lebenslustige und temperamentvolle Ungarin Jolan Jaroi-Groob und ich. Vor meiner Verhaftung war ich Schauspielerin an dem jungen Moskauer Studio-Theater unter Leitung von Ruben Simonow gewesen. In jenen Jahren war er zwar schon künstlerischer Leiter des berühmten Wachtangow-Theaters, aber als hochbegabter Regisseur und Schauspieler träumte er vom experimentellen Theater. Dafür benötigte er ein junges Kollektiv, das hundertprozentig hinter ihm stand, und hatte deshalb unser Studio gegründet. Wir hatten in der Hauptstadt mit ihrem rasenden Rhythmus gelebt. Neben der Arbeit gab es künstlerische Verlockungen aller Art – Bücher, Musik, Galerien, Theater –, und wir lebten, wie alle jungen Menschen, ohne uns umzuschauen. Nur ungewöhnlich starke Erschütterungen können so ein eingefahrenes Leben aus dem Gleis werfen und zerstören. Umbewertungen sind dann unerlässlich. Erst hier in der Zelle erschloss sich mir eine neue Bedeutung des menschlichen Gedächtnisses. Vorher hatte ich gelebt, ohne es zu bemerken. Es war einfach da, so wie die Luft, die wir atmen. In meinem Beruf brauchte ich es, um Rollen zu lernen und beim Studium, um mir den Lehrstoff für die Prüfungen einzuprägen. Es spielte nur eine Nebenrolle. Hier, in einer Atmosphäre völliger Isolation und Untätigkeit, entpuppte sich das Gedächtnis als eine Wohltat, an der auch andere ebenso Unglückliche teilhaben konnten. Mit Hilfe meines Gedächtnisses konnte ich Gedanken und Gestalten der Weltliteratur in die Gefängniszelle bringen. So konnte man sich für einen Moment selbst vergessen oder in ein anderes Leben eintauchen. Unter meinen Zellengefährtinnen waren aber auch solche, die in ihrem Leben nicht an Kunst und Kultur herangeführt worden waren. Nie werde ich die glücklichen Minuten vergessen, die ich erlebte, wenn sie aufmerksam und interessiert zuhörten, wenn manchmal sogar eine Träne aufblitzte oder ein offenerherziges »Ist das schön, da bekommt man richtig Gänsehaut« von ihnen zu hören war. Vor der Verhaftung hatte ich gerade einen Ausschnitt aus Wladimir Majakowskis Poem »Wladimir Iljitsch Lenin« für eine Konzert-Interpretation vorbereitet (»Würde man einen weinenden Bolschewiken im Museum ausstellen ...«). Ich rezitierte und sah Tränen in den Augen dieser Frauen, die aufgeplustert wie schwarze plumpe Vögel auf Fußboden und Pritschen hockten. Ein anderes Mal hörten sie sich wie verzaubert ein Fragment aus

»Lady Macbeth aus Mzensk« von Leskow an. Der letzte Weg von Katerina Ismailowa, Sergej und Sonjetka, ihr Weg in die Verbannung, ging ihnen und mir in diesen schrecklichen Tagen unseres Lebens besonders nahe. Manchmal war ich selbst ZuhörerIn. Ich erinnere mich, wie die sonst eher spröde und zurückhaltende Fagé sich entfaltete, wenn sie Tschechows »Der Literaturlehrer« nacherzählte. Dann drang ein anderes Leben in die stickige und halbdunkle Zelle ein. (Vor dem Fenster war eine Metallplatte und nur ganz oben blieb ein schmaler Streifen vom Blau des Himmels übrig.) Dann rauschten die Linden im alten Garten des ländlichen Gutshauses, wir sahen die reizende junge Maria Godfrua und ihren Vater, den alten russischen Gutsherren. Lenotschka gab mit leuchtenden Augen die Geschichte von dem ewig glühenden Arthur aus »Die Stechfliege« wieder. Die Ungarin Jolan erzählte in holprigem Russisch, aber sehr lebhaft aus den endlosen Romanen des ungarischen Klassikers Mór Jókai. Sie waren voller Liebesaffären und alter Schlösser, in denen es nur so wimmelte von Gespenstern.

Jolan war eine der interessantesten Frauen, denen ich im Taganka-Gefängnis begegnet bin. Sie gehörte zur sogenannten Kategorie der »Ehefrauen«. Sie war groß, trotz ihres Alters sehr schlank und hatte dunkles Haar mit ein paar grauen Strähnen darin. Ihre Augen glänzten wie feuchte Schattenmorellen, wie die Augen von Katjuscha Maslowa⁵. Jolan besaß eine der angenehmsten menschlichen Charaktereigenschaften – einen angeborenen Humor. Als Arbeiterkind war ihr im Ungarn der Habsburger eine gute Bildung verwehrt geblieben. Früh verwaist, wurde sie von ihren nächsten Verwandten in eine Klosterschule gegeben. Dort spürte sie schnell, dass ihr diese Welt fremd war und sie niemals eine Nonne sein könnte. Nach einem Zwischenfall wurde sie von der Schule verwiesen. Jemand brachte sie in der Kostümschneiderei am Budapester Theater unter, wo sie u. a. der herausragenden ungarischen SchauspielerIn Franziska Gaál begegnete, die heute in der ganzen Welt bekannt ist. In jener Zeit arbeitete und las sie viel. Dann lernte sie ihren zukünftigen Mann, einen ungarischen Kommunisten, politischen Emigranten, Mitglied der Komintern, kennen und fuhr bald darauf mit ihm nach Moskau. 1937 wurden beide gleichzeitig verhaftet. Ihr Mann war wesentlich älter als sie – ein kranker alter Mann. Sie dachte ständig an ihn, musste oft weinen und hoffte nicht mehr, ihn jemals wiederzusehen. »Sein so krank ... sein so krank ... werden sterben in Gefängnis!«, sagte Jolan weinend, sich die Augen reibend.

Wo wird sie jetzt sein? Ob sie noch lebt? Oder hat sie ihren Kopf irgendwo im Norden, in Sibirien für immer niedergelegt? Ich denke, dass es sie nicht mehr gibt.

Zwei Wochen nach meiner Verhaftung wurde ich das erste Mal zum Verhör vorgeladen, mitten am Tag. Der Wachposten brachte mich nach unten. Am Tage war der Keller nicht so Furcht einflößend: ein breiter Flur mit einem roten Läufer in der Mitte. Durch die Fenster auf einer Seite des Flurs fiel Tageslicht herein. Auf der

5 Katja Maslowa – Hauptheldin aus dem Roman »Auferstehung« von Lew Tolstoi (1818-1910).

anderen Seite waren die Türen zu den Zimmern der Ermittler. Der Wachposten führte mich in eines der Zimmer. Auf einem Stuhl mitten im Raum saß ein junger Militär, die Beine breit auseinander gestellt, die Stiefel auf Hochglanz gewienert. Er saß vorgebeugt, bedrohlich, bullig, und starrte mich mit seinen grauen Augen an, wobei er versuchte, seinen Blick fest und durchdringend erscheinen zu lassen. »Wann sind Sie in die Sowjetunion gekommen?«, fragte er, und ich begriff, dass diese Gesetzeshüter es nicht einmal für nötig erachtet hatten, Angaben zu meiner Person einzuholen. Dabei wäre das ganz einfach gewesen, da ich in Moskau geboren war und 30 Jahre meines Lebens im Zentrum Moskaus verbracht hatte. »Niemals!«, antwortete ich nicht ohne Ironie. »Wie, niemals?«, sträubte sich der Ermittler auf seinem Stuhl. »Ganz einfach, weil ich hier in Moskau geboren bin und sich mein ganzes Leben hier in Moskau abgespielt hat, und zwar in drei Häusern: erst in dem Haus an der Ecke Kusnetzki-Most/Lubjanka, das heute dem Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten gehört, dann im Haus der Stroganow-Schule in der Mjasnitskaja und dann in der Lewschinski-Gasse, zwischen der Kropotkinskaja und dem Arbat. Dort hat man mich auch aus mir bis heute unerfindlichen Gründen verhaftet.« Ich war ganz ruhig und schaute ihm direkt in die Augen. Ganz offensichtlich hatte er etwas anderes erwartet. Jetzt war er eindeutig aus dem Konzept geraten. Er stellte noch ein paar sinnlose Fragen, an die ich mich nicht mehr erinnern kann, dann rief er den Posten, der vor der Tür wartete. Mein erstes Verhör war somit beendet und eindeutig geplatzt. Es hatte nicht geklappt, eine ausländische Spionin aus mir zu fabrizieren; nun müssten sie sich etwas Neues ausdenken. Ich wurde abgeführt.

Nach diesem ersten, misslungenen Verhör verging die Zeit noch langsamer. Die Tage verstrichen und manchmal glaubte ich, dass man mich vergessen hätte. Die Gedanken an meinen Sohn verließen mich nie. Wenn sie meinen Mann nach dessen Rückkehr aus Minsk verhaftet hatten, dann wäre unser Sohn jetzt womöglich ganz allein. Diese Ungewissheit war schrecklich. Eines Morgens brachte mir ein Militär in weißem Kittel einen speckigen grünen Zettel und erklärte, dass das eine Quittung aus dem Gefängniskiosk über einen auf meinen Namen eingegangenen Geldbetrag war, für den ich Brot, Heringe, Zucker und Papirossy bekommen konnte. Ich bestellte etwas und dachte nur daran, so schnell wie möglich den grünen Zettel in die Hände zu bekommen. Ich wollte wissen, was auf ihm stand, da musste doch eine Unterschrift drauf sein. Wessen Unterschrift? Das war jetzt lebenswichtig. Vor lauter Aufregung zitterten mir die Hände, und dann sah ich sie, die vertraute, feine Unterschrift – mein Mann war also frei und mein Sohn bei ihm! Ich sank an die Metalllehne der Pritsche und weinte vor Freude. Eigenartigerweise war ich dem Schicksal in diesem Augenblick dankbar dafür, dass es mich getroffen hatte. Wieso ich froh war? Ich hatte schon früh gelernt, Belastungen zu ertragen, hatte seit 1914 Zerstörung, Hunger und Bürgerkrieg erlebt. Mein Mann war zwar älter als ich, aber das Leben hatte ihn verwöhnt und verzärtelt und manchmal trat auch eine gewisse Nervenschwäche bei ihm zutage. Er hätte das

Gefängnisleben viel schlechter ertragen als ich und wäre mit Sicherheit zugrunde gegangen. Aber so konnte er die besseren Lebensbedingungen für unseren Sohn schaffen. Ich war froh, dass er in dieser blutigen Lotterie das Gewinnerlos gezogen hatte. Und er hat es mir mit Gleichem vergolten und sich nicht von mir losgesagt, wie es damals so viele andere taten. Ganz im Gegenteil. Er wählte freiwillig den schwereren Weg – was zu jener Zeit einem gewissen Heldentum gleichkam – und ging zum Innenministerium, zum OGPU, zur Staatsanwaltschaft und zu Tribunalen, um zu beweisen, dass ich ein absolut ehrlicher Mensch und Bürger war, dass ein Fehler unterlaufen sein musste. Gleichzeitig suchte er mich in sämtlichen Gefängnissen. Aber das alles habe ich erst viel später erfahren.

Monatlang waren diese grünen Quittungszettelchen mit seiner Unterschrift unser einziges Verbindungsglied. Nachts weinte ich über den Zetteln, die ab und zu ersetzt wurden. Später habe ich sie mein ganzes Leben lang aufbewahrt.

Trotz allem gab es auch heitere Begebenheiten in unserer Zelle. Eines Tages dröhnte wieder einmal der Riegel und kurz darauf stand ein kleines altes Mütterchen auf der Schwelle. Wie immer rückten die anderen zusammen, damit sie sich setzen konnte. Zuerst blickte sie erschrocken auf die um sie sitzende buntgescheckte, finstere Schar. Sie gehörte zu jenen, denen auf der Stirn geschrieben stand, dass sie in ewiger Not und Düsternis nie etwas anderes als körperliche Arbeit, die Sorgen um die bäuerliche Wirtschaft, um Familie und Haushalt kennengelernt hatten – die personifizierte heilige Einfalt. Als sie jemand fragte, wofür sie im Gefängnis war, da wurde das Mütterchen gesprächig, anscheinend hatte sie schon lange schweigen müssen.

»Wegen meinem Söhnchen, wegen meinem allerliebsten Söhnchen. Aber was da eigentlich vorgefallen ist, begreife ich immer noch nicht. Vielleicht könnt ihr guten Frauen mir dummen Alten das ja erklären. Die haben mich von über 100 Werst weit aus dem Dorf hergebracht. Der Wachsoldat hat mir so 'n Überwurf umgelegt. Ich frag ihn also: »Mein Lieber, warum bringst du mich so weit weg? Und auch noch mit Gewehr? Und aus Metall, schrecklich! Um Himmels willen!« »Sei still, Frau«, sagt er. »Ich darf nicht mit dir sprechen! Ich weiß auch nichts, außer, dass du ein Volksfeind bist!« Also haben wir uns den ganzen Weg über angeschwiegen. Dann sind wir hier angekommen und die haben mich in so eine winzige Zelle gesteckt. Und am Morgen, schwupp, haben sie mich zum Verhör geholt. Konnten es anscheinend kaum erwarten. Na, ich war ganz aufgeregt, hab mich bekreuzigt, mir ein sauberes Kopftuch umgetan und bin losgegangen. Der Soldat, der mich geführt hat, sagt, ich soll die Hände auf den Rücken machen. Na ja, dann waren wir also drin in der guten Stube. Am Tisch sitzt so einer in Uniform. »Wie ist dein Familienname? Wie heißt du?«, fragt er. »Auf der Straße rufen sie mich Feklistowa. Die Matrjona bin ich, die vom Prochori.« »Setz dich, Frau. Ich bin der Ermittler.« Ich guck ihn mir so an. Er sitzt da und schweigt, schiebt Papiere auf dem Tisch hin und her. Mit einem Mal wird er ganz grimmig, seine Augen quellen hervor wie bei einem wilden Eber, wirklich, ungelogen! Und er sagt:

›Erzähl mal, Alte, wann wurdest du angeworben?‹ ›Was is'n das?‹, frag ich ihn.
›Wann wurdest du angeworben, los antworte!‹, schreit er. Mein Gott, denke ich,
was will er bloß von mir?! ›Guter Mann, vergib mir in Christi Namen! Ich versteh
dich gar nicht, ich dumme Alte.‹ ›Hat dich dein Sohn angeworben?‹ Er sieht schon
aus wie der leibhaftige Satan. Seine Augen schauen ganz irre und ich zittre am
ganzen Leibe. Na, soll es doch lieber so sein wie er will, denke ich mir. ›Er hat
mich angeworben, ja, ja, er hat mich angeworben, guter Mann‹, sag ich. ›Na bitte!
Hat er dich also doch angeworben, und du sagst, du verstehst nichts! Willst uns
wohl betrügen?!‹, sagt er und knirscht dabei mit den Zähnen wie ein Irrer. ›Na,
und du hast dich natürlich anwerben lassen?!‹ ›Ja, ja, guter Mann, ich hab mich
anwerben lassen, hab mich anwerben lassen!‹ Weiß der Geier, was ich da sage,
ich hab keine Ahnung, wovon ich spreche! Dann hab ich ein Kreuzchen aufs Pa-
pier gemacht, da wo er's mir gezeigt hat. Schreiben kann ich ja nicht. Und plötz-
lich war er wie verwandelt, hat sich wieder beruhigt und mich gehen lassen. Ach,
was war ich froh, so richtiggehend froh war ich da. Na, der Herrgott wird schon
Gnade walten lassen und mich Alte beschützen.«

Sie muss damals über 70 gewesen sein. Kurz darauf wurde sie »mit Sachen«
zur Urteilsverkündung gerufen. Bestimmt hat man sie in fremde Gegenden ver-
trieben und was, außer dem Tod, konnte sie dort schon erwarten? Das ist eben
diese weiche Nachgiebigkeit Russlands. Diese furchtsame Widerstandslosigkeit,
Gutmütigkeit und das Hoffen auf Gott.

In unserer Zelle war auch die junge weißrussische Bäuerin Ljubinskaja. Sie
wurde als Ehefrau eines Kaweshediners verhaftet und war erst vor Kurzem aus
ihrem Dorf ins Gefängnis geraten. Blass und schmal bis zur Durchsichtigkeit
schien sie in ihrem erstarrten Schweigen wie weggetreten zu sein. Einige Monate
vor ihrer Verhaftung hatte sie ein Kind geboren. Von ihrem Säugling getrennt, war
sie kurz davor, den Verstand zu verlieren. Sie konnte nicht begreifen, was mit ihr
geschah. Wie eine Schlafwandlerin lief sie umher, aß, trank, legte sich hin und
stand wieder auf. Agafja hatte so eine Art Patenschaft für sie übernommen. Mehr
als die anderen kümmerte sie sich um die junge Frau, unterhielt sich mit ihr,
tröstete sie, zeigte Einfühlungsvermögen.

Als ein kleines Energiebündel ist mir die zierliche Jüdin Lenotschka in Erinne-
rung geblieben. Sie war klug und witzig, fast noch ein Mädchen, hatte dunkle Au-
gen und schwarzes Haar. Manchmal geriet sie anfallartig in große Verzweiflung:
Ihr junges Leben, mit allen Freuden, der Neugier, den Begabungen – alles verkam
und verdarb hier, in der maßlosen Unsinnigkeit dieses Gefängnisses. Obwohl sie
die Jüngste von uns war, hatte sie in einem halben Jahr bereits gewisse Gefängnis-
erfahrungen sammeln können. So war sie auch Berufsverbrechern begegnet und
von deren verwegenen Furchtlosigkeit beeindruckt. In einer Zeit der Angst, als
überall nur geflüstert wurde, erzählte sie uns mit unbekümmerter Freude, wie die
Verbrecher die Abkürzung UdSSR entschlüsselten: Den Tod für Stalin, diesen
Hund der Revolution⁶. Glücklicherweise waren keine Denunzianten unter uns.

Mir wurde dadurch klar, dass die Bevölkerung begann, Stalins Terrorsystem zu durchschauen. Ob Lenotschka vom Schicksal verschont blieb oder in einem Massengrab verschwand – ich weiß es nicht ...

Eine feine, durchdringende Trauer erfüllt mein Herz noch heute, wenn ich an Großmutter Akutina denke. Ich weiß nicht wieso, ich bin jetzt schon über 50 und habe, einer alten Schildkröte gleich, Lebenserfahrungen angesammelt und mich eigentlich abgehärtet. Ich denke, dass es an dem Verantwortungsgefühl, mehr noch an dem Schuldgefühl liegt, das man als intelligenter Mensch automatisch empfindet, wenn einem anderen Unrecht zugefügt wird – auch wenn man selbst an diesem Unrecht nicht beteiligt ist. Es ist so etwas wie die höchste Form eines »universellen Gewissens«. Hinzu kommt, dass mich das Schicksal dreimal mit Großmutter Akutina zusammentreffen ließ, als wolle es um jeden Preis einige Ausschnitte aus dem Leben dieser alten russischen Frau und des schändlichen Geschehens im Land ins Licht rücken:

Wieder einmal wurde eine Neue in unsere Zelle gebracht. Ein kleines grauhaariges Frauchen stand neben dem Abortkübel in der Tür, so wie einst ich selbst. Sie hatte ein rundes Gesichtchen mit einer kleinen Stupsnase und ihre altersschwachen Äuglein blickten uns gutmütig und fragend, unsicher lächelnd an. Von ihr ging ein gütiges Strahlen aus, unerschöpflich und beruhigend. Das war Tatjana Akutina. Bereitwillig und offenerzig beantwortete sie alle Fragen, die wir stellten. Nachdem sie Haus und Hof verloren hatte, war die alte Bäuerin im Moskauer Umland gestrandet. Hier führte sie einer anderen Alten, einer »wohlhabenden Hausbesitzerin«, den Haushalt. Sie heizte den Ofen, holte Wasser vom Brunnen und fütterte manchmal das Viehzeug, eine Kuh und ein paar Hühner, half dicke Suppe kochen – kurz, sie erledigte, was in einem Haushalt so an Arbeiten anfällt. Die beiden Alten verband außerdem das gemeinsame Gebet – beide waren Baptistinnen. Still und leise lebten sie vor sich hin, ohne jemanden zu belästigen oder zu stören. 1938 wurden sie abgeholt. Die Alte ertrug ihr Schicksal gelassen und ohne zu murren. Ich kenne mich in Religionsfragen nicht besonders gut aus, da ich – in sowjetischer Zeit erzogen – Atheistin bin und deshalb nicht beurteilen kann, inwiefern der Glaube hierbei eine Rolle gespielt hat. Aber ich denke, dass Großmutter Akutina Trost in ihm fand. Manchmal kam die kleine, unscheinbare Alte zu mir und fragte mich leise und unsicher, wobei sie mit ihren tränenden Äuglein zwinkerte: »Wera, Töchterchen, kannst du mal auf meinem Kopf nachschauen, sei doch so lieb, dieses Jucken ist ja nicht zum Aushalten, ich bin wohl ganz verlaust, ich Verdammte. Du hast doch noch junge Augen.« Ich öffnete ihren fettigen, kleinen Haarknoten und durchsuchte die gelblich-grauen Haarsträhnen. Wenn ich eine Laus fand, zerdrückte ich sie. Das fiel mir nicht schwer, und ich empfand auch keinen Ekel dabei, denn die Alte war so sanftmütig und ich half ihr gern. Ansonsten saß sie meistens irgendwohin gekauert, schweigend in der Zelle.

Ich wurde vor Großmutter Akutina »mit Sachen« rausgerufen. Nachdem ich noch einen Blick auf alle meine Gefährtinnen geworfen hatte, verließ ich sie und die Zelle für immer.

Inzwischen war etwa ein Jahr vergangen und ich lebte schon längst an meinem Verbannungsort in Kasachstan, am Ufer des Aralsees. Ich unterrichtete an einer kasachischen Schule die Schulweisheiten einer Fremdsprache. Die kleinen Kasachen, die ein wunderliches Russisch sprachen, nannten mich »Berlexandrowna«⁷, weil sie unser »W« wie »B« aussprachen. Die Stadt Aralsk, falls man eine Anhäufung von Strohlehmhütten unter der sengenden Sonne als Stadt bezeichnen kann, versank im Sand der wasserlosen Wüste, die bis an den Aralsee reichte. Schmerzlich und beständig vermisste ich das Grün der heimatlichen mittlerrussischen Gefilde. Aus russischer Richtung fuhren oft Güterzüge mit Birkenstämmen vorbei. Mit Tränen in den Augen schaute ich ihnen nach. Als ich mich einmal in der Hitze mühevoll durch den Sand quälte, erblickte ich in der Ferne eine mir entgeghumpelnde Alte. Das Laufen fiel ihr schwer, sie ging am Stock. Als ich näher hergekommen war, erkannte ich Großmutter Akutina. Ich rannte auf sie zu. »Großmutter! Tatjana Pawlowna!«, rief ich und umarmte sie. Ich freute mich, als wäre ich einer nahen Verwandten wiederbegegnet. »So sehen wir uns also wieder!« »Bist du das, liebe Wera! Guten Tag, mein Töchterchen! Das hätte ich ja nicht erwartet, dass ich dich noch einmal sehe, aber nun haben sich unsere Wege doch wieder gekreuzt. Was für eine unerwartete Freude!« Dann erzählte Großmutter Akutina, dass man ihren Gefangenentrupp vor ein paar Tagen hierhergebracht hatte. »Die haben uns also ausgeladen. Die meisten von uns waren Alte. Die Wachsoldaten haben uns dann zur Übergabe gebracht. Wie wir das gesehen haben: kein Baum, kein Grashalm ringsherum, da haben wir uns vor ihre Füße geworfen und gesagt: ›Wohin habt ihr uns bloß gebracht? Hier gibt es ja nichts als Sand und Wind! Was sollen wir denn hier? Wie sollen wir denn hier leben? Wenn ihr uns sowieso zum Sterben hergebracht habt, könnt ihr uns ja gleich hier erschießen!« Die Wachsoldaten lieferten die Alten aber doch lieber bei der örtlichen Abteilung des NKWD ab, und eine Unterkunft fand sich dann auch für sie.

Die dritte Begegnung war viel trauriger. Ich war an der tropischen Ruhr erkrankt und lag in der Epidemie-Baracke des städtischen Krankenhauses. Medikamente für diese Krankheit gab es im Krankenhaus nicht und ich hoffte nicht mehr auf meine Genesung. Aber es geschah etwas Unglaubliches, gerade so, als wäre einer höheren Macht nicht an meinem Tod gelegen. Eine der Verbannten, eine Krankenschwester, hatte die Medizin bei sich zu Hause. Sie war ihr aus Moskau geschickt worden, prophylaktisch, für alle Fälle! Weil sie gerade finanzielle Probleme hatte, verkaufte sie mir die wertvollen Ampullen, die mir das Leben retteten. Die Krankenbaracke stand am Stadtrand, fast am Meer. Ganz in der Nähe be-

7 Im Russischen benutzt man für die höfliche, respektvolle Anrede Vor- und Vatersnamen, bei Wera Schulz also Wera Alexandrowna.

fand sich eine kleine Hütte, deren weiße Lehmwände grell leuchteten. Hinter ihr begannen die endlosen Sandwogen der Wüste. Als es mir schon besser ging, verbrachte ich jeden Morgen an der Luft. Um mich vor der tropischen Hitze zu schützen, setzte ich mich in den Schatten der Baracke. Dort erzählte mir ein Kranker, dass eine verbannte Alte gestorben war, eine Baptistin. Vor ihrem Tod hatte sie darum gebeten, dass man sie in dem Leichenhemd begraben sollte, das bei ihr zu Hause lag. Sie hatte es schon seit Langem zurechtgelegt. Jetzt lag sie da drüben im Leichenhaus – er zeigte auf die weiße Lehmhütte mitten im Sandmeer. Ich ging zu der Hütte, stieß die unverschlossene Tür auf und blieb auf der Schwelle stehen. Mitten im Raum lag ein kleiner Körper auf dem Fußboden. Er war in ein weißes Leichengewand gewickelt und lag da, als hätte die strenge Bewegungslosigkeit des Todes ihn ausgerichtet. Es war Großmutter Akutina. Ich stand lange auf der Türschwelle und betrachtete sie. In solchen Minuten sah und verstand ich alles besonders deutlich. So etwas konnte man weder vergessen noch verzeihen.

Wann endlich würde das Maß des Bösen erreicht sein? Wann endlich würde es vergolten werden? Warum wurde diese einfache Seele, diese einfache Bäuerin von ihrer Heimat Erde fortgerissen? Warum musste sie in dem Wissen sterben, dass ihr Körper niemals auf dem Dorfkirchhof unter einem verwitterten grauen Holzkreuz ruhen würde, dass sie, bevor sie für immer die Augen schloss, keine weinende Birke, keine Eberesche mehr sehen würde. Ihr kleines Grab würde nicht zwischen anderen windschiefen Kreuzen im hohen Gras liegen und es würden auch keine Vögel an ihm zwitschern. Auch würde sich kein Pferd mit Kletten im Schweif dorthin verirren, und zu Ostern würden sich keine lustigen Spatzen an bunten Eierschalen zu schaffen machen ... Gar nichts würde sein, auch keine heimatliche Erde, in die man doch eingehen sollte. Ihr Körper würde für immer im salzigen Wüstensand liegen, der nur Steppengras und Stacheln hervorbrachte, wo das Wasser gelb und bitter wie Urin war und wo lediglich exotische Kamele mit schönen, allwissenden Augen und auf hohen, wie gichtkranken Beinen dahin schritten, fremd und unbekannt ... Warum? Wofür? Hat hier die Idee von »den Schuldigen ohne Schuld« eine tragisch neue, ein ganzes Volk umfassende Bedeutung bekommen?

Das zweite Mal wurde ich zwei Monate später zum Verhör gerufen. Frühmorgens. Anscheinend waren die Abende den gefährlicheren »Verbrechern« vorbehalten. Diesmal war es ein anderer Ermittler. Er war ganz jung, blond und sehr liebenswürdig. Er zog das Gespräch vom anderen Ende auf und begann, mich über das Leben an dem Theater, in dem ich gearbeitet hatte, auszufragen. Die neue Anklageversion sah folgendermaßen aus: Ein Angehöriger der deutschen Spionageabwehr hätte mich angeworben. Für ihn musste Boris B., ein sehr entfernter Verwandter (der Sohn einer Nichte oder einer Freundin meiner Großmutter oder so etwas in der Art), herhalten. Er wohnte in der Stadt Engels, wo er als Lehrer arbeitete und war nur sehr selten in Moskau gewesen. Das letzte Mal hatte er uns vor ungefähr fünf Jahren, also 1933, besucht. Nach dem Szenario, das sich die Ermittler

ausgedacht hatten, musste ich Informationen darüber weiterleiten, wann sich Regierungsmitglieder am Theater aufhielten. Ich gab dem jungen Ermittler die schlüssige Antwort, dass unser Theater sehr klein war, noch nicht lange existierte und noch nie von einem einzigen Regierungsmitglied besucht worden wäre. »Das hat keinerlei Bedeutung!«, sagte der Ermittler. Während des Verhörs hatte er die ganze Zeit etwas aufgeschrieben und bat mich nun, das Vernehmungsprotokoll durchzulesen und zu unterschreiben. »Nein, das werde ich nicht unterschreiben, nicht ein Wort davon entspricht der Wahrheit«, weigerte ich mich. »Früher oder später werden Sie sowieso unterschreiben«, meinte er lachend. »Aber gut, das erste Mal gebe ich Ihnen die Möglichkeit, darüber nachzudenken. Je eher Sie unterschreiben, desto besser für Sie.«

Auf dem Rückweg in die Zelle geschah etwas Eigenartiges. Der Begleitsoldat befahl mir, mich mit dem Gesicht zur Wand zu drehen, was ich auch tat. Ein Schlüssel rasselte, eine Tür ging auf, der Soldat gab mir einen Stoß und ich fand mich in einem kleinen, fensterlosen Raum wieder. An der Decke leuchtete eine gewöhnliche Glühbirne in einem Drahtkorb. Hinter mir fiel die Tür zu. Die Zelle war leer, lediglich ein Hocker stand an der Wand. Auf ihm verbrachte ich dann einige unendlich langsam vergehende Stunden. Hatten die mich vergessen? Oder gab mir der Ermittler auf diese Weise die Möglichkeit, in der Einsamkeit »nachzudenken«? Als man mich in die Zelle zurückbrachte, hatte sich diese bereits zum Schlafen fertig gemacht. Ich musste mich ebenfalls hinlegen, ohne den ganzen Tag über etwas gegessen zu haben.

Als ich mich beim nächsten Verhör wieder weigerte, diesen Unsinn zu unterschreiben, bekam das Verhör plötzlich einen völlig anderen Ton. Man redete mir jetzt freundschaftlich zu, als echter Sowjetbürger müsste ich das Ganze doch verstehen. »Wir wissen, dass, was hier steht in Wirklichkeit so nicht stattgefunden hat. Aber wir und unser Staat brauchen das ganz dringend. Verstehen Sie – wir brauchen das ganz dringend! Und deshalb müssen Sie das als Sowjetbürger für Ihr Land tun und unterschreiben!« Erst später wurden mir der Zynismus und die Heuchelei dieser Handlungsweise bewusst. In jenem Moment aber hatte ich nur einen Gedanken: Wie sollte ich damit zurechtkommen? Sollte ich mich mit einem Federstrich aus einem ehrlichen in einen unehrlichen Menschen verwandeln? Die Wahrheit war das Allerhöchste für mich. Ich verweigerte die Unterschrift. Nun verwandelte sich der »sympathische Blonde« schlagartig. Er sprang auf und löste den Gürtel, der um sein Hemd gegürtet war. Sein Gesicht war plötzlich wutverzerrt, sein Unterkiefer vorgeschoben, die Zähne entblößt und die Augen blickten wie wahnsinnig. »Zum letzten Mal: Sie unterschreiben das jetzt oder ...!«, drohte er und schwenkte den Gürtel. »Warten Sie, warten Sie!«, schrie ich. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken: Wenn er mich schlägt ... Ich kannte mich: Das würde ich nie vergessen und vergeben können. Nicht ihm – er war nur eine Schachfigur. Der Heimat? Nein! Das Land war krank, etwas geschah, das Falsche ... Unschuldige unterschrieben – einen anderen Ausweg, um zu überleben, gab es

nicht. Und plötzlich sah ich einen Ausweg. »Geben Sie mir das Blatt«, schrie ich, »und versprechen Sie mir, dass es in den Unterlagen bleibt! Wenn Sie das tun, unterschreibe ich alles.« Er gab mir das Blatt und ich schrieb, dass alles, was in diesen Unterlagen von mir unterzeichnet wurde, erlogen war, kein einziges Wort der Wahrheit entsprach; der Ermittler mich unter Androhung von Schlägen dazu gezwungen hatte; dass ich in der Hoffnung weiterlebte, mein Fall würde einmal untersucht und mir würde Gerechtigkeit widerfahren. Da hätte ich natürlich bis zum Jüngsten Gericht warten können, aber die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen Leviatan war mir schon damals absolut bewusst. Und die Geschichte hat gezeigt, dass es richtig war, sich dem historischen Gang der Ereignisse zu unterwerfen – einen anderen Ausweg gab es damals für niemanden.

In Mittelasien

Anfang September 1938. Wieder einmal sollte ein Gefangenentransport aus Moskau losgeschickt werden. Auf einem Abstellgleis, weit entfernt vom Kasaner Bahnhof – dieses Schauspiel war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt –, stand ein langer, vergitterter Waggon bereit. Noch war er leer, seine Ladung noch nicht eingetroffen ...

Eines Morgens stand ein »schwarzer Rabe« im Hof des Taganka-Gefängnisses. Wir wurden in den Hof geführt und in das Auto gesetzt. Innen war eine Trennwand, hinter der die Wache saß. Der »Rabe« fuhr los. Alle waren aufgeregt, nahmen von Moskau Abschied, vielleicht für immer. So im Halbdunkel sitzend, manche hatten die Augen geschlossen, fuhren wir durch die Stadt, spürten noch Moskaus Straßen unter uns. Wir trennten uns nur schweren Herzens von ihnen. Was erwartete uns? Angestrengt versuchten wir uns vorzustellen, auf welchen Straßen der »Rabe« gerade entlangfuhr. Endlich blieb er stehen und wir wurden herausgelassen. Um uns herum – nichts als sich kreuzende Gleise und Waggon, Waggon, Waggon. Wir wurden aufgestellt. Einer von den Begleitsoldaten ging mit einem Stapel blauer Briefumschläge nach vorn. Auf jedem Umschlag stand ein Familienname. Das waren unsere »Fälle«. Eine schnelle Kontrolle wurde durchgeführt. Reine Formsache, da die Politischen für die Soldaten sowieso harmlose »Marienkäferchen« waren. Wir standen vor einem Waggon mit vergitterten Fenstern. In jenen tragischen Jahren fuhr kaum ein Zug ohne so einen angehängten Waggon; später, bereits in der Verbannung, habe ich ihnen oft als »Freie« nachgeblickt. Uns wurde befohlen einzusteigen. Man hätte den Gegnern von Darwins Evolutionstheorie diese Waggon von innen zeigen sollen: Hinter einem den Waggon durchziehenden Metallgitter drängten sich Wesen, die auffallend Affen ähnelten! Der Mensch war in seinen Urzustand zurückgekehrt. Struppige, zugewachsene, schmutzige Männer hockten auf der durchgehenden oberen Ebene. Unruhige Augen blitzten auf, graue Finger mit schwarzen Fingernägeln krallten sich am Gitter fest. (Frauen konnten sich in Gefangenschaft besser ihr

menschliches Antlitz erhalten, obwohl sie den gleichen Bedingungen wie die Männer ausgesetzt waren.) Wir wurden in ein oberes Abteil gequetscht, wie Heringe in ein Fass. Die Sonne knallte auf das Dach. Es war unerträglich heiß. Erst abends wurde der Waggon an einen Zug angehängt. Und dann begann endlich unsere Fahrt in den Osten, begleitet von dem gleichmäßigen und fast beruhigenden Geräusch der Räder, das für alle gleich war, egal ob frei oder gefangen.

Das erste Etappenziel war das Durchgangsgefängnis in Sysran. Auf dem Weg dorthin wechselten sich Fahrtstrecken mit langen Standzeiten ab. Offensichtlich wurde der Waggon mal ab- und dann wieder angehängt. So vergingen mehrere Tage. In Sysran wurde unser langer Gefangenenzug über kahle Felder geführt. Um uns war alles kalt und ungemütlich. Außer den bewaffneten Postenketten neben uns war keine Menschenseele zu sehen. Ringsherum nichts als leere schwarze Felder. Das Leben schien plötzlich unwirklich verzerrt! Warum war ich hier? Warum wurde ich wie ein Bandit von bewaffneten Soldaten geführt? Ich hatte damals noch nicht verlernt, mich über die schicksalhaften Ungereimtheiten zu wundern, die vor meinen Augen geschahen. Endlich tauchte vor uns aus dem Dunkel das weiße Gefängnisgebäude am Stadtrand auf. Am nächsten Morgen stellte ich fest, dass wir uns in einer großen, hellen, weiß gekalkten Zelle mit zwei Fenstern befanden. Jede von uns hatte eine Pritsche, einen Strohsack und ein dünnes, hartes Kissen. Wir waren im siebten Himmel. Neben der Tür stand ein großer Holzzuber, ein provinzieller Abort. In der Zelle waren schon zwei, drei Frauen, die auf die Weiterreise warteten. In Sysran wurden wir zehn Tage lang festgehalten und konnten uns ein wenig »erholen«. Die Mehlsuppe kam uns hier köstlicher und die Grütze fetter vor als in Moskau.

Am Tag der Abfahrt ging es mir nicht gut. Zum Abend bekam ich Schüttelfrost und Fieber. Wenn ich das sagte, ließen sie mich hier, wie die kranke Alte, bei der ich mich zweifellos angesteckt hatte. Ohne die Frauen, die inzwischen zu »meinen« Frauen geworden waren, wollte ich nicht hierbleiben. Also sagte ich nichts. Bei Anbruch der Nacht brachen wir auf. Wieder gingen wir, von Dunkelheit umgeben, einen schwarzen Weg entlang, an schwarzen Feldern vorbei. Halb ohnmächtig, ständig über meine einknickenden Beine stolpernd, erreichte ich den Affenkäfig auf den Gleisen. Als herauskam, dass ich bewusstlos war und am ganzen Körper glühte, da fuhr der Zug längst, und die nächste Zwischenstation war erst wieder in Taschkent. Bis dahin waren es noch einige Tage. Ein Wachsoldat brachte mir ein Fieberthermometer. Ich hatte über 40 Grad Fieber. Wie ich in ein unteres »Abteil« gelangte, in dem ich dann allein lag, weiß ich nicht. Die ganze Fahrt nach Taschkent bestand nur aus kurzen Augenblicken der Wachheit, aus denen ich schnell wieder in Bewusstlosigkeit fiel. Ich hatte großen Durst. Wie an einen Traum erinnere ich mich, dass mir die Wachsoldaten heißen, starken Tee zu trinken gaben. Das waren Minuten der Glückseligkeit. Ich hatte Glück – die Wachsoldaten verhielten sich menschlich. Andere hätten mich als Schwerkranke schon längst irgendwo unterwegs abgegeben. Außerdem hatten die Frauen Mitleid mit

mir und setzten sich für mich ein. Marta, eine ruhige und gutmütige Wolgadeutsche, bot an, sich um mich zu kümmern und wurde zu mir gesperrt. In einem lichten Augenblick wurde ich in den Gang ans Fenster geführt. In Mittelasien war es noch sehr heiß und die Fenster waren geöffnet. Mir wurde wieder schlecht. Krampfhaft zuckend klammerten sich meine Finger an das Gitter vor dem Fenster, dann verlor ich das Bewusstsein und sackte zusammen. Aber der Wachsoldat hinter mir hielt mich. Alles, was danach passierte, haben mir später »meine« Frauen erzählt. An einem kleinen Bahnsteig blieb der Zug stehen. Eine Frau mit Kind auf dem Arm ging am Zug entlang. Das Kind hielt ein helles Brötchen in der Hand. Das tod- blasse Gesicht mit den verdrehten Augen hinter dem Gitter erregte die Aufmerk- samkeit von Kind und Mutter. »Hach, was ist denn mit ihr los? Ist sie krank?«, fragte sie mitleidig. »Ja, sie ist krank, gehen Sie weiter, gehen Sie schon!«, sagte der Wachsoldat unwillig. Die Frau nahm dem Kind das Brötchen weg. »Erlauben Sie, dass ich ihr wenigstens das Brötchen geben darf?«, fragte sie. »Das ist verbo- ten, Bürgerin, außerdem wird sie bei uns mit allem versorgt. Ich hab doch gesagt, Sie sollen weitergehen!«, knurrte der Soldat. Die Frau schüttelte missbilligend den Kopf und murmelte: »Lassen einen nicht mal ein Almosen im Namen des Herrn darbringen! Diese Gottlosen.«

Dostojewski hat einmal gesagt: »Mitleid ist das wichtigste und vielleicht ein- zige Gesetz allen menschlichen Seins.« Zu jener Zeit war mitleiden nicht erlaubt und außerdem war es nicht ungefährlich. Man hatte ein starkes Tier von der Kette auf das Mitleid losgelassen – die Angst.

Endlich in Taschkent. Wie ein Traum kommt mir die Erinnerung an die Banja in der Entlausungsanstalt des Lagerpunktes vor. Jemand hatte mich ausgezogen, und wie ich so splitternackt auf einer Steinbank saß, da kam ein älterer Usbeke mit Ra- sierklinge auf mich zu. Er war für die Rasur der Schamhaare zuständig. Weil ich so krank war, nahm ich diese neue Erniedrigung kaum wahr. Ein anderes Traumbild: Eine kleine schwarzhaarige Frau mit knochigem, tief sonnengebräuntem Gesicht und schmalen, dreieckigen Augen goss Wasser aus einer Schüssel über mich.

Ich kam in das kleine Krankenhaus, das zum Taschkenter Lagerpunkt gehörte. Eigentlich war es nur eine Baracke mit zwei Zimmern, eins für die Frauen und das andere für die Männer. Dazwischen war nicht einmal eine Tür, nur ein altes, ein- gerissenes Bettlaken hing in der Türöffnung. Die Krankenbaracke unterstand Dr. Annenkow, einem politischen Verbannten aus Leningrad. Unter armseligen Bedingungen versuchte er das Möglichste, um seine Kranken zu retten. Wenn er aufgrund der Umstände nicht helfen konnte, überwies er die Kranken ins »Kran- kenstädtchen« des Gulag, das sechs Kilometer von Taschkent entfernt und medi- zinisch besser ausgestattet war. Dr. Annenkow nahm sich auch meiner an. Mein Fieber war zwar verschwunden, aber ich hatte mich inzwischen in einen »Abkrat- zer« verwandelt. Stundenlang starrte ich aufs Fenster und dachte ununterbrochen an meinen Sohn, daran, dass ich weder ihn noch meinen Mann jemals wiederse- hen würde, daran, dass mich nur noch der Tod erwartete.

Einmal erwähnte meine Bettnachbarin Antonina Tarassowa einen älteren Professor des Rechts, ein Politischer mit einer hohen Lagerstrafe, der nebenan bei den Männern lag. Er war unterwegs krank geworden. Sie konnte nicht ahnen, dass diese Mitteilung auf ihre gebrechliche Bettnachbarin wie ein Schock wirken würde. Ich war von dem Wunsch besessen sofort aufzustehen, mich zu dem Bett des Professors zu schleppen, mit ihm zu reden und so vielleicht etwas über das Schicksal des von mir sehr geliebten und geachteten Jewgeni Paschukanis zu erfahren.

Hier muss ich noch einmal zurückgehen. Erst im Januar 1937 war ich zu der festen, unerschütterlichen Überzeugung gelangt, dass auch unschuldige Menschen in die Gefängnisse geworfen wurden. Menschen, die nichts verbochen hatten, die ihrem Wesen nach gar nicht in der Lage waren, Verbrechen gegen die Revolution oder gegen das Volk zu begehen. Ich meine die sogenannten politischen Gefangenen. In jenem Januar wurde Jewgeni Paschukanis verhaftet und, Gerüchten zufolge, sofort in den Lubjanka-Kellern erschossen. Er war ein sehr alter, der beste Freund unserer Familie und uns verband ein sehr enger Kontakt. Jewgeni Paschukanis war Litauer, von jungen Jahren an in der revolutionären Bewegung aktiv. Er war ein begabter Rechtsgelehrter und sollte Ende 1936 Kandidat der Akademie der Wissenschaften werden. Im Dezember gab es über ihn sogar einen Artikel mit seinem Foto in der »Iswestija«⁸. Zu dieser Zeit leitete er das Institut für Aufbau und Recht, das Institut der Roten Professur und war Stellvertreter des Volkskommissars der Justiz der UdSSR Krylenko. Ich muss erwähnen, dass ich nach meiner Verhaftung, als ich sah, was mit den anderen geschah, öfters überlegt hatte, ob ich nicht wegen meiner Bekanntschaft, meiner Freundschaft zu Jewgeni Paschukanis im Gefängnis gelandet war. Dann stellte sich heraus, dass mein Nachname schuld daran war. Als meine Mutter und mein Mann in den Gefängnissen nach mir suchten, fanden sie heraus, dass in derselben Nacht noch acht Leute mit dem gleichen Namen verhaftet worden waren. Aber das erfuhr ich erst ein Jahr später.

Antonina aus dem Partei-Stadtkomitee in Baku hatte mir also von dem Rechtsgelehrten im Männerzimmer erzählt. Seinem Namen nach, er hieß Giginawa, war er Grusinier⁹. Nachdem ich mir mein Laken um den erschöpften, spindeldürren Körper gewickelt hatte, klopfte ich an die hölzerne Laibung der Türöffnung, schob das geflickte Laken beiseite und betrat das Männerzimmer. Ein Blick reichte aus, um festzustellen, welcher von den ausgemergelten Gestalten auf den Betten Professor Giginawa war. Er war schon älter, hatte ein hochintelligentes Gesicht und war ganz offensichtlich Grusinier. Ich trat näher und sagte, dass ich mit ihm sprechen müsste. Er bot mir an, mich ans Fußende zu setzen. »Meiner Meinung nach müssten Sie Jewgeni Paschukanis kennen. Ich bin seinetwegen zu Ihnen gekommen.« Giginawa stützte sich auf die Ellbogen und blickte mich

⁸ »Iswestija« (Nachrichten) – nach der »Prawda« in der UdSSR die zweitgrößte Tageszeitung.

⁹ Grusinier – in der UdSSR Bezeichnung für die indigene Bevölkerung der Sowjetrepublik Grusinien, heute der unabhängige Staat Georgien.

durchdringend an. Ich erkannte etwas wie Erstaunen, innere Erregung und einen Funken von Freude. Mir war sofort klar, dass ich mich nicht geirrt hatte. Das war eines der unverhofften Geschenke, die das Leben mitunter für uns bereithielt. Ja, das war ein Geschenk für mich. Wer nie »hinter der Linie« gewesen war, kann die Gefühle nicht verstehen, die die geringste Berührung mit der Vergangenheit in uns weckte – in diesem Moment war man wieder ein Mensch.

Ich erzählte von der engen Freundschaft, die unsere Familien verband. Dann unterhielten wir uns noch lange. Wir sprachen mit gedämpften Stimmen, aber uns hörte sowieso niemand zu. Keiner interessierte sich für uns. In diesem Raum »starb jeder für sich allein«. Ich erfuhr die schreckliche Wahrheit. Jewgeni Paschukanis war tatsächlich kurz nach seiner Verhaftung in den Kellern des Lubjanka-Gefängnisses erschossen worden. Professor Giginawa hatte ebenfalls auf dem Gebiet des Rechtes und Staates der UdSSR gearbeitet. Sie gehörten zu dem gleichen »Fall«. Paschukanis sollte der Leiter einer von ihm selbst gegründeten antistalinistischen Organisation von Rechtsgelehrten gewesen sein. Als angebliches Mitglied dieser Organisation hatte Giginawa zehn Jahre Lager bekommen. »So eine Organisation hat nie existiert. Alles war erfunden. Weder eine Untersuchung noch eine Gerichtsverhandlung hat es gegeben. In dieser Angelegenheit wurde eine Unmenge von Menschen verhaftet. Paschukanis war ein großartiger Mensch und ein hochbegabter Gelehrter. Er war, ja, er war. Bei dieser Anklage konnte man nichts anderes erwarten«, fügte er hinzu und fiel auf das Kissen zurück. Ich verabschiedete mich von ihm.

Nicht immer hat es die Tragödie eilig, den Ort des Geschehens zu verlassen, nachdem sie ein Leben zerstört hat. Den Seiten der Tragödie, die dem Menschen und Opfer Jewgeni Paschukanis gewidmet sind, möchte ich noch eine Seite hinzufügen, die mir gleichzeitig großartig und gespenstisch vorkommt.

In einer Nacht des Kriegswinters 1941/1942 erreichte mich in den fernen, verschneiten Weiten Kasachstans eine andere Todesnachricht. Ich lebte schon in der Verbannung, in der sogenannten Freiheit. Inzwischen hatten mich meine Familienangehörigen am Ufer des Aralsees besucht und mir erzählt, dass die Frau von Jewgeni Paschukanis ins Lager gekommen war. Die große Tochter Sonja ging schon arbeiten und lebte allein. Den kleinen Sohn hatte der Cousin von Jewgeni Paschukanis zu sich genommen. Irgendwie schien sich alles einigermaßen gefügt zu haben. Dann begann der Krieg. Die Nacht, in der mich die Nachricht erreichte und tief erschütterte, werde ich niemals vergessen. Ich korrigierte gerade die Hefte meiner Schüler. Die Zweige des Saxaulstrauches im Ofen, der mein Zimmerchen beheizte, waren längst verbrannt und es war kühl geworden. Der Steppe wind pfiff um die Wände meines Ein-Zimmer-Hauses, in dem ich allein »zur Untermiete« lebte. Die Wände waren aus mit Lehm verschmierten Schilf-Stroh-matten und konnten die Wärme nicht lange halten. Ich war aufgestanden, um mir noch etwas Wärmendes über die Schultern zu legen, als ich auf dem Hocker die noch ungelesenen Zeitungen sah. Die Überschrift »Die Heldentat einer jungen

Partisanin« fiel mir auf. Es war eine Jugendzeitung, in der Art unserer »Komsomol-Zeitung«, die in Kasachstan auf Russisch erschien. In dem Artikel wurde die Heldentat einer jungen Moskauerin beschrieben, die als Partisanin vor Moskau im Kampf gegen die vorrückenden faschistischen Horden ihr Leben gelassen hatte. Erst kurz vorher hatten wir von der Heldentat Soja Kosmodemjanskajas¹⁰ gehört. Was ich in jener Nacht in Kasachstan beim Schein der Ölfunzel las, beschrieb eine ähnliche Heldentat. Der Name des Mädchens war Sonja Paschukanis. Mit ihrem Heldentod wollte sie den Namen des Vaters rehabilitieren.

Als sich nach zwei Wochen in der Krankenbaracke mein Zustand nicht verbessert hatte, überwies mich Doktor Annenkow in das »Krankenstädtchen«. Gerade war ein Gefangenentransport mit Kranken dorthin unterwegs. Einer der Lastwagen fuhr am Abend vor die Krankenbaracke, jemand stützte mich und schon saß ich, mit dem Rücken an die Fahrerkabine gelehnt, auf dem Wagen. Auf der Ladefläche lagen mehrere Männer, Usbeken. Sie lagen fast unbeweglich da, mit halb geschlossenen Augen. Bei zweien bewegten sich nur die Finger, die auf ihrem unbedeckten Bauch hin und her strichen. Todesagonie, dachte ich erschüttert. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Zerschundene, verglühende menschliche Wesen. Endlich fuhr der Lastwagen los. Bei jedem Schlagloch wurden wir so durchgeschüttelt, dass ich mich fragte, ob ich diese Fahrt überleben würde. Zu meinen Füßen lag ein junger Usbeke. Sein Hemd war hochgerutscht und die Hose halb offen. Ich konnte meinen Blick nicht von seinen schmalen braunen Fingern, die über den eingefallenen Bauch strichen, und von dem jungen Gesicht, auf dem bereits dunkle Schatten des Todes lagen, wenden. Es wurde schnell dunkel und irgendwann hielt der Wagen endlich an.

In der Abenddämmerung roch es nach Gras und Frische, über meinem Kopf raschelten die Blätter in den Bäumen. Auf einmal spürte ich, wie mich Freude durchdrang und eine plötzliche Heilung über mich kam. Gierig atmete ich, atmete, atmete ... Hier, ein paar Kilometer vor Taschkent, war früher ein Kloster gewesen, von dem die großen, weit ausladenden Bäume übrig geblieben waren. Als Ende der 1930er Jahre die Zahl der Gefangenen enorm angewachsen war, hatte man beschlossen, an der Stelle des alten Klosters ein Gefangenen-Krankenhaus zu errichten. Aus Gefängnissen, Lagern und Durchgangsstationen wurden die Gefangenen, die Kriminellen und die Politischen bunt gemischt, hierhergebracht, und jetzt standen, wo einst das Kloster war, sechs eingeschossige weiße Gebäude und ein siebtes, etwas kleineres – das Leichenhaus.

Die Bordwand des Lasters wurde heruntergeklappt. Ein kurzer Befehl: »Los, absteigen!« Erst kletterten die Männer runter und dann wir. Zwei Usbeken blieben reglos liegen. Die Finger des jungen bewegten sich nicht mehr. »Los, runter mit euch! Seid ihr taub oder was?« Das derbe Gebrüll des Wachsoldaten konnte die beiden nicht wieder lebendig machen. Er war wütend, sah nur die Befehlsverwei-

10 Soja Kosmodemjanskaja (1923-1941) wurde im November 1941 von den faschistischen Besatzern für Sabotageakte im besetzten Gebiet erst gefoltert, dann öffentlich gehängt.

gerung. Mit einem Sprung war er auf dem Laster und trat mit weit ausholendem Fuß einen der Liegenden in die Seite. Der Körper blieb reglos. Der Soldat stieß ihn mit dem Fuß über die Wagenkante und der Körper schlug dumpf auf der Erde auf. Dann – das Gleiche mit dem zweiten Körper. Der Soldat fluchte vulgär. Und wir? Wir anderen? Wir Schachfiguren, warum sahen wir schweigend zu, ohne uns dabei zu schämen? Was war mit diesem einfachen russischen Jungen geschehen? Was hatte ihn gezwungen, sich in so ein tumbes, grausames Wesen zu verwandeln, das alle Achtung, selbst vor dem Geheimnis des Todes, verloren hatte? Mir fielen Tolstois Worte ein, dass es genüge, einen Menschen von zu Hause fortzureißen, ihn in eine Uniform zu stecken, ihm eine Waffe in die Hand zu drücken und laut die Trommel zu schlagen, um in ihm die Seele des Tieres zu wecken.

Wir wurden eine dunkle Allee entlanggeführt. In der Ferne leuchtete ein helles Gebäude. Innen drängten sich Menschen eng an eng in einem großen Raum. Sie saßen auf Bänken oder lagen auf dem Fußboden. Figuren huschten vorbei. Stimmengewirr. Ich kauerte mich an eine Wand und fiel in einen schlafähnlichen Zustand. Am nächsten Morgen kam ich zur Dienst habenden Ärztin, einer jungen blonden Frau. Wir waren allein. Nachdem sie meine Krankengeschichte gelesen hatte – ich weiß nicht, was sie sonst noch über mich wusste – betrachtete sie mich lange und aufmerksam. Während der Untersuchung fragte sie mich leise und schnell, ob ich in Moskau Verwandte hätte. Ja, hatte ich. Sie legte mir ein Blatt Papier und einen Briefumschlag hin. »Teilen Sie ihnen kurz mit, wo Sie sind und wohin sie Ihnen auf Ihren Namen Geld schicken können. Schnell. Mein Dienst ist gleich vorbei und ich muss den Brief mitnehmen. Sie kommen in meine Abteilung, ich werde Sie selbst behandeln.« Doktor Walentina war tagtäglich mit dem endlosen Zug zerschundener menschlicher Leiber konfrontiert und hatte längst begriffen, was vor sich ging. Sie hatte gelernt, in den Augen der Leidenden zu lesen. Während die Beispiellosigkeit dessen, was geschah, bei den meisten Angst und Schrecken hervorrief, weckte sie bei Walentina den Wunsch, aktiv zu helfen. Und sie half. Ich selbst hatte keinen Zugriff auf das mir überwiesene Geld, konnte aber jemandem vom Personal des Krankenstädtchens die Vollmacht zur Nutzung des Geldes erteilen. Doktor Walentina kaufte Butter, Zucker, Weißbrot, Milch, Obst und andere Nahrungsmittel für mich und brachte mich so beharrlich, Tag für Tag, der Genesung ein Stück näher. Aber das war alles erst später. Nach der ersten Untersuchung und dem Brief nach Hause rief Doktor Walentina die Sanitäterin und gab ihr die Anweisung, mich in ihre Abteilung zu verlegen. Für mich bleibt die Begegnung mit Doktor Walentina ein Wunder. Sie hat mir vollkommen uneigennützig das Leben gerettet und sich dabei einem ungeheueren Risiko ausgesetzt. Als freie Angestellte hätte sie nicht nur ihre Arbeit verlieren, sondern sich selbst hinter Gittern wiederfinden können. Auch das Briefwunder ist mir noch heute unbegreiflich. Mein Mann hat den Brief bereits am nächsten Tag erhalten! Ich nehme an, dass ihn jemand mitgenommen hat, der nach Moskau geflogen ist. Das Geld wurde mir sofort übers Telegrafenamt überwiesen.

Im gleichen Land, in der gleichen »Epoche«, unter denselben Bedingungen, am gleichen Ort gab es zwei Menschen derselben Generation und Nationalität, die sich nur durch ihr Maß an Menschlichkeit unterschieden. Ich meine den Wachsoldaten, der mit einem Fußtritt den Körper eines toten Gefangenen vom LKW beförderte und die Ärztin, die ihr eigenes Schicksal gefährdete, um das Leben eines Gefangenen zu retten. Sie handelten vollkommen gegensätzlich – der eine hartherzig, der andere barmherzig. Dostojewski hatte recht mit seinen Worten über die Barmherzigkeit. Ein Mensch muss immer und in allem Mensch bleiben. Irgendwann einmal werden Soziologen und Psychologen die Epoche »Stalinscher Bacchanalien« analysieren und Schlüsse ziehen. Ich als Zeitgenosse erinnere mich lediglich und halte meine Erinnerungen – Splitter der Geschichte – fest, die den langen Weg beschreiben, den wir gezwungenermaßen ein halbes Jahrhundert lang auf uns nehmen mussten.

Ungefähr drei Wochen später wurde auch Antonina Tarassowa ins Krankenzwischenstück gebracht. Seit unserer letzten Begegnung im kleinen Krankenhaus von Doktor Annenkow hatte sie sich stark verändert. Ihr abgemagerter Körper, die unnatürlich weiße Haut und ihr gleichgültiger, trüber Blick waren erschreckend. Sie schien sich auch nicht über unser Wiedersehen zu freuen. Doktor Walentina legte sie zu mir ins Zimmer, kam sie oft besuchen und redete ihr freundlich zu. Antonina antwortete gleichgültig und einsilbig. Fast nie stand sie auf. Stundenlang lag sie schweigend da, starrte die Decke an, trübselig, kreidebleich. Wenn sie die Augen geschlossen hatte, schien sie tot zu sein. Auch ich bemühte mich, mit ihr zu sprechen, ihr Interesse zu wecken, für irgendetwas. Mal bot ich ihr Weintrauben, mal Äpfel, mal Milch an. Aber sie wollte nichts, aß fast überhaupt nichts mehr. Und nichts interessierte sie. Immer mehr war zu spüren, wie sie sich vollständig aus der Realität entfernte. Sie dachte nicht mehr an das Stadtkomitee von Baku, an Freunde von früher, an die Arbeit, die doch ihr ganzes Leben ausgefüllt hatte. Eines Nachts hörte ich im Schlaf, wie jemand ins Zimmer kam und es wieder verließ. Ein nächtlicher Rundgang, dachte ich und zog die Decke noch höher, um mich vor der verhassten Glühbirne an der Zimmerdecke zu verbergen. Dann schlief ich wieder ein. Am nächsten Morgen war Antoninas Bett leer. Ich sprang aus dem Bett, riss die Tür auf und blieb auf der Schwelle stehen. Das, was ich erblickte, steht mir immer noch vor Augen und wird wohl auch nie mehr verschwinden: Vor der gegenüberliegenden Wand lag ein toter Körper auf dem dunkel gestrichenen Korridorboden. Im Halbdunkel leuchtete er in seiner Nacktheit wie kalter weißer Marmor. Der linke Arm lag zur Seite ausgestreckt. Die offene Handfläche zeigte nach oben, als ob sie um etwas bat. Die Haut auf den Rippen war kreidebleich. Am Fußgelenk des linken Beines war ein Schild mit einem Stück Bindfaden befestigt. Mit violetter Tinte war in unbeholfener Schrift etwas darauf gekritzelt. Das war der Passierschein für das siebte Gebäude und von dort in die Gemeinschaftsgrube. Neben dem gipsernen Leichnam Antoninas sah ich wieder den schwarzen Schatten des »Menschen«, der mit manischer Grausamkeit gleich-

gültig über die Leichen der Opfer schritt, die ihm in blindem Glauben gefolgt waren. Ich sah den schrecklichen Weg Antoninas vom Stadtkomitee in Baku bis in die Gemeinschaftsgrube bei Taschkent. Im Krieg liegen Soldaten auch in Gemeinschaftsgruben, aber das sind Brudergräber¹¹. Über ihnen werden Ehrensalven abgefeuert, sie werden von allen geachtet und die Trauer der Angehörigen und Verwandten ist stets in ihrer Nähe. Antoninas entblößter Körper wurde von einer ganz anderen Grube verschluckt. In dieser Grube landete der Abfall der Gesellschaft: Mörder, Verbrecher und wir, die »Feinde des Volkes«. Ich stand neben Antonina und senkte den Kopf vor dem riesengroßen Leid. In mir war der unbändige Wunsch zu leben!

11 Auf Russisch heißt Massengrab Brudergrab.



GALINA SATMILOWA (1906 bis 1982)

Sie gehören zur Geschichte

Galina Iwanowna Satmilowa wurde 1906 in Saratow, in der Familie eines kleinen Beamten geboren. Sie studierte am Polytechnischen Institut in Swerdlowsk und war in den 1920er Jahren aktiv im Komsomol tätig. Als sie sah, mit welcher Brutalität die Kollektivierung in den Dörfern durchgeführt wurde, trat sie aus dem Komsomol aus. 1931 heiratete sie den linken Sozialrevolutionär Pawel Jegorow und folgte ihm in die Verbannung nach Ufa – in den 30er Jahren Verbannungsort etlicher Funktionäre ehemaliger politischer Parteien; so auch der Mitglieder der ehemaligen Parteispitze der linken Sozialrevolutionäre Irina Kachowskaja, Maria Spiridonowa, Alexandra Ismailowitsch, Ilja Maijorow. Die Verbannten waren von politischen und gesellschaftlichen Aktivitäten ausgeschlossen, obwohl sie erfolgreich in sowjetischen Einrichtungen arbeiteten. Die Haltung dieser Menschen und der Kontakt zu ihnen beeinflussten Galina Satmilowas Leben nachhaltig. Eine besondere Freundschaft verband sie mit Irina Kachowskaja. Im Februar 1937 wurden sie alle verhaftet. Galina Satmilowa wurde zu zehn Jahren Gefängnishaft verurteilt und nach Kolyma ins Lager geschickt. Ihr Mann Jegorow kam 1942 im Lager um. Mit Irina Kachowskaja führte sie das Schicksal noch zweimal zusammen: 1938 in einer Gefängniszelle und 1957 nach der Rehabilitierung. Nach ihrer Entlassung blieb sie auf Kolyma und heiratete einen entkulakisierten Bauern, der dort seine Frist verbüßte. Nach dessen und Irina Kachowskajas (1960) Tod, verbrachte Galina Satmilowa die Sommermonate bei Freunden in Moskau oder Leningrad oder sie begleitete mich als Köchin auf geologischen Expeditionen. Wenn wir frei hatten, trug sie uns auswendig Gedichte von Nikolai Gumiljow, Igor Sewerjanin u. a. Dichtern, die wir in den 1960ern kaum kannten, vor. Wie viele Menschen mit ähnlichem Schicksal verfügte sie über einen scharfen, kritischen Verstand und die Fähigkeit, sich über progressive Erscheinungen im Leben der Gesellschaft freuen zu können. (Natalja Gromowa)

*

Mir fällt es nicht leicht, meine Erinnerungen aufzuschreiben, denn mir ist klar, dass ich weder das schriftstellerische Talent noch die Fähigkeit besitze, Menschen zu beschreiben, deren Namen, wenn schon nicht zur Geschichte unseres Landes, dann doch auf jeden Fall zur Geschichte der Revolution gehören. Aber die Einsicht, dass ich eine der letzten Überlebenden bin, die diese Menschen persönlich kannten (außer Berta Babina), sowie die Liebe und Achtung, die ich für sie empfinde, zwingen mich, trotzdem mit der Niederschrift zu beginnen.

Bis 1930 hatte ich in Swerdlowsk gelebt, hatte dort am Polytechnischen Institut studiert, war dort Komsomolmitglied und verheiratet gewesen. Ich hatte Ehe und Komsomol sehr ernst genommen – den Komsomol wahrscheinlich ernster als die Ehe – und gefunden, dass ich glücklich war. Dazu muss ich sagen, dass mir die Diskussionen des Jahres 1927 nicht besonders nahegegangen waren. An prinzipiellen Disputen konnte ich mich sowieso nicht beteiligen, da mir die nötige Kompetenz fehlte. Im Übrigen wurden bei uns im Komsomol prinzipielle Fragen sowieso kaum angesprochen. Die Diskussionen fanden immer in den einzelnen Zellen statt. An eine übergreifende Versammlung des gesamten Kollektivs kann ich mich nicht erinnern. Natürlich entsprach die Abschlussresolution immer der Generallinie. Sofort im Anschluss an einen sogenannten Monat der Diskussion fanden die gemeinsamen Versammlungen der Zellen statt, auf denen die Oppositionellen aus Komsomol und Partei ausgeschlossen wurden. Damals erschien mir das gerechtfertigt, weil ich dachte, dass man nicht Mitglied einer Organisation sein kann, deren Programm man nicht anerkennt. Dann jedoch wurden diese Oppositionellen auch aus dem Institut verwiesen und damit war ich gar nicht mehr einverstanden. Allerdings war ich noch weit davon entfernt, das Geschehen im Land verstehen zu können. Und als ein Freund, den ich sehr achtete, zu mir kam und sagte: »Hast du dich mal gefragt, wo unsere Kameraden sind, die vom Institut relegiert wurden? Sie sind alle im Gefängnis von Werchne-Uralsk«, da entgegnete ich erzürnt: »Sag mir nie wieder so etwas. Ich werde es sowieso nicht glauben!« Bis zu dieser Zeit hatte ich keine ernsthaften Zweifel an der Politik unserer Regierung gehabt, auch wenn es bereits ein paar kleine Risse in meiner Einstellung gab.

Im Herbst 1929 hatte man mich ins Dorf Aromilsk geschickt. Ich sollte die Kurse zur Liquidierung des Analphabetentums an der dortigen Stofffabrik leiten. Die Kollektivierung hatte bereits begonnen, die Entkulakisierung also auch. Persönlich betraf mich die Kollektivierung nicht, da Dorfrat und Stofffabrik unterschiedlichen Behörden unterstanden, aber ich konnte sehen, was Kollektivierung und Entkulakisierung de facto bedeuteten. Was ich sah, hinterließ einen schrecklichen Eindruck bei mir. (Später erfuhr ich, dass Entkulakisierung und Kollektivierung in Aromilsk nicht so hart durchgeführt worden waren wie anderswo.) All diese Menschenmassen, die aus ihren Häusern verjagt wurden und denen man nicht einmal das Allernotwendigste ließ, die unmenschlichen Schreie der Frauen, das Weinen der Kinder – das alles war so furchtbar, dass ich mich lange nicht beruhigen konnte. Ich beantragte meinen Austritt aus dem Komsomol. Weder die Missbilligung meiner Freunde noch das Wissen von meinem bevorstehenden Fall ins Bodenlose konnten meinen Entschluss verhindern. Ich wurde ausgeschlossen. Nun stand ich allein da – ohne das große, geliebte Kollektiv. Dazu kam noch die Scheidung von meinem Mann, die sich schon seit geraumer Zeit angekündigt hatte. Ich hielt es nicht mehr in Swerdlowsk aus und zog nach Schadrinsk im Uraler Gebiet.

Nach dem lärmenden Komsomolleben mit seinen ständigen Diskussionen und dem Gerede vom zukünftigen Leben im Sozialismus (wir hatten nicht die geringsten Zweifel, dass es ein schönes, vor allem aber ein gerechtes Leben sein würde) und nach der Trennung von meinem Mann fühlte ich mich sehr einsam. Eines Tages wurde ich von einem jungen Mann angesprochen. Wir unterhielten uns und ich fragte ihn: »Sind Sie Mitglied der Partei?« Er musterte mich durchdringend und antwortete: »Nicht der kommunistischen.« Mich traf es wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Während meiner Zeit im Komsomol hatte ich mir nicht ein einziges Mal die Frage gestellt, wo die politischen Parteien geblieben waren, die es vor und nach der Februarrevolution und bis zur Oktoberrevolution gegeben hatte. Seine Antwort verwirrte mich, ich fragte: »Wie denn das?« Mit einem kleinen Lächeln erwiderte er: »Ja, haben Sie denn gedacht, dass die Parteien, die es vor und während der Revolution gegeben hat, sich in Luft aufgelöst hätten?« Mich ergriff eine ungeheure Neugier. Ich wollte alles wissen: Wer er war, zu welcher Partei er gehörte, was er in Schadrinsk machte. Er war Mitglied der Partei der Essery und lebte in der Verbannung, weil er einen Studentenzirkel organisiert hatte. Sein Name war Arkadi Petrow. Als ich ihn einmal besuchte, waren bereits zwei Gäste bei ihm. Einer stellte sich vor: »Pawel Jegorow.« Arkadi fügte hinzu: »Linker Esser.«¹ Ich sank auf einen Stuhl: »Ich bin ganz durcheinander und sehe nicht mehr durch. Essery, linke Essery, Anarchisten, Maximalisten – in meinem Kopf dreht sich alles!« Arkadi meinte: »Bleiben Sie ganz ruhig, Pawel Jegorow wird Ihnen alles über sich erzählen.« Das tat er dann auch. Von der Februar- bis zur Oktoberrevolution hatte er in Kasan gelebt und an einem Priesterseminar studiert, das er jedoch verließ, ohne die beiden letzten Klassen besucht zu haben. Danach schrieb er sich an der Kasaner Universität ein. Er war mit 17 in die Partei der Linken Sozialrevolutionäre eingetreten und sollte ihr bis zu seinem Tod treu bleiben.

Als er mir etwas später seine Liebe gestand, traf mich das vollkommen unerwartet. »Galina, ich liebe Sie sehr und werde alles für Sie tun, aber ich denke nicht daran, meine Lage als Verbannter zu ändern. Ich werde so lange in Gefängnissen und in der Verbannung zubringen, bis sich die Machtverhältnisse dauerhaft verändern und man mit der Verfolgung Andersdenkender aufhören wird.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Unsere Ehefrauen werden zwar nicht eingesperrt, sie sehen sich allerdings veranlasst, ihren Ehemännern Päckchen ins Gefängnis zu bringen.« Am 11. März 1931 heirateten wir und drei Tage später bekam Pawel das »Minus«² Wir konnten uns nicht vorstellen, in eine Stadt zu fahren, in der keine Gleichgesinnten lebten. Und die waren hauptsächlich in nördlichen, weit entfernten Gegenden verstreut, in die man nicht unbedingt fahren wollte. Wir schrieben an Nikolai Schelesnow mit der Bitte um Rat und irgendeine Adresse. Nikolai antwortete, dass er es nicht mit Sicherheit wüsste, aber glaubte, dass »die Alten« aus Taschkent nach Ufa verlegt worden wären, und riet uns, dorthin zu

1 Linker Esser – Mitglied der Partei der linken SR.

2 Das »Minus« – Wohnverbot für bestimmte Städte und Gegenden.

fahren. Mit den Alten waren vier Sozialrevolutionäre gemeint, die seit ihrer Verbannung nach Samarkand von der GPU nicht getrennt und zusammen aus einer Stadt in die nächste verlegt wurden. Zu ihnen gehörten: Maria Spiridonowa, Irina Kachowskaja, Alexandra Ismailowitsch und Ilja Maijorow. Wir konnten nicht sicher sein, ob wir in Ufa Kameraden antreffen würden, aber wir hatten keine Wahl und so fuhren wir nach Ufa³. Beim Adressen-Auskunftsbüro in Ufa bekamen wir die Adresse von der Kachowskaja und der Spiridonowa.

Es war so gegen vier Uhr nachmittags – gearbeitet wurde damals bis halb drei oder halb vier – als wir zu Maria Spiridonowa kamen. Maria Spiridonowa und Ilja Maijorow lebten in einer großen Kommunalwohnung⁴. Nach dem grellen Sonnenlicht auf der Straße mussten wir uns in dem langen, dunklen Flur fast wie Blinde vorantasten. Da öffnete sich eine der Türen und eine kleine, zierliche Frau kam heraus. Pawel sagte, nachdem er sie kurz angesehen hatte: »Guten Tag, Alexandra Ismailowitsch.« Die Frau blickte ihn durchdringend an und antwortete mit einer Frage: »Sie sind Pawel Jegorow? Ich kenne Sie von dem Foto, das Sie uns aus Tscherdynja geschickt haben.« »Nein«, antwortete Pawel. »Wir sind uns in Moskau begegnet.« Plaudernd betraten wir das Zimmer. Eine kleine, junge und hübsche Frau erhob sich, um uns zu begrüßen. Sie hatte einen auffallend schönen Teint, rosige Wangen, große graue Augen und dicke Zöpfe, die wie eine Krone hochgesteckt waren. Das war Maria Spiridonowa. Ihr Anblick überraschte mich, denn Pawel hatte mir unterwegs gesagt, dass wir, sollten wir »die Alten« in Ufa antreffen, sie nur selten besuchen würden – aus Rücksicht auf Maria Spiridonowa. Sie wäre schwer krank und gerade erst sechs Monate in Jalta im Sanatorium gewesen. Man hatte sie erst dorthin gebracht, nachdem die ausländische Presse berichtet hatte, dass die Spiridonowa in Taschkent an Tuberkulose starb, weil man sie nicht zur Kur auf die Krim fahren ließ. Verständlicherweise hatte ich mich darauf eingestellt, eine schwächliche und kränkliche Frau anzutreffen.

Die Gesellschaft Maria Spiridonowas war sehr angenehm und interessant. Immer und überall wurde gelesen. Auf dem Tisch lagen ständig interessante Bücher, die sie teilweise aus der Bibliothek holte, aber meistens von Kollegen bekam. Maria Spiridonowa muss über eine magische Gabe verfügt haben, mit der sie die Menschen für sich einnehmen konnte. In der großen Kommunalwohnung wurde sie von allen Nachbarn vergöttert, auf der Arbeit ebenso. Wenn ich an den Tod von Maria Spiridonowa im Gefängnis von Orlow denke, daran, dass sie nicht einem gerichtlichen Urteil gemäß erschossen wurde, sondern dass man sie einfach so abgeknallt hat, dann packen mich Wut und Trauer, das Atmen fällt mir schwer und ich möchte schreien! Wie konnte es dazu kommen, dass eine leidenschaftliche Revolutionärin, die ihr gesamtes Leben dem Kampf für Gerechtigkeit gewid-

3 Ufa war bereits die fünfte Stadt, die Galina Satmilowa und ihr Mann aufsuchten. Innerhalb von sechs Monaten war es ihnen nicht gelungen, in vier anderen Städten unterzukommen. (NP)

4 Kommunalwohnung – in der UdSSR wegen Wohnungsmangels übliche Wohnform, in der sich mehrere Familien eine Wohnung teilen mussten.

met hatte, durch die Kugel eines Soldaten fiel, der nicht einmal wusste, auf wen er schoss ...

Im Zimmer befand sich außerdem noch Maijorow. Er war groß, breitschultrig, etwas schwerfällig und hatte einen großen Bart. Er wirkte wie ein Bauer, was vielleicht an seinem Bart oder an dem Rundhaarschnitt lag. Dann erschien Irina Kachowskaja. Sie war groß, hatte eine gebeugte Haltung und wirkte älter als sie tatsächlich war (dabei war sie jünger als Maria Spiridonowa). Wir wurden freudig empfangen und alle beteuerten, dass sie sich in Ufa sehr einsam fühlten, es ohne Kameraden doch recht trostlos war.

»Die Alten« lebten materiell gesehen recht bescheiden, obwohl sie ganz gut verdienten. Aber sie hatten auch große Ausgaben, denn es gab etliche Leute, die ständig unterstützt werden mussten. So z. B. der halb verrückte Sozialrevolutionär Studenzow, der bereits unter dem Zaren in der Festung Schlüsselburg gesessen hatte und später nach Ufa verbannt worden war. Neben Studenzow musste noch Lukasch unterstützt werden. Und ständig reisten Neue an, ohne eine Kopeke, so wie wir, nach uns dann Boris Belorezki u. a. Das war mit Ausnahme einiger Monate die gesamten sechs Jahre so. Und das Geld reichte niemals für alle.

Irina Kachowskaja

Irina Kachowskaja wurde 1888 geboren. Ihr Vater muss gestorben sein, als sie noch ein ganz kleines Mädchen war, denn sie hat ihn nie erwähnt. Von ihrer Mutter Augusta sprach Irina Kachowskaja oft und viel – ihr gesamtes Leben war unlösbar mit ihr verbunden, alles machten sie gemeinsam durch. Irinas revolutionäre Aktivitäten waren der Mutter bekannt, und als die Tochter zur Zwangsarbeit geschickt wurde (vor 1917), fuhr die Mutter ihr nach. Irina war für ihre Zugehörigkeit zur »Vereinigung der Maximalisten«⁵ verurteilt worden. Nach zaristischen Gesetzen gab es für die Mitgliedschaft in Kampf- und Terrororganisationen acht Jahre Zuchthaus mit Zwangsarbeit. Irina hatte nicht geleugnet, dass sie zu den Maximalisten gehörte und propagandistisch aktiv war, aber man bezichtigte sie außerdem der Teilnahme an einem Terrorakt, von dem Irina noch nicht einmal gehört hatte. Das Militärgericht bestand aus drei Leuten, der Vorsitzende war ein General. Er schlug acht Jahre Verbannung vor, da er die Teilnahme an dem Terrorakt als nicht bewiesen ansah, aber die beiden anderen bestanden auf 20 Jahren. Umso größer war Irina Kachowskajas Verwunderung, als sie bereits nach sechseinhalb Jahren freigelassen wurde. Weder sie noch ihre Mutter hatten ein Revisionsverfahren beantragt. Was war passiert? Wie sich später herausstellte, hatte der Vorsitzende des Gerichts selbst das erneute Aufrollen des Falles erwirkt, wobei nachgewiesen wurde, dass die Verurteilten nicht an dem Terrorakt beteiligt war. Natürlich war der Vorsitzende ein überzeugter Monarchist und ein Feind jeglicher

5 Hier meint die Autorin den »Bund der Maximalisten der Sozialrevolutionäre«, eine linke anarchistisch geprägte Gruppe, die sich 1906 von der Partei der SR abgespalten hatte. (NP)

Revolutionen, aber er besaß einen gewissen Gerechtigkeitssinn. Von den acht Jahren hatte man im Rahmen einer Amnestie zu Ehren der Geburt des Thronerben Alexej dann noch einmal anderthalb Jahre abgezogen.

Ich möchte diesen Vorfall mit meinem Gerichtsverfahren vor einem Militärgericht im Jahr 1937 vergleichen. Der Vorsitzende stellte mir damals eine einzige Frage: Ob ich, als ich Jegorow heiratete, gewusst hätte, dass er ein linker Sozialrevolutionär war. Ich antwortete, dass ich es gewusst hatte, und wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Natürlich musste ich die vollen zehn Jahre absitzen und wurde erst 1957 rehabilitiert, also zehn Jahre nach Ende meiner Strafe. So hatten sich die Begriffe Ehre und Gerechtigkeit in 30 Jahren verändert!

Aber zurück zu meinen Erinnerungen an Irina Kachowskaja. Nach der Entlassung arbeitete Irina in Tschita in einem Kindergarten, in dem die Kinder von Frauen betreut wurden, deren Männer an der Front kämpften. Sie selbst bezeichnete diese Zeit als die glücklichste in ihrem Leben. Manchmal sagte sie, dass sie, wenn das Leben in unserem Land ein gerechteres gewesen wäre, nichts anderes gewollt hätte, als mit Kindern zu arbeiten. Nach der Februarrevolution wurden viele politische Gefangene freigelassen. Auf ihrem Rückweg aus den Zuchthäusern blieben einige Frauen für eine Weile in Tschita, unter ihnen war auch Maria Spiridonowa. Später fuhr sie zusammen mit Irina nach Petrograd. Dort schlossen sie sich sofort dem linken Flügel der Partei der SR an, der 1917 in Partei der Linken SR umbenannt wurde.

Nach dem Brester Frieden, den Irina kategorisch ablehnte⁶, fuhr sie in die Ukraine, um dort im Untergrund zu arbeiten. Zusammen mit Boris Donskoi organisierte sie in Kiew das Attentat auf Eichhorn, den Statthalter des deutschen Kaisers in der Ukraine. Boris Donskoi tötete Eichhorn und wurde kurz darauf verhaftet. Etwas später geriet Irina in einen Hinterhalt und wurde ebenfalls festgenommen. Der Fall Eichhorn wurde nicht von der deutschen, sondern von der weißen Spionageabwehr untersucht, sodass Irina und Boris in die Hände weißer Offiziere gerieten. Welche Folterungen Boris aushalten musste, weiß ich nicht, da auch Irina Kachowskaja nichts darüber sagen konnte. Von einem deutschen Soldaten wusste sie aber, dass Boris sich nur mit großer Mühe zum Galgen geschleppt hatte. Es hieß, dass sie ihm die Haut von den Beinen abgezogen hätten. Von demselben Soldaten hatte sie auch ein Foto des Erhängten bekommen. Nach einem ersten, formalen Verhör wurde auch Irina den Folterknechten übergeben. Diese rissen ihr zuerst mit den Ladestöcken der Gewehre die Haut vom Rücken und als die erhofften Resultate ausblieben, trieben sie ihr Nadeln unter die Fingernägel.

Dazu muss ich sagen, dass Irina wiederholt von der Grausamkeit und Verderbtheit der weißen Offiziere in der Ukraine erzählt hat. Und das nicht, weil sie selbst in der Ukraine von ihnen gefoltert worden war, sondern weil das Verhalten der Junker⁷ und Offiziere generell grauenhaft gewesen war. Sie erzählte, wie sie ein-

6 Aus den Berichten von M. Spiridonowa und A. Ismailowitsch ging hervor, dass die Meinungen zu dieser Frage damals nicht zwischen den Parteien, sondern innerhalb der Parteien auseinandergingen. (A)

7 Junker – Offiziersanwärter der zaristischen Armee.

mal folgende Szene beobachtet hatte. Auf der Terrasse eines kleinen Häuschens saß eine jüdische Familie und trank Tee. Auf dem Bürgersteig spielte ein dreijähriges Kind, das offensichtlich zur Familie gehörte. Einige Junker kamen vorbei, wie immer mit Ladestöcken in der Hand. Einer stieß das Kind mit dem Bein vom Bürgersteig. Die Frau auf der Terrasse schrie auf und stürzte zu dem Kind. Vielleicht hatte sie etwas Beleidigendes gesagt (wer konnte es ihr verdenken), jedenfalls waren eine halbe Stunde später von den Leuten auf der Terrasse nur ihre verunstalteten Leichen übrig und von den Gegenständen ein kaputter Tisch und zerschlagenes Geschirr. Die Junker zeichneten sich durch ganz besondere Unverschämtheit und Grausamkeit aus. Wenn sie in Gruppen durch die Straßen der Stadt zogen, konnte es vorkommen, dass sie auf ein paar x-beliebige Leute zutraten, die sich, aus welchen Gründen auch immer, versammelt hatten, und fragten: »Riecht es hier etwa nach Judensäuen?«

Einen Tag nach der Folterung kam ein deutscher Oberst zu Irina Kachowskaja und sagte: »Fräulein, das wird sich nicht wiederholen. Wir werden Sie so verurteilen und erschießen, wie es unsere Gesetze vorschreiben.« Sie wurde tatsächlich nicht mehr gefoltert, bald darauf einem Gericht vorgeführt und natürlich zum Tod durch Erschießen verurteilt. Eines Morgens tauchte wieder der Oberst auf und teilte ihr mit: »Ihre Erschießung muss verschoben werden, da nach unserer Gesetzgebung das Todesurteil für eine Frau vom Kaiser bestätigt werden muss. Zweifelsohne wird er es bestätigen!« Das Urteil wurde also zur Bestätigung nach Deutschland geschickt und während es unterwegs war, fand in Deutschland die Revolution statt. Der Kaiser verzichtete auf den Thron, die deutschen Truppen wurden aus der Ukraine abgezogen und den Platz von Skoropadski nahm Petljura ein. Bis dahin hatte Petljura im gleichen Gefängnis wie Irina gesessen, allerdings in einem anderen Flur, und ihr begeisterte Kassiber geschrieben, ihren Heldenmut bewundert. Nun, selbst an der Macht, befreite er sie nicht etwa, sondern ließ sie ins Lukjanowsk-Gefängnis überführen. Inzwischen hatten die Genossen in Moskau von Boris Hinrichtung erfahren, aber Irinas Spur verloren. Einem Beschluss des ZK gemäß überquerten zwei Leute (Nadja Terentjewa und ihr Mann) die Frontlinie, schlugen sich nach Kiew durch und begannen die Suche nach Irina Kachowskaja. Die Rote Armee befand sich zu dieser Zeit auf dem Vormarsch nach Kiew, während die Petljura-Armee zusehends verfiel. Jede Nacht verschafften sich betrunkenen Soldaten Zutritt in das Frauengefängnis und verlangten von der Wärterin die Schlüssel für die Zellen. Die Wärterin hatte die Schlüssel vorsorglich versteckt und schwor bei allen Göttern, dass sie nachts nicht über die Schlüssel verfügte und die Zellen nicht aufschließen könnte. In ständiger Angst vor unheimlicher Vergeltung harrten die gefangenen Frauen der bevorstehenden Dinge. Eines Morgens wurde Irina in den Flur gerufen, wo ein Mann wartete, der sich als Mitarbeiter des Gefängnisdirektors vorstellte. Er teilte ihr mit, dass sie am Nachmittag befreit würde, sich dann aber unbedingt irgendwo verstecken, die Straßen meiden sollte. Nach dem Mittagessen wurde Irina aus der Zelle gerufen. Im Flur

erwartete sie denselbe Gefängnismitarbeiter wie am Morgen. Er geleitete sie aus dem Gefängnis, in dessen Nähe Nadja auf sie wartete. Ich wollte wissen, wie das mit ihrer Befreiung klappen konnte? Sie sagte, dass die Genossen einen gefälschten Befehl benutzt hatten. Der Mitarbeiter des Gefängnisdirektors hatte es zwar mitbekommen, sich aber auf das Risiko eingelassen. Irina schrieb später einen ausführlichen Artikel zu der Eichhorn-Geschichte, der in Berlin erschien.

Während ihrer konspirativen Tätigkeit musste Irina in die unterschiedlichsten Rollen schlüpfen. Mal war sie die Frau eines weißen Offiziers, mal eine Fremdsprachenlehrerin, ein anderes Mal die Frau eines Lastenfuhrmannes. In dieser Rolle konnte ich sie mir nur schwer vorstellen, obwohl sie mir erzählt hat, dass weder ihr Äußeres noch ihr Verhalten Misstrauen, ja nicht einmal erstaunte Blicke hervorgerufen hätten.

Ich habe eine Menge über die zaristischen Zuchthäuser und die Zwangsarbeit gelesen: Die Hefte »Zwangsarbeit und Verbannung«, »Vergangenes«, den Sammelband »Frauenzwangsarbeit«, in dem auch ein Artikel von Irina Kachowskaja steht, die Broschüre von Maria Spiridonowa über Jegor Sasonow und seinen Tod und v. a. Und ich muss sagen, wenn ich die zaristischen Zuchthäuser mit dem »Gefängnis besonderer Bestimmung« vergleiche, in dem ich ein Jahr zubringen musste, oder mit dem Lager auf Kolyma, in dem ich siebeneinhalb Jahre arbeiten musste (und das war nicht einmal eines der schlimmsten Lager im Gulag), dann kommt mir die zaristische Zwangsarbeit wie ein Kinderspiel vor.

Zum Beispiel die Gefängnisse. Die Fenster in unseren Zellen waren fast bis ganz oben mit Tafeln zugenagelt, sodass das Tageslicht nur durch einen winzigen Spalt hereinfiel. Der Freigang dauerte bei uns nur 15 Minuten. Eigentlich waren 30 Minuten vorgeschrieben, aber mit dem Hin- und Herlaufen und der Warterei in den Fluren, blieben oft nicht einmal 15 Minuten übrig. Bücher gab es nur in sehr begrenztem Umfang, eine Zelle mit drei Insassen bekam für zehn Tage drei Bücher. Es gab keinerlei Kontakte. Dafür Durchsuchungen und einmal pro Monat Leibesvisitationen! Manchmal auch öfter. Die Leibesvisitationen waren am schlimmsten. Ich konnte mich zwingen, auf alles Mögliche nicht zu reagieren: auf das Guckloch in der Tür; darauf, dass uns das Klopapier von männlichen Wärtern zugeteilt wurde – für jeden exakt ein Blättchen; darauf, dass wir beim Verlassen des Waschraumes Hosen und Röcke mit den Händen festhalten mussten, da wir keine eigene Unterwäsche besaßen. Aber nach jeder Leibesvisitation war ich für ein paar Tage krank. Meine Mitinsassin Jelena Rubinstein hatte einmal während der Leibesvisitation behauptet, sie hätte ihre Menstruation. Die Durchsuchende sagte nichts weiter dazu, aber am nächsten Tag kam Jelena in den Karzer, wo sie fünf Tage für ihre Weigerung, sich durchsuchen zu lassen, absitzen musste.

Vor der Revolution mussten die Zuchthäuslerinnen Schwerarbeit leisten. Sie mussten den gesamten Gefängnisbetrieb absichern, wozu auch das Heranschaffen von Wasser und Brennholz gehörte, das Beheizen des Gefängnisses und der Waschräume, die Säuberung der Jauchegruben und das Waschen sämtlicher Wä-

sche. Aber sie durften sich die Arbeit selbst einteilen. Die Gesunden übernahmen die schwersten Arbeiten, die mit einer mittelmäßigen Gesundheit die leichteren und die Kranken arbeiteten überhaupt nicht. Den Gefangenen standen so viele Bücher zur Verfügung, dass es für einen Hochschulabschluss gereicht hätte. Sie bekamen dicke Fachzeitschriften, allerdings mit einem Jahr Verspätung. Päckchen konnten unbegrenzt empfangen werden. Jede Gefangene durfte für 4,40 Rubel im Monat Lebensmittel kaufen. Das konnte nicht immer vollständig ausgenutzt werden, da das Geld meistens nicht für alle reichte, aber immer wurde alles zu gleichen Teilen aufgeteilt und Schwache und Kranke bekamen eine extra Ration. Ich glaube, Zucker und Seife bekamen sie gar nicht. Die mussten sie sich also kaufen, sich und den Kriminellen, denn es wäre undenkbar gewesen, so wichtige Dinge nicht mit ihnen zu teilen. Sie lebten zwar von den Kriminellen getrennt, halfen ihnen aber im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Natürlich litten sie alle an Unterernährung, aber Brot und Grütze gab es immer ausreichend (aus den Brotresten machten sie Kwas⁸). Was fehlte waren Fette, Zucker und Vitamine. Aber niemand litt dermaßen Hunger, dass ihm ein Stück Brot als der Gipfel allen Sehnsens erschienen wäre – was für die absolute Mehrheit der Lagerinsassinnen auf Kolyma zutraf.

Ich erinnere mich, wie wir, also die zu Gefängnis Verurteilten⁹, nach Kriegsbeginn 1941 auf unterschiedliche kleinere Kommandirowki¹⁰ geschickt wurden – ausschließlich zu Holzfäller- und Erdarbeiten. Eine Ration der 1. Kategorie bestand aus 500 Gramm Brot und zweimal täglich Krautsuppe aus schwarzem Kohl. Mittags gab es Grütze, die einer Vorgabe gemäß aus 11 Gramm Graupen pro Portion gekocht wurde. Eine Weile arbeitete ich sogar richtig, natürlich ohne die Norm zu schaffen. Ich bekam trotzdem die Ration der 1. Kategorie, weil ich eine Bescheinigung vom Arzt hatte (eine Zeit lang bekam man die 1. Kategorie auch bei Nichterfüllung der Norm, wenn man eine Bescheinigung vom Arzt hatte). Aber bereits nach weniger als einem Monat war ich nicht mehr in der Lage zu arbeiten. Ich schaffte es gerade noch so bis zum Wald, wo ich mich am Lagerfeuer niederfallen ließ. Glücklicherweise konnte der Natschalnik für Arbeit unsere Rückführung in die Zone des Hauptlagers durchsetzen. Das betraf damals zwölf Frauen: acht von der Milchfarm und vier von der Agrarstation. Die von der Milchfarm hielten sich noch ganz gut, weil ihre Kameraden ihnen ab und zu Hafer oder irgendwas vom Kombifutter zusteckten. Unsere Kameraden hingegen konnten uns nichts zustecken, da sie selbst hungerten. Der Wachsoldat maß uns mit einem kritischen Blick, sortierte zielsicher die von der Milchfarm aus und sagte: »Na dann, ausrichten und los geht's. Und ihr«, wandte er sich dann an uns, »ihr könnt gehen wie ihr wollt.« Wir gingen also »wie wir wollten«, was heißt, dass wir

8 Kwas – russisches Erfrischungsgetränk; wird durch Gärung aus Wasser, Roggen und Malz gewonnen.

9 Wer zu Gefängnishaft verurteilt war, galt als besonders gefährlich und wurde bei den schwersten Arbeiten eingesetzt. (SW)

10 Kommandirowka – hier Lagerpunkt abseits der Hauptzone eines Lagers. (SW)

mühsam unsere Beine von der Stelle bewegten. Aber wir setzten uns nicht hin, weil wir wussten, dass man nicht wieder aufstand, wenn man einmal saß. Und irgendwie schafften wir die 13 Kilometer bis zur Zone, auch wenn wir wesentlich später ankamen als die acht mit dem Wachposten. Trotz alledem war das Frauenlager verglichen mit dem der Männer immer noch ein Erholungsheim.

Aber jetzt wieder zurück zu unserem Leben in Ufa. Im Herbst 1933 hatte Irina eine recht geräumige Wohnung in einem sehr alten und baufälligen Haus am Abhang zum Fluss anmieten können. Pawel und ich wohnten nicht weit davon direkt am Flussufer. Wenn wir von der Arbeit nach Hause kamen, mussten wir an ihrem Haus vorbei und schauten oft für ein halbes Stündchen bei ihnen rein. In dieser Wohnung war eine richtige Kommune entstanden. Hier wohnten Irina, außerdem Alexandra Ismailowitsch, Nikolai Podgorski und die Familie Nowikow (Jelena mit Sohn Serjoscha und Tochter Anna). Ihnen hatte Irina das größte Zimmer überlassen. Alexandra hatte ein winziges, aber dafür das wärmste Zimmer mit einem großen russischen Ofen. In ihrem eigenen Zimmer hatte Irina noch Ljowa Maijorow untergebracht und dessen Ausbildung übernommen. Solange die Nowikows in Ufa lebten, unterrichtete sie auch deren Tochter Anna. Maria Spiridonowa und Ilja Maijorow waren in der alten Wohnung geblieben, kamen aber nach der Arbeit zum Essen in die Kommune. Zum Essen versammelten sich immer viele Leute in der Kommune, es war laut und fröhlich – und natürlich zog es auch uns dorthin. An arbeitsfreien Tagen kamen auch Boris Belostozki und Fischel zum Essen und noch der eine oder andere. Es war so eine gemütliche Atmosphäre, so freundlich und kameradschaftlich, dass man gar nicht gehen wollte. So zogen sich die Stunden nach dem Essen meistens bis in den späten Abend hin. Ich denke, dass Irina sich in dieser Atmosphäre wohlfühlte, auch wenn sie den größten Anteil an Sorgen und Arbeit zum Erhalt der Kommune hatte und sich außerdem noch um den Unterricht für die Kinder kümmerte. So verging der Winter. Später nahm Irina eine Arbeit auf, da sie der Meinung war, dass der Unterricht mit Ljowa ihr noch Reserven ließ. Sie unterrichtete ihn bis zum Tag ihrer Verhaftung. Ich wollte noch sagen, dass wir niemals unter Büchermangel litten. Wir hatten immer etwas zu lesen, und zwar immer etwas wirklich Interessantes. Wir sind auch viel gewandert. Immer am 1. Mai initiierte Irina eine Wanderung in den Wald. Wir waren eine recht große Gruppe von 15 bis 18 Leuten und wurden dann stets von zwei bis drei Agenten begleitet. Jetzt könnte man sicherlich den Eindruck gewinnen, dass damals alle glücklich und zufrieden waren. Weit gefehlt. In der Seele eines jeden von uns nagte der Wurm der Unzufriedenheit. Jeder trauerte in seinem Inneren um die Sache, der er all seine Gedanken und Bemühungen geopfert hatte.

Einmal saßen wir bei Irina auf der Terrasse. Wir hatten uns gemeinsam den Film »Gefangene Erde« im Kino angesehen. Nikolai Podgorski schaute in die Ferne und sagte traurig: »Die Vorstellung ist unerträglich, dass der Boden immer noch so gefangen ist wie vor der Revolution, vielleicht sogar noch mehr.« Ich erinnere mich an ein Gespräch zwischen Pawel, Alexander und Boris Belostozki

über den Kuban¹¹, darüber, dass dort ganze Dörfer unbewohnt und die Häuser mit Brettern vernagelt waren, weil der größte Teil der Bewohner im Zuge der Kollektivierung nach Narym, an die Igarka und andere weit entfernte Orte deportiert worden war. Der Rest litt Hunger und siechte dahin, einigen gelang die Flucht in die Stadt. Der Terror hatte katastrophale Ausmaße angenommen – er zermalmte jeden und alles. »Ich weiß eigentlich gar nicht, wie wir noch weiterleben können, obwohl wir das alles sehen und verstehen«, sagte Boris und fuhr nach einer Pause fort: »Andererseits sind wir in einer sehr glücklichen Lage! Glaubt ihr denn, dass sich heute bei uns in der UdSSR viele Menschen so wie wir versammeln und offen aussprechen können, ohne fürchten zu müssen, dass sie morgen bei den Organen angezeigt werden?!« So lebten wir also in der Verbannung – von einem Tag auf den anderen und ohne Hoffnung, bald wieder am öffentlichen Leben des Landes teilnehmen zu können, aber trotzdem auf irgendetwas hoffend.

Es war 1934, der Sommer fing gerade an, als sich einige Leute bei uns versammelt hatten. An alle erinnere ich mich nicht mehr, aber Nikolai, Leonid Werschinin und Igor Sablin waren auf jeden Fall darunter. Anna Antonowna stand plötzlich auf, ging in die Zimmermitte und sagte an alle gewandt: »Genossen, ich habe gerade einen »sauberen« Bescheid¹² bekommen!« Sie war sichtlich verlegen. Alle wunderten sich, denn bis jetzt hatte noch keiner einen »Sauberen« bekommen, alle hatten »Minus-Bescheide«. Als Anna Antonowna uns das nächste Mal besuchte, sagte Pawel verschmitzt: »Anna Antonowna, anständige Menschen werden Ihnen nun bald nicht mehr die Hand reichen.« Und solange sie die Einzige mit einem »Sauberen« war, fühlte sich Anna Antonowna tatsächlich nicht wohl in ihrer Haut. Aber dann bekamen immer mehr »saubere« Bescheide. Und bald hatten alle Verbannten unabhängig von ihrer Parteizugehörigkeit einen »Sauberen«. Lediglich »die Alten« bekamen keine. Auf Grundlage des »Sauberen« konnte Pawel dreimal Urlaub machen. Das erste Mal fuhr er nach Moskau und Kasan und die anderen beiden Sommer, also 1935 und 1936, in den Kaukasus. Im Sommer 1935 wurde Werschinin verhaftet und nach zwei Monaten »Untersuchung« nach Minussinsk verbannt. So wurde das vermeintlich friedliche Leben nach Erhalt der »Sauberen« von Zeit zu Zeit gestört. Mal wurde die Überwachung eingestellt, dann wieder verschärft. Auf jeden Fall ließ einen das NKWD ständig spüren, dass »sein wachsames Auge« immer alles im Blick hatte.

Als ich im Sommer 1936 von einem Aufenthalt im Erholungsheim nach Hause zurückkam, fand ich eine volle Wohnung vor. Ich spürte, dass etwas Schlimmes vorgefallen war und fragte: »Warum zieht ihr denn solche Gesichter?« »Ja, weißt du etwa noch nichts?«, antwortete Lida, »Der Prozess hat begonnen.« Die Rede war von dem Prozess gegen Sinowjew¹³. Was hielten wir damals von diesem Gerichtsspektakel? Alle waren völlig verwirrt. Niemand konnte sich das Verhalten

11 Kuban – zentralrussische Gegend mit fruchtbarem Ackerland, Bauernland.

12 »Sauberer Bescheid« – Genehmigung, mit der man seinen Wohnort frei wählen konnte.

13 Der 1. Moskauer Schauprozess fand im August 1936 statt.

der Angeklagten erklären. Ilja Maijorow sagte sofort, dass Sinowjew noch nie ein anständiger Mensch gewesen war und man von ihm nichts Anständiges erwarten konnte. »Na gut, Sinowjew, aber die anderen?«, warf Irina ein. »Sind jetzt plötzlich alle so niederträchtig geworden, dass sie sich dermaßen mit Schmutz besudeln müssen? Aber vielleicht ist das Hypnose?« Irina war, nebenbei gesagt, bis an ihr Lebensende davon überzeugt, dass in den Gefängnissen des NKWD Hypnose eine große Rolle spielte. Allerdings räumte sie bei unserer Begegnung 1957 ein, dass dort alles möglich gewesen wäre: angefangen von geschminkten Schauspielern, über Hypnose bis hin zu seelischer und physischer Folter. 1936 jedoch waren wir niedergeschlagen und versuchten eine Erklärung dafür zu finden, wie es dem NKWD gelang, so viele Menschen zum vollständigen Verlust menschlicher Würde zu bringen. Wie hatte man sie dazu bringen können, zu vergessen, dass sie Mitglieder einer Partei waren, der die meisten von ihnen ihr gesamtes Leben gewidmet hatten und der sie jetzt durch den Umstand ihrer Mitgliedschaft zur Schande gereichten?

Zu uns kamen sie in der Nacht des 7. Februar 1937. Die Durchsuchung war gründlich und erst um zehn morgens zu Ende. Als alle weg waren, ging ich gleich zu den Nowikows, die ein paar Häuser weiter wohnten. Aber ich geriet in einen Hinterhalt. Dort waren bereits acht »Besucher« und man ließ mich nicht mehr weg. Jemand fuhr zum Staatsanwalt und kam mit meinem Haftbefehl zurück. Ich sagte, dass ich noch Wäsche für mich und meinen Mann holen müsste. Man brachte mich nach Hause, wo ich mich wusch, umkleidete und die Sachen für mich und Pawel packte. Dann wurde ich ins Gefängnis gebracht.

Am 11. Februar begannen die Verhöre. Man lud mich zu sieben vor und um neun war ich wieder in der Zelle (es war bereits hell auf der Straße). Dieses Verhör war deshalb so kurz, weil es nur Informationscharakter hatte und an einem arbeitsfreien Tag stattfand. Am 13. Februar begannen dann die richtigen Verhöre. Sie dauerten jeweils fünf Tage, sodass ich erst am Morgen des arbeitsfreien Tages wieder in die Zelle kam. Dazu muss man sagen, dass dieser arbeitsfreie Tag anstrengender war als alle anderen Tage des Verhörs. Und zwar deshalb, weil die Aufseher (es waren vier für 18 Zellen) ständig durch das Guckloch schauen und befahlen: »Nicht schlafen, nicht schlafen«, und ich wollte nichts als schlafen, viel stärker als während der Verhöre. In den Verhören war man die ganze Zeit nervlich angespannt, was einerseits an dem Verhör selbst lag und andererseits an dem wilden Gebrüll und Gefluche der Ermittler, die selbst schlafen wollten und sich dadurch aufputschten. Bis gegen eins führte ein Ermittler das Verhör, dann ging er in die Kantine Tee oder Kognak trinken oder zum Schlafen nach Hause. Irgendein Sergeant nahm nun seinen Platz ein. Der wiederholte die ganze Zeit nur den einen Satz: »Nicht einschlafen.« Die Familiennamen der Ermittler habe ich vergessen. Während der gesamten Verhörphase müssen es fünf gewesen sein. Einer hieß, glaube ich, Japatow. Diese Verhöre am laufenden Band zogen sich einen Monat hin. Wonach haben sie in den Verhören gefragt? Eigentlich wurde wenig gefragt,

meistens wurde geschrien und verlangt, aufzugeben, alles zu gestehen, von ganzem Herzen zu bereuen. Eine von den sinnvollen Fragen war, welche politischen Gespräche bei uns geführt wurden. Ich antwortete, dass sie das aus den regelmäßigen Berichten ihrer Agenten, die vor unseren Fenstern standen, besser wissen müssten als ich. Die Ermittler verneinten das zuerst, erklärten mir aber später, dass sie die Berichte ihrer Agenten nur zur internen Information heranziehen dürften, vor Gericht aber die Aussagen der Betroffenen erforderlich wären. Ich sollte zugeben, dass ich Mitglied der Partei der linken SR war. Hartnäckig antwortete ich, dass ich es zugeben würde, wenn ich dazu berechtigt wäre. Da mich aber niemand in diese Partei aufgenommen hatte, konnte ich es auch nicht zugeben. Etwas wirklich Ernstes im Sinne von Terror oder Sabotage wurde mir nicht angelastet. Dann wurde ich eineinhalb Monate gar nicht mehr vorgeladen. Lediglich eine zusätzliche Hausdurchsuchung wurde mit mir durchgeführt. Danach begannen neue Verhöre. Diesmal dauerten sie nicht fünf Tage, sondern 15 bis 16 Stunden. Ich wurde abends gegen sechs geholt und am Morgen gegen neun, wenn einen die Aufsicht nicht mehr schlafen ließ, zurückgebracht. Man hatte mich in eine Zelle mit mehreren Schwangeren und einer Mutter mit Kind gesteckt. Hier konnte ich mich ab und zu hinsetzen, weil für den ganzen Flur nur eine Aufseherin zuständig war, die nicht so eifrig ins Guckloch schaute, obwohl ihr nur sechs Zellen unterstanden. So konnte ich sitzend ein wenig dösen, abgeschirmt von meinen Zelleninsassinnen, die sich neben mich setzten. Im September bekam ich einen neuen Ermittler. Ganz ohne Geschrei und Geschimpfe setzte er ein Protokoll auf, das ich auf jeder Seite ohne Einschränkungen unterschrieb. Es sah aus, als würde sich die Sache ihrem Ende nähern. In dem Protokoll stand u. a. Makowskis Aussage, ich hätte behauptet, dass ein anständiger Mensch nicht zu den Demonstrationen am 1. Mai oder am 7. November gehen würde, schon wegen der dort verkündeten Losungen. Ich widersprach dieser Anschuldigung, hatte aber Angst vor einer Gegenüberstellung mit Makowski und unterschrieb. Ich verurteilte Makowski nicht. Er hatte sich nicht auf das Schicksal eines Kämpfers eingestellt, hatte vergessen, dass er in seiner Jugend Mitglied der linken Sozialrevolutionäre gewesen war und wollte einfach nur leben, arbeiten, seine Kinder großziehen. Klar war er eingeschüchtert, dann noch die Verhöre, die Demütigung seines Sohnes. Wie sollte er da standhaft bleiben! Ich unterschrieb also das Verhörprotokoll, nachdem ich es aufmerksam gelesen hatte. Später rekonstruierte ich es aus dem Gedächtnis und analysierte es endlos, aber ich konnte nichts finden, was auch nur indirekt einen Schatten auf jemanden geworfen hätte. Als ich bei Gelegenheit zu einem Gefangenen sagte, dass ich kein einziges Wort unterschrieben hätte, das ich nicht hätte unterschreiben wollen, erwiderte der ältere Mann: »Darauf brauchen Sie nicht stolz zu sein, die hatten einfach kein Interesse mehr an Ihnen. Wenn die gewollt hätten, hätten Sie alles unterschrieben.« Ich war auch nicht stolz, ich war einfach nur froh darüber, und vielleicht hatte der Mann ja recht gehabt. Ein Ermittler der Gestapo hat geschrieben, dass für jeden einmal die

Stunde kam und es keinen einzigen Menschen gäbe, der nicht unterschreiben würde, was seine Henkersknechte wollten, wenn man ihn nur richtig anpackte.

Am 4. Oktober 1937 kam die erste »Gebietskomitee-Dame« in die Zelle. Milda Bulle war Mitglied des Büros des Gebietskomitees. In der Nachbarzelle saß die Ehefrau von Bykin, dem 1. Sekretär des Gebietskomitees.¹⁴ Sie wollte von mir wissen, wie die Verhöre abliefen. Ich erzählte ihr von meinem und dass die Leute erschwindelte Angaben unterschrieben, um der Folter zu entkommen. Als sie das hörte, sagte sie: »Galina Satmilowa, haben Sie selbst jemanden kennengelernt, der Unwahrheiten über sich oder andere unterschrieben hat?« »Nein, habe ich nicht, aber ich weiß, dass es wahr ist.« Sie erwiderte nichts, aber an ihrem skeptischen Lächeln erkannte ich, dass sie mir nicht glaubte. Zwei Tage später wurde sie zum Verhör geholt und erst nach zwei Wochen wieder in unsere Zelle gebracht. Sie kam gleich zu mir und sagte, dass sie alles unterschrieben hatte, was von ihr verlangt wurde. »Warum denn?«, fragte ich. »Ich musste 72 Stunden lang sitzen, durfte nicht aufstehen; vor meinen Augen begann es zu flimmern, dann habe ich alles doppelt gesehen. Ich konnte nicht mehr klar denken!«, antwortete sie. Ich fand das nicht so überzeugend. Für eine kräftige Frau im besten Alter kann 72 Stunden langes Sitzen doch nicht so schlimm sein, dass man es nicht aushält, noch dazu so kurz nach der Verhaftung. Auch heute denke ich immer noch, dass es nicht an den 72 Stunden lag, sondern an einer irgendwie veränderten Psyche, die die Menschen dazu brachte, sich den Vertretern dieser Einrichtung zu unterwerfen. In einer Minute der Offenherzigkeit erzählte mir Milda Bulle, dass Maria Spiridonowa zu Beginn unserer Untersuchung einen Brief an Bykin geschrieben hatte, in dem sie die Untersuchungsmethoden anprangerte: Verhöre nach Fließbandmethode über sieben bis acht Tage, im Stehen, unter Schlafentzug. Wie sie behauptete, sei Bykin ins NKWD gefahren, wo man ihm sagte, dass ihn das nichts angehe. Ich weiß nicht, ob es wirklich so war, aber es klang sehr wahrscheinlich. Bykin wurde jedenfalls kurz darauf selbst verhaftet.

So hausten wir 40 Frauen also in jener Zelle, die eigentlich für neun Gefangene vorgesehen war, atmeten die abgestandene Luft, lagen nachts alle auf einer Seite, eingezwängt zwischen unseren Nachbarinnen.

Am 24. Dezember 1937 ging die Tür auf und die Wärterin rief mich und Nadja »mit Sachen« raus. Hastig packten wir die Sachen zusammen und verabschiedeten uns von den anderen. Als wir durch die Tür traten, sah ich Irina Kachowskaja im Flur. Ich rannte zu ihr. Man trennte uns nicht, sondern brachte noch Jelena Nowikowa, die ebenfalls in einer Zelle auf dieser Etage gesessen hatte. Dann wurden wir in den kleinen Block geführt, in dem ich gleich nach der Verhaftung gesessen hatte. Der Aufseher schloss eine Zelle auf und wir erblickten Alexandra Ismailowitsch. Als sich unsere Freude etwas gelegt hatte, wurde die Zellentür noch einmal geöffnet und eine Bretttafel und drei Matratzen hereingeschoben. Wir leg-

14 Der 1. Sekretär des Gebietskomitees der KP – war de facto der politische Machthaber im jeweiligen Gebiet.

ten die Tafel auf die zwei Betten und bekamen so eine durchgehende Liegestätte. In der Nacht wurden wir aufgeweckt und bekamen unsere Anklageschriften ausgehändigt – also stand die Gerichtsverhandlung bevor. Aber noch nicht am nächsten Tag. Wir verbrachten ihn unbeschwert, freuten uns über das Wiedersehen und erzählten uns gegenseitig von unseren Verhören. Irina hatte während der Verhöre meistens geschwiegen, aber als der Ermittler einmal die Revolution erwähnte, sagte sie: »Sie sollten nicht von der Revolution sprechen. Revolution – das ist für Sie doch nur Macht und Geld.« Am nächsten Morgen brachte man uns ins innere Gefängnis des NKWD. Wir kamen wieder zusammen in eine Zelle, wurden aber drei Stunden später herausgerufen und auf verschiedene Räume verteilt. Dann fand die Gerichtsverhandlung statt, auf der ich zu zehn Jahren Gefängnishaft verurteilt wurde. Kurz darauf wurden wir in einen viergeschossigen Gefängnistrakt gebracht, den ich schon einmal kennengelernt hatte. Die Zelle, eigentlich für zwei Gefangene, war doch recht eng für uns fünf. Wir schiefen wie gehabt, legten die Tafel so auf die zwei Pritschen, dass eine durchgehende Schlafstelle entstand. Immerhin hatten wir so viel Platz, dass man sich umdrehen konnte.

Ungefähr zwei Wochen später wurde ich mit Irina in eine andere Zelle verlegt, nicht weit von der letzten. Ich war traurig, weil ich mich von Alexandra Ismailowitsch trennen musste und glücklich, weil ich mit Irina zusammenblieb. Wir waren von Mitte Januar bis zum 9. Mai 1938 zusammen in einer Zelle und ich dachte schon, es würde die ganze Zeit so weitergehen. In diesen Wochen erzählte mir Irina ziemlich ausführlich ihre Geschichte mit Eichhorn und Denikin. Mit den anderen verständigten wir uns rege über Klopfzeichen im Toilettenraum. Irina konnte das perfekt. So erfuhren wir auch, dass inzwischen die gesamte Regierung Baschkiriens¹⁵ zu sehr hohen Strafen verurteilt worden und jetzt das NKWD selbst an der Reihe war. Jedenfalls war der für politische Verbannte zuständige Leiter bereits inhaftiert. Eines Nachts im Mai 1938 ging die Zellentür auf und der Aufseher kam herein. Mir war sofort klar, dass man mich zum Gefangenentransport abholte. Ich begann zu weinen bzw. nicht zu weinen, sondern loszuheulen. Ich heulte die ganze Nacht bis in den Morgen hinein. Als sie mich abholten, war ich ganz verquollen, aber das war mir vollkommen egal. Eins wusste ich mit Sicherheit: Das letzte und so wichtige dünne Band, das mich mit meinem vergangenen Leben verband, wurde jetzt für immer zerrissen. Ich erinnere mich an das wächserne Gesicht von Irina. Den Kopf an die Wand gelehnt, sagte sie: »Das ich Sie so gehen lassen muss, so ganz und gar und ohne zu wissen, was mit Ihnen geschieht! Das ist furchtbar!« Ich verließ die Zelle und rief laut: »Alexandra Ismailowitsch, leben Sie wohl!« Der Wärter wollte sich auf mich stürzen, aber dann winkte er nur ab und wir gingen hinunter in die erste Etage.

Die Männer in unserem Gefangenentransport hatten alle sehr hohe Strafen bekommen: 25, 15 und 10 Jahre, weniger gab es nicht. Viele Ingenieure aus der

15 Baschkirien – autonome sozialistische Sowjetrepublik (der Russischen Sozialistischen Sowjetrepublik) in der UdSSR; seit 1992 Republik Baschkortostan (der Russischen Föderation).

Ölindustrie waren darunter, die man wegen Sabotage verurteilt hatte. In Sysran hielten wir uns fünf Tage im Durchgangslager auf. Dort begegneten uns große Gefangenentransporte mit Ehefrauen und Kaweshedlinern.

... Bei Wladiwostok wurden wir ausgeladen und in ein Transitlager gebracht, an dessen Namen ich mich nicht erinnern kann¹⁶. In der Frauenhälfte des Lagers standen mehrere Baracken mit durchgehenden Schlafpritschen in zwei Ebenen. Nadja, Katja, Jelena, Ljusja Ogandshanja und ich richteten uns nah beieinander ein. Als wir uns später im Lager in Kolyma an die Zeit bei Wladiwostok erinnerten und in Gedanken die Kranken und Verstorbenen durchgingen, kamen wir auf zehn Tote von denen, die zu Gefängnishaft verurteilt waren, zehn von ungefähr 300 (aus Wladimir, Kasan und Jaroslawl) in nur einem Monat – das war eine ganze Menge. In meiner gesamten Lagerzeit gab es nie wieder so eine hohe Sterblichkeit. Im Gegensatz zu vielen meiner Gefangenenkameradinnen muss ich sagen, dass ich die Frauenlager auf Kolyma nicht für Vernichtungslager halte. Ich spreche nicht von den Zwangsarbeitslagern mit verschärftem Regime für Frauen, die ich überhaupt nicht kenne, sondern nur von den Lagern, in denen ich selbst oder meine Kameradinnen waren. Zu Gefängnishaft Verurteilte lebten generell unter schlechteren Bedingungen und bekamen immer die schwersten Arbeiten, aber ich kann trotzdem nicht behaupten (wenn ich an die Zahl der Toten denke), dass wir Frauen gezielt vernichtet wurden – wie es bei den Männern der Fall war. Aus sicherer Quelle weiß ich z. B., dass bei den Goldminen von Schturmowoi (Nördliche Lagerleitung von Dalstroj) Ende November ein Gefangenentransport mit 5 000 Männern ankam, von dem im April noch 350 Männer übrig waren. Das hat mir jemand erzählt, der zu diesem Gefangenentransport gehörte und die ganze Zeit über bei dieser Goldmine war. Er hatte diese Informationen aus erster Hand – aus der Abteilung für die Erfassung und Verteilung der Arbeitskräfte. Bei uns im Lager starben während der gesamten Lagerzeit Jelena Nowikowa, die bereits vorher sehr krank gewesen war; dann noch Ljalja Klark, eine junge gesunde Frau. Sie ist 1940 an Lungentzündung gestorben. Die Todesursache von Asja Guds kenne ich nicht. Die Mordanowa ist an Herzversagen gestorben. Weiterhin starben Nadja Koroljowa und die Meshlauk. Die Melnikowa¹⁷ hat sich aufgehängt, ebenso Tanja Krupenik. Wir mussten alle sehr schwer arbeiten, waren immer hungrig und ausgezehrt, aber gestorben sind nur wenige.

Wir blieben bis zum April 1939 in Magadan im Lager. Am 2. oder 3. April wurden wir ins Lager nach Elgen, zur Arbeit in die Sowchose geschickt. Die Zeit im Lager will ich hier nicht weiter beschreiben. Über die Lager ist viel geschrieben worden, und unser Lager in Elgen hat Shenja Ginsburg ausführlich beschrieben. In Elgen bin ich auch Berta Babina begegnet. Von meinem Mann und anderen Genossen hatte ich schon früher viel von ihr gehört. Sie und ihr Mann waren auf Ko-

16 Durchgangs-Lagerpunkt »Schwarzes Fließchen«. (SW)

17 Polina Melnikowa war eine außergewöhnliche Frau. Um Zeit zum Lesen antiker Klassiker zu haben (wie z. B. Platon und was man so bekommen konnte), arbeitete sie im Lager von Magadan als Latrinenreineriger. (A)

lyma, für einige Zeit auch ihr Sohn Igor¹⁸. Man hatte ihn kurz vor seiner Diplomverteidigung verhaftet, natürlich wegen seiner Eltern.

In den ersten beiden Lagerjahren hoffte ich noch, meinen Mann wiederzusehen, aber als ich später mehr über die Bedingungen in den Männerlagern erfuhr, begann ich zu zweifeln, und zum Ende meiner Lagerzeit war ich mir sicher, dass es ihn nicht mehr gab. Nach meiner Entlassung erkundigte ich mich nach ihm und bekam die Antwort, dass Pawel Jegorow 1942 gestorben war.

Im März 1956 (ich lebte damals auf Tschukotka) bekam ich einen Brief von Nadja Lobyzina, in dem sie schrieb: »Es geschehen jetzt überraschende Dinge unter der Sonne. Dass Irina Kachowskaja noch am Leben ist und in Malo Jaroslawez wohnt, können Sie auch zu diesen Überraschungen zählen.« Zu sagen, dass ich erschüttert war, wäre untertrieben. Im Juni 1957 fuhr ich nach Moskau und von dort nach Malo Jaroslawez zu Irina Kachowskaja. Zwei Jahre darauf wohnte ich den ganzen Sommer über bei ihr. Wir sprachen über viele Dinge. Irina Kachowskaja erzählte mir auch, dass sie eine Erklärung mit der Beschreibung ihrer »Strafsache« von 1937 nach Moskau schicken wollte. Ein Jahr zuvor war sie, ohne einen Antrag gestellt zu haben, rehabilitiert worden und bekam nun schon eine Rente. Allerdings eine sehr bescheidene, da sie nach ihrem Gehalt in Ufa berechnet war. Sie las mir etwas aus dieser Beschreibung vor. Heute kenne ich den ganzen Text ihrer Erklärung, ich habe ihn vor zwei Jahren gelesen. Irina ist am 1. März 1960 gestorben.

18 Igor Babin (1914-1977) – Sohn von Berta Babina (siehe ihre Erinnerungen in diesem Buch).



NADESHDA SUROWZEWA (1896 bis 1985)

Erinnerungen an Kolyma

Nadeshda Witaljewna Surowzewa wurde in Kiew in der Familie eines Juristen geboren, verbrachte ihre Kindheit in Uman. Nach dem Gymnasium studierte sie in Petersburg und Kiew, war gesellschaftlich und politisch sehr engagiert. Im Bürgerkrieg gehörte sie ukrainischen Nationalisten an und reiste in diplomatischer Mission nach Frankreich, blieb in Europa, studierte Philosophie an der Wiener Universität und promovierte. Sie übersetzte und war publizistisch tätig, reiste 1924 in die USA und nach Kanada. Im gleichen Jahr wurde sie Mitglied der Österreichischen KP. Gemeinsam mit Franz Koritschoner (österreichisches Mitglied der Komintern) übersetzte und veröffentlichte sie die Werke Lenins bei den Verlagen »Malik« und »Rikola«. Ende 1925 kehrte sie in ihre Heimat zurück, lehrte an der Charkower Universität, arbeitete für die RATAU (Telegraphenagentur der Ukraine). 1927 wurde sie verhaftet und ins Lager geschickt, lebte danach in Archangelsk in Verbannung und heiratete dort den Sozialrevolutionär Olitzki, kam 1937 erneut ins Lager, diesmal nach Kolyma. Nach ihrer Entlassung aus dem Lager musste sie bis zu ihrer Rehabilitierung 1957 im Nordosten Sibiriens in Verbannung bleiben, kehrte anschließend nach Uman zurück, wo sie mit ihrer Schwägerin, der Sozialrevolutionärin Jekaterina Olitzkaja, zusammenlebte, Nachhilfestunden in Englisch und Französisch gab, ehrenamtlich im örtlichen Heimatkundemuseum arbeitete und an ihren Memoiren schrieb. Bei einer Hausdurchsuchung 1972 wurde ihr zweibändiges Manuskript beschlagnahmt.

Nadeshda Surowzewa wurde von Schriftstellern und Historikern aus dem ganzen Land besucht. In den Sommermonaten versammelten sich Freundinnen aus Kolyma in ihrem gastfreundlichen Haus.

Insgesamt musste Nadeshda Surowzewa fast 30 Jahre, ein Drittel ihres langen Lebens, in Gefängnissen, Lagern und Verbannung verbringen.

*

... Es wurde immer kälter. Wir wachten immer früher auf und konnten jeden Morgen beobachten, wie das Tor zur Männerzone geöffnet und Tragen herausgebracht wurden. Zuerst nur einzelne, dann wurden es immer mehr, bald waren es Dutzende von Tragen. Wir dachten, dass Kranke ins Krankenhaus gebracht werden, aber schon bald begriffen wir, dass es sich um Tote handelte. In der Zone war eine geheimnisvolle Epidemie ausgebrochen.¹ Einmal zählten wir 100 Tragen. Uns wurde angst und bange; wegen unserer Verwandten und Bekannten, die auch

1 Nadeshda Surowzewa beschreibt die Flecktyphusepidemie, die 1938 im riesigen Transitlager von Wladiwostok Tausende Opfer forderte.

irgendwo in der Nähe waren, wegen der betroffenen Schicksalsgefährten von nebenan hinterm Stacheldrahtzaun und natürlich wegen uns selbst.

So ein absurder Tod. Niemand würde jemals erfahren, wie man dich nackt und ohne Sarg in die Leichenhalle geschleppt und mit einer Plane abgedeckt, dich dann mit einem Dutzend anderer zu der kleinen Bergkuppe gebracht und dort verschart hatte. Das konnte doch nicht wahr sein! Doch es konnte! Wir konnten es jeden grauen freudlosen Morgen mit unseren eigenen Augen sehen ...

Ganz unerwartet wurden wir dann in eine andere Baracke verlegt, weiter weg von der Männerzone. Die Baracke war schon ziemlich voll, aber nun wurde es noch enger – einfach unvorstellbar. Wir lagen wie Ölsardinen in der Dose, ständig im Körperkontakt mit dem Nachbarn. Es war heiß und stickig. Qualmend brannte die Petroleumfunzel. Dunkle Silhouetten zotteliger Köpfe, Gestöhn, Geschrei, Geschnarche, der Atem Hunderter von Menschen und Schlaflosigkeit ... Gedanken ... Es dauerte nicht lange und wir hatten Läuse. Bis jetzt hatten wir nur voller Ekel von ihnen gehört. Nun waren alle bis auf den Letzten verlaust. Auch weiterhin gab es keine Banja.

Nun wurden wir total isoliert und auf eine kahle, windige Anhöhe verlegt, die nur von einem Stacheldrahtzaun mit einem Wachturm an der Ecke umgeben war. Das Essen wurde uns in Behältern bis ans Tor gebracht, dann zogen sich die Wachleute zurück und die Unsrigen brachten die Behälter herein, verteilten das Essen und brachten die leeren Behälter wieder ans Tor. Genauso war es mit dem Brot. Anweisungen wurden über den Zaun gerufen. Wir wurden wie Pestkranke behandelt. Einmal wurden Männer vorbeigeführt. Sie waren blass und schwankten. Eine Frau warf ein Stück Brot über den Zaun und ein Mann hob es auf. Aber ein Wachposten nahm es ihm sofort ab und schleuderte es weg. Der Mann musste sich hinknien. Mit gesenktem Kopf kniete er da, und wir standen auf der anderen Seite des Zauns. Viele mussten weinen.

Gleich neben dem Weg am Berghang wurde ein Steingebäude gebaut. Über die nasse, glitschige, weiche Tonerde zogen verlotterte und barfußige, vor einen Fuhrwagen gespannte Männer unter Bewachung Granitblöcke durch den Herbstregen. Sie bauten ein neues, großes Leichenhaus.

Im Dezember 1937 tauchte urplötzlich eine Kommission auf, und ein paar Tage danach konnten sich Gefangene mit medizinischen Kenntnissen zur Arbeit im Krankenhaus und der dazugehörigen Krankenbaracke melden. Über die Epidemie wurde uns nichts gesagt, aber uns war auch so klar, dass in der Zone Flecktyphus wütete. Es meldeten sich 23 Leute: drei Ärzte, ein Feldscher und 19 Krankenschwestern. Ich meldete mich auch. Während unsere Unterlagen vorbereitet wurden, begann man endlich den Kampf gegen die Läuse. Jeden zweiten Tag wurden wir jetzt in die Banja geschleucht. Unsere Klamotten und die Unterwäsche wurden in einer speziellen Kammer »durchgebraten«, wir bekamen Seife und viel Wasser. Dreimal täglich mussten wir uns splitternackt ausziehen, alle Sachen penibel auf Läuse durchsuchen und am Ende die Opfer zählen. Täglich erstattete ich dem

Zugführer über den Zaun Meldung über unsere Aktivitäten. In dieser Zeit wurde ich »Läusevolkskommissar« genannt.

Dann brachten sie uns endlich aus der Zone raus. Ich, Schwester Artjomjewa und Maria Nikolajewna kamen in eine zweigeschossige Baracke. Unten lagen die Genesenden, oben die schweren Fälle, also die Hoffnungslosen. Hier sollte ich mit der Artjomjewa arbeiten. Wir wurden angemessen eingekleidet und bekamen etwas zu essen. Unser Vorgesetzter, ein junger 29-jähriger Militärarzt, wandte sich mit der Anrede »Genossen« an uns. Dieses unendlich teure, längst vergessene Wort! Uns schnürte es die Kehle zu. Das Hauptgebäude des Krankenhauses hatte 1 000 Betten und war überbelegt. In unserer Baracke lagen 400 und in mehreren Zelten noch einmal mindestens 100 Kranke. Wir sahen das Zimmer mit den Skorbutkranken. Ein schrecklicher Anblick. Man kann sich nicht vorstellen, dass Menschen dermaßen hilflos, grauenvoll und in solchen Mengen an Skorbut zugrunde gehen können. Mit medizinischer Hilfe ist Skorbut leicht und schnell zu heilen, ohne Schäden zu hinterlassen. Ich selbst hatte mehrmals Skorbut.

Am zweiten Tag erkrankte die einzige »freie« Krankenschwester an Flecktyphus. Nun arbeiteten nur noch Gefangene in der Baracke. Gerüchten zufolge (hierher gelangten sie viel leichter als in unsere Zone) häuften sich in Wladiwostok die Fälle von Flecktyphus unter der freien Bevölkerung. Die Epidemie hatte auch das städtische Gefängnis erreicht. Ganz offensichtlich reichte Isolierung allein nicht aus. Der Ansteckungsherd musste gefunden und vernichtet werden. Ungeheure Anstrengungen wurden unternommen und finanzielle Mittel eingesetzt, um herauszufinden, wie es zu dermaßen gewaltigen Ausmaßen der Epidemie kommen konnte. Sogar wir bekamen das zu spüren. Dann war plötzlich der Natschalnik der Zone verschwunden. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, dass man ihn verurteilt und erschossen hätte.

Wie konnte das mit dem Flecktyphus geschehen? Eigentlich ganz einfach. Es gab ein paar Schiffe für die Gefangenentransporte: »Dshurma«, »Dalstroj«, »Kula« und noch zwei andere. Sie brachten jeden Monat 30 000 Gefangene vom Festland, einen Gefangenentransport nach dem anderen, ohne Ende. Nachts stöhnten die gefangenen Männer in den Baracken: »Wasser ...« Aber außer ein paar Warnschüssen von den Wachtürmen passierte nichts. Die Menschen verhungerten. Als die Epidemie schon in vollem Gange war, aber noch vertuscht wurde, verheimlichten die Gefangenen den Tod von Mithäftlingen, damit sie deren Brotrationen bekamen. Im Hochsommer ertrugen sie die verwesenden Leichen auf den Nachbarprütschen, nur um diese paar zusätzlichen Gramm Brot essen zu können. Wenn es dann mal jemandem von der Lageradministration verdächtig vorkam, dass sich ein Gefangener so hartnäckig lange nicht von seiner Lagerstätte erheben wollte, und er an dessen Bein zog, griff seine Hand nur in etwas Matschiges. Kranke wurden nicht behandelt, lediglich die Toten wurden ins Leichenhaus gebracht.

Nun aber hatte sich mit einem Schlag alles verändert: Jetzt gab es jedes Medikament, frische Wäsche so viel man wollte, Waschmöglichkeiten, wunderbares

Essen – nur die Menschen fehlten. Aber dieses Manko wurde durch den Einsatz von uns Freiwilligen ausgeglichen. Wegen der Verschleppung dauerte der Kampf mit der Epidemie nun allerdings mehrere Monate, und die Zahl der Opfer – die hat damals keiner gezählt ...

Zurück zur ersten Nacht meines Dienstes. Gleich nach Sonnenuntergang versank die Baracke in undurchsichtigem Dunkel. Jede noch so kleine Ritze in den Fenstern war abgedichtet, die riesigen trostlosen Räume wurden von einer mickrigen Funzel beleuchtet. Es war die Zeit der Ereignisse am Chassan-See². Die zweite Funzel brannte bei mir in der Nachtwache und eine dritte bei den Sanitätern hinter ihrem Vorhang. In der Mitte des Raumes war ein breiter Gang, rechts und links davon standen die Doppelstockpritschen, jeweils zwei waren zusammengestellt. Jede Bettstelle war belegt. Insgesamt waren es zirka 200 Kranke, die sich alle in einem unvorstellbar schweren Zustand befanden. Sie flehten: »Trinken! Wasser! Wasser!« Ich musste meinen Rundgang mit den Kampferspritzen beginnen und schaute hinter den Vorhang, um die Sanitäter, Kriminelle, herauszurufen. Was ich sah, ließ mich sofort den Vorhang wieder schließen. Kurz darauf erschien die halb bekleidete Sanitäterin und drückte mir widerwillig das Gläschen mit Kampfer, die Spritze, eine kleine Leiter und eine Taschenlampe in die Hand: »Hier!« »Und wie werden bei Ihnen die Spritzen sterilisiert?« »Sonst noch was?!« Sie verschwand hinter dem Vorhang, diesmal endgültig. Nachdem ich alle, die unten lagen, gespritzt hatte, kletterte ich mit Hilfe der Leiter auf die obere Ebene. Soweit die Leute noch bei Bewusstsein waren, ging es halbwegs gut. Aber viele von ihnen schlugen um sich, schrien und hielten nicht still. Wie ich da so auf der Leiter balancierte mit der Lampe, dem Kampferglas und der Spritze – diese erste Nacht war wirklich nicht leicht! Am nächsten Morgen gingen die Sanitäter durch den Gang, sammelten die Toten ein und räumten sie hinter den zweiten Vorhang am Ende der Baracke – in dieser Nacht waren 17 gestorben. Sie schlepten die Toten völlig emotionslos weg, interessierten sich lediglich dafür, ob sie goldene Zähne hatten – wichtigstes Beutegut der Kriminellen.

Dann kam ein Arzt und das Hilfspersonal wurde vollständig ausgewechselt. Möglichkeiten zur Instrumentesterilisation wurden geschaffen, plötzlich gab es Ampullen, Nadeln, alles wie von Zauberhand. Es wurde auch etwas gegen die Eitergeschwüre unternommen, die infolge von Verschmutzung überhand genommen hatten. Sicherlich war der Arzt durchaus ein guter Mensch, aber er war jung und unerfahren und hatte Angst vor dem Flecktyphus, was seine Arbeit behinderte. Wir jedoch konnten nur Anweisungen ausführen und das war zu wenig. Ein paar Tage später sagte unser Arzt freudestrahlend, dass uns drei Ärzte aus der Zone zugeteilt werden sollten. Das war grandios. Nun begann eine kameradschaftliche und sehr anstrengende Arbeit. Arbeitszeiten gab es nicht. Wir arbeiteten, bis uns die Augen

2 Im Sommer 1938 fanden am Chassan-See, an der Grenze zwischen der UdSSR und der Mandschurei, militärische Kampfhandlungen zwischen der UdSSR und Japan statt.

zufielen. Erst dann gingen wir in den sogenannten Klub und fielen auf die Pritschen, die dort auf der Bühne für uns aufgestellt waren. Die Sanitäter arbeiteten normal, in drei Schichten. Manche von ihnen, besonders in der dritten Schicht, arbeiteten wirklich heldenhaft. Wie ich schon gesagt habe, waren die Schlaflager zweietagig. Natürlich gab es keinerlei Bettpfannen oder Schieber. Die bewusstlosen Kranken auf der oberen Ebene entleerten sich direkt auf die untere Ebene. Man kann sich leicht vorstellen, dass solche Arbeitsbedingungen für viel Unmut beim medizinischen Hilfspersonal sorgten. Trotzdem gab es auch unter den Kriminellen immer wieder solche, die ihre Arbeit aufopferungsvoll erledigten.

Obwohl es enorm viel zu tun gab, konnte ich einige Barackeninsassen ein wenig näher kennenlernen. Kein einziger Verbrecher war darunter, das »Sortiment« war komplett politisch. Eines Morgens beim Rundgang fiel mir auf der oberen Ebene ein Kranker mit einem sehr intelligenten Gesicht auf. Er war blind, korrekter, er konnte nicht mehr sehen. Sein Zustand war, wie der aller anderen, sehr kritisch; er war sogar noch schlimmer dran wegen seiner Blindheit. Ich schaute auf das Namensschild – B. Jasienski. Etwa der »Mensch, der seine Haut wechselt«? Aufgeregt fragte ich ihn sogleich: »Genosse, sind Sie Schriftsteller?« »Ja, ich bin Künstler«, antwortete er. Im selben Moment wurde ich dringend woanders gebraucht. Schnell legte ich ihm eine Kompresse auf und hatte an diesem Tag keine Gelegenheit mehr, das Gespräch fortzusetzen. Schwester Artjomjewa löste mich ab. Am nächsten Morgen stritten sich zwei Sanitäter: »Schwester, wir haben die Marken vertauscht. Schau doch mal, weißt du, welcher Jasienski ist?« Ja, natürlich erkannte ich meinen Gesprächspartner von gestern wieder. Ob es der Jasienski war, blieb ungeklärt. Jetzt konnte ich den Sanitätern nur noch dabei helfen, den »Ausweis« ins Jenseits am Fuß des Verstorbenen zu befestigen: die Marke mit seinem Familiennamen, dem Geburtsjahr, und was am allerwichtigsten war, mit Artikel und Punkt.

In der Baracke waren viele ausländische Kranke – Tschechen, Bulgaren, Italiener. Alle waren Kommunisten, die meisten politische Emigranten. Einmal rief man mich zu einem sterbenden Italiener. Er wusste, dass er sterben würde und erwartete nichts mehr. Keiner konnte ihn verstehen. Er versuchte etwas auf Französisch zu sagen. Ich saß bei ihm und er hielt meine Hand fest. Er war ausgezehrt und sah schrecklich aus, obwohl er noch ganz jung war. In fieberhafter Hast suchte er nach Worten, brachte französisch und italienisch durcheinander und sagte: »Falls irgendwann ... vielleicht ... sagen Sie den Genossen, das alles erlogen ist, ich bin Kommunist, ich war niemals ein Verräter ...« Dann begann die Agonie. Ich hielt seine Hand und versprach ihm, dass ich den Genossen seine Worte übermitteln werde. Ich kann mich weder an seinen Vor- noch an seinen Nachnamen erinnern, die Zeit hat sie aus meinem Gedächtnis gelöscht, aber mein Versprechen habe ich hiermit erfüllt. Ein Bulgare lag bei uns – Dimitroffs Sekretär. Auch ungarische und tschechische Genossen. Manch einer überlebte, die meisten kamen natürlich um. Aber jeder, wirklich jeder der starb, beteuerte mir seine Unschuld. Es war, als ob ihnen dadurch der Abschied aus diesem Leben leichter fiel.

Ein ehemaliger sibirischer Parteifunktionär, ein Stellvertreter Eiches, phantasierte die ganze Zeit und ließ sich keine Spritze setzen. Ich versuchte seine Fieberphantasien zu verstehen und fand den Schlüssel: Er musste loswerden, dass die Telegramme über den Beginn der staatlichen Getreideerfassung abgeschickt worden waren. Danach überließ er mir willig seine Hand, schluckte die Medizin und ließ sich einen Umschlag machen. Dann war da noch ein Kolchosvorsitzender, der nicht von der Idee lassen konnte, dass man ihn erschießen wollte. Er schnellte hoch, kroch unter die Pritsche und konnte nur durch geduldiges Überreden und nach der Zusicherung, dass ein Gericht seine Unschuld erklärt hätte, hervorgehört und bis zum nächsten Mal auf seine Lagerstätte gelegt werden. Während seiner Anfälle schwor er, dass er Analphabet sei und schrie unter den Pritschen hervor: »Ihr könnt mich nicht erschießen – ich bin Analphabet!« Der Kolchosvorsitzende wurde gesund und es zeigte sich, dass er alles andere als ein Analphabet war.

Trotz der besseren Ernährung und Behandlung starben die Leute weiter. Das waren wahrscheinlich die Folgen der langen Ausgezehrtetheit. Sie starben langsam. Die Genesenden wurden in die erste Etage der Baracke verlegt. Neue wurden nicht eingewiesen, die Epidemie flaute langsam ab. Die rekrutierten Schwestern mussten zurück in die Zone, nur drei wurden zur weiteren Arbeit ins Hauptkrankenhaus abgestellt. Ich war eine von ihnen. Damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, der dem vorherigen wenig ähnelte. Wir hatten jetzt geregelte 24-Stunden-Dienste. Nach dem Dienst mussten wir in die Zone zurückkehren, in ein Zelt, das für uns im Hof aufgestellt worden war. In dem Zelt war es feucht, weil es bis zur Hälfte in den Boden eingegraben war, aber wir beachtetten das nicht weiter. Das Essen war besser geworden, während der Arbeitszeit aßen wir im Krankenhaus. Der Schnee war schon weggetaut und in der Sonne fühlte man sich richtig heiter. Die Krankenhausatmosphäre kam uns wie eine andere Welt vor. Angefangen beim Pförtner, der breiten Treppe, den sauberen Betten bis hin zu den schneeweißen Kitteln und Kopftüchern, den blitzblanken Fußböden und den großen Fenstern. All das gab es wirklich, und wir selbst bewegten uns darin lautlos durch die Bettenreihen und machten unsere Arbeit wie in »Freiheit«. Hier gab es viel weniger Schwerkranke. Die meisten wurden nach und nach gesund und immer weniger starben. Umso ärgerlicher war es, wenn jetzt jemand, der den Flecktyphus überstanden hatte, an Durchfall, Lungenentzündung oder Dystrophie starb.

In einem der Zimmer lag ein Professor Oschman, selbst Arzt, Rektor der Universität oder eines Institutes in Astrachan. Im gleichen Zimmer lagen außerdem ein berühmter Flieger, ihm gegenüber ein Journalist, in der anderen Ecke ein Künstler. Der Journalist sollte Massagen bekommen, und der Professor leitete mich an, wobei er meine Fehler taktvoll korrigierte. Der Flieger musste wieder laufen lernen und so ging ich langsam mit ihm im Zimmer auf und ab, ihn stützend, damit er nicht umfiel. Die Ehefrau des Professors war Musikerin und lebte

im gleichen Zelt wie ich. Immer am Badetag wurden unsere Frauen am Krankenhaus vorbeigeführt. Ich hatte dem Professor Bescheid gesagt und nun stand er am Fenster und winkte seinem alten Frauchen, das unten mit den anderen vorbeimarshierte. Von der zweiten Etage aus konnte er die Tränen auf ihrem Gesicht nicht sehen. Diese schweigenden Begegnungen waren wie Festtage für die beiden; so konnten sie sich wenigstens sehen. Ein zweiter Professor, ein Zoologe, lag im Zimmer nebenan. Er war sehr geschwächt, nicht mehr der Jüngste und von der Idee besessen, wie man in den riesigen Gebieten Kolymas, die erst vor relativ kurzer Zeit entdeckt worden waren, Nutztierassen ansiedeln konnte. Er war viel umhergereist, sowohl in unerforschten Gegenden der Sowjetunion als auch in anderen Ländern der Erde, und hatte etliche Werke zu dieser Frage geschrieben. Auch im Krankenhaus arbeitete er an einem ausführlichen Vortrag zu diesem Thema. Der Vortrag war über 100 Seiten lang. Als das Papier und die Kräfte des Professors zur Neige gingen, beunruhigte ihn das so sehr, dass er nicht mehr aß und schlief. Wir wollten ihm helfen, besorgten Papier und schrieben abwechselnd seinen Vortrag ab. Als wir fertig waren, konnte der Professor den Vortrag endlich abgeben, damit er nach Moskau, an die Regierung, weitergeleitet werden konnte. Irgendwie erleichtert schien er nun nur noch abzuwarten. Seine Kräfte schwanden zusehends, er verlosch regelrecht vor unseren Augen.

Ich erinnere mich auch an den tragisch sinnlosen Tod eines »Betriebswirtschaftlers«. Er hatte den Flecktyphus überlebt, aber beschlossen, dass ein Weiterleben sich nicht lohnte, da er zu vollen 25 Jahren verurteilt war. Ganz bewusst richtete er sich zugrunde, unterstützte die Dystrophie. Mit jedem Tag wurde er schwächer. Als seine Frau ein Telegramm schickte, dass sein Fall neu aufgerollt und das Urteil aufgehoben worden war, wollte er um alles in der Welt leben! Aber es war zu spät! Und als das Telegramm mit dem Geld für eine begleitende Krankenschwester eintraf, lag er bereits im Leichenhaus.

Dennoch wurden viele gesund, und die Arbeit im Krankenhaus wurde immer normaler, fast wie in einem gewöhnlichen Krankenhaus, mit dem Unterschied allerdings, dass die Aussichten für die Genesenden nicht sehr verlockend waren. Man konnte sich nicht vorstellen, wie diese Menschen, Schatten ihrer selbst, die bevorstehenden Strapazen des schwersten Abschnittes des Transports überstehen sollten – erst übers Meer und dann, im Lastwagen oder zu Fuß, über die unbekannte, schreckliche Erde Kolymas. Gerüchte tauchten auf, dass die Schwächsten zurück nach Sibirien kämen, ins Mariinski-Lager. Dieses Lager kam uns wie das Paradies vor, etwas zwischen einem Kurort und einem Erholungsheim. Keiner von uns hatte die geringste Ahnung, weder von Mariinsk noch von seinen Lagern, aber es war ein Weg »zurück«. Wir wollten an dieses »Eldorado« glauben und wir glaubten daran. Wir wollten so sehr, dass diese Menschen, gerade erst ins Leben zurückgekehrt, nicht gleich wieder in einem Schiffsladeraum umkamen – auf dem Weg nach Wladiwostok, durch die Meerenge von Laperusa, nach Sachalin, nach Magadan oder auf dem Ochotsker Meer. Ärzte und administrative Mitarbeiter be-

gannen die Listen für den Mariinsker Gefangenentransport zusammenzustellen. Es wurde ein Zug voll kraftloser, schwacher Menschen. Zu ihnen gehörten die halb toten Dystrophiker aus Asien und fast alle Intelligenzler aus dem Krankenhaus. Kränklich und schwächlich, aber begeistert, glaubten all die Professoren, Journalisten, Piloten und anderen an ihre Auferstehung in Mariinsk. Mittlerweile war der Frühling endgültig eingezogen, die Sonne schien grell blendend, die Tage wurden immer länger, heller und – heiterer. Die Kranken warteten auf ihre Abreise und hatten sich auf der breiten Treppe des Krankenhauses niedergelassen. Sie saßen auf den Stufen, den Podesten und nahmen die gesamte Treppe von oben bis unten in Beschlag. Sonnenstrahlen fielen durch die Fenster und Lichtflecken hüpfen über die blassen, ausgemergelten, aufgeregten Gesichter. Das Schlimmste in ihrem Leben lag nun hinter ihnen: die stickigen Nächte in der Zone, als sie eng aneinander gedrängt gefleht hatten: »Wasser, Wasser ...«, die verwesenden Leichen zwischen den Lebenden, die Schüsse von den Wachtürmen, die Läuse, die sich zu Hunderten über den Körper bewegt und einem keine ruhige Minute gelassen hatten, die fiebrigen Wahnvorstellungen während der Typhusepidemie und die erbarmungslosen Gedanken. Auch die Leichen der Kameraden hinter dem Bettlaken in der Ecke, die Streitereien der Sanitäter, wenn sie den Toten die Goldzähne herausrissen, die vielen tragischen Tode inmitten unerträglichen Kotgestankes und so viel anderes, was sich nicht mit Worten ausdrücken lässt – alles schien schon lange zurückzuliegen. Vor ihnen lagen die prallen Frühlingsknospen an den Bäumen, die warmen Strahlen der Sonne, eine wahnsinnige Gier zu leben, ein nicht auszudrückendes Glücksgefühl, das gerade sie, die Überlebenden nun diese Fahrt in den Westen erwartete. Dorthin, wo sich alles befand, was ihnen lieb und teuer war. Schwach und glücklich verbrachten sie diese letzten Minuten im Krankenhaus. Im Hof schloss sich ihnen eine Gruppe mit den schwächsten, krankesten und ältesten Frauen an, unter ihnen auch die Frau von Professor Oschman.

Das Krankenhaus war nun leerer und ich absolvierte meinen letzten Nachtdienst. Auch mich erwartete ein Gefangenentransport, allerdings in den Osten, nach Kolyma. Ich ging durch die Korridore und schaute in die Krankenzimmer. Überall herrschten Ruhe und Ordnung. Schwerkranke gab es nicht mehr, alle Patienten schliefen. Verlassen standen die Betten derer, die sich jetzt auf dem Gefangenentransport befanden. Erleichtert dachte ich an sie: Wenigstens sie hatten es geschafft! Der Morgen dämmerte und hinter der Bergkuppe ging die Sonne auf. Die Konturen der Berge schimmerten bereits grün, aber im Tal, wo das Krankenhaus stand, war es noch dunkel. Ich trat zu dem Fenster an der Rückseite des Gebäudes und hörte das Geräusch vorbeifahrender Räder. Wie immer um diese Zeit wurden die Leichen mit Leiterwagen aus dem Leichenhaus weggebracht. Jedes Mal, wenn ich diese Geräusche gehört hatte, war ich in die Krankenzimmer gegangen, war nicht in der Lage gewesen, aus dem Fenster zu sehen. Heute war mein letzter Tag im Krankenhaus. Ich musste unbedingt ans Fenster gehen, durfte nicht weggehen, ohne alles gesehen zu haben! Ich trat ans Fenster. In der schumm-

rigen Morgendämmerung standen drei Leiterwagen vor der offenen dunklen Tür der Leichenhalle. Einer fuhr gerade vollbeladen los, der zweite, mit einem grauen Pferdchen davor, stand noch da. Auf ihm häuften sich die nackten, steifen Leichen zu einem Berg. Der dritte wurde gerade beladen. Die Leichen wurden aus der Leichenhalle gezerrt und auf den Wagen geworfen. Mit einem eigenartig hölzernen Ton fielen die Toten aufeinander. Ein steif herausragender Arm machte das weitere Beladen unmöglich. Ein Berufsverbrecher legte sich fluchend dagegen, der Arm knirschte und klappte um ... Es wurde weiter beladen. Das Pferd reckte sein Maul zu dem vollen Wagen vor ihm und schnappte nach einem vorstehenden Fuß. Nein! Du bleibst hier und schau hin, bis es vorbei ist! Und ich schaute hin. Die Wagen wurden mit Planen abgedeckt, die Räder quietschten und die Silhouetten der Pferde, der Menschen und der grausigen Ladung verschwanden langsam im Morgennebel. Und hinter den Bergen ging eine golden leuchtende, heitere, helle Frühlingssonne auf.

Es gab Gerüchte, dass der Mariinsker Gefangentransport es nicht geschafft hat: Als der Zug am Zielort eintraf, soll es in den Waggons keine Überlebenden mehr gegeben haben. Wenn dieses Gerücht eine Lüge ist, dann möge diese auf dem Gewissen der Überbringer lasten, wenn nicht ...

Bald ging auch unsere Zone auf Transport, 300 Frauen machten sich auf einen langen Weg – über den Ozean.

Aufgeschrieben 1946 auf Kolyma im Lager der Utinyj-Goldmine



JULIA SOKOLOWA (1898 bis 1940)

Tagebuchauszüge (1937–1938)

kommentiert von Igor Pjatzitzki

Julia Iosifowna Sokolowa-Pjatzitzkaja wuchs in der Familie eines orthodoxen Geistlichen auf und begeisterte sich früh für die Idee der sozialen Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit. Im 1. Weltkrieg war sie Krankenschwester an der Front, im Bürgerkrieg kämpfte sie in den Reihen der Roten Armee. 1920 lernte sie den Revolutionär und Bolschewiken Iosif Pjatzitzki kennen und heiratete ihn. Nach dem Studium arbeitete sie als Ingenieurin in der Konstruktionsabteilung eines großen Moskauer Industriekombinates. Pjatzitzkis Auftritt auf dem Juni-Plenum¹ 1937, in dem er sich gegen Stalins Vorschlag, Jeshow außerordentliche Vollmachten einzuräumen, ausgesprochen hatte, wurde zur schicksalhaften Zäsur, die das Leben dieser Familie in »davor« und »danach« teilte. Alles was danach geschah, ist in Julia Sokolowas Tagebuch festgehalten, das sie kurz nach der Verhaftung ihres Ehemannes am 7. Juli 1937 zu schreiben begann. Ein halbes Jahr später wurde ihr älterer Sohn Igor Pjatzitzki (1921-1989) verhaftet. (Er kam für zehn Jahre ins Lager, wurde 1949 erneut verhaftet und erst 1958 entlassen.) Julia Sokolowa verlor ihren Arbeitsplatz und wurde im Herbst 1938 mit ihrem jüngeren Sohn Wladimir aus Moskau nach Kandalakscha auf der Halbinsel Kola umgesiedelt, wo man sie Ende Oktober verhaftete und zu fünf Jahren Zwangsarbeit im KarLag verurteilte. Für ihre Weigerung, mit einem Lagerleiter »zusammenzuleben«, wurde sie 1939 zu Erdarbeiten beim Bau eines Dammes abkommandiert. Dort erkrankte sie schwer und starb im Dezember 1940, nachdem ihr medizinische Hilfe verwehrt worden war, elend in einer Schafhürde des Lagers mitten in der Steppe. Ihr Sohn Wladimir kam nach ihrer Verhaftung in ein Heim des NKWD, ging 1942 als Freiwilliger an die Front, wobei er seine Herkunft verschwieg, und wurde mehrfach für seine Tapferkeit im Kampf gegen die deutschen Besatzer ausgezeichnet. 1956 übergab der Staatsanwalt Borissow, der die Rehabilitierungsanträge für Iosif Pjatzitzki, Julia Sokolowa-Pjatzitzkaja und deren Sohn Igor bearbeitete, die Teile des Tagebuchs, die sich in der Untersuchungsakte von Julia befanden Wladimir Pjatzitzki (das Tagebuch hatte als Beweismaterial für Julias Verurteilung gedient).

Julia Sokolowas Tagebuch wurde nicht aus dem Gedächtnis, sondern parallel zu den Ereignissen geschrieben. Beim Lesen spürt man die Verzweiflung und Irritation der Autorin, die Mitglied einer unvorstellbar streng reglementierten Gesellschaft war. In ihr wurde das Urteilsvermögen des Einzelnen systematisch durch massive Indoktrination beseitigt bzw. erheblich deformiert. Die geringste Abwei-

¹ Plenum – mindestens halbjährlich stattfindende Plenarsitzungen des Zentralkomitees der KP.

chung von der vorgeschriebenen Weltsicht – zu der speziell der vorbehaltlose Glaube an die absolute Unfehlbarkeit der sogenannten Führer, also der Vordenker gehörte –, das geringste Anzeichen für eine freie, ganz persönliche Geisteshaltung wurde von dem einzelnen Betroffenen und von dessen Umgebung wie selbstverständlich als strafwürdiger Verstoß wahr- und hingenommen.

*

Zu Beginn der Tagebuchaufzeichnungen der Julia Sokolowa lebte das Ehepaar Pjatnitski mit den Söhnen Igor (16) und Wladimir (Wowa, 12) in einer Wohnung in Moskau (im sogenannten Haus der Regierung) zusammen mit dem Vater von Julia Sokolowa, ihrer Stiefmutter Sofia, ihrer Halbschwester Ljudmila und dem Hund Rolf. Kurz vor Pjatnitskis Verhaftung hatten sie eine Datsche im Moskauer Vorort Serebrjanyj Bor zugewiesen bekommen und bezogen.

Die Kommentare von Igor Pjatnitski zu den Tagebuchaufzeichnungen seiner Mutter sind in Klammern kursiv hervorgehoben.

(Am 25.6.1937 war ich im Fußballstadion »Dynamo«. Unsere Mannschaft spielte gegen die »Basken«, die Spanier. Als ich nach Hause kam, waren meine Eltern schon da und meine Mutter sagte mir, dass Vater auf dem Plenum des ZK der WKP(B) das Misstrauen ausgesprochen worden war. Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass Stalin am 24. Juni vorgeschlagen hatte, Jeshow außerordentliche Vollmachten zu überlassen. Vater hatte sich am 25.6. dagegen ausgesprochen und nach der Pause hatte Jeshow Vater dann der Zugehörigkeit zum Trotzkismus bezichtigt. Diese Informationen habe ich von Jelena Stassowa². Lasar Kaganowitsch hat Wolodja Guberman erzählt: »In der Pause des Plenums sind wir zu Pjatnitski gegangen und wollten ihn dazu bringen, seine Worte zu widerrufen. Er erwiderte uns, dass er seine Überzeugung ausgedrückt hatte und diese nicht verleugnen würde.« Kaganowitsch war der Ansicht, dass Pjatnitski rein zufällig ein Opfer des Terrors geworden war. Diese Ansicht teile ich nicht.)

18. 7. 1937

Am 28. 6. ist er nicht zur Arbeit gegangen. Jetzt beginnen schwere Zeiten ... Ich war arbeiten. Er verließ das Haus nicht und ging barfuß in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er las Pawlenkos »Im Osten«. Ich riet ihm, die Zeitungen vom Tisch zu räumen und etwas zu schreiben. Damit er nicht ständig nur an das Eine denkt und den Verstand nicht verliert. Sein Gesicht ist ganz eingefallen, seine Augen sind leer – es ist nicht leicht mit ihm ... Man müsste sterben (zusammen). Ich habe es ihm vorgeschlagen, obwohl ich wusste, dass es nicht dazu kommen würde. Er hat kategorisch abgelehnt und verkündet, dass er vor der Partei so sauber ist wie frisch gefallener Schnee, er versuchen wird, sich von dieser Schuld zu befreien, dass er erst dann wegfährt, wenn die Anschuldigungen gegen ihn zurückgezogen

2 Die Parteifunktionärin J. D. Stassowa wohnte ebenfalls im »Haus an der Uferpromenade«.

werden. An diesen Tagen haben wir immer zusammen Mittag gegessen. Jeden Tag ruft er Jeshow an wegen einer Gegenüberstellung mit denen, die ihn verleumdet haben. Jeshow hat es ihm versprochen, schon ein paar Mal Tag und Uhrzeit festgelegt, und dann jedes Mal verschoben. Am 3. Juli ist er dann endlich um neun abends ins NKWD gegangen. Ich war aufgeregt, weil ich mir vorstellte, wie er litt, habe mich in seinem Arbeitszimmer hingelegt und auf ihn gewartet. Endlich, gegen drei in der Nacht, war er wieder da. Er war fix und fertig und völlig unglücklich. »Es sieht gar nicht gut aus, Julia«, mehr hat er nicht gesagt. Er wollte etwas Wasser trinken. Ich hab ihn dann in Ruhe gelassen.

Die Pumpe wummert pausenlos, sie bauen eine Brücke, es ist so schwül. (*Am 18. 7. 37 haben wir schon in der ehemaligen Wohnung von Karl Radek gewohnt, ich glaube, im 2. Aufgang im Haus der Regierung. Wir mussten nach Vaters Verhaftung vom 20. Aufgang dorthin umziehen. Gleich daneben wurde damals eine Brücke gebaut.*) Aus Verzweiflung habe ich beschlossen, doch in die Datsche zu ziehen, schon wegen der Luft, damit er freier atmen kann – in Moskau ist es unerträglich. Aber auch in der Datsche hat er sein Arbeitszimmer nicht verlassen, solange ich in Moskau war. Das hat mir Großmutter erzählt. Für den 4., 5. und 7. Juli hatte ich ein Auto bestellt, das mich und Großvater zur Arbeit und dann zur Datsche zurückbrachte.

Für Pjatnitzki waren es unerträglich schwere Tage. Er rechnete ständig mit seiner Verhaftung. Ich war auch darauf vorbereitet – jedenfalls irgendwie. Pjatnitza³ hat mir seine gesamten Obligations-Scheine⁴ über insgesamt 6 000 Rubel gegeben. Dann noch sein Sparkassenbuch mit 11 750 Rubeln und die 10 000 Rubel, die er bei sich hatte, sein Literaturhonorar, die ich auf meinen Namen in das Sparkassenbuch eintragen lassen sollte. Und außerdem noch die Belege über seine Parteibeiträge. Ich glaube es war am 5. 7., als er mir das alles in seiner neuen kleinen Aktentasche übergeben hat. Er hat sie mir geschenkt, damit ich meine Igor geben konnte. Außerdem waren noch meine persönlichen Briefe in der Tasche. Aus welchem Zeitraum, weiß ich nicht, aber er hat mich gewarnt, dass es die »schlimmsten« sind. Wohl aus der Zeit, als ich nervlich krank war. Ich habe nicht nachgesehen, was drin war. Meine Obligations-Scheine über 1 500 Rubel waren auch in der Tasche und noch die Scheine von der 11. Osawjachim-Lotterie. Außerdem hat mir Pjatnitza noch einen Überweisungsschein auf meinen Namen über 11 500 Rubel aus der ZK-Kasse gegeben. Ich habe ihn aus der Aktentasche genommen, damit Natascha⁵ das Geld an meine Kasse Nr. 10 überweisen konnte und dann vergessen, wohin ich ihn gelegt hatte. Ich dachte, dass Pjatnitzki ihn hat und fragte ihn am 6. 7. danach. Aber er sagte, dass er ihn mir gegeben hat, weil er Natascha nicht mehr gesehen hatte. Was sonst noch in der Tasche war, weiß ich nicht. Pjatnitza hat noch gesagt, dass in der Tasche auch sämtliche Rechnungen sind, für die

3 Pjatnitza (Freitag) – Spitzname für Pjatnitzki.

4 Obligations-Scheine – Staatsanleihen in der UdSSR.

5 Natascha – Pjatnitzkis Sekretärin

Möbel und so – als Belege. So habe ich mich also auf die Verhaftung vorbereitet. Ich habe die Aktentasche mit allem, was drin war, weggepackt, in einen Koffer im Garderobenschrank in meinem Zimmer (*in unserer vorherigen Wohnung Nr. 400 im 20. Aufgang*). Sogar Pjatzkiz letztes Gehalt war in der Tasche: 560 Rubel und 44 Kopeken. Gelebt haben wir in diesen Tagen von meinem Gehalt und dem Geld, das noch von meinem Urlaub übrig war.

Am 6. 7. bin ich mit Pjatzki am Flussufer herumspaziert. Es war ein grauer, verregneter Tag und kaum jemand auf der Straße. Unser Gespräch war anstrengend. Es gab keinen Ausweg für Pjatzki: Er hing von Jeshow ab, bzw. nicht von Jeshow, sondern von den Leuten, die der für ihn ausgesucht hatte, damit sie ihn quälen und alles mit ihm anstellen konnten, was ihnen einfiel. All diese Gedanken äußerte ich, obwohl sie so widerwärtig waren. Widerwärtig, weil die Leute, die die Untersuchung führen, sich das Ziel gestellt haben, in Pjatzki einen Feind zu entdecken. Nichts wäre leichter als das: Man bräuchte den verhafteten Spionen von der Komintern nur Suggestivfragen zu stellen und belastendes Material bei denen zu holen, mit denen er im Beruf Unstimmigkeiten hatte – und schon war der Mensch erledigt. Die Chancen für den Tod standen günstiger als die für eine Rettung, umso mehr, weil es für Jeshow vorteilhaft war, den einmal begonnenen Kampf gegen einen alten, bis dato unbefleckten Bolschewiken erfolgreich zu beenden – mit der Überführung noch eines Trotzisten, Mitglied der WKP(B) seit 1898. Selbst im Falle eines Freispruchs wäre für Pjatzki sowie für jeglichen Bolschewiken ein Weiterleben unvorstellbar. Das machte alles so unsagbar schwer. Alles was ich dachte und sagte war schrecklich. Ich ließ ihm nicht ein Fünkchen Hoffnung, in dem ich bewies, dass er nicht zurückkehren würde, weil Jeshow und Stalin ihn nicht freilassen würden – auch wenn sie wegen fehlender Beweise seine Unschuld ganz klar erkennen müssten –, weil es der Sache schaden würde und er sowieso nur ein alter zerschlagener Mensch war. Er bat mich, nicht so zu reden und sagte ernst und bedeutungsvoll: »Nach solchen Worten, Julia, scheint Selbstmord wirklich das Beste zu sein, aber das ist unmöglich.« Er bat mich, den Kindern keine Sachen zu kaufen, obwohl Wowa⁶ weder Wintermantel noch Stiefel und Igor keinen Anzug hat, keiner hat einen. Er bat mich, sie gut zu ernähren, damit sie gesund bleiben und in der Schule gut lernen konnten. Weiter sagte er mir nichts. Noch in Moskau, vor unserer Abfahrt zur Datsche, bat ich ihn, Wovas Brief zu beantworten, worauf Pjatzki tieftraurig erwiderte: »Nein, was konnte ich ihm denn schon geben all die Jahre?« Mehr sagte er nicht, aber ich konnte deutlich spüren, wie aufgewühlt er war.

Am 5. und 6. Juli haben wir Ilko Ziwwiwdse besucht. Am 5. habe ich Anna Stepanowna und Ilko über Pjatzkiz Situation aufgeklärt. Sie waren erschüttert. Pjatzki war böse auf mich wegen meiner Quatscherei. So nach dem Motto, sie (Anna Stepanowna, die Ehefrau von Ilko) könnte im Lenin-Institut alles ausplau-

6 Wowa/Wowka – Koseformen für Wladimir.

dern. Ich verstehe ihn nicht: Wozu denn alles verbergen? Müsste man es nicht in die ganze Welt hinausschreien, dass man für nichts und wieder nichts leidet und verurteilt wird? Ich kann es einfach nicht begreifen. Am 6. Juli waren wir schwermütig und traurig. Ich habe ja schon erzählt, wie ich Pjatznitzki mit meinem Gerede an diesem Tag gequält habe. Wir sind durch das ganze Dorf gelaufen und dann bei Ilko vorbeigegangen. Er war allein, Anna Stepanowna hatte in Moskau zu tun (energisch wie sie ist, lässt sie nichts unversucht, um ihren Mann zu retten). Ilko war völlig aufgelöst, seine Lippen waren ganz blau, die Augen verweint. Mit zitternder und leiser Stimme sagte er: »Gestern haben sie mich aus der Partei ausgeschlossen (das Parteikomitee).« Und dann hat er alles erzählt. Pjatznitzki war wie verwandelt: Er dachte gar nicht mehr an sich, sondern nur noch an seinen Freund. Er redete Ilko gut zu, bat ihn, sich nicht so aufzuregen, gab Ratschläge. Wie sie voneinander Abschied nahmen, das war großartig: Als Ilko ihm erschüttert und unglücklich die Hand reicht, sagt Pjatznitzki: »Was haben wir nicht schon alles für die Partei gemacht und durchgestanden, Ilko. Und wenn für die Partei ein Opfer gebracht werden muss, dann werde ich freudvoll alles ertragen, wie schwer es auch sein mag.« Ich weiß nicht, ob er es gesagt hat, um Ilko aufzumuntern oder um sich selbst für seinen letzten schweren Weg Mut zu machen. Ich musste weinen. Für mich war er der reinste, der wunderbarste Mensch.

7. Juli. Nach der Arbeit hat uns Sujanow nach Serebrjanyj Bor zurückgebracht und gesagt: »Morgen gibt's kein Auto.« Mir war klar, dass die Verhaftung bevorstand. Pjatznitzki habe ich nichts gesagt. Wir haben traurig schweigend Mittag gegessen. Pjatznitzki war nur noch ein Schatten seiner selbst, er hat stark abgenommen. Ich habe mir ihm gegenüber keine Sentimentalitäten erlaubt. Die ganzen Tage kam er mir wie nicht von dieser Welt vor. Über Gewöhnliches haben wir sowieso nie mit ihm geredet (über alltägliche Probleme und gewöhnliche Gefühle).

Am 7. 7. bin ich gegen 23 Uhr schlafen gegangen, Igor war nicht da. Ob sich Pjatznitzki schon hingelegt hatte, wusste ich nicht. Plötzlich kam Ljuba zu mir rein und sagte: »Da sind zwei wegen Pjatznitzki gekommen.« Ich war noch nicht ganz aus dem Bett, da stürzte schon ein großer, blasser, böser Mann ins Zimmer. Als ich meinen Hausmantel aus dem Kleiderschrank nehmen wollte, packte er mich grob an der Schulter und schubste mich vom Schrank weg aufs Bett. Er gab mir den Hausmantel und stieß mich ins Wohnzimmer. Ich sagte: »Da seid ihr also, ihr ›schwarzen Raben‹, ihr Schweine.« »Ihr Schweine«, wiederholte ich noch ein paar Mal. Ich zitterte am ganzen Körper. Der mich geschubst hat, sagte: »Über die Beleidigungen unterhalten wir uns noch an anderer Stelle.« Laut rief ich: »Pjatznitzki, die drohen mir mit etwas Schrecklichem.« Dann betrat einer in Uniform das Zimmer – er sah aus wie Jeshow, wahrscheinlich war er es auch –, klärte mit dem anderen, was vorgefallen war und sagte zu mir: »So geht ein Sowjetbürger aber nicht mit den Vertretern der Macht um.« Danach ging er zu Pjatznitzki rüber und ich hörte, wie der ihn von etwas, was mit mir zu tun hatte, überzeugen wollte. Was es genau war, weiß ich nicht. Ich weiß nicht, was sie da mit Pjatznitzki gemacht

haben. Ich konnte nur hören, wie er mit ruhiger Stimme bat, festzuhalten, was für Briefverkehr er hatte. Sie notierten: »Verschiedene Korrespondenz«. Pjatniza war nicht einverstanden mit der Umschreibung »verschiedene«. Es gab da Briefe von Wowa und schriftliche Notizen von Igor; was Pjatnizki da sonst noch hatte, weiß ich nicht. Mir gaben sie die Adresse »Kusnetzki 24«, bei der ich mich nach ihm erkundigen konnte. Pjatnizki durfte eine halbe Schachtel Zahnputzpulver, zwei Handtücher und eine Bürste mitnehmen. Mehr nicht.

Ein paar Minuten oder Sekunden, ich weiß nicht wie lange, habe ich nichts gesehen, nichts mitbekommen, aber dann war ich wieder da. Allein die Einsicht, dass ich ihn nie wiedersehen werde, das Begreifen der Ohnmacht. Die Überzeugung von der Rechtschaffenheit seines Lebens, seines immerwährenden Dienstes an der Sache der Arbeiterklasse, und dann – diese jungen, groben Leute, die mich geschubst haben. Dann, in letzter Minute kam Pjatniza in mein Zimmer. (Ich war in meinem Zimmer, weil ich Jeshow zeigen wollte, was der »Feind« angerichtet hatte. Jeshow sagte, dass das nicht ungewöhnlich sei bei einer Verhaftung.) Pjatnizki kam herein und sagte: »Julia, ich musste mich bei denen für dein Verhalten entschuldigen. Ich bitte dich, sei in Zukunft vernünftiger!« Ich wollte ihm keinen Kummer machen und entschuldigte mich sofort bei diesem »Menschen«. Er streckte mir seine Hand entgegen, aber ich konnte ihn nicht ansehen. Dann nahm ich Pjatnizkis Hände und schwieg. So haben wir uns verabschiedet. Ich bin ihm so unendlich dankbar für alles ... Ich beschloss abzuwarten und mich zusammenzureißen. Igor war immer noch nicht da. Dann kam er und war sofort im Bilde. Ich sagte, dass sie Papa fortgebracht haben und bat ihn, sich in Vaters Zimmer hinzulegen. Aber er ging zu sich hoch. Nachts konnte ich nicht schlafen, wer konnte das schon. Man müsste jetzt sterben können.

Morgens gingen wir zur Arbeit. Ich sagte dem Direktor alles. Unter dem Vorwand, dass ich in meinem Zustand nicht projektieren könne, ließen sie mich die Bibliothek aufräumen und so wuselte ich im Archiv mit den Büchern herum. Danach bin ich in unsere Moskauer Wohnung gegangen. Dort war alles aufgebrochen. Die Tür von Pjatnizkis Zimmer ist versiegelt: Was drin ist, weiß ich nicht. Die Aktentasche mit dem gesamten Inhalt (mit dem Geld und den Wertpapieren), das Grammophon mit 43 Platten, die Kindergewehre, Igers Reißzeug, drei leere Hefte für fünf Rubel aus meinem Schreibtisch, meine und die Kinderbücher, Igers Uhr mit dem kaputten Glas, alle meine Schulabschlüsse und Zeugnisse – im Grunde genommen alles, was uns ermöglicht hätte, die ersten zwei Jahre ohne ihn zu überleben –, alles haben sie geklaut. Sogar Vaters Sparbuch über 200 Rubel und seine Obligations-Scheine (ich weiß nicht über welche Summe). Von Ljudmila haben sie die goldene Uhr gestohlen und alle Dokumente von Sascha (ihr Freund). Jetzt haben wir gar nichts mehr. Die Wäsche haben sie bei allen durchwühlt und schmutzig gemacht, in meiner Knopfkiste lagen zwei Papirossy. Die Koffer kann man wegen der aufgebrochenen Schlösser nicht mehr schließen. Die zwei Koffer mit Pjatnizkis Artikeln und Vorträgen haben sie mitgenommen. Ich bin dann nach

Serebrjanyj Bor gefahren, wo mich Großmutter weinend empfing. Frühmorgens war der Hausmeister dagewesen und hat ihr nahegelegt, so schnell wie möglich die Datsche zu verlassen. Gegen Abend kam dann unser Wächter Grigori und verkündete, dass er auch die Datsche verlässt.

Am Morgen des 9. Juli, noch vor der Arbeit, so gegen 6.30 Uhr, kam der Helfer des Hausmeisters und wollte meine Unterschrift zu dem Auszugsdatum. Ich unterschrieb für den 10. Juli und sagte Großmutter, dass sie zusammenpacken soll so viel sie kann. Grigoris Hilfe beim Zusammenpacken der Sachen entlohnte ich ihn mit Geld.

Nachdem Igor sein Zimmer aufgeräumt (*nach der Rückkehr in die Moskauer Wohnung*) und Ljuba die kaputten Sachen in den Garderobenschrank gestopft hat, sah es nicht mehr ganz so schlimm aus. Dann haben wir schwarzen Brei gegessen und uns schlafen gelegt.

Die letzten 100 Rubel habe ich Großmutter für die Matwejewna gegeben, die am 11. Juli für immer weggegangen ist. Wie Oma sagte, war sie sehr traurig, weil sie uns verlassen musste. Wenigstens sind wir ihr nicht eine Kopeke schuldig geblieben. Wir ernähren uns jetzt folgendermaßen: Butter gibt's gar nicht oder nur ganz wenig, die Suppe, also Kohlsuppe, ist fast immer ohne Fleisch. Ansonsten Brei und Kartoffeln. Morgens und abends gibt es Tee mit Brot. Für Igor kauft Großmutter zwar Würstchen oder Käse, aber er hat trotzdem stark abgenommen. Igor liegt die ganze Zeit da und liest. Er spricht weder von seinem Vater noch von seinen ehemaligen »Freunden«, auch nicht darüber, wie sie sich verhalten. Manchmal äußere ich böse, giftige Gedanken, aber er verbietet mir so zu reden – ein echter Komsomolze. Manchmal sagt er dann: »Mama, du widerst mich in solchen Momenten dermaßen an, dass ich dich umbringen könnte.« Vor ein paar Tagen hat er erklärt: »Mama, ich habe mir viel vorgenommen, deswegen muss ich das alles durchstehen.« Er will arbeiten und studieren. Es wäre gut, wenn er arbeiten würde, dann könnte er sich besser ernähren, aber mit dem Brandmal »Pjatnitzki« stellt ihn ja niemand ein.

Auf dem Balkon von Pjatnitzkis Zimmer sind alle Zitronenpflanzen (fünf Stück), zwei Asparagusse (sechs- und zweijährige), Wowas Kakteen und andere Pflanzen eingesperrt und zum Verdursten verurteilt. Ich mache mir jeden Tag Gedanken deswegen, sogar nachts; ich möchte diese Pflanzen so gern gießen. Sie haben so unendlich grausam mit unserer Familie abgerechnet. Während des Umzuges von der Datsche musste ich Igor allein mit den Blumen zurücklassen, mit denen ich das große Treppenfenster geschmückt hatte: die weiße Rose, die ich zwei Jahre gepflegt habe und die gerade aufblühte und noch der Rhododendron, den ich mal bei Peter Ter. Mog. für sieben Rubel gekauft habe und der sich langsam in einen Baum verwandelt. Als ich sie am nächsten Tag holen wollte, waren sie bereits geklaut. Bestimmt die Nachbarn aus der 10. Etage. Tolle Mitmenschen.

Am 10. 7. habe ich einen Brief an Jeshow geschrieben, eine Kopie habe ich für mich behalten. Aber er antwortet nicht, obwohl sie den Eingang des Briefes in

meinem Beisein registriert haben, was doch heißt, dass er ihn bekommen haben muss. Ich bin zu Solz gegangen (*Aron Solz war ein alter Bolschewik, der in unserem Aufgang wohnte*) und habe ihm einen Brief dagelassen mit der Bitte, mir aufzuzeigen, was ich unternehmen kann, um an mein Sparkassenbuch, die Obligationen und das halbe Gehalt von Pjatnizki (600 Rubel) zu kommen. Wenn er mich empfangen kann, sollte er nur »kommen Sie« auf diesen, meinen Brief schreiben, wenn nicht, dann sollte er mir den Brief einfach zurückgeben. Als ich abends noch einmal bei ihm vorbeischaute, sagte seine verängstigte Haushälterin: »Er hat doch selber Angst, er schmeißt mich raus, wenn er Sie hier antrifft. Ich soll Ihnen sagen, dass er Sie nicht kennt.«

Am 13. 7. wollte ich die Bobrowskaja (*eine alte Bolschewikin*) um Rat fragen. Zuerst wollte sie mich nicht empfangen, aber eine Sekunde später durfte ich zu ihr reinkommen. Das war so kurz nach 8 Uhr, noch vor Arbeitsbeginn. Sie hat mich nicht ausreden lassen und mir erregt, mit Tränen in den Augen gesagt: »Du musst den direkten Weg gehen, also über Jeshow. Du brauchst dich nicht an irgendwelche Genossen zu wenden. Niemand wird dir helfen, weil dir niemand helfen kann. Die Dinge stehen schlecht. Pjatnizka war gekränkt, weil man ihn aus der Komintern abgezogen hat. Da kann man unmöglich etwas unternehmen.« Was sind denn solche Genossen wert, die die Prinzipienfestigkeit anderer aus eigenem, persönlichem Interesse heraus beurteilen? Schon früher, immer, wenn ich meinte, dass man sich Pjatnizka gegenüber fies verhielt, hat er verärgert reagiert und gesagt: »Denk stets daran, dass ich der Arbeiterklasse diene, nur ihr und nicht einzelnen Personen.« Und dann brauchte nur so ein Dreckskerl von Spion mit dem Finger auf ihn zu zeigen und schon hielten alle es für möglich, dass er ...

Ljudmila war mit einem Brief von mir bei Nadeshda Krupskaja, aber sie empfängt niemanden und die Briefe bekommt sie erst gar nicht, deshalb habe ich den Brief an sie und den an Solz zerrissen.

Was bei uns vorgefallen ist, das mit Pjatnizki, darüber wissen Ingenieur Garbuscha, Ingenieur Kusnezow, Ingenieur Shdanow und Ingenieur Schwarz Bescheid. Jeder von ihnen hat mein verheultes Gesicht gesehen bzw. wie schlecht ich aussehe und dass ich gar nicht richtig am Projekt arbeite. Ich bin nicht ins Detail gegangen, habe ihnen nur das Wichtigste erzählt: dass Pjatnizki verhaftet und unser gesamtes Eigentum »konfisziert« ist, Pjatnizkis Gehalt eingeschlossen. Keiner kann mir helfen. Alle haben Angst. Sie wissen, dass wir nicht die Einzigen sind, es viele solcher Familien gibt und ein einziges Wort schreckliche Folgen haben kann. Ich habe selber Angst, weil ich es ihnen erzählt habe. Wer weiß denn, ob es nicht jemand zum eigenen Vorteil ausnutzt.

Am 13. 7. bin ich zum Kusnetzki Most 24 gegangen, um etwas über Pjatnizki herauszubekommen und mir wegen unseres Geldes Rat zu holen. Ich habe zweieinhalb Stunden gewartet, von 7.40 bis 10 Uhr abends. Dann stand ich vor einem gleichgültigen, gähnenden und mir gegenüber feindlich eingestellten Mann, einem »Mitarbeiter des Volkskommissariats.« Wegen Pjatnizki sagte er: »Welcher

Pjatzitzki? Davon gibt's 'ne Menge.« Nachdem ich gesagt habe welcher, erklärte er mir, ich sollte mich am Fenster 9 erkundigen, aber nicht vor dem 25., 26. Juli. Wegen des Geldes meinte er nur: »Unsereiner verfügt nicht über solche Beträge«, womit er eindeutig kundtat, dass er Pjatzitzki für einen Gauner und Dieb hält. Er sagte, dass solche Beträge nicht erstattet werden und man sich nach dem Prozess bzw. der Urteilsverkündung erkundigen kann, wofür sie vorgesehen sind. Meine Frage zu den Obligations-Scheinen hat er überhört.

Zweimal bin ich zum Parteikomitee von Samoskworetschje gegangen und zweimal hat mich der Milizionär nicht reingelassen. Beide Male war der Sekretär nicht da, ich wollte mit ihm über Igor sprechen.

Bei Lawrentjew, dem Hausmeister, war ich auch zweimal. Beim ersten Mal wollte ich wissen, ob jemand vom Haus während der Durchsuchung anwesend war und er meinte, dass der diensthabende Hausmeister dabei war, dass alle Sachen notiert wurden, mit Ausnahme des Bargeldes. Ich habe ihn gefragt, ob sich das Radio verkaufen lässt. Er antwortete, dass es nicht geht, aber er würde es trotzdem überprüfen. Das zweite Mal war ich noch einmal wegen des Radios bei ihm. Er hat mir eine Telefonnummer gegeben, unter der ich mich selber erkundigen sollte. Kleidung könne man verkaufen, aber wir haben ja selbst kaum das Allernötigste. Wir sind zum Hungern verurteilt.

Ljudmila hat eine Arbeit gefunden, mit der sie 200 Rubel verdient. Die ganze Zeit war sie mit ihren Kindern zusammen, ihre Lage ist doch irgendwie besser. Nur, dass sie auch nicht weiß, wohin man sie umsiedeln wird. Großvater, Großmutter und Ljudmila würden sich jetzt gern von uns trennen, wenn sie nur ein Zimmerchen bekommen könnten. Von uns haben sie ja nun nichts mehr zu erwarten. Besonders deutlich bringt Großmutter das zum Ausdruck. Sie sagt ganz einfach: »Wenn sich schon nicht alle retten können, dann wenigstens die, die noch können.« Das tut weh, aber wieso eigentlich? Es stimmt doch. Es tut nur weh, weil sie jetzt, wo wir erniedrigt werden, nur daran denken, so schnell wie möglich von uns Unglücksrabern wegzukommen, von mir und den Kindern. Und das, obwohl sie sieben Jahre lang, von Pjatzitzki durchgefüttert, in einer guten Wohnung gelebt haben und Ljudmila unter günstigen Bedingungen lernen konnte. Wie sollen wir bloß mit 350 Rubeln zu dritt über die Runden kommen, noch dazu bei meinen Fähigkeiten diesbezüglich? Immer noch kommt mir alles wie im Traum vor, so als ob Pjatzitzki bald zurückkehren wird. Dabei rückt der qualvolle Untergang näher und näher. Schon bald wird man uns aus der Wohnung weisen und dann – wohin und wie weiter ohne Geld? Die sagen einem: »Bewahren Sie strengstes Stillschweigen über alles.« Wahrscheinlich soll man auch möglichst leise sterben.

Wowa weiß immer noch nicht Bescheid. Ich habe ihm seit Pjatzitzkis Verhaftung nicht geschrieben – lügen ist genauso schlimm wie die Wahrheit sagen. (*Mein Bruder Wowa war im Pionierlager »Artek«⁷*)

7 »Artek« – 1925 gegründetes, größtes Ferienlager der Pionierorganisation der UdSSR auf der Krim.

Heute (18. 7.) hat Wowa einen Brief an Igor geschickt, in dem er mitteilt, dass er sich mit vier spanischen Jungen und mit einem russischen angefreundet hat. Aber der russische hat ihm 19 Rubel geklaut. Er schreibt, dass er sich am Bein verletzt hat und es jetzt eitert. Wenn sie dort rauskriegen, was mit ihm passiert ist, stellen sie vielleicht was Fieses mit ihm an («zeigen Wachsamkeit»). Wäre er doch nur schon hier bei uns, mit all dem Elend.

Selbst wenn alles vorbei wäre und man Pjatniza rehabilitieren würde, wäre das kein normales Leben mehr. Erst mal muss ich durchhalten, bis die Untersuchungen zu Ende sind. Aber immer die völlig unschuldigen Kinder vor Augen – das ist eine Tortur, für die es keine Worte gibt, das ist schlimmer als der Terror in Spanien. Dort kämpfen sie gemeinsam für die Wahrheit, für ein besseres Leben und sterben voller Hoffnung, aber hier – hier ist man ganz allein. Die verpestete Familie eines »Volksfeindes« kann nur noch leise sterben. Wenn ich aus dem Fenster springe, verscharren sie mich leise in der Erde, ohne das jemand etwas mitbekommt. Falle ich in der Metro vor einen Zug, dann heißt es – sie hatte ein Nervenleiden. Die Kinder würden ganz ohne Hilfe dastehen. Ich muss also erst noch ein bisschen kämpfen. Wie soll ich bloß die Sachen verkaufen? Das ist das Schwierigste für mich.

Heute hat es den ganzen Tag geregnet. Igors Freunde wenden sich nach und nach von ihm ab. Samik Filler, Witja Delmatschinski, keiner ruft mehr an. Gestern war er, kaum aus dem Haus, schon wieder zurück. Heute ist er noch nicht aufgestanden, liegt die ganze Zeit im Bett. Wie soll das bloß enden? Aber wen interessiert das schon? Ich habe bemerkt, dass Kummer einen Geruch hat. Ich und Igor, wir riechen beide danach – die Haare, die Haut.

20. 7. 1937

Gestern war ich total außer mir. Ich habe dem Direktor des Pionierlagers einen schrecklichen Brief geschrieben mit der Bitte, Wowka alles zu erzählen, was in unserer Familie passiert ist. Ach, der unglückliche Wowa. Wer weiß, was der Direktor für ein Typ ist. Ich kenne ihn ja nicht. Wer weiß, wie er es Wowa beibringt, vielleicht beleidigt er ihn.

Als ich den Hausmeister bat, Igor als Elektriker-Lehrling anzunehmen, schlug er vor: »Wenn er den Nachnamen ändern lässt, hat er bessere Chancen.« Ingenieur Schwarz hat mir vorgeschlagen: »Lassen Sie sich von Ihrem Mann scheiden, dann wird es leichter.« Zehn Tage habe ich im Archiv gearbeitet und nicht in der Projektierung. Gestern und heute wieder am Projekt, aber mein Kopf ist mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Niemand spricht mit mir. Der Natschalnik ignoriert mich total. Was soll das erst werden, wenn es alle Mitarbeiter wissen?

Wie wird Wowa mit unserer Lage klarkommen? Er kann sich hier nicht einmal mehr satt essen. Seine Kumpel sind nicht da, sein Vater ist weg, Rolf und die Bücher auch, seine Sachen, mit denen er sich beschäftigen könnte sind weg, die Luft ist weg. So unmittelbar nach Artek wird er das nur schwer verkraften.

Im Büro passiert es mir schon den zweiten Tag, dass ich plötzlich erstarre, dann sehe ich nichts und tue nichts, ich verschwinde einfach aus dem Leben – irgendwohin. Die Rückkehr danach empfinde ich umso schmerzlicher.

Gestern Abend habe ich wütend an Pjatnizki gedacht: Wie konnte er es nur so weit kommen lassen? Die ganzen bitteren Kränkungen übertrage ich auf Pjatnizki. Seine Kinder hat er preisgegeben, das viele Geld, die ganzen Sachen – er selbst hat sich ja immer nur eingeschränkt – hat er diesen Dieben überlassen. Was sind das bloß für Menschen? In wessen Macht befinden wir uns eigentlich? Diese schreckliche Willkür und alle haben Angst. Ich werde schon wieder verrückt! Was denke ich denn, was denke ich denn bloß? *(Allmählich beginnt Mama zu verstehen, dass beim NKWD Verbrecher agieren – politische und kriminelle. Wahrscheinlich kommt ihr auch der Gedanke, dass Stalin und Jeshow ebenfalls Verbrecher sind, die Hauptverbrecher. Aber noch können sich diese Gedanken bei ihr nicht vollständig durchsetzen. Das geschah erst später. Im Sommer 1939, im Kar-Lag hat sie es mir gegenüber schon ganz deutlich ausgesprochen. Jetzt jedoch quälen sie noch Zweifel. Zu Recht wirft sie Vater vor, dass er sie nicht vor den Methoden gewarnt hat, die beim NKWD praktiziert wurden, er nichts unternommen hat, um den Diebstahl des Geldes und der Sachen aus der Moskauer Wohnung zu verhindern, wo sich die Verbrecher aus dem NKWD in Abwesenheit der Hausherren hemmungslos bedient haben. Vater hätte es wissen müssen, wie das NKWD Verhaftungen und Durchsuchungen durchführt. Schließlich hatte er sich für eine verstärkte Parteikontrolle über die Tätigkeit des NKWD ausgesprochen. Wir wissen heute, dass er deswegen am 24. Juni 1937 auf dem Plenum des ZK der WKP(B) gegen Stalin aufgetreten war, gegen dessen Vorschlag, Jeshow außergewöhnliche Vollmachten einzuräumen. Was die Überlebensmittel nach der Rückkehr der Familie in die Moskauer Wohnung angeht, so hätte man die versiegelte Tür zu Vaters Zimmer aufbrechen können. Darin befand sich eine große Bibliothek mit politischer und belletristischer Literatur. Die Bücher hätte man verkaufen können. Auf dem Balkon dieses Arbeits-Schlafzimmers standen viele Blumen, die ohne Wasser eingingen, was Mama Kummer machte. Aber weder sie noch ich, und ich war damals schon 16, trauten uns in Vaters Arbeitszimmer. Vielleicht war es gut so, sonst hätte Mama womöglich gedacht, dass man mich deswegen verhaftet hat – ich wurde ein paar Monate später verhaftet –, und dann hätte sie sich vorgeworfen, schuld an meiner Verhaftung zu sein.)*

21. 7. 1937, 12 Uhr nachts.

Im Büro gehen mir alle aus dem Weg. Dabei ist der Wunsch nach menschlicher Unterstützung, nach ein bisschen Beachtung, einem Ratschlag, gerade jetzt besonders groß. Nach der Arbeit wasche ich jeden Tag Wäsche, d. h. erst mache ich das Mittagessen, dann lese ich 30 Minuten in Pawlenkos »Im Osten« und dann ist die Wäsche dran – eine wenig effektive Arbeit so ohne Soda und entsprechende Geräte.

Heute habe ich 170 Rubel Gehalt bekommen (nach Abzug der Staatsanleihe usw.). Davon habe ich Großmutter 150 Rubel gegeben. Von Großvater hat sie noch 80 für den halben Monat bekommen. Und nun sieh mal zu, wie du damit klarkommst. Ich glaube, nicht mehr lange und wir sind richtig am Hungern. Ich packe es nicht, etwas zu verkaufen. Igor liegt den ganzen Tag rum, heute war er wieder nicht draußen.

In der Metro habe ich die Notschina getroffen. Sie hat mich angesehen, aber nicht begrüßt, ich auch nicht. Dann stieg Genosse Lapjer in den Wagen, ein Eisenbahner, ein guter Bekannter von Pjatzitzki. Als er mich gesehen hat, hat er wegge-guckt.

Heute habe ich über Großmutter die Selenskaja (eine Verwandte von A. G. Solz, die Ehefrau von I. A. Selenski; ihr Mann wurde verhaftet und sie wohnt jetzt bei Solz) um die Zeitung gebeten. Zwei Stunden später habe ich sie ihr zurückgebracht. Ich mache mir große Sorgen, wegen des Briefes an den Direktor vom Pionierlager. Hoffentlich wird mir das nicht zum Verhängnis, aber ich kann es sowieso nicht mehr ändern. Ach, alles ist so schwer! Am besten, man würde nicht mehr aufwachen.

24. 7. 1937

Der 22. Juli war sehr anstrengend für mich. Ich konnte nicht richtig arbeiten, es ging einfach nicht. Die Gedanken, dass man uns aus der Wohnung weist, völlig unklar ist, wohin und wie dann weiter ohne Geld, haben mich total zermürbt. Ingenieur Schwarz hat meine niedergedrückte Stimmung bemerkt und mir vorgeschlagen, die Kinder in Moskau zurückzulassen und in Moskaus Umgebung zu ziehen, um von dort aus die Kinder im Blick zu behalten und ihnen zu helfen. Und zwar mit der Überlegung, dass die Regierung Kinder ohne Mutter und Vater nicht im Stich lassen würde. Natürlich ist das nicht so. Sicher wird die Regierung irgendwann auf die Kinder aufmerksam, aber erst dann, wenn sie in einen Zustand äußerster Armut geraten sind. Igor könnte Selbstmord begehen und Wowa würde zum verwehrlosten Straßenkind. Kein Mensch würde das mitbekommen, weil es überhaupt niemanden interessiert.

Nach dem Mittag bin ich ins Parteikomitee zum Genossen Sharkich gegangen. Ich habe den Gedanken ausgesprochen, dass ich die mir auferlegte Aufgabe, die Kinder durchzubringen, mit 350 Rubeln nicht bewältigen kann. Er wies mich darauf hin, dass der größte Teil der Bevölkerung unter solchen Bedingungen lebt, ich bis jetzt als Ehefrau eines angesehenen Funktionärs unter besseren materiellen Bedingungen gelebt habe und nun als Ehefrau des »Volksfeindes« Pjatzitzki keinen Anspruch mehr auf günstigere Bedingungen erheben kann, ebenso wenig wie die Kinder des »Volksfeindes«. Gleichzeitig berief er sich auf sich selbst, dass er ein Kind und eine Frau hat, die nicht arbeitet, und er bis jetzt mit 450 Rubeln in einer Wohnung wohnt, die nicht so ist »wie Ihre, und überhaupt, halb so wild, Sie werden schon zurechtkommen«. Jedenfalls wird alles ausschließlich aus so einem

gemeinen Blickwinkel betrachtet, so in der Art: Also ich musste unter solchen Bedingungen leben während du als »Volksfeind« usw. Und nun? Sind wir nun dazu verurteilt, uns solche Beschimpfungen anzuhören und so eine unmenschliche Behandlung zu erdulden? Ach ja, dann habe ich ihm noch gesagt, dass mein älterer Sohn seit der Verhaftung das Haus nicht verlassen hat, dass er nervlich erkrankt ist. Darauf erwiderte Sharkich: »Mit 16 sollte ein junger Kerl arbeiten und nicht auf der faulen Haut liegen. Mit 16 habe ich schon gearbeitet. Halb so wild, soll er mal kennenlernen wie das ist, sich sein Brot zu verdienen. Kein Grund sich gehenzulassen. Durchfüttern wird ihn keiner, da muss er sich schon selbst was verdienen. Und falls jemand die Jungs verhöhnt, dann reißen wir ihm den Kopf ab.« So redete Sharkich. Nach der Arbeit habe ich zwei Bettlaken gewaschen, na ja, das habe ich ganz gut hinbekommen. Gegen zwölf war ich endlich fertig und habe mich hingelegt. Zum Leben bleibt nichts übrig.

Gestern, am 23. Juli, habe ich schlecht gearbeitet. Der Kummer wird nicht schwächer und ich habe Angst ihn zu zeigen. Ich habe Angst, an Pjatznitza zu denken. Keine Wäsche gewaschen, abends bei der Selenskaja im 5. Stock gewesen. Sie ist zwar das Hinterletzte, aber immerhin traut sie sich mit mir zu reden, vielleicht aus Neugier oder aus einem anderen Gefühl heraus. Ehrlich gesagt, bin ich zu ihr gegangen, um herauszubekommen, was sie wohl in meiner Lage unternommen hätte. Sie hat gesagt: »Zögere nicht lange und verkauf dein Hab und Gut, so als ob du nur noch ein Zimmer hättest.« Ich sagte: »Ich habe ja keine Bekannten.« Sie: »Biete die Sachen in der Zeitung und im Büro an. Im Gebrauchtwarenladen anbieten, lohnt sich nicht, die zahlen so gut wie nichts.« Sie war wie immer direkt und hat sich nicht lustig gemacht. Sie hat das Gleiche wie Sharkich gesagt, dass alle Angestellten im Land so leben, dass keiner Mitleid mit mir haben wird und ich mich auch bei keinem zu beschweren brauche, und dass »deine Situation immer noch besser ist als die von mir und Aron (*Aron Solz*).« »Und was ist daran besser?« »Du bist noch nicht alt, siehst gut aus und hast noch mehr Kraft.« Das ist also mein Vorteil, meint sie. »Na, und Kinder gewöhnen sich schnell an neue Umstände, ihnen fällt das leichter.« Mir fiel es sehr schwer, das anzuhören, denn Pjatznitzkis Aufmerksamkeit uns gegenüber war wirklich nie besonders groß. Für ihn gab es nur seine Arbeit, und wir haben so still und unbemerkt dahingelebt, dass offensichtlich all jene, die sich bereichert haben, alle diese Einheimser-Ramscher, und das sind die meisten, so eine Meinung von uns hatten. Aber gerade das war so wertvoll für mich an Pjatznitzi, diesem so bescheidenen und so ehrlichen Menschen, dass wir für ihn das fünfte Rad am Wagen waren. Und wenn wir doch etwas von der Macht hatten, dann irgendwie im Selbstlauf. Wir hatten ja nicht einmal eine Datsche, Sonderzuteilungen haben wir auch nicht immer bekommen, erst in den letzten zwei Monaten, nach dem Prozess⁸ (gegen Pjatakow, Radek u. a.). Die hat uns Natascha aufgeschwatzt und ich habe nicht widersprochen. Ich

8 Im 2. Moskauer Schauprozess (im Januar 1937) gehörten Pjatakow und Radek zu den Hauptangeklagten.

hatte immer gerade so das Nötigste für die Jungs; ich selbst und die anderen haben diese Lebensmittel gar nicht gegessen. (*Zur Datsche: Soweit ich mich erinnern kann, haben wir in Kljasma und in Serebrjanyj Bor im ersten Stock einer mittelgroßen Datsche gewohnt, das waren ganz gewöhnliche Holzhäuser. Im Erdgeschoss wohnten die Eigentümer – Vaters Bekannte. Die Datsche in Serebrjanyj Bor hat Ilko Ziwziwadse gehört. Materielle Vergünstigungen bekam Vater im Selbstlauf, er hat sich nie darum bemüht. Es war ja so, dass die meisten Funktionäre vom Staat eingeheimst haben, so viel sie nur konnten, und außerdem waren sie daran interessiert, alle Funktionäre in diesen Bereicherungsprozess hineinzuziehen. Deshalb haben sie auch Vater diese Sonderrationen untergeschoben, von denen Mama schreibt. Und unmittelbar vor Vaters Verhaftung noch Jaroslawskis Datsche, ein großes Haus mit riesigem Garten.*) Außerdem hat die Selenskaja noch gesagt: »Am schlimmsten finde ich, dass ich nicht mehr Anteil nehme wie noch bei dem Prozess gegen Kamenew, ich habe mich daran gewöhnt. Mich berührt es nicht mehr wie früher. Das halbe ZK ist doch schon weg – man kann sich also daran gewöhnen.« Als ich sie gefragt habe, wie die so mit Pjatzitzki umgehen können, der doch niemals ein Spion oder Trotzkiist sein kann, erwiderte sie: »Es geht nicht darum, ob er schuldig ist oder nicht, es geht darum, ob sie ihm glauben oder nicht. Die Stassowa hat eine Menge Spione mit Posten versorgt, aber ihr glaubt man und rührt sie nicht an. Sergo Ordshonikidse hat Ungeheuerliches angerichtet, indem er sich mit Spionen umgab, aber ihm glaubt man. Klim Woroschilow hat sich mit Spionen umgeben und bis in jüngste Zeit nichts davon bemerkt, aber man glaubt ihm. Davon hängt alles ab. Tja, und Pjatzitzki glaubt man nicht. Weiter kann ich dazu nichts sagen.« Dann sagte sie noch: »Ich war in Nagornoje (*Erholungsheim des ZK der Partei*). Lauter Neue, die Alten sind alle weg. Sicher war ein Wechsel fällig, die Alten bringen eben nicht mehr so viel. Aber muss man deshalb so grausam mit ihnen umgehen?« Dann sagte ich: »Vielleicht wäre der Tod der beste Ausweg für mich?« Sie lächelte spöttisch und meinte: »Na, so einfach ist das auch nicht. Menschen verlassen dieses Leben, wenn sie keine Kraft mehr haben. Du musst deine erst mal verausgaben.«

Ich verstehe ja, dass sie sich jetzt nicht um Pjatzitzkis Wahrheit kümmern können, weil sie so viele Schurken gefangen und deshalb viel zu tun haben. Er muss sein schweres Kreuz bis zum Ende tragen. Aber einen Teil der Schuld trägt auch er. Ich habe ihn so oft gefragt: Warum erträgst du alles, warum kämpfst du nicht an gegen die Verkommenheit einzelner Leute, warum schreist du die Wahrheit nicht heraus, die in deinem Herzen wohnt? Warum schweigst du und bist gehorsam? Ein Bolschewik muss nicht nur auf seine Führer hören, sondern auch kämpfen, eigenes einbringen, immer aktiv am Aufbau des neuen Lebens mitwirken. Stattdessen aber duldet man die »Fakten« eines Stetzki und die Frechheiten eines Ljapkin-Jaroslawski (*Stalinist, der Hauptfälscher der Parteigeschichte*). So ein Gespräch endete immer im Streit. Er nannte mich »Weibsbild«, sagte, dass ich nur neidisch sei und gern selber so leben würde, na ja, hat mich halt beleidigt. Und

jede noch so winzige Sonderration habe ich danach entgegengenommen wie eine Bestrafung. Ich wusste nicht, wie ich dieser Situation entkommen sollte und hoffte, dass es aufhören würde, wenn Natascha und Pjatnitza Urlaub machen. Pjatnitza sagte immer: »So wie ich immer war, so bleibe ich auch, werde weder besser noch schlechter. Was die anderen tun, ist nicht meine Sache, das müssen die mit ihrem Gewissen abmachen.« Ich habe dann nachgegeben, obwohl ich im Herzen nicht mit ihm einverstanden war. *(Zweifellos hatte Mama im Streit mit Vater Recht. Die Verkommenheit der Partei war offensichtlich, und er hätte gegen diese Verkommenheit kämpfen müssen, denn die Partei war sein Leben. Aber man kann auch Vater verstehen: Stalin unterstütze die Verkommenheit der Leute, die den Kult um ihn errichteten – solcher wie Jaroslawski. So hatte er sie besser an der Kandare. Ein Kampf gegen die Jaroslawskis lief somit faktisch auf einen Kampf gegen Stalin hinaus. Vater hat auf seine Art gegen den Kult angekämpft, durch sein eigenes Vorbild, durch sein Verhalten, mit seinen Auftritten, die keine Lobgesänge auf Stalin enthielten und mit der Herausgabe der »Aufzeichnungen eines Bolschewiken«.)*

25. 7. 1937

Der Gedanke an den Tod ist immer da, aber ich muss auch immer an die Kinder denken. Ich kann ihre Einsamkeit und ihr Elend körperlich spüren und beschließe, weiter durchzuhalten. Und Pjatnitza hat ja auch gesagt: »Man muss durchhalten, durchhalten. Ich werde niemals etwas zugeben, was ich nicht getan habe, deshalb kann es sein, dass sich die Untersuchung bis zu zwei Jahren hinzieht. Und du musst durchhalten und kämpfen. Das Geld reicht erst einmal, muss reichen. Gib es nur für das Notwendigste aus.« Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie uns mit einem Schlag zerquetschen würden. Das ist auch besser, so kann er besser kämpfen. Ich aber werde in diesem Kampf umkommen. Solange es geht, werde ich kämpfen, aber meine Kräfte schwinden so schnell, die körperlichen wie die sittlichen. *(Dazu will ich sagen, dass mich Vater noch in Moskau, einige Tage vor seiner Verhaftung, ins Wohnzimmer gerufen hatte, um mir mitzuteilen, dass er wahrscheinlich verhaftet wird. Er teilte mir mit, dass es eine Gegenüberstellung mit ehemaligen Komintern-Leuten gegeben und diese ihn verleumdet hatten. Er sagte, dass er der Partei gegenüber vollkommen schuldlos ist, dass er eine Schuld seinerseits nicht eingestehen und für die Wahrheit kämpfen würde. Allerdings könne es sehr lange dauern, bis seine Unschuld anerkannt wird. Er hat mich davor gewarnt, gegen Stalin anzukämpfen. Das war das Wichtigste von dem, was er mir sagte. Noch einmal zu dem Geld, dass er uns vor seiner Verhaftung gegeben hat. Die Leute vom NKWD haben es einfach gestohlen. Sie haben es während der Durchsuchung in der Moskauer Wohnung gestohlen. Die Durchsuchung wurde in unserer Abwesenheit durchgeführt. Vielleicht zur gleichen Zeit, in der sie die Datsche durchsuchten. Diese Möglichkeit hatte Vater nicht vorhergesehen. Obwohl er lange und viel mit der Tscheka, der OGPU, dem NKWD und in der Komintern ge-*

arbeitet hatte, obwohl er ganze zwei Jahre vom ZK der WKP(B) aus die Arbeit des NKWD kontrolliert hatte, trotz allem wusste er nicht alles über die Methoden des NKWD. Es hat den Anschein, als ob man ihn nicht zu den Untersuchungen, den Verhaftungen und Durchsuchungen zugelassen hätte – mit all den Prügel- und Demütigungen, mit all den Diebstählen und den Straftaten. Ja, aber was war das dann für eine Kontrolle durch das ZK der KP, es hatte lediglich den Anschein einer Kontrolle. De facto hat man Vater gar keine Möglichkeit gegeben, während der Untersuchung für die Wahrheit zu kämpfen. Man hat ihn einfach gefoltert und verlangt, sich selbst und andere zu verleumdern. Sie haben ihn ein ganzes Jahr lang geschlagen. Und auch nach dem Untersuchungsende haben sie ihn weiter geschlagen. Noch während Vaters »Fall« auf die sogenannte Gerichtsverhandlung wartete, hat Untersuchungsrichter Lanfang ihn zu sich bestellt, um ihn zu foltern. In jener Zeit saß Vater mit Aron Tjomkin zusammen in einer Zelle. Tjomkin hat überlebt und all das auf dem Prozess gegen Lanfang 1956 oder 1957 bezeugt. Er hat auch mir alles erzählt. Während der Rehabilitierung erfuhr ich von den Mitarbeitern des Obersten Militärstaatsanwaltes der UdSSR, den Genossen Borissow und Terechow, und ebenso aus Unterlagen der Kommission für Parteikontrolle beim ZK der KPdSU, dass Vater sich nicht schuldig bekannt hatte und dass man ihn alles in allem mehrere hundert Stunden gefoltert hatte. So wurde er z. B. innerhalb von zwei Monaten 200 Stunden verhört und geschlagen. Er war sich zwar treu geblieben, indem er nichts zugab, was er nicht getan hatte, aber mehr auch nicht. Seine Wahrheit hatte er damals nicht beweisen können.)

25. 2. 1938

Mein Tag: Frühstück für Wowa gemacht, dann bis zwölf in der Schlange beim Milchladen wegen Sahne und Kefir angestanden. Zum Gefängnis gefahren, um ein Päckchen für Igor abzugeben – bis 16.30 Uhr. Danach Mittag für morgen gemacht. Geschirr abgewaschen. Abendbrot für Wowa. Mit Wowa Botanik geübt. Ich widme Wowa zu wenig Zeit und Aufmerksamkeit. Das Zimmer habe ich heute nicht aufgeräumt. Zu spät im Werk beim Direktor angerufen, nach 16 Uhr ist keiner mehr da. Ich habe herausbekommen, dass Igor in dem Gefängnis ist, aber keine Päckchen bekommen darf. Ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat. (*Ich habe nicht gegen mich und andere ausgesagt, darum durfte ich keine Päckchen kriegen.*) Bestimmt quetschen die aus Igor raus, was er gar nicht weiß, niemals gesagt und getan hat. Sie werden ihm die letzten Kräfte rauben. Er war schon von den letzten sieben Monaten zermürbt. Eine Mutter findet keine Worte, wenn sie an ihren verhafteten Jungen denkt. Die Gedanken um ihn machen mir Angst. (*Wahrscheinlich waren es Gedanken, in denen es um Verbrechen des NKWD oder vielleicht sogar Stalins ging; deswegen fürchtete sie sich davor, solche Gedanken zu reflektieren.*) Ich werde warten, solange ich noch ein wenig Verstand und Liebe besitze. Aber ich ahne, dass meinem Herzen in Zukunft schreckliche Qualen bevorstehen. Die können Igor total zerstören (physisch), die können den Wunsch zu

leben in ihm töten, sie können einen schrecklichen Hass in ihm wecken, der in die falsche Richtung geht (ohne Hass kann man unmöglich in unserer Zeit mit den zwei Systemen leben). Vielleicht werde ich ihm nie wieder begegnen. Oder ich begegne ihm und finde nichts mehr von dem, was ich in ihm aufgezogen, was ich besonders an ihm geschätzt habe. Ich könnte einen körperlichen und sittlichen Krüppel vorfinden. Weil sie die verhaften, die sie vernichten wollen! Wowa hat sich heute gut gelaunt, aber spät, 23.30 Uhr, hingelegt. Er denkt ständig an seinen Militärkram. Heute hat er gesagt: »Verflucht sollen die sein, die mein Gewehr und die Patronen mitgenommen haben. Jetzt kann ich nicht mehr Scharfschütze werden.« Ich soll an Jeshow schreiben, wegen seines Gewehrs und seiner Militärbücher, die er mit großem Interesse gesammelt hat. Er fragt mich ständig, ob wir in die Nähe von der Grenze verbannt werden und ist jedes Mal enttäuscht, wenn ich ihm negativ antworte. Heute hat er sich ein Militärbuch gekauft und mit Begeisterung gelesen. Aber über seinen Papa hat er gestern gesagt: »Schade, dass sie Papa nicht erschossen haben, wo er doch ein Volksfeind ist.« Er hasst ihn sehr und es tut ihm sehr weh. Er spricht nicht gern darüber.

2. 3. 1938

Ich kann nicht schlafen. Konnte keine Zeitung lesen, weil ich keine hatte. (*An diesem Tag begann der Prozess gegen Bucharin und die anderen*⁹.) Nur wenig im »Haus« gemacht. Wowka ist krank, der Bauch tut ihm weh, seine Augen sehen müde aus. Ich wollte ihm ein Huhn kaufen, habe mit Mühe und Not eins gefunden, für 14 Rubel und 40 Kopeken. Das hat er abends mit Appetit verzehrt und sich gut gelaunt schlafen gelegt. Ich bin um das RAM-Gebäude (*Revolutionärer Militärrat in der Frunsestraße*) herumgelaufen. Von außen wirkt alles wie immer, weder mehr Autos noch mehr Militär. Aber drinnen ist es bestimmt schrecklich. Das furchtbare Schwert der Rechtsprechung der revolutionären Diktatur hängt über 21 Feinden. Sie waren es, die Misstrauen, Feindseligkeit, Denunziantentum und Grausamkeit gesät haben. Wie soll man jetzt noch an etwas glauben? Und wem? Ich glaube nur noch wenigen, aber was habe ich von diesem Glauben, wenn sich alle von mir abwenden und ich so ganz allein dastehe. Ich kann nicht mehr einfach so auf die Leute zugehen, ich ... Ich sehne mich so nach einer echten Nachricht über Pjatnitzki. Das wäre so eine Erleichterung, wenn ich wüsste, worin seine Schuld besteht, wie er sich selbst sieht. (*Die Arme, die Wahrheit hat sie erst nach ihrer Verhaftung 1938 erfahren, in Kandalakscha. Im Sommer 1939 hat man ihr, der Inhaftierten, ein Treffen mit mir im KarLag gestattet. Sie wurde unter Bewachung in die Zentrale Ackerbauabteilung gebracht, und wir durften ein paar Stunden im Garten hinter dem Stacheldrahtzaun zusammen sein. Damals hat sie mir gesagt, dass an allem Stalin und die um ihn herum schuld sind und es keine Hoffnung gibt, solange er lebt.*)

9 Der 3. Moskauer Schauprozess fand im März 1938 statt.

Heute bin ich nicht ganz so traurig gewesen als ich an Igor gedacht habe. Wenn er es gut anstellt, dann verdaut er das Ganze, durchleidet es und härtet sich so für den Kampf ab. Anders kann es gar nicht sein. Was hat das NKWD denn davon, wenn sie einen begabten Jungen verlieren? Dass er nur zweimal am Tag isst, dass er sich vielleicht auf der Gefängnispritsche wälzt, dass es vielleicht schmutzig ist und stinkt – das Gefängnis ist ja überfüllt, das ist alles nicht so schlimm, ist nicht so schrecklich. Hoffentlich bleibt er sich treu. Ich habe nichts wegen einer Arbeit unternommen. Diese Tage müssen so sein, so wie der Hass den Feinden gegenüber (und ich bin die Ehefrau eines Feindes). Ich habe nicht die Kraft, mich anzubieten, morgen auch nicht, nicht solange der Prozess läuft.

3. 3. 1938

Bin wieder nicht draußen gewesen, frühmorgens noch voller Elan, dann am Abend – total kraftlos. Tagsüber, allein in der Wohnung (Großmutter hat mir nur die Zeitung gebracht), bin ich plötzlich hellwach gewesen, weil mir der Bauch wehgetan hat – ich habe gar nicht gemerkt, dass ich aus Anlass der endgültigen Zerschlagung dieser »Bestien« einen »Freudentanz« getanzt habe. Dabei habe ich den einen oder anderen mal geachtet, obwohl mich schon Pjatniza vor Bucharin gewarnt hat. Er hat mir erzählt, wie dieses Miststück unrasiert, in einem alten Anzug zwischen ihnen im Parkett stand und niemand ihn gegrüßt hat (*hier ist die Rede vom Februar-Plenum des ZK der WKP(B) 1937*). Alle haben ihn wie einen stinkenden Kadaver angesehen. Und nun ist er noch schrecklicher, noch verlogener, als man es sich überhaupt vorstellen kann. Die Todesstrafe ist zu wenig für solche, aber die Werktätigen können auch nicht mit solchen zusammen die gleiche Luft atmen. Ach Pjatniza, es kann nicht sein, dass du zu ihnen gehörst. Mein Herz kann es nicht glauben. (*Die Arme! Jetzt ist sie ganz durcheinander und weiß nicht mehr, wem sie noch die Schuld an ihrem Unglück geben soll. Sie hat einen Schuldigen gefunden – Bucharin. Hat sich erinnert, wie er auf dem Plenum des ZK der KP ausgesehen hat: unrasiert, ungepflegt gekleidet. Dabei war er zu dem Zeitpunkt in so einer angespannten Situation wie sie selbst gerade. Nach Nikolai Bucharins Verhaftung im März 1937 habe ich Vater über ihn ausgefragt. Vater hat gesagt, dass er, selbstverständlich, kein Feind ist. Er sprach voller Wärme und Trauer von ihm. Und am 2. Juni 1937, auf dem nächsten Plenum des ZK der WKP(B), trat er gegen Stalins Vorschlag auf, Bucharin und die Bucharin-Anhänger physisch zu vernichten. Er schlug vor, sie in der sowjetischen Produktion einzusetzen und berief sich dabei auf Lenin.*) Wowka hat nach der Schule auch die Zeitung gelesen, bis um fünf. Er hat sich über Krestinski lustig gemacht. »Der ist vielleicht komisch, Mama.« Und dann hat er mir laut vorgelesen, was er so witzig fand. Ich finde das nicht witzig, sondern widerlich. Ich habe ihm die Zeitung aus der Hand gerissen und den Artikel von Kolzow gelesen. (*Worüber hat mein 13-jähriger Bruder gelacht? Erwiesenermaßen war Krestinski der Einzige in diesem Prozess, den die Ermittler nicht zerbrechen konnten. Er hatte sich am ersten Pro-*

zesstag nicht schuldig bekannt – er war ein Held! Mein Bruder hat ihn unwillkürlich verspottet, so wie viele andere von der stalinistischen Propaganda betrogene Menschen in unserem Land. Das ist so schrecklich und widerwärtig!) Vor dem Einschlafen haben wir »Die geheimnisvolle Insel« gelesen. Tagsüber habe ich nicht an Igor gedacht, aber am Abend wurde mir wieder so schwer ums Herz, so schwer – ich finde keine Worte dafür. Ich stopfe die alte Wäsche für ihn. Ich muss ihm noch sechs Paar Socken kaufen, für alle Fälle. Und Wowkas Schuhe sind auch noch kaputt gegangen, und ich sitze mit nichts da. Die Stiefel sind auch zerissen. Ich muss besser wirtschaften.

7. 3. 1938

Heute vor acht Monaten um 11 Uhr abends hat Pjatzniks Familienleben aufgehört.

Heute hat Wowa ein »schlecht« in Russisch bekommen. Ich war ziemlich wütend auf ihn: Er ist faul.

8. 3. 1938

Ich habe so eine Ahnung, dass unser Igor unschuldig ist, sich lediglich verquatscht hat, der Vater sich aber schwer schuldig gemacht hat. Halb zwölf in der Nacht wurde Wowa gesprächig. Erst hat er die moralische Kraft der Roten Armee, der Grenzsoldaten erörtert (er träumt ja von einem Leben als Grenzer). Offensichtlich ist er der Meinung, dass sie ihn wegen seines Vaters nicht nehmen. »Ach Mutter, Vati ist doch ein Schwein. Hat mir meine ganzen Träume kaputt gemacht. Stimmt doch, Mutter?« Ich habe mich nicht weiter am Gespräch beteiligt, nur gesagt: »Lerne du erst mal aus und werde ein aktives Mitglied der Gesellschaft, dann sehen wir weiter. Und Vater solltest du nicht so in Erinnerung behalten. Wir wissen noch gar nichts, vielleicht ist er nicht schuldig, sondern hat sich nur geirrt, vielleicht ist er von Feinden betrogen worden.« Aber Wowka hat gesagt: »Nein, nein, das glaube ich nicht.« (*Er glaubt also, dass sein Vater ein Feind ist.*) Gleich nach der Schule liest er die Zeitung mit den neuesten Zeugenaussagen vom Prozess und ist regelrecht erschüttert von ihren Taten. Er stellt mir oft Fragen zu den einzelnen Personen. Am schrecklichsten findet er Jagoda und Bulanin¹⁰. Er hat mich gefragt, wie sie wohl das Gift vorbereitet haben. Es kann doch nicht sein, dass diese Kinder nicht daran denken müssen, was mit ihren Vätern und Müttern passiert ist? Was mit den »Volkskommissaren« passiert ist und wie das NKWD jetzt wohl arbeitet und mit den Familien und den Kindern umgeht? Es kann doch nicht sein, dass sie untereinander nicht darüber reden?

Wowka interessiert sich ernsthaft für das Militär. Selbst nachdem alles, was er zu Militärfragen gesammelt hat (*er hatte viele Bücher und Alben zu diesem Thema*) zusammen mit der Bibliothek des Vaters konfisziert ist, kauft er kleine

10 Hier ist Bulanow (1895-1938) gemeint, ein Mitarbeiter des Geheimdienstes, der laut Anklage zusammen mit Jagoda (Vorgänger des NKWD-Chefs Jeshow) angeblich die Vergiftung Jeshows plante.

Broschüren. Heute z. B. liest er gerade, wie sich ein Rotarmist seinem Kommandeur gegenüber verhalten soll. »Er soll dem Kommandeur in allem vertrauen.« Dazu hat Wowka bemerkt: »Aber doch nicht so einem wie zum Beispiel Jegorow. Mutter, das stimmt hier nicht.« Er ist ziemlich deprimiert wegen seines Gewehrs. Jedes Mal nach dem Militärunterricht im Zirkel spricht er darüber. Shenja Loginow¹¹ erwähnt er nicht. Er besucht uns schon seit einer Weile nicht mehr, dabei mag Wowa ihn sehr und war oft bei ihm. Von der einzigen glücklichen Familie (*die Loginows*) sind jetzt nur noch Unglückliche übrig geblieben. Das ist so schlimm. Gestern hat er erzählt, dass sie Rjabschiks (*sein Klassenkamerad*) 18-jährigen Bruder mitgenommen haben, der an der Militärakademie studieren wollte und seit der Verhaftung seiner Eltern bei seiner Großmutter wohnte. Oft sagt er nur: »Ach, Mutter«, als ob ihn etwas bedrückt, aber was konkret, sagt er nicht. Heute hat er erzählt, dass Nina die Aussage von Maximow¹² auf dem Prozess vorgelesen und vor der ganzen Klasse geweint hat, weil der Name ihres Vaters darin vorkam. Sie ist zwölf Jahre alt ...

9.3.1938

Heute haben sie das Päckchen im Butyrki-Gefängnis angenommen. Bei Igor wie gehabt: »Annahme verboten.« (*Ich machte auch weiterhin keine Aussagen.*) Vielleicht ist er gar nicht dort. Von dort bin ich zum Kusnetzki Most gefahren, Fenster Nr. 9. Eine Riesenschlange. Ich habe mir einen Platz freihalten lassen und bin zur Peschkowa¹³ gegangen, um ihr mitzuteilen, dass Leplewski (*ein Stellvertreter Wyshinskis*) mich nicht empfängt. Wie kann ich nur etwas über Igor herausbekommen? Die Peschkowa war aber bei dem Prozess. Gestern gab es Aussagen zu dem Mord an M. und A. Gorki¹⁴. Empfangen hat mich W. A. (Sekretärin), sie hat mir eine Adresse gegeben, zu der ich morgen gehe – etwas mit »... zur Beobachtung von Gefangenenrichtungen«. Ich habe mir die Adresse vom Kinderheim des NKWD mitgenommen. Die Trennung von Wowka wird mir schwerfallen, aber was soll ich denn machen, wo ich weder was über Igor noch über mich selbst weiß. Unsere Familie ist zerstört: rein zahlenmäßig zur Hälfte, und was das Materielle angeht – total. In Zukunft können die Bedingungen mit der Wohnung und mit der Arbeit noch katastrophaler werden. Momentan bin ich von allem abgeschnitten. Aber wie soll ich sterben, wenn ich doch noch nützlich sein kann? Sie können sein Selbstvertrauen vernichten. Er war so überzeugt von der Richtigkeit

11 »Shenja Loginow und Jura Knorin waren damals meine besten Freunde und sind es heute noch. Nach Mutters Verhaftung 1938 habe ich ein paar Monate bei den Loginows gewohnt.« (Wladimir Pjatnizki in einem Brief an den russischen Herausgeber des Buches)

12 Maximow war einer der Angeklagten auf dem 3. Moskauer Schauprozess.

13 Jekaterina Peschkowa leitete von 1918-1938 die Abteilung des Politischen Roten Kreuzes, die politische Gefangene und deren Familien unterstützte. (SW)

14 Auf dem 3. Moskauer Schauprozess wurden mehrere Angeklagte u. a. beschuldigt, die Ermordung des populären Schriftstellers Alexej Peschkow (Pseudonym Maxim Gorki) und seines Sohnes Maxim Peschkow geplant bzw. ausgeführt zu haben. Die Peschkowa war Gorkis Ehefrau und Maxims Mutter.

aller Verhaftungen, in so einem guten, menschlichen Sinne. Er hat gesagt: »Das alles ist ganz logisch«, also die Verhaftung des Vaters, die Beschlagnahme des Eigentums, das hämische Verhalten mir gegenüber; es ist doch »logisch«, da wir nun auf der Seite der Feinde stehen. Aber wie wird er sich damit abfinden können, da er selbst doch kein Feind ist. (*Mutter meint mich. Aber die Ärmste konnte ja nicht wissen, dass man in dem Moment, in dem man eine Gefängniszelle betrat, alles verstand, sofort begriff, dass unschuldige Leute verhaftet wurden.*) Er ist herangewachsen, war wissbegierig, wollte seine Kräfte der Revolution zur Verfügung stellen. Und die haben ihn eingesperrt. Vielleicht schicken sie ihn als Strafe in ein Lager. Und von dort kehrt er dann vielleicht schon erwachsen, seelisch ausgebrannt, düster und krank zurück. Wie dieser Mann, der gestern auch bei der Peschkowa war. Auf Krücken, mit vor Hunger und Leid entzündeten Augen, ohne eine einzige Kopeke. Ich weiß nicht, was er durchgemacht hat, aber ich habe die Tränen in seiner Stimme gehört, als er zur Sekretärin sagte: »Tja, so sehe ich jetzt aus. Als ich losgefahren bin, war ich kerngesund. Wie es weitergehen soll im Leben, weiß ich nicht. Hab ja nicht mal Geld für eine Zugkarte.« Wohin muss er denn fahren? Sie hat ihm aufgeschrieben, wo er einen Fahrschein umsonst bekommt. Im Fortgehen meinte er noch: »So geht das nun, von einem zum anderen, das Laufen auf den Krücken fällt mir schwer, aber helfen tut keiner, ist doch so, oder?« Igors Lungen sind krank, er hat viermal eine Lungenentzündung gehabt und mit seinen Nerven ist er auch am Ende. Seinetwegen will ich nicht weiterleben und seinetwegen darf ich nicht sterben.



JELENA SIDORKINA (1903 bis 1994)

Jahre unter Bewachung

Jelena Jemeljanowna Sidorkina wuchs in einer Bauernfamilie in der ASSR Mari¹ auf. Mit 15 warf sie sich ihr Bündel über die Schulter, zog ihre Bastschuhe an und machte sich auf den Weg nach Sernur, wo sie Pädagogik studierte, Komsomolzin, später Parteimitglied wurde. Sie arbeitete beim Gebietskomitee der KP in Joschkar-Ola als Instrukteur in der Abteilung für Frauenangelegenheiten, die von A. D. Kedrowa geleitet wurde. (Das Schicksal sollte beide Frauen noch an völlig anderer Stelle zusammenführen.) Die Partei delegierte Jelena Sidorkina zum Studium nach Moskau an die Kommunistische Universität der Werktätigen des Ostens. Kurz vor Abschluss ihres Studiums wurde sie ins Büro des Gebietskomitees der KP der Mari gewählt und musste nach Joschkar-Ola zurückkehren. Zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung 1937 war sie Redakteur der Republikszeitung »Mariische Kommune«. Wie viele ihrer Generation verbrachte Jelena Sidorkina erst zehn Jahre in Lagern und musste anschließend, von 1948 bis zu ihrer Rehabilitierung Mitte der 1950er, in Sibirien in Verbannung leben.

Im Parteiarchiv des Mariischen Gebietskomitees der KPdSU wird die Akte Jelena Sidorkinas aufbewahrt, in der sich zwei bemerkenswerte Dokumente befinden. Das erste (vom 9. Juni 1937) ist ihre Beurteilung als Mitglied des Büros des Gebietskomitees: »Hat nicht in oppositionellen und parteifeindlichen Gruppierungen mitgewirkt. Ist politisch geschult, diszipliniert, verfügt über Autorität in der Parteiorganisation.« Das zweite Dokument ist eine Abschrift des Protokolls von der Sitzung des Büros des Gebietskomitees am 26. November 1937: »Wegen direkter Beihilfe und Unterstützung von sowie wegen enger Verbindungen zu bourgeois-nationalistischen Volksfeinden und wegen Vertuschung von deren Tätigkeit über einen langen Zeitraum wird J. J. Sidorkina aus der Partei ausgeschlossen.«

Der vollständige Text der Erinnerungen von Jelena Sidorkina wird im »Museum zum Ruhme des Komsomol« in Joschkar-Ola aufbewahrt. (Alexandra Trischina)

*

Nun war ich an der Reihe.

Es war eine unruhige Zeit. Die Verhaftungen von Parteiarbeitern und sowjetischen Funktionären auf Gebiets- und Bezirksebene sowie der besten Vertreter der Intelligenz hatten bereits im Jahr 1936 begonnen. Jeden Tag verschwanden Leute und niemand konnte voraussehen, wer morgen dran sein würde. Bereits verhaftet

1 Die Mari – ein indigenes finno-ugrisches Volk. Zirka die Hälfte von ihnen lebt heute in der autonomen Republik Mari El, die von 1920-1936 ein Autonomes Gebiet Russlands, von 1936-1992 die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Mari innerhalb der UdSSR war; Hauptstadt war und ist Joschkar-Ola.

waren: der Direktor des Wissenschaftlichen Forschungsinstitutes der Mari W. A. Muchin, die Dozenten des Pädagogischen Institutes F. A. Smirnow, M. I. Wetkin, I. A. Schabdar, W. T. Sokolow u. a. Im Gefängnis saßen der Schriftsteller S. G. Tschawain, die Schauspieler Ywan Kyrlja², Nastja Filippowa, Jakschow und Musajew. Auch die Sekretäre des Gebietskomitees N. N. Sapajew und M. J. Jemeljajnow wurden nicht verschont. Ebenfalls im Gefängnis waren G. Golubkin und F. Golubzow aus der Redaktion der Republikszeitung, Kusnezow vom Verlag, der Vorsitzende des Gebietsexekutivkomitees I. P. Petrow und viele andere. Alle diese Genossen waren von 1918 bis 1920 Mitglieder der Partei und man konnte sich kaum vorstellen, dass sie Volksfeinde sein sollten.

Auf der Arbeit drehte sich einem der Kopf. Flüsternd erzählte man sich, dass sie gestern den-und-den und heute den-und-den mitgenommen hatten. Wie sollte man da einen klaren Kopf behalten und wissen, über wen und was man überhaupt noch in der Zeitung berichten konnte. So wurde z. B. der Vorsitzende des Gebietsexekutivkomitees P. I. Andrejew Mitte November als Kandidat für einen Abgeordneten-sitz im Obersten Rat der UdSSR aufgestellt, weil er sich als würdiger Sohn des Volkes der Mari erwiesen hatte. Ende des Monats wurde er dann als »einer der übelsten Volksfeinde« verhaftet. Niemand war sich des kommenden Tages sicher. Man hatte Angst, miteinander zu sprechen, sich zu verabreden, besonders mit Familien, in denen der Vater oder die Mutter »isoliert« waren – wie man es damals nannte. Kaum jemand traute sich, für einen Verhafteten einzutreten, und wenn sich doch mal ein Mutiger fand, wurde er sofort selbst zum »Isolations«-Kandidaten.

Am 8. Oktober 1937 war ich an der Reihe. Am Abend dieses Tages fand eine Sitzung des Büros des Gebietskomitees der WKP(B)³ statt, in deren Verlauf viele Fragen erörtert wurden, unter anderem auch »meine«. Die Nacht davor hatte ich Erklärungen geschrieben, in denen ich rigoros alle Anschuldigungen im Zusammenhang mit einer bourgeois-nationalistischen Organisation zurückwies. Das Gleiche sagte ich auch auf der Sitzung, nachdem der Volkskommissar des NKWD Karatscharow aufgetreten war. Wortwörtlich kann ich mich jetzt natürlich nicht mehr daran erinnern, aber ich sprach davon, dass es die Partei war, die mich erzogen, geformt, gebildet und zum Menschen gemacht hatte. Da kann ich mich doch unmöglich gegen sie wenden. Ich bat, an meine Aufrichtigkeit zu glauben. Danach stand T. I. Wrublewski auf, der erste Sekretär des Gebietskomitees. Er sagte, dass auch die winzigste Möglichkeit genutzt werden sollte, um mich in der Partei zu belassen, dass ich hier geboren und aufgewachsen war, die Partei mich erzogen hatte und mich hier alle als aktiven Parteiarbeiter kannten. Acht von neun Mitgliedern des Büros stimmten seinem Vorschlag zu. Meinen Parteiausweis konnte ich behalten, aber die Anschuldigungen wurden nicht vollständig zurückgenommen und im Beschluss wurde notiert: »Die Genossin Sidorkina wird als Redakteur der

2 Ywan Kyrlja (1909-1943) – damals ein durch den ersten sowjetischen Tonfilm »Der Weg ins Leben« (1931) landesweit sehr populärer Schauspieler mariischer Nationalität; kam 1943 im Lager um.

3 WKP(B) (Allunions-KP (Bolschewiki)) – 1925-1952 offizielle Bezeichnung der KP.

Republikszeitung »Mariische Kommune« abgesetzt und ist nicht länger Mitglied des Büros und Plenums des Gebietskomitees der KP, weil sie in ihrer Arbeit nicht eindeutig Stellung im Kampf gegen die bourgeois-nationalistischen Elemente bezogen hat.« Nach der Sitzung des Büros, die erst spät in der Nacht zu Ende war, lief ich ziellos durch die dunklen Straßen. Dann ging ich in der Druckerei vorbei und sagte dem Metteur und dem diensthabenden Redakteur, dass sie meinen Namen rausnehmen und den des neuen Redakteurs Issakow einsetzen sollten. Übrigens wurde dieser bald darauf ebenfalls verhaftet und auch seine schwangere Frau wurde nicht verschont. Ich bin ihr später im Gefängnis begegnet.

Am gleichen Tag behandelte das Büro außer meiner »Sache« noch die von Krylow und die vom Zuständigen für die Getreidelieferungen Sacharow. Beide wurden aus der Partei ausgeschlossen, nach Verlassen des Gebietskomitees in einen »schwarzen Raben« gesetzt und ins Gefängnis gebracht. Das war mir vorerst erspart geblieben. Noch lief ich durch die Straßen und trostlose Gedanken gingen mir durch den Kopf, während ich auf dem Weg nach Hause war. Das Licht in der Stadt war abgeschaltet, und mein Mann erwartete mich bei Kerzenlicht. Was er während meiner Abwesenheit durchgemacht hatte, bedarf wohl keiner Worte. Unsere Haushälterin war ebenfalls noch wach. Beide hatten auf jedes Geräusch, auf jedes Klopfen am Tor und an der Tür gelauscht. Sie hatten gehört, wie I. S. Fokin, Leiter der Landwirtschaftsabteilung, und I. J. Pawlow, Leiter der allgemeinen Abteilung des Gebietskomitees, von der Sitzung des Büros nach Hause gekommen waren. Wir wohnten alle zusammen in einem Vier-Familien-Haus. Ich hatte mich verspätet, weil ich noch in der Druckerei gewesen war. Ich klopfte an die Tür und Marusja machte sofort auf. Im Schlafzimmer zeigte ich meinem Mann, ohne ein Wort zu sagen, meinen Parteiausweis. Er begriff, dass sie mich nicht ausgeschlossen hatten und vorerst alles in Ordnung war. Nach den Aufregungen konnten wir nur schlecht einschlafen.

Am nächsten Morgen war mein Kopf vollkommen leer. Ich hatte keine Ahnung, wie es weitergehen sollte. Wohin sollte ich jetzt gehen? Mit wem sprechen? Wem konnte ich mich anvertrauen? Ich ging in die Redaktion, übergab alles dem neuen Redakteur, wies ihn in die aktuelle Arbeit ein und verabschiedete mich wieder. Auch später ging ich noch manchmal dort vorbei, aber viele gingen mir aus dem Weg, hatten richtiggehend Angst, mit mir zu reden, sodass ich mich wie eine Fremde fühlte.

Ich bekam einen Monat Urlaub und Urlaubsgeld, saß fortan in der Wohnung und ging nirgendwohin. Allerdings nahm ich noch am Plenum des Gebietskomitees, am Plenum des Stadtkomitees und an einer Sitzung des Stadtrates teil, wo ich nacheinander aus sämtlichen Gremien ausgeschlossen wurde. An die genauen Formulierungen kann ich mich nicht mehr erinnern, aber es ging immer um das Eine: wegen Verbindungen zu bourgeois-nationalistischen Kreisen bzw. wegen mitfühlenden Verhaltens ihnen gegenüber.

Mein Mann, Dmitri Wassiljew, wurde entlassen und aus der Partei ausgeschlossen. Er war Stellvertreter des Direktors der Staatsbank gewesen, seit 1926

in der Partei. Nun waren wir also beide ohne Betätigung. Niemand wollte etwas von uns, keiner bot uns irgendeine Arbeit an – wir wurden nicht gebraucht. So ohne Arbeit – das war unerträglich, noch dazu in einer Zeit, in der qualifizierte Kader fehlten und überall Arbeitskräfte gesucht wurden. Am 26. November ging ich dann zum neuen Sekretär des Gebietskomitees der Partei, zu Shdanow. (Sein Vorgänger Wrublewski war erst auf den Posten eines Werkdirektors versetzt und später ebenfalls verhaftet worden.) Ich bat ihn, mich als einfache Arbeiterin in eine Fabrik zu schicken und er versprach mir zu helfen. Beruhigt kehrte ich nach Hause zurück, hoffte, dass sich nun alles einrenken und ich Arbeit bekommen würde. Ich bräuchte nicht mehr tatenlos zu Hause herumzusitzen und könnte meinen Anteil für die Familie mitverdienen.

Nachdem meine Tochter am nächsten Morgen zur Schule gegangen war, blieben mein Mann und ich allein in der Wohnung zurück. Erst ging ich einholen – ich erinnere mich noch, dass ich Brot und eingelegte Steinpilze kaufte –, dann bereitete ich das Essen zu. Gegen eins wurde an die Tür geklopft. Es war der Ermittler Uchow vom NKWD. Er sagte, dass ich zum Volkskommissar Karatscharow kommen sollte. Ich bat ihn, kurz zu warten und zog mich um. Dann ging ich ins Wohnzimmer und sagte meinem Mann, dass sie vom NKWD hier waren, um mich zu holen. Er stand gerade am Tisch und sortierte Papiere. Sie fielen ihm aus den Händen und landeten auf dem Fußboden. Ich versuchte ihn zu beruhigen, sagte, dass ich unschuldig wäre, sich alles aufklären würde, dass sie mich jetzt zu sich bestellen wäre also nicht weiter schlimm. Er antwortete mir: »Lena, wir haben Glück und Leid gerecht geteilt. Hoffen wir, dass es sich um ein Missverständnis handelt.« Danach ging ich ins Schlafzimmer und nahm den Revolver. (Die Waffe hatte ich bekommen, nachdem ich einmal abends von einem Mann bedroht worden war, den wir in unserer Zeitung kritisiert hatten. Schießen konnte ich ja, das hatte ich in der TschON⁴ gelernt.) Ich hielt also den Revolver in der Hand und dachte: Sollte ich mir eine Kugel in den Kopf jagen – dann wäre alles vorbei ... aber ich war doch unschuldig, hatte nichts Gesetzwidriges getan. Außerdem bewahrten mich die Gedanken an meinen Mann und unsere einzige Tochter vor diesem verhängnisvollen Schritt. Warum sollte ihnen zusätzliches Leid zugefügt werden? Und dann würde es heißen, dass ich mich erschossen hätte, weil ich schuldig war. Ich legte den Revolver zurück und versteckte die Patronen so, dass mein Mann sie nicht finden konnte, zog meinen Mantel an, nahm Partei- und Personalausweis, ein bisschen Geld und ging zu Uchow, der mich erwartete. Von meiner Tochter konnte ich mich nicht verabschieden, da sie noch in der Schule war, und zu Marusja sagte ich: »Ich bin bald zurück.« So verließ ich unsere Wohnung ... für 18 lange Jahre. Meinem Mann bin ich nie mehr begegnet.

Jener 27. November 1937 war also der Beginn all meiner Plagen und Qualen.

4 TschON – Abkürzung für Gruppe besonderer Verwendung; 1919-1925 aus Parteimitgliedern zusammengestellte und militärisch ausgebildete Gruppen zur Unterstützung der Sowjetmacht.

»Sie sind verhaftet ...«

Ich verließ mein Haus, ohne eine Träne zu verlieren, denn in mir war die Hoffnung noch nicht erloschen, dass mich der Volkskommissar nach dem Gespräch wieder gehen lassen würde. Er kannte mich doch durch die Arbeit und außerdem waren wir beide Mitglieder des Büros des Gebietskomitees. Ich ging mit Uchow die Sowjetskaja entlang und wir unterhielten uns friedlich über meine Tochter und meinen Mann (Uchow hatte nach ihnen gefragt). Im Gebäude des NKWD angekommen, setzte er mich in Giljows (ein Abteilungsleiter) Zimmer ab. Dort kümmerte sich niemand um mich. Ich wurde weder verhört noch zu einem Gespräch gebeten. Auf meine Frage nach dem Volkskommissar und warum er mich nicht vorlud, obwohl er mich doch zu sich bestellt hatte, beruhigte mich Giljow und sagte, dass er gleich erscheinen und mich reinrufen würde. Anderthalb oder zwei Stunden später rief mich der Ermittler Krylow zu sich. Höflich bat er mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen, faltete ein Blatt Papier auf, das vor ihm lag und sagte wiederum betont höflich: »Ich möchte Ihnen mitteilen, dass Sie, Jelena Sidorkina, verhaftet sind.« Diese Worte hauten mich um, unwillkürlich traten mir Tränen in die Augen. Ich konnte nur fragen: »Wofür?« und bekam zur Antwort: »Für die Mitgliedschaft in einer bourgeois-nationalistischen Organisation.« Ich nahm alle meine Gedanken zusammen und beschloss zu kämpfen. Sonst dachten die sich noch sonst was aus ... Ich erklärte, dass ich mich nicht schuldig bekennen würde. Als hätte er mich nicht gehört, sagte der Ermittler: »Geben Sie Ihren Parteiausweis und Ihren Personalausweis ab.« Und ich sagte: »Ich bin nicht vom NKWD in die Partei aufgenommen worden, also kann ich auch nicht vom NKWD ausgeschlossen werden.« Krylow telefonierte kurz und ungefähr anderthalb Stunden später kam Giljow (er war Mitglied des Stadtkomitees) mit der Verfügung über meinen Parteiausschluss. Mir blieb nichts weiter übrig, als ihnen meinen Parteiausweis auszuhändigen.

Dann begannen die Verhöre. Drei Tage lang, Tag und Nacht, ohne Unterbrechung. Aufstehen und Herumlaufen waren verboten, schlafen erst recht. Die Ermittler wechselten sich alle fünf, sechs Stunden ab. Jeder wollte das Eingeständnis meiner konterrevolutionären Tätigkeit. Ich stritt alles ab, sagte, dass ich niemals und nirgends eine konterrevolutionäre Tätigkeit ausgeübt, ja nicht einmal daran gedacht hatte. Sie wiederholten immer nur: »Das sagen alle Volksfeinde.« Sie führten absurde Fakten an, behaupteten, dass ich bourgeoisie Nationalisten auf verschiedenen Posten untergebracht hätte. Im Pädagogischen Institut – angeblich A. E. Eltschibajew und D. N. Kitajew; im Volkskommissariat für Bildung – I. N. Suworow; im Verlag – Golubzow und Kusnezow. Sie beschuldigten mich, dass ich zur 1. Sprachkonferenz bourgeoisie Nationalisten aus allen Gebieten der UdSSR versammelt und als Redakteurin der »Mariischen Kommune« lauter nationalistische Schriftsteller und Literaten unter meine Fittiche genommen hätte. Sie behaupteten, dass die Verhafteten W. A. Muchin, N. N. Sapajew, I. P. Petrow, A. F. und A. K. Eschkinin – Mitarbeiter von mir – ausgesagt hätten, dass auch ich der Organisation bourgeois Nationalisten angehörte.

Dann wurde ich der ehemaligen Instrukteurin der Abteilung für kulturelle Propaganda beim Gebietskomitee M. K. Iwanowa gegenübergestellt. Wir hatten mal zusammengearbeitet. Was konnte sie gegen mich vorbringen? Sie sagte, dass ich als Leiterin der Abteilung für kulturelle Propaganda nationale Leute auf verschiedene Posten gehievt hätte und das Ganze zusammen mit Wrublewski übers Büro des Gebietskomitees durchgedrückt wurde. Im Grunde genommen verhielt es sich wirklich so, mal abgesehen von den Worten »gehievt« und »durchgedrückt«. Wir hatten tatsächlich viele erfahrene nationale Genossen in leitenden Funktionen eingesetzt und uns damit an Vorgaben der Partei gehalten, die besagten, dass man sich in nationalen Gebieten auf nationale Kader stützen sollte, die sich gut mit den örtlichen Gegebenheiten auskannten. Das sagte ich auch bei der Gegenüberstellung. Den Ermittler brachte das nicht in Verlegenheit: »Sehen Sie, Sie haben also an der Kulturfront der Republik nationalistische Kader eingesetzt.« Ich lehnte all diese Märchen ab und bewies, dass ich mich auf sämtlichen Arbeitsstellen, sei es beim Gebietskomitee, in der Redaktion oder andernorts, immer von Lenins Nationalitätenpolitik hatte leiten lassen. Ohne Abstimmung mit dem Gebietskomitee, ohne dessen Beschluss wurde doch niemand, ob nun Russe oder Mari, irgendwohin beordert bzw. versetzt. Mitarbeiter, die aus anderen Gebieten zu uns kamen, hatten Beorderungsscheine des ZK der Partei und im Republiksmaßstab Beorderungsscheine des Gebietskomitees. Als Antwort bekam ich zu hören: »Auch im ZK der Partei und im Gebietskomitee haben Feinde gesessen.« Das Ganze schien kein Ende zu nehmen. Ich war bis aufs Äußerste angespannt, wollte schlafen. Wenn meine Augen wie von selbst zufielen, ertönte der Befehl: »Aufstehen, setzen, aufstehen, setzen!« Und dann ging alles wieder von vorn los. Alle Ermittler schienen dasselbe Gesicht zu haben, ich erinnere mich weder an ihre Vor- noch Nachnamen, außer an Krylow und Metrjochin – das waren wohl die wichtigsten. Manchmal boten sie mir Brot, Wassersuppe oder Tee an. Aber ich nahm nichts davon zu mir, ich konnte einfach nicht. Außerdem wirkte ihre Bewirtung mit Wassersuppe, während sie selbst Tee mit Zitrone oder Kakao tranken und Weißbrot dazu aßen, sehr demütigend. Demonstrativ stocherten sie ein Weilchen auf ihrem Teller herum, schoben ihn dann beiseite und fragten mich grinsend: »Was ist denn, Jelena Sidorkina, wieso essen Sie denn nichts?« Innerhalb der drei Verhörtage hatten sie mich in einen Zustand der Bewusstlosigkeit versetzt. Ich kann mich nicht erinnern, wie und was ich ihnen unterschrieb, aber offensichtlich tat ich es ja. Was genau – das weiß ich bis heute nicht.

Vor meiner Verhaftung, vor diesen zermürbenden Verhören, hatte ich die Organe des NKWD verehrt. Ich hielt sie für die rechte Hand unserer Partei, für treue Wächter der Revolution. Aber angesichts der mich peinigenden Ermittler dachte ich, dass ich faschistischen Ungeheuern in die Hände gefallen war. Es war bedauerlich, dass diese Menschen lebten, arbeiteten und sich sowjetische Ermittler nannten, wo sie doch in Wirklichkeit nur die Sowjetmacht diskreditierten und ihre Autorität unterhöhlten. Selbst mit eindeutigen Feinden der Sowjetmacht hätte

man nicht so umgehen dürfen. Sie aber behandelten ihre eigenen Genossen, mit denen sie Seite an Seite zusammengearbeitet hatten, schlechter als Faschisten es getan hätten. Dass die ihre Gegner verhöhnten, konnte man ja noch verstehen. Aber diese anderen nannten sich Kommunisten und folterten Menschen, die doch der Sache der Partei ergeben waren. Später habe ich noch viel darüber nachgedacht und kam zu dem Ergebnis, dass sich in unserem Land etwas Unheimliches zusammenbraute. In Gefängnissen und Durchgangslagern begegnete ich alten Bolschewiken, erfahrenen Parteiarbeitern. Und auch unser Gefängnis durchliefen fast sämtliche Führungskader der Republik und der Bezirke, angefangen bei den Sekretären der Gebiets- und Bezirkskomitees, über sowjetische Funktionäre, die Mitarbeiter von Gerichten und der Staatsanwaltschaft, bis zu den Kolchosvorsitzenden mit ihren Aktiven. Fast die Hälfte der Gebietsparteiorganisation (sie zählte ungefähr 2000 Kommunisten) wurde verhaftet. Jeder zweite war also ein Feind? Wer glaubte denn so was?! Ich versuchte, den Ermittlern genau das zu beweisen. Ich führte konkrete Beispiele an. In der Redaktion der »Mariischen Kommune« hatten seit ihrer Gründung 13 Redakteure gearbeitet. Jetzt waren wir alle verhaftet. Diese Redakteure waren Parteimitglieder mit solider Erfahrung, viele von ihnen hatten verantwortungsvolle Parteiarbeit geleistet, an der Revolution und am Bürgerkrieg teilgenommen. Und nun widersetzten sie sich der Macht, für die sie immer gekämpft hatten? Das konnte doch nicht sein. Aber die Ermittler verschlossen sich jeglicher Logik ...

Lauter bekannte Gesichter

Nach drei Tagen, am 30. November, wurde ich in eine Zelle im inneren Gefängnis gebracht. Erst durchsuchte mich der Wachhabende Simonow, dann die Ermittler. Ich musste mich ausziehen, sie schüttelten meine Sachen aus und leerten sämtliche Taschen. Ich hatte 150 Rubel bei mir, ein kleines Handtäschchen, Geschenk von der Kreisparteiokonferenz, einen goldenen Ring, Geschenk meines Onkels, und eine Armbanduhr. Sie nahmen mir alles ab, ohne Spuren zu hinterlassen. In meiner Akte sind weder das Geld noch die anderen Sachen angegeben. Das heißt, dass Wachhabende vom Dienst sich in den Gefängnissen das Eigentum der Verhafteten einfach so aneignen konnten. Das war ein weiterer Beweis für die Willkür, die bei den Organen des NKWD herrschte. Wie es aussah, musste hier niemand Rechenschaft ablegen – weder vor der Partei noch vor dem Gesetz.

Unvergesslich wird mir auch folgende Episode bleiben: Damals saß unsere beste Schauspielerin am Theater der Mari Nastja Filippowa mit mir in der Zelle. Von einem Verhör zurückgekehrt, brach sie in Tränen aus. Sie erzählte, dass sie im Arbeitszimmer des Volkskommissars Karatscharow gewesen war. Er hatte ihr vorgeschlagen: »Wenn du dich bereit erklärst mit mir zusammenzuleben, lasse ich dich frei.« Dann hatte er die Tür abgeschlossen, war ganz eng an sie herantreten und hatte begonnen sie zu begrabschen. Nastja appellierte an sein Gewissen. Wie

konnte das möglich sein, dass er sich als Volkskommissar und Kommunist erlaubte, eine Gefangene derart zu erniedrigen? Sie warnte ihn, dass sie schreien würde. Sollten doch alle wissen, was für ein Schuft er war. Und dann gab sie ihm eine Ohrfeige. Karatscharow schloss die Tür auf, warf sie aus dem Zimmer und rief seinem Sekretär zu: »Wegschaffen!« Am gleichen Abend wurde Nastja »mit Sachen« aus der Kammer gerufen. Ich habe sie nie mehr gesehen. Nach meiner Überführung ins allgemeine Gefängnis, befragte ich viele Gefangene nach ihr, aber niemand war ihr begegnet. So haben sie ihre Spuren verwischt ...

Nach der Durchsuchung wurde ich in eine Zelle gestoßen. Scheppernd schloss sich die Tür hinter mir. Als Erstes fiel mir das vergitterte Fenster ins Auge. Mein Herz stockte als wollte es mir sagen: Von hier kommst du nicht mehr raus in die Freiheit. Jetzt bist du endgültig von deiner Familie und deinem vorherigen Leben abgeschnitten. In der Zelle waren bereits einige Frauen. Eine war die Schauspielerin Inna Granowskaja (früher Tschernowa), die zweite war Dozentin am Polytechnischen Institut, dann waren da noch eine Lehrerin aus Swenigow und eine Rosa aus Joschkar-Ola. Sofort wurde gefragt, wer ich sei und wofür sie mich eingeknastet hätten. Als ich meinen Nachnamen sagte, stellte sich heraus, dass sie mich von früher kannten. Ich hatte mich kaum in der Zelle umgesehen, als im Flur jemand fragte: »Sagt mal, wer ist denn die Neue bei euch?« Die Frauen antworteten: »Die Sidorkina ist eingetroffen, die Redakteurin der ›Mariischen Kommune‹.« Erst begriff ich nicht, wer da nach mir fragte, und dachte, dass es Bekannte von mir waren. Erst als mich die Frauen mit den Gefängnisgepflogenheiten vertraut machten, lernte ich, wie man sich mit den Zellennachbarn unterhielt bzw. Klopfzeichen gab. Bald wussten alle Zellen, dass ich verhaftet war. Zu der Zeit saßen noch W. G. Anikin, I. S. Nossow und Georgi Golubkin im inneren Gefängnis. P. I. Andrejew wurde ein, zwei Tage nach mir eingeliefert. Seine Inhaftierung wurde genauso über den Flur verkündet wie meine – in einem Moment, als der Wachhabende nicht anwesend war. Die Männer aus den Nachbarzellen überbrachten mir Grüße, wenn sie bei uns vorbeingingen. Und mein alter Studienfreund und Arbeitskollege Nossow saß so nah an meiner Zelle, dass wir uns morgens durch die Lüftungsflügel im Fenster unterhalten konnten. Er versuchte die ganze Zeit mich zu beruhigen, sagte: »Unterschreibe was sie wollen, lass dich nicht quälen von denen, sie verpassen dir sowieso zehn oder fünfzehn Jahre. Egal, ob du unterschreibst oder nicht.«

Nach ein paar Tagen wurde mir etwas leichter ums Herz. Man war unter Gefährten, die auch für nichts und wieder nichts saßen und ich hoffte, dass sie letztendlich irgendwann untersuchen würden, wer recht hatte und wer schuldig war. Viele berichteten, dass sie unbarmherzig gefoltert wurden – Iwan Petrow sechs oder sieben Tage lang ununterbrochen. Oder Wladimir Muchin – sechs Monate lang widerstand er, ohne ihre untergeschobenen Lügen zu unterschreiben, aber dann tat er es doch, gezwungenermaßen, »sie hatten ihn fertiggemacht«. (Ich zitiere hier die Worte des Ermittlers des Militärtribunals der Stadt Kuibyschew. Er

hatte mich 1956, glaube ich, in der »Sache« Petrow und einiger anderer zu sich bestellt.)

Die Ermittler wendeten den Gefangenen gegenüber unterschiedliche Methoden an, bis hin zu physischen Übergriffen. Während wir unten im inneren Gefängnis saßen, konnten wir jede Nacht das Weinen, Schreien und Stöhnen aus den oberen Etagen hören, wo die Befragungen stattfanden. Ich saß einige Zeit mit der Isotina aus Jurin zusammen in einer Zelle. Sie war seit 1920 in der Partei, war Aktivistin, Leiterin der Gebietssozialfürsorge und Mitglied des Präsidiums des Gebietsexekutivkomitees. Sie erzählte uns, dass der Ermittler Uchow sie schlug. Nach den Verhören kam sie mit blauen Flecken in die Zelle zurück. Manchmal warf sie sich sofort aufs Bett und erzählte stöhnend und weinend, dass der Ermittler sie in die Seiten und in den Rücken geboxt hatte. Dazu sagte er: »Los, du alte Krücke, gib zu, dass du ein Volksfeind, eine bourgeoise Nationalistin bist.« Sie »bearbeiteten« sie so lange, bis sie krank wurde und ins Gefängnis Krankenhaus gebracht werden musste, wo sie verstarb. Das hat mir ihre Tochter Sonja nach meiner Entlassung erzählt.

Mit meiner Ankunft in der Zelle begann für mich das echte Gefängnisleben. Wir hatten Holzpritschen mit Strohmattentzen und mit Stroh gefüllte Kissen. Drei Pritschen für sechs Gefangene. Wir schliefen zu zweit, seitenverkehrt. Meine Schlafpartnerin war Inna Granowskaja. Sie besaß einen Optimismus, der uns allen wohlthat. Jeden Tag machte sie Gymnastik und rubbelte sich mit Schnee ab, den sie vom Hofgang mit in die Zelle nahm. Während ihrer »Schnee-prozedur« stellten wir uns vor das Guckloch, damit die Wärter nichts bemerkten. Es gab nichts zu tun in der Zelle. Lesen war verboten, also saßen wir Tag für Tag zusammen und unterhielten uns flüsternd (laut sprechen war nicht erlaubt) über alles Mögliche. In Gedanken nähten wir Kleider, bereiteten die unterschiedlichsten Speisen zu und tauschten Rezepte aus, sodass einem nach diesen Gesprächen die Spucke im Mund zusammenlief. Die Zeit verging in Erwartung des zehnmütigen Hofgangs, des Mittagessens (Wassersuppe mit ein paar Kartoffelstückchen und Fischgehäcksel) und des Abendbrots. Ein halber Liter Suppe, Tee, 600 Gramm Brot und anderthalb Stückchen Zucker – das war die Tagesration im Gefängnis. Von solchen »Rationen« waren nach ein paar Wochen alle Frauen ziemlich abgemagert und blass geworden. Aber unterkriegen ließen wir uns nicht, wir machten uns gegenseitig Mut.

Nach drei, vier Tagen wurde ich wieder zum Ermittler gerufen, weil die Wahlkommission von mir wissen wollte, wo sich das Material für die Wandzeitung befand, die ich im Auftrag der Kommission vor meiner Verhaftung im Wahlkreis herausbringen sollte. Das Material war bei mir zu Hause. Ich sagte ihnen, wo es sich befand. Allerdings glaube ich nicht, dass sie es je gefunden haben, denn in der Nacht nach meiner Verhaftung war unsere Wohnung durchsucht worden. Ich weiß bis heute nicht, was sie damals gesucht und was sie gefunden haben.

Am 30. November wurde mein Mann verhaftet und unsere zwölfjährige Tochter Rosa kam in ein Kinderheim des NKWD. Unsere Hausangestellte musste das

Haus verlassen. Alle unsere Sachen, unsere Bücher und die Möbel wurden in ein Lager des NKWD gebracht. Viele der Sachen wurden gar nicht erfasst. Nach meiner Rehabilitierung wurden mir dafür 2 000 Rubel ausgezahlt (entspricht heute 200 Rubeln) – das reichte 1955 knapp für einen anständigen Mantel für mich. Ich weiß nicht, wo die Sachen hingekommen sind, die sie uns weggenommen haben: unser Sparbuch, die Wertpapiere, die Uhren ...

In unserer Zelle herrschte ein Kommen und Gehen. Aber eines Nachts wurde Inna Granowskaja fortgebracht, ein paar Frauen kamen in Gemeinschaftszellen und die restlichen wurden in Gefängnisse in anderen Orten verlegt. Ich blieb allein zurück. Insgesamt war ich fünf Monate in dieser Zelle. Dann wurde Ida Rapoport eingewiesen. Sie war Ingenieurin im Papierkombinat und hatte ihr drei Monate altes Kind bei einer klapprigen Alten zurücklassen müssen. Ihr Mann Levinson, der erste Ingenieur des Papierkombinates, war auch verhaftet worden und saß im inneren Gefängnis. Manchmal versuchten sie miteinander zu kommunizieren. Wir waren damals nur zu zweit in der Zelle. Uns vereinte der gleiche Kummer – die Sorge um unsere Kinder. Wir wussten weder, wo sie waren, noch wie es ihnen ging. Niemand teilte uns etwas über sie mit. Ida lief hilflos und händeringend durch die Zelle, weinen konnte sie nicht mehr. Sie seufzte nur leise und flüsterte: »Was ist mit meiner Maika? Wo ist meine Kleine? Was wird mit ihr geschehen?« Ich stand meistens am Fenster und lauschte auf die Schritte und Stimmen der Kinder, die am Morgen zur Schule und mittags zurück nach Hause gingen. Ich versuchte, die Stimme meiner Tochter herauszuhören. Damals ging sie in der Sowjetski-Straße zur Schule. Ich warf in Brotteig gewickelte Zettelchen durch den Lüftungsflügel des Fensters und hoffte, dass sie jemand aufheben und meiner Tochter geben würde. Manchmal rief ich ihren Namen, aber niemand hörte mich. Wahrscheinlich machte ich einen dermaßen niederschmetternden Eindruck, dass mich die Neuen in der Zelle fragten, ob ich noch bei Verstand wäre.

Was in der Freiheit los war, erfuhren wir nur von den Neuzugängen oder von Nachbarn, die sich mit ihnen Klopfzeichen durch die Wände gaben. So gelangten alle Neuigkeiten von Zelle zu Zelle. Regelmäßig, alle 10 bis 15 Tage wurden die Zellen durchsucht. Die Durchsuchungen wurden immer unter Aufsicht des Kommandanten Zwetkow durchgeführt, der auch der Gefängnishenker war. Wir Frauen mussten uns bis aufs Unterhemd ausziehen, dann tasteten seine Helfer uns überall ab, sie schauten auch in Mund, Nase, Ohren, Haare ... Wir wurden grundsätzlich geduzt. Wenn wir einen Wärter manchmal aus alter Gewohnheit »Genosse« nannten, dann bekamen wir zur Antwort: »Deine Genossen sind im Wald von Brjansk.« In den Lagern war es genauso. Die Gefangenen wurden nicht als Menschen betrachtet. Aber es gab unter dem Personal auch gute Menschen, denen wir leidtaten, die Anteil nahmen an unseren Leiden und Aufregungen. Sie versuchten uns aufzumuntern, sagten, dass sich mit der Zeit bestimmt alles aufklären würde. Solche Worte beruhigten und uns wurde irgendwie leichter ums Herz. Ich erinnere mich an Wanja Sokolow und besonders an Schalagin. War Wassersuppe

übrig, so verteilte sie Schalagin immer an uns. Manchmal gab er uns auch ein überschüssiges Stückchen Zucker und manchmal brachte er ein Zwiebelchen in seiner Hosentasche mit. Wahrscheinlich von zu Hause. Er öffnete die Lüftungsklappe und warf es in die Zelle. Ausgehungert wie wir waren, denn Päckchen bekamen wir ja nicht, bedeuteten uns diese Zwiebelchen und Zuckerstückchen sehr viel und ich werde sie nie vergessen. Schalagin sah, wie wir wegen unserer Kinder litten, und fühlte mit uns.

Im April wurde ich »mit Sachen« aus der Zelle gerufen und ins allgemeine Gefängnis gebracht. Es war nachts und wir kamen durch das Gefängnisbüro. Dort begegnete ich Kirill Wassin, den ich vom Studium in Sernur kannte. Als der Wachhabende das Büro verließ, flüsterte Kirill mir zu, dass sie meinen Mann im März mit einem Gefangenentransport in die Belomor-Baltischen Lager geschickt hatten, dass mein Bruder Alexej hier im Gefängnis saß und meine Tochter anscheinend in einem Kinderheim war. Kirill war wegen eines Zivildeliktcs verhaftet worden und arbeitete als Sachbearbeiter im Gefängnisbüro.

Im allgemeinen Gefängnis kam ich in die Zelle Nummer 2. (Die Zelle meines Bruders befand sich nebenan, und ich war so froh, dass ich die Nähe eines verwandten Menschen spüren konnte, wenn auch nur durch eine Wand.) Die Zelle war klein, lang, ohne Betten. Die ganze Einrichtung bestand aus einem Tisch und einem Abortkübel. Auf 16 Quadratmetern waren hier 70 bis 80 Menschen untergebracht, die teils auf dem Boden lagen und saßen, teils beengt herumstanden. Viele der Zelleninsassen kannten mich und empfingen mich wie eine alte Bekannte. Lisa Andrejewa, die Frau des ehemaligen Vorsitzenden des Gebietsexekutivkomitees war hier und Tanja, die Ehefrau von Tschawain sowie viele andere. Ich wusste nicht wohin, weil es so eng war. Lisa Andrejewa lud mich auf ihren Platz ein. Sie hatte wohl geschlafen und sich jetzt aufgesetzt. Ich schlängelte mich zu ihr durch, legte mein Bündel auf ihr 50 Zentimeter langes »Bett«, und dann platzierten wir uns so gut es eben ging. Die Zelle im inneren Gefängnis war im Vergleich mit dieser das reinste Paradies gewesen. In dem ungelüfteten Raum gab es nichts zu atmen, da blieb es nicht aus, dass ständig jemand in Ohnmacht fiel. Die Ohnmächtigen wurden zeitweise in den Flur gebracht, einige ins Krankenhaus. Gesessen wurde der Reihe nach, denn für alle zusammen hätte der Platz nicht gereicht. Geschlafen wurde ebenfalls abwechselnd – auf dem Fußboden. Einige Wärter hatten Mitleid und ließen uns im Flur schlafen, worüber wir uns unsäglich freuten. Die Zusammenstellung der Inhaftierten war gemischt – Politische und Kriminelle. Den gesamten Tag über war es in der Zelle recht laut. Es wurde geschimpft, gestritten, gesungen, geweint, kurz – alles, was du willst. Für Ordnung war eine gewählte Zellenälteste zuständig. Sie erhielt und verteilte das Brot, den Zucker und die Wassersuppe.

Als ich kurze Zeit Zellenälteste und für alles verantwortlich war, musste ich einmal zum Gefängnisdirektor Jegorow. Es ging um einen Hungerstreik, den die Gefangenen unserer Zelle ausgerufen hatten. Nicht weil es uns so gut ging, son-

dern weil wir erstickten. Es war Sommer, sehr heiß und in der Zelle konnte man es nicht mehr aushalten. Wir klopfen an die Tür und forderten ihre Öffnung, damit Durchzug entstand. Der Wärter öffnete die Tür nicht. Wir klopfen noch lauter und verlangten einen Staatsanwalt, dem wir mitteilen wollten, dass ein weiterer Aufenthalt in der Zelle in dieser drückenden Hitze unmöglich war. Nachdem auch das nicht ermöglicht wurde, erklärten wir den Hungerstreik. Dann musste ich zu Jegorow. »Jelena Sidorkina, wie konnten Sie sich erdreisten und in einen Hungerstreik treten? Wer ist der Anstifter?« Ich antwortete: »Die ganze Zelle hat es beschlossen, weil die Bedingungen darin unmenschlich sind. Sie haben uns die Freiheit genommen, die Gesellschaft, die Familie und jetzt wollen sie uns auch noch die Luft zum Atmen nehmen.« Das Ganze endete damit, dass 25 bis 30 Leute aus der Zelle verlegt wurden und die übrigen endlich freier atmen konnten.

Ich habe ja schon gesagt, dass mein Bruder in der Nachbarzelle war. Abends gaben wir uns vorsichtig Klopfzeichen und über Kirill Wassin schickten wir uns Kassiber. Erst so erfuhr ich, wie es seiner Familie und meiner Tochter Rosa ergangen war. Jeden Tag konnte ich Alexej durch die Lüftungsklappe sehen. Es war schwer, den geliebten Bruder und gute Freunde nur durch Gitter sehen zu können, wissend, dass er und all die anderen weder schuldig noch Volksfeinde waren. An einem Morgen im Frühling 1938 sagte mir mein Bruder, als er während des Hofgangs an unserem Fenster vorbeikam, dass heute ein Gefangenentransport abgehen sollte ... vielleicht würden wir ja zusammenkommen. Ich freute mich darauf, wartete, hoffte – umsonst. Zwar kamen auch Frauen aus unserer Zelle in den Gefangenentransport wie z. B. Lisa Andrejewa, Tanja Tschaiwan, Wera Jaruskina und andere, aber ich nicht. Ich hörte, wie mein Bruder aufgerufen wurde. In Anwesenheit der Wachen konnte man nicht miteinander reden, also hustete er beim Vorbeigehen und gab mir damit zu verstehen, dass er in den Gefangenentransport gekommen war. Ich hielt es nicht mehr aus und heulte los. Vielleicht, so dachte ich, war das unser letzter Abschied, vielleicht würden wir uns nie wiedersehen ...

Im Mai 1938 wurde ich unter Bewachung in das Gebäude des Obersten Gerichts gebracht. Dort saßen die Mitglieder des Obersten Gerichtes Kudrjawzew, Rybakow und ein Dritter, an den ich mich nicht mehr erinnere. Sie waren mir nicht unbekannt. Seinerzeit, als ich beim Gebietskomitee der KP Leiterin der Kaderabteilung gewesen war, hatte ich dem Büro des Gebietskomitees Kudrjawzew und Rybakow als Kader vorgeschlagen. Und jetzt richteten die von mir »Nominierten« über mich. Nach Anhörung der Anklageschrift erklärte ich, dass ich nicht schuldig war. Sie entgegneten: »Aber Sie haben die Untersuchungsprotokolle unterschrieben, Sie sind doch kein Schulmädchen mehr und sollten sich noch erinnern, was darin stand.« Dann entfernte sich die Troika zur Besprechung. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich bei der Urteilsverkündung anwesend war. Erst später sagte mir jemand: Du hast zehn Jahre Besserungs-Arbeits-Lager bekommen und für fünf Jahre die Aberkennung der staatsbürgerlichen Rechte.

Danach saß ich noch weitere fünf Monate unter denselben Bedingungen in der gleichen Gefängniszelle. Manchmal musste ich in die Küche zum Kartoffelschälen. Das war jedes Mal wie ein Fest, weil man sich dort wenigstens an Kartoffeln und gekochtem Dorsch satt essen konnte.

Eine Durchgangsstation nach der anderen

An einem Oktoberabend, es war schon recht spät, wurden ich und die Kedrowa »mit Sachen« aufgerufen, auf einen Lastwagen gesetzt und fortgebracht. Wohin sie uns brachten, wussten wir nicht. Mit uns fuhren Männer, die zu 10 bis 15 Jahren bzw. zur Erschießung verurteilt waren. Ich fragte einen, der neben mir saß, wohin sie uns bringen. Bestimmt zur Erschießung, sagte er. Ich bekam furchtbare Angst, dachte, dass sie mein Urteil geändert hätten und mir die Erschießung bevorstand. Aber sie brachten uns erst einmal zu einem Bahnhof, wo sie uns bei strömendem Regen abluden. Die Wachposten befahlen uns niederzuknien und wir mussten uns dort, wo wir standen, in Schmutz und Pfützen niederlassen. Das Ganze wurde von Schäferhunden und bewaffneten Posten bewacht. Dann brachten sie uns zum Zug und sperrten uns alle in einen Waggon. So fuhren wir von Bahnstation zu Bahnstation. Jedes Mal dachte ich, dass sie uns ausladen und irgendwo im Wald erschießen würden. Im Gefängnis hatten wir gehört, dass die Erschießungen meistens im Wald stattfanden und man gleich dort verscharrt wurde. Mit solchen trostlosen Gedanken fuhren wir bis zum Kasaner Sammellager. Als wir dort angekommen waren, wurde uns leichter ums Herz – also brachten sie uns doch in ein Lager.

Ungefähr einen Monat später sollten wir von dort im angehängten Gefangenewaggon⁵ nach Kirow ins Transitgefängnis geschickt werden. Wir fuhren auf offenen Lastwagen zum Bahnhof, unter uns die Ehefrauen von Juchnewitsch (Leiter der Bahnstation Judino) und seines Stellvertreters. Plötzlich erkannte die Juchnewitsch auf der Straße ihre Tochter und ihre Schwester und rief sie. Als der Lastwagen dann beim Bahnhof anhielt, sahen wir, dass sich Tochter und Schwester bereits in der Nähe aufhielten. Die Tochter konnte gerade noch »Mama!« rufen und die Mutter, während sie in den Waggon stieg, schreien: »Mein liebes Töchterchen, auf Wiedersehen!« Und schon war dieser traurige Moment des Abschieds vorbei. Wir hatten uns noch nicht ganz von dieser Aufregung erholt, als unsere zweite Begleiterin auf der Bahnstation Judino ihren Sohn sah und aufschrie: »Jurok, mein Söhnchen!« Der Junge hatte seine Mutter zwar gehört, konnte sie aber nicht sehen und begriff nicht, woher ihre Stimme kam. Der Zug fuhr an. Vielleicht war es ja das letzte Mal, dass der Sohn die Stimme seiner Mutter hörte und die Mutter ihren Sohn sah. Alle Frauen heulten laut los und nahmen gemeinsam Abschied von Heimat, Familie und Kindern.

5 Waggonen mit Gefangenen wurden oft an normale Personenzüge angehängt. Die Reisenden wussten meistens nichts davon und dachten, dass es sich um den Gepäckwagen handelte.

Die Durchgangsstation in Kirow machte den dunklen, düsteren Eindruck einer Festung. Auch hier wurden wir einen Monat festgehalten, bevor man uns weiter zu dem Durchgangspunkt Kotlas schickte. In Kotlas hausten wir in barackenähnlichen Zelten. Die Temperatur im Zelt unterschied sich nicht von der auf der Straße, obwohl wir Tag und Nacht die kleinen Kanonenöfchen heizten, was aber so gut wie nichts brachte. Wir schliefen auf kahlen Pritschen, deckten uns mit dem zu, was uns unter die Finger kam. Morgens nach dem Wecken stand man auf, Arme und Beine waren ganz steif vor Kälte, und machte ein paar gymnastische Übungen zum Warmwerden. Wir arbeiteten in einem Keller, wo wir Gemüse sortieren mussten. Dort war es ein bisschen wärmer und wir hatten zu essen. Wir wären gern dorthin umgezogen, wenn es möglich gewesen wäre.

Im Januar 1939 wurden wir in fensterlosen Viehwaggonen aus Kotlas nach Solikamsk gebracht. Die Stadt, damals ein heruntergekommenes Bezirkszentrum mit Holzhäusern, bekamen wir kaum zu Gesicht. Man brachte uns in einem ehemaligen Pionierlager unter, wo wir, in einer Reihe liegend, auf dem Fußboden schliefen. Mit uns im Gebäude lebten Kriminelle der unterschiedlichsten »Gattungen« und »Artikel«. Wir brauchten nicht zu arbeiten und saßen die ganze Zeit in den Baracken herum, erzählten uns gegenseitig Romane und Geschichten, die wir irgendwann gelesen hatten. Das lenkte von den bitteren Grübeleien und unserer traurigen Wirklichkeit ab. Nicht jeder kam damit zurecht. Im März wurde ein Gefangenentransport aus 80 Frauen aufgestellt, der ins Lager gehen sollte. Das war der Augenblick der Trennung für mich und die Kedrowa: Ich kam in den Transport, sie nicht.

Wir hatten 150 Kilometer zu Fuß durch die Taiga vor uns. Für unsere Sachen hatten sie uns ein Fuhrwerk mitgegeben und als Begleitung drei bewaffnete Schützen, die hinter uns liefen. Vorne stapften wir durch den jungfräulichen Schnee. Wenn wir am Abend bei der geplanten Raststelle ankamen, waren wir bis zur Taille nass. Übernachtet wurde in einer verlassenen, kalten Kirche oder in einer Waldhütte. Wenn wir mal über Nacht in einem Dorf blieben, wo wir unsere Sachen trocknen konnten, dann meinte es das Schicksal schon gut mit uns. Aber das kam selten vor, nur zweimal während des gesamten Marsches. Obwohl wir immer auf dem Fußboden schliefen, konnte man sich in der Wärme immerhin ein wenig erholen. In einem Kolchos-Dorf machten sie extra für uns heiße, fleischlose Kohlsuppe und ließen uns wie Menschen an Tischen sitzen. Wir bekamen sogar Schälchen und Aluminiumlöffel. Eine der Übernachtungen ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Das war in einer verlassenen Kirche mitten im Wald. Kein Dorf, keine Siedlung weit und breit. Wir waren mitten in der Nacht angekommen. Es gab weder Holz, noch Äxte. Der Wald war tief verschneit, und nur mit Mühe und Not konnten wir ein paar feuchte Zweige abbrechen und anzünden. Aber unser Öfchen hatte lauter Risse, das Ofenrohr war abgebrochen und der Rauch verqualmte den ganzen Raum. Wir rückten eng aneinander und überstanden die Nacht gerade so. Am nächsten Morgen aßen wir unser gefrorenes Brot,

das wir am Körper aufwärmten und machten uns wieder auf den Weg – 30 Kilometer waren vorgeschrieben und mussten bewältigt werden. Das letzte Dorf erreichten wir pünktlich am letzten Tag der Maslenniza (Butterwoche). So einen Gefangenentransport ins Lager nur mit »Weisbildern« hatten die hier wahrscheinlich noch nie gesehen. Die Bäuerinnen kamen aus den Häusern gerannt und versuchten uns etwas Essbares zustecken: Bliny, Kartoffelpuffer, gekochte Eier, ein Stückchen Fleisch, Brot, Zucker. Die Rufe der Wachsoldaten beachteten sie nicht, winkten bloß ab und sagten: »Ihr erschießt uns schon nicht. Vielleicht geht es ja meinem Mann irgendwo genauso.« Endlich kamen wir in Bondjug, dem Zentrum der Usolje-Lager, an. Einige blieben hier in der Administration: eine Schreibkraft, ein paar Buchhalter. Alle anderen wurden zum Lagerpunkt Sinjajeg geschickt, der sieben Kilometer von Bondjug entfernt war.

In den Usolje-Lagern

Es war noch Tag, als wir dort ankamen. In den alten Holzbaracken des ehemaligen Forstreviers war es kalt, dunkel und feucht, aber sie hielten den Wind ab. Na, wenigstens etwas, freuten wir uns. Glücklicherweise traf ich dort die Hebamme Anna Jakowlewa aus Donbass wieder, die ich im Transitlager von Kotlas kennengelernt hatte. Da sie wusste, dass ich mal einen Kurs für Krankenschwestern beim Russischen Roten Kreuz absolviert hatte, legte sie ein gutes Wort beim Chefarzt der Krankenstation für mich ein. Tatsächlich forderte er mich für den Sanitätstrakt der gerade im Aufbau befindlichen Gefangenen-Krankenstation an. Zuerst hatte ich sogar Angst vor dieser Arbeit, da ich keine praktische Erfahrung besaß, aber Anna Jakowlewa versprach, mir in der Anfangsphase zu helfen, und so erklärte ich mich einverstanden. Ich bekam einen weißen Kittel und begann in der sogenannten Krankenstation zu arbeiten. Das war ein kleines, schlecht beleuchtetes Zimmer, in dem vier hölzerne mit Stroh bestreute Bettgestelle zusammengeschoben waren. Mehrere Gefangene mit den unterschiedlichsten Erkrankungen lagen nebeneinander darauf. Sie waren abgemagert, hungrig und ihre Steppjacken bedeckten sie gerade so. Essen bekamen sie aus der Gemeinschaftsküche: 400 Gramm Schwarzbrot, Wassersuppe und Tee mit einem Stückchen Zucker. Chefarzt war der Chirurg und Gynäkologe Emil Kibler aus Simferopol – ein Gefangener. Er war ein sehr aufmerksamer Mensch. Regelmäßig untersuchte er die Kranken, verordnete Behandlungen, Verbände und andere Prozeduren. Ich bemühte mich, seine Anweisungen sorgfältig auszuführen und hielt mich fast rund um die Uhr bei den Kranken auf.

Die Krankenstation wurde nach und nach erweitert und später in ein Einzelgebäude außerhalb der Zone, hinter der Wache, verlegt. Das Häuschen war weiß gekalkt und es gab mehr Holzliegen, sodass die Gefangenen nicht mehr zusammen, sondern einzeln liegen konnten. Nach und nach tauchten Matratzen, Laken, Zudecken und Strohkissen auf. Wir konnten uns sogar unsere eigene kleine Küche

zulegen. Mit der Zeit wurden noch andere Krankenschwestern eingesetzt, sodass ich nicht mehr allein Dienst hatte. Auch neue Ärzte wie die Therapeutin Maria Chodyrewa aus Serpuchow und die Zahnärztin Emma Feinberg aus Moskau kamen dazu. All das verdankten wir der Hartnäckigkeit und den organisatorischen Fähigkeiten des Chefarztes. Er führte sogar Operationen in diesem Holzhaus durch. Und alles verlief ohne Komplikationen. Emil Kibler wunderte sich selbst darüber. Er sagte, dass er draußen in der Freiheit niemals unter solchen Bedingungen operiert hätte. Emma Feinberg und unsere anderen Ärzte behandelten auch die Lagerwache und deren Familienangehörige, denn in dieser Einöde gab es keine guten Fachärzte. Nicht selten wurden die Gefangenen-Ärzte zu Konsilien in nächstgelegene Krankenhäuser gerufen. Mit der Zeit wurde unser Krankenhaus immer größer und irgendwann bekamen wir eine ganze Baracke in der Lagerzone. Wir mussten hier sogar ein paar Plätze für Gebärende einrichten. Anna Jakowlewa war, wie ich schon erwähnt habe, Hebamme und ich war mit ihr zusammen für die Geburten zuständig. Die Gebärenden waren Kriminelle. Die Lagervorschriften schienen für sie nicht zu gelten. Sie konnten sich fast wie Freie bewegen und problemlos ihre Liebhaber treffen, Diebe und Gauner wie sie selbst.

Die Kriminellen hatten in allen Lagern das Sagen. Sie wurden von den Wachen unterstützt und besser behandelt als die Politischen. Wir wurden zu den schwersten Arbeiten geschickt, aber zu essen bekamen wir häufig nur das, was diese Gauner und Diebe übrig gelassen hatten. Die schöpften sozusagen in der Gemeinschaftsküche schön die »Sahne« ab. In Küche und Versorgungseinrichtungen arbeiteten hauptsächlich Gewohnheitsverbrecher. Zu den allgemeinen Arbeiten traten sie nicht an, sondern trieben sich immer in der Zone herum – im Winter sowieso. Sie nahmen den anderen Gefangenen die Sachen weg, die diese geschickt bekamen. Wer sie nicht freiwillig hergeben wollte, wurde bestialisch verprügelt. Viele der Politischen und der Kleinkriminellen litten deshalb Hunger, verloren ihre letzten Kräfte und mussten in den Müllgruben nach Abfällen suchen. Der Hunger machte sie zu sogenannten Abkratzern. Die Allerschwächsten von ihnen wurden vom Krankenpersonal aufgelesen und im Krankenhaus untergebracht, wo wir versuchten, sie ein bisschen aufzupäppeln. Hierbei muss besonders die Rolle der Therapeutin Maria Chodyrewa – ein Mensch voller Mitleid und Anteilnahme – hervorgehoben werden. Wenn jemand wegen Erschöpfung in die Anstalt kam, versuchte sie immer ihm einige Erholungstage zu ermöglichen. Die Gefangenen verhielten sich zu ihr wie zur eigenen Mutter. Faulenzer und Drückeberger aus den Reihen der Gewohnheitsverbrecher konnte sie nicht ausstehen. In der Regel kamen die mit künstlich hochgetriebener Temperatur oder mit irgendwelchen ausgedachten Krankheiten an, nur um ja nicht zu den Holzfällerarbeiten zu müssen. Oder sie verbrannten ihre Kleidung im Kanonenöfchen und beschwerten sich dann, dass sie keine Arbeitsklamotten hätten. In solchen Fällen erhielten sie neue, ungetragene Kleidung von der Lageradministration. Bei der Arbeit im Wald brachten sie so gut wie keinen Nutzen, da sie meistens nur faul am Feuer

saßen. Der Brigadier bestätigte ihnen die angeblich erfüllte Norm, was wieder zu Lasten der Politischen ging. Im Endeffekt bekamen die Kriminellen dann die volle Brotration und ein gutes Mittagessen und die Politischen eine gekürzte Ration. Tag für Tag mit diesen Dieben und Gaunern zusammen, ständig ihren Erniedrigungen ausgesetzt – das war eine der schwersten Heimsuchungen im Lager. Schuld an diesen Zuständen war immer auch die Lagerleitung.

Eine neue Runde

Ich hatte eine Eingabe an Stalin geschrieben, und im März 1941 wurde ich zum Revisionsverfahren nach Joschkar-Ola beordert. Ich wusste nicht, wie das Ganze enden würde, aber ich war froh, dass ich in heimatliche Gefilde fahren konnte.

Einen Monat später kam ich in Joschkar-Ola an. Viele Bekannte hatten von meiner Ankunft erfahren. Der eine oder andere hatte mich gesehen, als ich unter Bewachung die Kommunistitscheskaja entlang zum Ermittler geführt wurde. Manche wischten sich Tränen weg, aber niemand traute sich mich anzusprechen. Mein Verfahren bearbeitete der Ermittler Tschishow. Er war einer von den Neuen. Sehr höflich, sehr aufmerksam. Er sagte, dass 1937 sehr viele Parteikader ermordet wurden und man sich jetzt um Aufklärung, um Gerechtigkeit bemühen müsste. Er versprach mir: »Ihr Bruder Alexej Sidorkin wurde bereits freigelassen und auch Sie werden bald wieder frei sein.« Nach dem Gespräch mit dem Ermittler begleitete mich mein Bruder, der auf der Straße gewartet hatte, noch bis zum Gefängnis. Wir unterhielten uns ein wenig. Der Wachsoldat war ein guter Mensch, er tat, als würde er nichts bemerken. (Als ich später einmal meinen Bruder vor dem Eingang des NKWD sah, verlor ich die Fassung und schluchzte laut los. Nachdem Tschishow mitbekommen hatte, was geschehen war, versprach er mir, ein Treffen mit Alexej zu arrangieren. Er hat sein Wort gehalten und mir ein Wiedersehen mit ihm und meiner Tochter, die extra aus dem Kinderheim anreiste, erlaubt.) Letztendlich waren alle Hoffnungen umsonst. Im Juni 1941 begann der Krieg und mein Fall war kein Thema mehr. Erst im November 1941 lud mich ein junger Ermittler vor und ließ mich den Beschluss der Sonderkonferenz des NKWD unterzeichnen, wonach ich bis November 1942 in Gefangenschaft bleiben sollte ...

Ungefähr zehn Tage später wurde ich einem Gefangenentransport zugeteilt. Es ging wieder ins Lager, aber diesmal nicht in die Usolje-Lager, sondern in die von Karaganda. Ich hatte darum gebeten, mich aus gesundheitlichen Gründen in ein Lager mit landwirtschaftlicher Ausrichtung zu schicken. Schließlich war ich im Dorf aufgewachsen und als Bauerntochter an Landarbeit gewöhnt, sie fiel mir nicht schwer. Vielleicht hat mich das sogar gerettet.

In den Lagern von Karaganda arbeitete ich sechseinhalb Jahre in der Schafzucht. Die ganze Zeit war ich Bestarbeiterin, und mein Foto hing bis zu meiner Abfahrt an der Bestarbeiter-Tafel in der Ortaussker Abteilung der Karaganda-Lager. Zuerst war ich die Helferin des Brigadiers auf der Farm, später Brigadier –

was noch verantwortungsvoller war – und für alle Tiere zuständig. Als Brigadier unterstand ich dem Natschalnik der Ortaussker Abteilung, einem Freien. Als ehemaliger Entkulakisierter war er nicht gut zu sprechen auf die Kommunisten im Lager und sagte: »In den Dreißigern habt ihr uns entkulakisiert und nun seid ihr in unserer Hand.« Er stand spät auf, wenn die ganze Arbeit schon vom Brigadier erledigt war und besuchte dann wie ein Gutsherr seine Besitzungen. Ich arbeitete gewissenhaft, nicht weil ich vor diesem verbitterten Menschen Angst gehabt hätte. Nein, einfach, weil ich meine Bürgerpflicht erfüllen, meinem Land mit allen Kräften helfen wollte, den Faschismus zu besiegen. Außerdem hat mir Arbeiten in schwierigen Lebenssituationen immer sehr geholfen. Meine Mutter hatte mir von Kindesjahren an gewissenhaftes Arbeiten beigebracht, später dann der Komsomol und die Partei.

Als im Frühling der Schnee taute und sich das erste Gras zeigte, wurden die Schafe unruhig. Sie sehnten sich nach der Freiheit. Aber in den Bergen lag noch Schnee und unsere Farm war von Bergen umgeben. Eines frostigen Morgens hatte Marusja 30 Mutterschafe über das Flüsschen getrieben. Gegen Mittag begann die Sonne zu scheinen und das Tauwasser von den Bergen zu fließen. Das Flüsschen schwoll so stark an, dass das Wasser fast einen Meter über der kleinen provisorischen Brücke stand. Weder Menschen noch Schafe konnten jetzt den Fluss überqueren. Ich stand an der einen Uferseite und Marusja mit den Schafen an der anderen. Neben mir machten sich der Natschalnik und der Zootechniker lustig über mich: »Sieh zu Sidorkina, dass du die Schafe rettest. Kannst sie ja auf deinem Rücken rübertragen. Wenn sie absaufen, trägst du als Brigadier die Verantwortung.«

Wer hat schon Lust, noch ein paar zusätzliche Lagerjahre aufgebremmt zu bekommen! Also spannte ich den Ochsen vor den Karren und führte ihn über die Brücke. Das eiskalte Wasser reichte mir bis an die Brust, aber ich hatte keine Wahl. Auf der anderen Seite angekommen, packte ich mit der Schafhirtin drei Schafe auf den Karren und band sie darauf fest. Dann führte ich den Ochsenkarren wieder zurück. So brachte ich alle Schafe ans andere Ufer.

Im Mai 1945 wurde ich in die Ortaussker Abteilung vom KarLag bestellt, wo man mir mitteilte, dass ich zwar entlassen, aber nicht berechtigt war, den Ort zu verlassen. Ich blieb als sogenannte freie Angestellte und arbeitete als Spediteur in der Ortaussker Abteilung.

Anderthalb Jahre später war ich dann endgültig frei, allerdings ohne Wohnrecht in administrativen Zentren von Gebieten und Republiken. Nachdem ich einen Personalausweis bekommen hatte, fuhr ich nach Joschkar-Ola. Hier traf ich viele Bekannte, die mich noch von meiner früheren Arbeit her kannten. Sie halfen mir unterzukommen. Die Stellvertreterin des Volkskommissars der Republik für Bildung, Jakowlewa, und die damalige Kaderleiterin des Parteigebietskomitees, Mossunowa, boten mir verschiedene Stellen an, aber ich wollte in einem Kinderheim arbeiten. Möglichst in Eisenbahnnähe, damit ich meine Tochter in Kasan besuchen konnte, die dort in einer psychiatrischen Klinik behandelt wurde. Rosa

hatte das über sie gekommene Leid nicht ausgehalten und war verrückt geworden. Die Ärzte machten mir nicht die geringste Hoffnung auf ihre Genesung. Schließlich bekam ich eine Stelle im Kinderheim von Kujar. Da sie mir keine pädagogische Arbeit anvertrauten, wurde ich Stellvertreterin des Wirtschaftsleiters.

Im November 1948 begannen neue Verhaftungen. Sämtliche aus der Gefangenschaft entlassenen Politischen wurden wieder verhaftet. Auch ich. Zusammen mit der Kedrowa wurde ich in den Bezirk Krasnojarsk geschickt – für unbefristete Zeit.



MIRA LINKEWITSCH (1909 bis 1997)

Kaderschmiede

Mira Israilewna Linkewitsch arbeitete seit 1931 als Übersetzerin in Moskau. Sie heiratete den aus Deutschland emigrierten Kommunisten Karl Weidner, der 1937 verhaftet wurde und kurz darauf in der Gefangenschaft umkam. Ein halbes Jahr später wurde auch Mira Linkewitsch verhaftet und zu zehn Jahren Lager verurteilt, die sie in der Komi-ASSR und in Sibirien verbüßte. Im Lager lernte sie ihren zweiten Mann Alexej Linkewitsch¹ kennen, 1939 wurde ihre Tochter Inna im Lager geboren. Mira Linkewitsch arbeitete während ihrer Lagerzeit u. a. im Ziegelwerk, einer Nähwerkstatt, einer Lager-Selchose, im Büro der Lageradministration und in der Puppenspieler-Truppe am Gefangenentheater von Knjashpogost. 1947 wurden sie und ihr Ehemann erneut verhaftet. (Semjon Wilenski)

*

Während der ersten Verhöre hatte ich der Anwesenheit eines jungen Offizierschülers im Raum kaum Beachtung geschenkt. Er hatte das gutmütige Gesicht eines einfachen Dorfjungen. Zuerst war dieser Bursche sehr freundlich zu mir gewesen. Wenn wir allein waren, erlaubte er mir zu rauchen, warnte mich aber: Sowie ich Schritte im Korridor hörte, sollte ich sofort die Papirossa wegwerfen. Dazu sei gesagt, dass ich während dieser ersten Untersuchungsphase noch sitzen durfte. Später war mir dieser Komfort nicht mehr gestattet, da musste ich mit kurzen Unterbrechungen tage- und nächtelang stehen. Das nannte sich »Fließband«, und der Ermittler und sein Gehilfe lösten sich dabei gegenseitig ab.

Mein Bürschchen bekam in der ersten Phase öfter Besuch von einem ebenfalls sehr jungen Kollegen. Dieser Junge war ganz offensichtlich ein Städter – er war recht gebildet und mitteilungsbedürftig. Die Jungs betrachteten mich wie eine Gleichaltrige, wie ein Mädchen, obwohl ich damals schon 28 war. So entspannte sich also eine ungezwungene Unterhaltung. Allerdings war das nur von kurzer Dauer. Dann wurde mein »Freund« schweigsam und verschlossen; und es gab auch keinerlei Vergünstigungen mehr für mich, wenn wir allein im Raum waren.

Später habe ich erfahren, dass diese Jungs Schüler der Saratower NKWD-Kaderschmiede waren. Das Ausbildungsprogramm dieser Schule war leicht zu durchschauen: Erste Phase – schaut euch um, hört aufmerksam hin, beobachtet! Zweite Phase – glaubt ihnen nicht, die verstellen sich geschickt, habt kein Mitleid mit ihnen! Bei solchen Volksfeinden muss die Zermürbungsstrategie angewendet werden.

1 Mira und Alexej Linkewitsch begegnen uns in diesem Buch noch einmal in den Erinnerungen von Chawa Wolowitsch.

Bei mir war die erste Phase nun abgeschlossen und die zweite begann. Ich musste die ganze Nacht hindurch stehen. Mein Praktikant bewachte mich nur noch, sprach kein einziges Wort mehr mit mir, hatte gar nichts zu tun – konnte einem richtig Leid tun. Na gut, manchmal rief er in der Kantine an und wechselte ein paar Worte mit der Kantinenkraft: »Na Klawa, was ist bei dir so los, erzähl mal ...« Viel mehr gab's nicht zu bereden.

Die Ausbildung hielt sich nicht lange mit dieser Etappe auf. Wie es schien, sagte man an dieser Stelle zu den Jungs: »Bereitet euch darauf vor, selbst ein Verhör zu führen.« Und mein Bürschchen bereitete sich vor: Er legte einen Stapel Papier auf den Schreibtisch und übte – Unterschriften. Er schrieb eine Unterschrift aufs Blatt und ab damit in den Papierkorb. Dann eine Unterschrift aufs zweite, dann aufs dritte Blatt. Der Papierkorb füllte sich, bis obenhin. Er drückte das Papier ein wenig zusammen – und weiter ging's.

Aber dann war auch diese Etappe beendet. Die Ausbilder sagten: »Fangt mal mit dem Verhören an, erst mal gemächlich, nicht zu heftig, aber beharrlich!« Mein Bursche nahm ein Blatt Papier und schrieb langsam: »Verhörprotokoll«. Und nun begann etwas, das stark an die Folter erinnerte, von der ich als Mädchen bei Mayne Reid gelesen hatte. Damals hatte ich nicht verstanden, wieso das Tropfen von Wasser auf ein und dieselbe Stelle des Kopfes eine qualvolle Folter sein sollte. Das tat doch gar nicht weh! Jetzt begriff ich: Mein armes Bürschchen verfügte nur über einen äußerst begrenzten Wortschatz, er operierte immer mit den gleichen Phrasen, die sich endlos wiederholten, monoton und mörderisch lange. Diese Frage-Phrasen waren sinnlos und schwachköpfig, aber sie mussten beantwortet werden! Ich antwortete, wobei ich sparsam mit den Worten umging, damit mein Mund nicht austrocknete. Stundenlang, stundenlang ein und derselbe Dialog:

»Na, erzähl mal.«

»Ich habe nichts zu erzählen.«

»Wieso nicht, warum nicht?«

»Weil es nichts gibt.«

»Nein, nein, es gibt schon was.«

Und noch einmal, noch einmal und noch einmal ...

Ich versuchte mich abzulenken, an irgendwas zu denken, mich an irgendwas zu erinnern. Ich entdeckte Bilder in der Holzmaserung der Schranktür, phantasierte, bevölkerte das Holz mit allerlei Gebilden. Oder ich stellte in Gedanken eine Liste von Prominenten mit einem bestimmten Anfangsbuchstaben zusammen o. ä.

Und dieser arme Kerl ... Wie ein Papagei wiederholte er pausenlos ein und dasselbe, und ich dachte: Was für eine primitive Abrichtung, was für eine Barbarei – einen unentwickelten Intellekt abzurichten, einen unerfahrenen, gutmütig veranlagten jungen Menschen in einen seelenlosen Roboter zu verwandeln.

Ja, und dann begann die dritte Phase. Die Lehrmeister wiesen an: »Schluss mit dem Süßholzraspeln, jetzt wird gehandelt!« Und der gutmütige Bursche begann

herumzubrüllen und mit dem Lineal auf den Tisch zu schlagen, ganz wie sein Vorbild, sein erfahrener Chef. Eine psychologische Attacke! Er tat es gekünstelt, ungeschickt und grob, mit vulgären Mutterflüchen. Sein Kollege, mit dem wir uns während der ersten Phase so nett unterhalten hatten, schaute auch manchmal herein. Der schien ein ganz eifriger und verständiger Schüler zu sein. »Was ist los? Hat deine Alte noch nicht ausgepackt? Musst dich nicht so zieren, musst ihr mal ordentlich eine langen – dann wird sie schon losplaudern! Ich hab meinen tüchtig bearbeitet, danach hat er gesungen wie ein Vögelchen!«



SOJA MARTSCHENKO (1907 bis 2000)

So war es ...

Soja Dmitrijewna Martschenko wurde 1907 im ukrainischen Städtchen Jampol in der Familie eines Lehrers geboren. Seit ihrem 18. Lebensjahr arbeitete sie als Stenografin im Volkskommissariat für Verkehr in Moskau. 1931 wurde sie das erste Mal verhaftet, weil sie Notizen über das letzte Gespräch mit ihrem Bruder Grigori im Butyrki-Gefängnis aufbewahrt hatte, und zu drei Jahren Arbeitslager verurteilt. Da sie nach ihrer Entlassung nicht nach Moskau zurückkehren durfte, arbeitete sie in Murom, wo sie den deutschen Kommunisten Hermann Taubenberg kennenlernte und heiratete. 1937 wurde sie das zweite Mal verhaftet und für die Weigerung, Falschaussagen gegen ihren Mann zu unterschreiben, zu acht Jahren Lager verurteilt. Ihr Mann und ihr Bruder wurden 1937 erschossen. Auf Kolyma musste Soja Martschenko u. a. auf Baustellen, in der Metallverarbeitung, als Putzkraft, beim Torfabbau und in einer Nähfabrik arbeiten. Nach ihrer Rückkehr von Kolyma 1947 wurde sie 1949 zum dritten Mal verhaftet und zur unbefristeten Verbannung ins Krasnojarsker Gebiet verurteilt. Dort arbeitete sie als Ökonomin beim Bauvorhaben der Eisenbahnstrecke Jermakowo–Salechard. 1956 wurde sie in allen Anklagepunkten rehabilitiert. In den 70er Jahren zog sie nach Moskau und wurde nach Berta Babinas (siehe ihre Erinnerungen in diesem Buch) Tod zum Mittelpunkt der noch lebenden Kolymaerinnen. Nach der Perestroika war sie aktives Mitglied der russischen Menschenrechtsorganisation Memorial, die sich mit der Aufarbeitung des sowjetischen Gulag-Systems befasst. Bis zu ihrem Tod war sie aktiv und voller Anteilnahme anderen Menschen gegenüber. (Bianna Zybina)

*

*»Und wieder die Stunde des Gedenkens naht,
Ich höre, ich sehe, ich fühle euch ...«
Anna Achmatowa, »Requiem«*

1931 – 1. Verhaftung

Sie holten mich in einer warmen Julinacht. Ein paar Tage vorher war ich aus Kislowodsk nach Moskau zurückgekehrt. Ich hatte mich das erste Mal in einem Kurort erholt und es war mir wie ein Fest vorgekommen. Vom frühen Morgen an hatte dort auf den sonnenüberfluteten Straßen und Parkwegen ein fröhliches Kommen und Gehen geherrscht. Trotz der Trauer um meinen Bruder, die mich nie richtig losließ und mir nicht gestattete, frisch und frei durchzuatmen – mein Bruder war im Februar 1929 verhaftet worden und hatte zehn Jahre Solowki-Inseln

bekommen –, forderte die Jugend ihren Tribut. Es war das Jahr 1931 und ich gerade 24 Jahre alt geworden.

Und dann also dieser nächtliche Besuch, ein Haftbefehl, eine Hausdurchsuchung. In einem Band des Lexikons fanden sie die vergessene Niederschrift des letzten Gespräches mit meinem Bruder Grigori Martschenko, Student im 2. Studienjahr an der juristischen Fakultät der Moskauer Universität. Seine letzten Worte waren: »... für die Reinheit der Leninschen Linie!« Der Schrecken des Abschieds, die Unmöglichkeit, alle Gefühle der Trennung in diese wenigen Minuten zu legen – all das hatte sich damals so tief in mein Gedächtnis eingebrannt, dass ich es niederschreiben musste, um mich von dieser schweren Last zu befreien. Den Zettel versteckte ich. Zwei Jahre später, in jener Julinacht 1931, fanden sie diesen Zettel und ich sollte dafür auf Beschluss einer Troika drei Jahre Lager bekommen.

Aber erst einmal brachten sie mich in die OGPU-Abteilung der Moskauer-Weißrussischen Eisenbahn, wo es von leitenden Mitarbeitern dieser Bahn bereits nur so wimmelte: In jener Nacht wurde in der Leitungsebene der Bahn eine »Säuberungs-Operation« durchgeführt. Ich war bei dem Natschalnik der Eisenbahn, bei E. W. Poljudow als Stenografin angestellt. Nur verschwommen erinnere ich mich an diese ersten Stunden. Wir wurden schnell aufgeteilt und ich kam in das berühmte Butyrki-Gefängnis. Nach kurzer Registrierung ging es durch niedrige, breite, leere Korridore. Hinter den Türen mit kleinen Fensterchen hörte man gedämpfte Geräusche und konnte spüren, dass sich dort viele Menschen aufhielten. Ein Korridor, noch einer, dann wieder ein Tor, noch ein Korridor, ein Hof mit blinden Fenstern. Dann ein grauer feuchter Flur, in dem blitzblank geputzte Kupferteeessel standen. Stille. Nur irgendwo in einem Waschraum tropfte Wasser. Eine schweigsame, blasse Wärterin in übergeworfenem Pelzmantel schloss eine Tür auf. Ich trat in die Zelle und die Tür schloss sich hinter mir. Das Geräusch des Schlüssels. Plötzlich war das Leben ganz weit weg ...

Die Zelle war nicht groß. Entlang der Wände standen breite Pritschen, auf denen Frauen saßen und lagen. Meine Ankunft wurde schweigend registriert. Nachdem ich mich umgesehen hatte, zeigte mir die Zellenälteste meinen Platz. Die Regel sah vor, dass Neue den schlechtesten Platz bekamen – am Rand, beim Abortkübel. Verließ jemand die Zelle, gab es eine entsprechende Bewegung in Richtung Fenster, wo es heller und sauberer war. Soweit ich mich erinnern kann, waren die Fensterscheiben halb hoch gestrichen. Bretter vor den Fenstern wurden erst später angebracht, wodurch es in den Zellen wesentlich dunkler wurde und man auch nicht mehr in den Hof sehen konnte. Aber vorerst hatten wir noch die Möglichkeit, aus dem Fenster zu schauen – ein großes Ereignis für uns, das dann lange ausgewertet wurde. Da es keine Kriminellen in der Zelle gab, war es nicht schwer, Ordnung, Sauberkeit und Ruhe herzustellen. Die unterschiedlichsten Menschen waren hier gezwungen, in enger Nachbarschaft miteinander auszukommen, Seite an Seite zu schlafen, sich die Gespräche aller anzuhören, dieselbe Luft zu atmen.

Mir fiel eine junge Frau mit vergeistigtem Gesichtsausdruck auf. Sie hatte große graue Augen, einen langen Zopf, dunkles, durch einen geraden Scheitel geteiltes Haar. Klugheit, Energie, Willenskraft und Ruhe – das war Walentina Lossewa, ein tiefgläubiger Mensch, Astronomin, die Ehefrau eines ehemaligen Dozenten des Moskauer Konservatoriums. Sie erzählte mir, dass er Hegelianer, Metaphysiker war und seine Studenten dementsprechend beeinflusst hatte. Irgendwie war ihr sogar die Herausgabe seiner Artikel gelungen. Jetzt wurde sie deswegen angeklagt. Ihr Mann war ebenfalls inhaftiert. Zuerst waren die Eheleute zusammen im Lubjanka-Gefängnis gewesen, dann hatte man sie getrennt. Sie wusste nicht, wo er sich befand. In einem Päckchen, das sie bekam, war zwischen den Schnörkeln eines Zierkamms »im GPU« eingeritzt. Und dann, an einem heißen Sommertag ... Wir durften die Fenster öffnen und konnten einen Teil des Hofes und das Tor zum Nachbarhof sehen, in dem die Männer Ausgang hatten. Als jemand über den Hof gebracht wurde und das Tor zum Nachbarhof etwas weiter aufging als sonst, sodass die Reihe der dort laufenden Männer in unser Gesichtsfeld geriet – da erkannte die Lossewa den roten Bart ihres Mannes. Es war nur ein Moment. Das Tor wurde wieder geschlossen. Vorbei! So eine Sekunde konnte unendlich viel für eine liebende Frau bedeuten. Die Lossewa strahlte: Er lebte, er war hier.

Ständig wurden wir umgelegt, mal zusammen, mal getrennt, dann wieder in einer großen Zelle untergebracht. So geriet ich in die Gesellschaft einiger Moskauer Anthroposophinnen. Es hieß ja, dass im Butyrki-Gefängnis das gesamte »zweite Künstlerische Theater«¹ einsaß. Jedenfalls waren da etliche Leute, die mit dem Theater zu tun hatten. In der Nachbarzelle saß die Künstlerin Skrjabina. In unserer Zelle saß die Frau des Symbolisten Andrej Below, eine schlanke Frau mit grauhaariger Ponyfrisur und großen Augen. Sie schien, ganz vergeistigt, über der Alltagsprosa des Lebens zu schweben. Dann gab es noch eine Gruppe junger Mädchen aus Moskauer Intellektuellen-Kreisen. Sie detaillierter auszufragen war unmöglich, da ein lautes Gespräch schnell als »Propaganda fremder Ansichten« ausgelegt werden konnte. Aber ihre »Anführerin«, Natascha Moissejewa, die ihre Päckchen stets mit der ganzen Zelle teilte, hat mir ein bisschen von ihren Ansichten erzählt. Ich verstand es so, dass sie die Vervollkommnung der Gesellschaft anstrebten indem jeder Mensch seine eigene Vervollkommnung erlangte. Sie hatten eine Art »Führer« in Deutschland, den sie dort besucht hatten oder er sie hier. Kurz, sie alle waren wegen Spionage o. ä. angeklagt. Wenn wir Hofgang hatten – ein stets langersehntes, freudiges Ereignis im dunklen, feuchten Zellenalltag –, blieben die Anthroposophinnen manchmal in der Zelle, um etwas untereinander zu besprechen. Sie waren sehr vorsichtig, denn sie wussten, wie wir alle, dass es in jeder Zelle einen eingeschleusten Spitzel gab oder jemanden, der sich beim Er-

1 Das zweite Künstlerische Theater – ironisch gemeint, da so viele Schauspieler des berühmten Moskauer Künstlerischen Theaters inhaftiert waren.

mittler »andienen« wollte. Bald darauf verließen sie alle die Zelle, wahrscheinlich wurden sie deportiert. Ich erinnere mich noch an die Klemenkowa, Konzertmeisterin am Bolschoi Theater in Moskau, eine spindeldürre Frau, mit hoher Stirn, Seitenscheitel und glatten Haaren fast bis auf die Schultern. Sie war sehr verschlossen, saß abseits und trainierte ihre Finger auf einem Brett, »spielte« endlose »Tonleitern« ohne Töne, um nicht aus der Übung zu kommen. Ich glaube, sie kam dann raus und konnte in Moskau bleiben. Ich denke, dass auch sie in der Sache der Anthroposophen angeklagt wurde. Dann ist mir noch eine andere Frau in Erinnerung geblieben. In Gedanken nenne ich sie immer die Achrosimowa, die aus »Krieg und Frieden« von Tolstoi, weil sie äußerlich und von ihrem ganzen Wesen her genau derselbe Typ war. Und diese Rechtschaffenheit und Würde! Für jeden fand sie die passenden Worte! Man konnte sich ihr nicht entziehen, sie war einfach eine Autorität – für alle. Sie verfügte über eine enorme innere Kraft und die Bereitschaft, alles zu ertragen. Bloß nicht aufgeben! Sie und ihr Mann waren schon öfter im Gefängnis, sowohl vor als auch nach der Revolution. Ich erinnere mich, wie sie von einer Handwerker-genossenschaft für Spitzenklöpplerinnen erzählte, die sie in »ihrem« Gouvernement gegründet hatte, und wie sie nach Italien gefahren war, um Spitzenmuster zu besorgen. Ich besaß lange Zeit ein Taschentuch, das nach ihren Vorgaben gestickt war.

Dann kam ich in eine andere Zelle. Sie war groß, die Decke niedrig und in der Mitte stand ein Pfeiler. Entlang der Wände waren durchgehende Pritschen. Alle schliefen nebeneinander in einer Reihe, die Köpfe an der Wand. Neben dem Pfeiler hatten sich ebenfalls ein paar Frauen eingerichtet. Ich erinnere mich an zwei Bäuerinnen, die schweigend den ganzen Tag zusammenhockten, irgendwie rundlich und grünlich sehe ich sie vor mir. Sie beschwerten sich nicht und weinten auch nicht. Es hieß, dass sie Anhängerinnen einer Skopzen-Sekte² wären. Dann war da noch eine junge italienische Schauspielerinnen, sehr hübsch und sehr schweigsam. Wieder eine andere wollte zu ihrem Bräutigam fahren, der mit den Weißen fortgezogen war. Sie hatten sich brieflich verabredet, aber stattdessen war die Frau im Butyrki-Gefängnis gelandet. Eine ältere Übersetzerin von einem technischen Institut war auch noch in der Zelle und einige undurchsichtige Frauen, so Schiebertypen. Und die ganz junge Rita Kunina, die erzählte, dass sie die Sekretärin von Mary Reed, der Schwester John Reeds, war. Mit einem Wort – die Zelle war überfüllt mit den verschiedenartigsten Menschen – eine kunterbunte Mischung.

Eines Morgens nach dem Frühstück und der Morgentoilette ging die Tür auf und ein ganz eigenartiges Wesen betrat die Zelle. Die Haare geschnitten wie bei einem Jungen, der komische Bauernkittel, gegürtet mit einem Strick. An den Füßen trug es etwas, was man nicht als Schuhe bezeichnen konnte. Zuerst dachten wir, dass es eine Kriminelle war und wollten ihre Ausweisung aus der Zelle ver-

2 Skopzen – christliche Sekte (war vor allem in Russland und Rumänien verbreitet), die sowohl unter dem Zaren als auch unter der Sowjetmacht verboten war.

langen. Aber das Wesen benahm sich recht anständig, saß ruhig auf der Pritsche neben dem Abortkübel, wie es sich für eine Neue eben gehörte, tobte und schimpfte nicht. Trotz ihres Äußeren hielt sie sich erstaunlich würdevoll, man spürte etwas Außergewöhnliches in ihr. Sie hieß Nata. Die Merkmale eines südlichen Volkes waren unübersehbar: die schönen, großen schwarzen Augen, die dichten, zusammengewachsenen Augenbrauen, die schmale Nase und die besonders interessante Mundpartie. Ihre Lippen waren voll, aber nicht prall, sondern wie mit einem breiten Pinselstrich entlang der Mundlinie gezogen. Und noch etwas fiel uns auf: ihre wunderschönen Hände, bestimmt keine Arbeitshände, obwohl sie nicht gerade sauber aussahen. Eines Tages saßen einige von den Damen abseits und unterhielten sich auf Französisch. Vielleicht redeten sie über Nata, vielleicht über etwas anderes, ich weiß es nicht. Jedenfalls erhob sich Nata plötzlich von ihrem Platz, ging zu ihnen und sprach sie näselnd in fließendem Französisch an. Na, denen blieben erst mal die Worte im Hals stecken. Von wegen Bettlerin in Lumpen! Jetzt wurde sie natürlich mit Fragen überhäuft.

Wir erfuhren, dass Nata weltweit der letzte und einzige Nachfahre der Dynastie der Giray war und das sogar in erster Linie! Geboren war sie in der Türkei. In den ersten Jahren der Sowjetmacht, ihr Vater war bereits tot, lebte sie mit ihrer Mutter auf der Krim, in Bachtschissarai³. Ihren Worten nach waren das »goldene Jahr« mit Ausritten und großartigen Festen, zu denen sich die Bevölkerung vor den Balkonen des Palastes versammelte, von wo aus Silbergeld in die Menge geworfen wurde. Obwohl mir klar war, dass es sich um die extrem nationalistische Regierung handeln musste, die ungefähr von 1925 bis 1926 auf der Krim residierte und für die alle diese »farbenprächtigen Leidenschaften« mit großen Unannehmlichkeiten endeten, wollte ich angesichts dieser kleinen Fürstin, die so voller ehrlicher Begeisterung und Stolz von »ihrem Khanat« redete, nicht einfach kühl dazwischenfahren. Nach der Krim kamen Nata und ihre Mutter nach Moskau. Hier heiratete ihre Mutter einen Arzt aus dem Kreml-Krankenhaus, und Nata begann ein Studium an der Kommunistischen Universität der Werktätigen des Ostens. Dort wählte sie sich einen ebenbürtigen Bräutigam aus, der zu ihrem »blauen Blut« passte (das meinte sie in vollem Ernst), und zwar den Studenten Li, Sohn des Tschiang Kai-schek. Einen anderen Bräutigam hätte sie den Traditionen ihrer Vorfahren gemäß nicht auswählen dürfen. Nata wollte an der Sorbonne in Paris studieren, weil sie sich von Verwandten dort Unterstützung erhoffte. Da sie auf legalem Wege nicht ausreisen konnte, beschloss sie, die Grenze im Fernen Osten illegal zu überqueren. Deshalb trug sie auch diesen Kittel aus grobem Tuch. Der Grenzübertritt scheiterte – sie wurde gefasst. Bei aller Buntheit der Zelleninsassinnen war diese Geschichte doch eine ganz besondere. Umso mehr, als sich bei näherer Bekanntschaft herausstellte, dass Nata ein umgängliches Mädchen war. Manchmal überkam sie eine große Nachdenklichkeit, dann zog sie sich in eine

3 Bachtschissarai – mehrere Jahrhunderte Machtzentrum des Khanates der Krim-Tataren.

Ecke zurück und verbarg sich vor allen. Manchmal gab es auch wilde Ausbrüche. Sie wurde von allen wie ein Kind behandelt, mit mir aber freundete sie sich besonders an. Da sie überhaupt keine Sachen hatte, gab ich ihr mein halbes Handtuch, ein wenig Wäsche und später mein blaues Kleid, in dem sie dann auch die Zelle verließ. Wohin? Wie sich zeigte sogar in die Freiheit. Sie machte meine Schwester ausfindig, der sie das halbe Handtuch als Beweisstück für unsere Freundschaft zeigte, und berichtete ihr von mir.

Es gab etwas, was Nata nicht ausstehen konnte: die allerwinzigste unvorsichtige Äußerung, ja sogar ein einzelnes, unvorsichtiges Wort über die Krim. Ich war damals noch jung, hatte im Leben noch nicht viel gesehen, aber selbst einen lebenserfahreneren Menschen hätten Natas Heftigkeit, ihre Ehrfurcht vor allem, was zur nationalen Kultur der Tataren gehörte, erstaunt. Als wir in die ehemalige Kirche im Zentrum des Butyrki-Gefängnisses, die zur Durchgangsstation umgerüstet worden war, verlegt wurden, begannen wir »Konzerte« aufzuführen. Es war dort relativ geräumig und wir sangen leise, mitunter tanzten wir sogar. Nata führte den nationalen Tanz der Krim-Tataren, die Chaitarma, auf. Er wird barfuß und mit einem Schal in den Händen getanzt. Ein Handtuch ersetzte den Schal, Nata sang die Hauptmelodie und wir unterstützten ihren Gesang. Und wie sie tanzte! Sie zelebrierte einen Ritus! Und wehe dem, der ihr dabei nicht zusah. Sie konnte ihn beschimpfen oder in Tränen ausbrechen.

Obwohl ich von meinen Verwandten Päckchen bekam und das Essen relativ erträglich war, hatte ich dermaßen abgenommen, dass mich der Arzt ins Krankenhaus einwies. Hier konnte man zu jeder beliebigen Zeit die Kranken-Zelle verlassen, um auf Toilette zu gehen. Dabei lief man ein Stückchen den Korridor entlang, der von der Sonne beschienen wurde. Natürlich begegnete ich so neuen Frauen, die von sich erzählten und mich ausfragten. Außerdem konnte man sich mit den Nachbarn Klopfzeichen geben.

Ich kann mich deutlich an den zarten Duft der Wäsche erinnern, die mir meine Schwester 1931 ins Butyrki-Gefängnis brachte – sie roch nach Garten-Wicke. Parallel dazu tauchen die langen und kalten grauen, schwach beleuchteten Korridor-gewölbe aus meiner Erinnerung auf. Wir mussten leise durch diese Korridore gehen, durften nicht sprechen. Zu beiden Seiten waren Türen, hinter denen sich die überfüllten Zellen befanden. In ihnen waren Menschen ohne Raum und Luft eingesperrt. Und plötzlich bekam man ein Päckchen von zu Hause, eine Tüte mit Sachen und Lebensmitteln, (von fremden Händen durchwühlt und begripscht) – eine Woge voll häuslicher Wärme, voller Leben, Freiheit, Sonne und Blumen überflutete einen. Als ob man durch ein langes Rohr schaute, hinter dessen klitzekleiner Öffnung sich alles, was den normalen menschlichen Alltag ausmachte, endlos ausbreitete: Moskaus unerreichbare Straßen, vertraute Gesichter, Wärme, Bewegung, Geräusche.

Heute, 1987, wohne ich in Moskau nicht weit vom Butyrki-Gefängnis. Wenn ich an dem Torbogen vorbeigehe, durch den man die Ecke des eigentlichen Gefängnisgebäudes sehen kann, dann spüre ich, wie nah die Vergangenheit ist!

1936–1937

Nach meiner Verhaftung 1931 und dem Abbüßen einer dreijährigen Strafe in der Arbeitskommune Nr. 2 in Ljuberzy bei Moskau hatte ich einen provisorischen Ausweis bekommen. Allerdings konnte man sich damit nicht in Moskau anmelden, sodass ich 1936, als ich mit Hermann aus Nowotscherkassk nach Moskau zurückkehrte (Hermanns erste Frau Elsa war verhaftet worden), zwischen meinen Verwandten in Moskau hin- und herpendeln musste – bei den einen übernachtete ich, bei den anderen aß ich zu Mittag usw. Mein Mann Hermann Taubenberger zog in seine alte Wohnung nach Sokolniki, in der seine beiden Söhne Heinz (19) und German (genannt Bubi, 12) und das Hausmädchen Njura wohnten. Das Hausmädchen hatte die beiden Jungs nach der Verhaftung der Mutter nicht im Stich gelassen, wofür sie später noch bitter bezahlen musste.

Hermann Taubenberger war gebürtiger Münchener, Teilnehmer der revolutionären Ereignisse des Jahres 1918, Verteidiger der Bayerischen Republik, ehemaliger militärischer Kommandant Dachaus und des Bahnhofs, von wo aus die revolutionären Arbeiter München gegen die Armee Noskes verteidigt hatten. Nach dreijähriger Gefängnishaft in Deutschland war Hermann nach Frankreich geflohen und von dort aus in die Sowjetunion emigriert, wo er als Ingenieur im Volkskommissariat für Schwerindustrie arbeitete.

Wir trafen uns täglich in einem Café oder bei meinen Verwandten. Es waren verworrene Zeiten – ein Prozess jagte den anderen, mal wurden Rechte, mal Linke verurteilt und in den Zeitungen erschienen die ellenlangen Reden der Staatsanwälte. Da Elsa, die 1926 mit Hermann zusammen Deutschland verlassen hatte, schon verhaftet war, hegte er keinen Zweifel, dass auch er bald an der Reihe sein würde. Immer dunklere Wolken brauten sich zusammen, und wir waren schon froh, wenn wir am Morgen noch unsere Stimmen per Telefon hören oder uns später sehen konnten. Jede Begegnung konnte die letzte sein. In Moskau ging die Angst um und ein alles umfassendes Misstrauen hing schwer in der Luft. Mein Verbleiben bei der Verwandtschaft hätte für diese zu großen Unannehmlichkeiten führen können und deshalb entschloss ich mich, zu meinen Eltern nach Jampol in die Ukraine zu fahren. Hermann und mein jüngster Bruder Shenja, der gerade ein Studium an der Baumann-Schule begonnen hatte, brachten mich zum Bahnhof – die beiden mir am nächsten stehenden Menschen. Was ich damals nicht ahnen konnte, war, dass ich sie zum letzten Mal sah. Trotz der Abschiedstrauer war ich doch gleichzeitig erleichtert darüber, dass ich Moskau verließ, wo ich mich wie ein verfolgtes Tier gefühlt hatte. Ich sagte: »Lebt wohl!«, und sie verschwanden im Dunkel des Bahnhofs – der große, sehr schlanke Hermann und der blonde, stämmige Shenja.

Hermann wurde ungefähr zwei Wochen nach meiner Abreise verhaftet. Shenja beendete im Frühjahr 1941 erfolgreich die Baumann-Schule und begann als Ingenieur in einem Werk in der Krasnaja Presnja zu arbeiten. Später ging er als Freiwilliger zur Armee, obwohl er eine Freistellung vom Militär hatte, und fiel am

10. April 1945 bei der Befreiung Wiens. Er ist dort auf dem Friedhof der Sowjetsoldaten begraben.

Der Aufenthalt bei meiner Familie in Jampol im Herbst 1936 gestaltete sich recht traurig. Zwar umsorgten sie mich vom ersten Tag an liebevoll wie immer, aber meinem Vater fiel die Arbeit als Lehrer inzwischen recht schwer. Wenn er aus der Schule kam, aß er schweigend und legte sich danach schlafen, weil er so erschöpft war. Damals lebte Großvater noch, der Onkel meiner Mutter, ein alter Mathematiklehrer.

In den ersten Tagen hatte ich noch gehofft, dass es Hermann gelingen würde, mir nachzureisen. Ich schrieb ihm täglich. Aber dann erhielt ich einen Brief von seiner Tante, dass er an einem festgelegten Tag nicht bei ihnen erschienen war. Und obwohl ich am darauf folgenden Tag einen Brief von ihm bekam, war mir klar, dass es das Licht eines verloschenen Sterns war. Ich ließ ein paar Tage verstreichen, dann fuhr ich nach Moskau und ging zum Lubjanka-Gefängnis. Nachdem ich mit vielen verzweifelten und benommenen Frauen in einer Schlange gewartet hatte, erfuhr ich, dass er dort war. Am nächsten Tag brachte ich ihm ein Päckchen mit Wäsche – Lebensmittel durfte ich ihm nicht dalassen –, in dem sich auch ein mit Hühnern besticktes Handtuch befand. Es war ein Geschenk meiner Mutter, das ihm immer sehr gefallen hatte. So würde er verstehen, dass das Päckchen von mir war. Dann musste ich mich zwecks Verhörs in einem Zimmer einfinden. Ich war nicht besonders aufgeregt. Weder leugnete ich, dass ich seine Frau war, noch, dass wir seit fast zwei Jahren zusammenlebten. Aber von seinen deutschen Freunden in Moskau wusste ich nichts, schließlich hatten wir in den letzten Jahren in verschiedenen Provinzstädten gewohnt, zuletzt in Nowotscherkassk.

Nach meiner Rückkehr nach Jampol, konnte ich nicht arbeiten, weil mein rechter Arm fast vollständig gelähmt war. Meine Mutter musste mir sogar beim Tee trinken helfen. Außerdem wollte ich niemandem in dem Örtchen, wo jeder unsere Familie kannte, den provisorischen Ausweis zeigen, den ich 1934 nach der Entlassung aus der Arbeitskommune bekommen hatte. Mein älterer Bruder Grigori saß seit 1929 im Solowki-Gefängnis, und meine Familie wurde schon länger mit schiefen Blicken beäugt, da wollte ich mich nicht noch selbst vorführen. Deshalb erzählte ich allen, dass sich mein Mann auf einer Dienstreise im Fernen Osten befände und ich bei meiner Mutter wohnte, weil ich mich nicht wohlfühlte.

Großvater Timofej Iwanowitsch half mir trotz seines Alters, wo er konnte. Solange es noch warm war, spazierten wir mit ihm durch die Umgebung Jampols. Stundenlang liefen wir nebeneinander und ich konnte alles vergessen. Viele Kilometer haben wir so abgeschrieben – der weise Alte, der schon alles gesehen hatte und ich, die junge 29-jährige Frau. Schon das zweite Mal in seinem Leben »lief« Großvater so. Als 1915 der Mann meiner Tante gefallen war und sie wie eine Verletzte durch die Umgebung irrte, ihre Kinder und überhaupt alles um sich herum vergessen hatte, da hielt sich Großvater immer in ihrer Nähe auf, beschützte sie

fürsorglich vor den anderen und vor sich selbst. Er war ein grundehrlicher Mensch, ein unverbesserlicher Optimist, aber als sie mich 1937 in Jampol verhafteten, hielt er es nicht mehr aus. Als das Lehrerkollektiv der Schule, an der mein Vater unterrichtete – und an seiner Seite mittlerweile auch schon seine ehemaligen Schüler – »festlegte« (später haben sie mir gesagt: »Wir haben die Augen gesenkt und den Arm gehoben.«), Vater von der Schule zu werfen, als unsere Familie fast mittellos dandand, als sich alle abwandten und Freunde uns nicht mehr auf der Straße erkannten, da hielt es der Alte nicht mehr aus. Eines Morgens fand mein Vater beim Durchblättern der Zeitung einen Zettel, auf den Großvater geschrieben hatte: »Ich bitte niemandem die Schuld an meinem Tod zu geben.« Vater stöhnte auf und stürzte los, den Großvater zu suchen. Die Tür der Gartenlaube war verschlossen. Nachdem er sie aufgebrochen hatte, konnte mein Vater den Alten gerade noch lebend aus der Schlinge ziehen, aber meine Rückkehr von Kolyma sollte Timofej Iwanowitsch nicht mehr erleben.

Einmal im Monat fuhr ich nach Moskau. Dort verkaufte ich Bücher und andere Dinge von dem Wenigen, was ich noch besaß, damit ich Hermanns Kindern helfen und ihm selbst die erlaubten Geldbeträge überweisen konnte. Im August 1937 sagte man mir bei der Auskunftsstelle des Lubjanka-Gefängnisses: »Kommen Sie in zwei Wochen wieder vorbei.« (Jahre später las ich in der Mitteilung über seine Rehabilitierung, dass er bereits im Mai 1937 gestorben war!) Das mit dem »Vorbeikommen« hatte sich dann auch bald erledigt, da ich im Herbst selbst verhaftet wurde.

Meine Mutter hat mir später erzählt, dass nach meiner Verhaftung ein Brief von Hermanns jüngstem Sohn Bubi angekommen war, in dem er um Hilfe bat und schrieb, dass sein älterer Bruder verhaftet worden war. Aber wer sollte ihm denn helfen? Ich war im Gefängnis und meine alten Eltern hielten sich gradeso über Wasser. Mein Vater war arbeitslos, sie hätten unmöglich noch ein Kind aufnehmen können. Erst 1939 in Magadan erfuhr ich etwas über Hermanns Kinder. Im Transitlager von Wladiwostok überwinterte zu der Zeit eine Gruppe von Frauen, die zu Gefängnishaft verurteilt waren. Unter ihnen befand sich Elsa Taubenberger. Ich schrieb ihr einen Brief, auf gut Glück, in dem ich alles, was ich von den Jungs wusste, mitteilte. Schließlich wurde ich erst ein Jahr später verhaftet als sie. Ich bekam einen Antwortbrief, was an und für sich schon ein kleines Wunder war! Bubi war in ein Kinderheim gekommen. Man hatte ihr einen Brief ins Gefängnis gebracht (ich erinnere mich nicht mehr, ob es das Gefängnis in Jaroslawl oder in Kasan war), hatte ihr den Umschlag gezeigt und gesagt, dass er von ihrem Sohn wäre. **LESEN DURFTE SIE IHN NICHT!** Nachdem man die Frauen nach Magadan gebracht hatte, gelang es mir, mit einer Laienkunstgruppe in Elsas Lagerzone zu kommen und sie zu treffen. Wir hatten nur sehr wenig Zeit und konnten uns nicht lange unterhalten.

1937 – 2. Verhaftung

Mein Leidensweg begann 1937 in einer kleinen Zelle der örtlichen Miliz, die im Haus des ehemaligen Kaufmanns Shurawljos am Basar-Platz untergebracht war. Als kleine Mädchen haben wir dort Zopfbänder und Blumenpostkarten gekauft. Die Miliz befand sich in der Nähe unseres Hauses, und wenn abends der Lärm auf den Straßen leiser wurde, dann konnte ich das Radio vom Balkon unseres Hauses hören. Noch roch alles nach zu Hause: die Päckchen, der warme Tee und der Kaffee, den meine Mutter brachte und die Wäsche. Alles war vertraut: der Milizionär, der Arzthelfer, der mich schon als Kind kannte. Einmal hörte ich durch die Fenster der Zelle, die auf den Hof gingen, wie die Milizionäre versuchten einen Hund zu verjagen. Sie riefen und piffen, aber der Hund hatte eine Spur aufgenommen und jagte über den Hof. Ich schaute genauer hin und erkannte unseren Drushok! Er war wohl durch ein offenes Tor in den Hof gekommen und hatte meine Spur aufgenommen. Ich steckte meinen Arm durch das Gitter. Gierig leckte er ihn ab und zitterte dabei am ganzen Körper.

Dann kam die Stunde meiner Abreise. Wohl um überflüssiges Gerede zu vermeiden, hatte man beschlossen, mich nachts in das nächstgelegene größere Gefängnis, nach Konotop, zu überführen. Nichts davon ahnend, war ich eingeschlafen und wurde von dem Ruf: »Antreten mit Sachen!« geweckt. Ich verkündete, dass ich nirgendwohin fahren würde, ohne mich von meinen Eltern verabschiedet zu haben. Schließlich wohnten sie ganz in der Nähe und man konnte sie ohne viel Aufwand rufen. Also ging man sie holen.

Ein niedriges Zimmer mit dem typischen Geruch einer Milizstation – eine Petroleumlampe verbreitete schummriges Licht durch ihr schmutziges Glas, alle waren in Eile, von draußen hörte man die Autos, Diensthabende rannten herum. Und dann erschienen plötzlich meine lieben alten Eltern. Mein Vater mit seinem grauen Bart war blass, ganz gefasst, erhaben. Meine Mutter war ebenfalls ungewöhnlich ruhig, als hätte sie bereits die ganze Last eines Lebens ohne mich auf sich genommen. Die Wache schrie, Drushok bellte, die Autoscheinwerfer leuchteten auf. Wir fuhren los – durch die dunklen Straßen des Städtchens. Leb wohl Heimat, leb wohl für viele, viele Jahre!

Fünf Kilometer von Jampol entfernt, auf einem klitzekleinen Bahnhof inmitten der Felder, wurde ich in eine Ecke gestellt; vor mir auf der Erde meine Sachen, neben mir ein Aufpasser – alles wie vorgeschrieben. Es waren nur ein paar Leute da, bekannte Gesichter, Einheimische, unter ihnen auch unser Bezirksarzt Doktor Saikowski. Er war oft bei uns zu Hause gewesen und seine Frau war eine enge Freundin meiner Mutter. Er ging vorbei, als ob er mich nicht kannte und auch ich sprach ihn nicht an – das war damals vollkommen normal ...

Sie brachten mich in das gelobte Konotop, wo es ein großes Gefängnis gab, umgeben von einer hohen weiß getünchten Ziegelmauer. Unsere Zelle lag im Erdgeschoss gleich neben den Toiletten. Die Wand dazwischen war grün vor Nässe. Die Luft war dick, unser Atem und die Wärme unserer Körper heizten die Luft

dermaßen auf, dass den gesamten Winter über nicht geheizt werden musste. Die schrecklichen »ertragreichen« Monate des zweiten Halbjahres 1937⁴ waren zwar vorüber, aber die Verhaftungen wüteten noch immer. Lebenswege wurden zerstört, Familien gingen zugrunde. Die Führungsebene der Eisenbahn Moskau-Kiew mit Sitz in Kaluga war bereits dreimal ausgewechselt worden. Die Ehefrauen saßen alle in unserem Gefängnis. Nach der Verhaftung der ersten Leitung waren ihre Männer in die Führungsebene aufgerückt. Sie kamen fast alle aus Konotop (ein großer Eisenbahnknotenpunkt – viele in Konotop waren schon seit Generationen Eisenbahner), waren gerade nach Kaluga umgezogen, manche hatten es noch nicht einmal geschafft, da wurde schon die zweite Leitung mitsamt ihren Frauen verhaftet. Dann das dritte Mal. Die letzten Nachrücker waren die jüngsten: Nachdem alle Alten verhaftet waren, hatte man sie durch Junge ersetzt, teilweise einfache Techniker. Dann wurden auch die beseitigt. Alle, absolut alle in der Zelle waren von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt. Und so war es ja auch.

Wir waren dazu verurteilt, viele lange Monate zusammengepfercht in einem Raum miteinander auszukommen. Zweimal am Tag gingen wir auf die Toilette, wo es keine Einzelkabinen gab und die Warteschlange direkt vor einem stand. Wenn dein Darm nicht termingerecht arbeitete, dann war das wirklich tragisch! Die Aufseher ließen einen nicht außer der Reihe gehen, da konnte man betteln, wie man wollte. Dann blieb nur der Abortkübel in der Zelle, gleich neben dem Tisch, auf dem unsere Lebensmittelrationen lagen, gleich neben den Gefährtinnen, die dann kaum noch atmen konnten. Ich teilte mir zwei zusammengestellte Betten mit vier gläubigen Schwestern. Alle hatten dasselbe ikonenhafte Gesicht, blonde Haare und blaue Augen. Sie trugen weiße Kopftücher und saßen oder lagen den ganzen Tag blass und schweigend beieinander. Nur selten flüsterten sie sich etwas zu. Sie sorgten sich ganz rührend um mich, waren sehr aufmerksam und immer hilfsbereit. Nie stritten sie sich um die Rationen, sondern nahmen, was es gab. Sie ähnelten lebenden Figuren von den Bildern Nesterows oder von Korins Bild »Das vergangene Russland«. Es waren noch zwei Katholikinnen in der Zelle und noch vier Schwestern – Nonnen, aber diese waren irdischer, geschäftiger. Eine ehemalige Lehrerin, Tochter eines Kulaken, und die Ehefrauen von Armeeingehörigen der örtlichen Garnison gehörten ebenfalls zu unserer Zellenbelegung.

Vor lauter Kummer und Angst um unsere Angehörigen waren wir schon ganz abgestumpft. Seit Monaten hielt man uns unter Verschluss, fern vom Leben, fern der Freiheit. Die ganze Welt bestand für uns aus der Zelle, dem Gefängnishof mit seiner hohen Mauer, wo man zusehen musste, dass man mal durchatmen konnte, und den endlosen Erinnerungen und Erzählungen der Gefangenen.

Kontrollen, Rundgänge und Durchsuchungen kündigten sich stets durch das plötzliche und laute Erscheinen der Wärtermeute im Korridor an. Neue Gefan-

4 Im zweiten Halbjahr des Jahres 1937 erreichte die Zahl der Verhaftungen, Verurteilungen und Erschießungen den Höhepunkt des Großen Terrors.

gene kamen stets zu ungewöhnlicher Zeit. Dann hörten wir Schritte an der Tür, den Schlüssel im Schloss. Die Tür ging auf und auf der Schwelle stand eine Frau »mit Sachen« und eine Wärterin. »Zellenälteste, kümmern Sie sich um die Neue!« Die Wärterin ging. Die Frau blickte uns erschrocken an und warf sich dann gegen die Tür, klopfte, weinte. Ein paar Frauen gingen zu ihr, beruhigten sie, zeigten ihr einen Platz und gaben ihr etwas zu essen. Wenn sie hungrig war, würde sie danach einschlafen. Und wenn sie sich dann umgesehen hatte, würde sie auch von sich erzählen.

1949 – 3. Verhaftung

Im Spätherbst 1947 kehrte ich nach zehn Jahren Kolyma in das heimatliche Jampol zurück ... Anfang 1949 wurde ich erneut verhaftet und ins Gebietszentrum, die Stadt Sumy, gebracht. Im Laufe des Verhörs sagte der Ermittler: »Sie wurden zu früh aus dem Lager entlassen!« Ich wurde allein in eine kleine Zelle gesteckt. Drei Pritschen standen an der Wand. Die Zelle hatte kein Fenster, lediglich über der Tür befand sich ein verglaster Rahmen, durch den Licht aus dem Korridor hereinfiel. In der Zelle brannte Tag und Nacht eine elektrische Glühbirne. Ich war allein, wie eingemauert. Meine Gedanken irrten durcheinander. Als Zeiteinheit dienten die Schichtwechsel der Aufseher. Alles flog und entglitt irgendwohin. Wieder war ich außerhalb des Lebens, wieder in der Gewalt fremder Kräfte, die etwas mit mir machten, etwas entschieden, mich fortschickten. Wieder musste ich auftauchen und irgendwie leben, denn ich war erst 40. Bis mich der Tod befreien würde, das konnte noch ein Weilchen dauern, es sei denn, ich half ein wenig nach. Für mich stand fest, dass ich nachhelfen würde, da gab es kein Zweifeln. Die dritte Verhaftung, zum dritten Mal im Gefängnis. Nein, ich hatte genug gelitten und meine Familie auch. Ich bat den Staatsanwalt, einen anderen Ermittler einzusetzen, da ich fix und fertig war. Die Ungereimtheit der Anklage, die absurde Verhör situation: ein junger, satter, gut erholt er Ermittler und ich, mit letzten Kräften. Ich riss mich zusammen, rang darum, trotz des stumpfsinnigen und bösen Drucks nicht aufzugeben. Ich musste durchhalten, widerstehen. Aber wie angesichts schwindender eigener Kräfte, umgeben nur von stummen Wänden und bösen Menschen? Wenn ich das Verhörprotokoll unterschrieb, würde ich mir das ein Leben lang nicht verzeihen können.

Später kam ich in eine Durchgangszelle. Auf dem Weg dorthin wurde mir im Gefängnisbüro mitgeteilt, dass man mich für unbefristete Zeit in die Region Krasnojarsk verbannt hatte, was mir wie eine Wiedergeburt vorkam. In dieser Zelle waren Brettspiele erlaubt, aber infolge der fast täglichen Verhöre konnte ich nicht mehr spielen – nicht einmal eine ganz simple Partie Dame. Sobald ich nur den geringsten Widerstand spürte (selbst den unschuldigsten!), musste ich an die Verhöre durch den Ermittler denken.

In Gefängnissen sitzt das menschliche Material, das jene Ordnung im Staat stört, die – nach Meinung der jeweiligen Machthaber – für alle verpflichtend und

unanfechtbar ist. Dieses Material wurde damals Schicht für Schicht beseitigt. Während meiner dreimaligen Gefängnisaufenthalte konnte ich mich an diesen negativen Schichten satt sehen.

Im Frühjahr 1949 lernte ich im Durchgangsgefängnis von Charkow, es war wie immer überfüllt, eine neue »Schicht« kennen: die Bandera-Frauen, genauer gesagt, die Familienangehörigen der ehemaligen Bandera-Leute. Natürlich gab es auch die sogenannten Wiederholungstäter⁵ und zwar inzwischen so viele, dass sie schon Gruppen in den einzelnen Zellen bilden konnten, und natürlich gab es auch Kriminelle. Aber einzig die Bandera-Frauen sind mir besonders in Erinnerung geblieben: Es waren kräftige, schweigsame, junge Frauen aus der Westukraine. Einige trugen Blusen aus selbstgewebtem Leinen. Mit ihren langen Zöpfen und den Kopftüchern wirkten sie schön, stark und sehr naturverbunden. Sie waren voller Würde und voller Geringschätzung für ihre Umgebung, hielten fest zusammen und stritten sich niemals um irgendwelche Rationen. Sie nahmen, was sie bekamen. Aber sie konnten durchaus für sich einstehen und die Kriminellen hielten sich von ihnen fern. Mit uns »Intelligenzlern« kommunizierten sie nicht. Sie bekreuzigten sich oft und beteten leise. Manchmal stellten sie sich im Kreis auf und sangen ihre Lieder. Die Worte eines Liedes klingen immer noch in meinem Gedächtnis nach:

»Sibirien, Sibirien, fernes Land!

Wir fahren nach Sibirien, aber wenn wir zurückkommen,
dann werden wir unsere Freunde wiedersehen!«

Natürlich sangen sie auch vom Gefangensein, von Päckchen aus der Heimat, von der Mutter, von Erinnerungen, Hoffnung und Liebe. Diese jungen Frauen strahlten eine große innere Kraft und Unbeugsamkeit aus.

5 »Wiederholungstäter« – hier Gefangene wie Soja Martschenko, die nach fünf- bis zehnjähriger Lagerhaft 1948/1949 erneut verhaftet wurden.



TAMARA PETKEWITSCH (geb. 1920)

Nur ein Schicksal

Tamara Wladimirowna Petkewitsch wurde in Petrograd geboren. 1930 wurde ihr Vater zum ersten, 1937 zum zweiten Mal verhaftet. Als Tochter eines sogenannten Volksfeindes wurde Tamara aus dem Komsomol ausgeschlossen; ergeben hatten alle ihre Schulkameraden, außer Ilja Granowski, »dafür« gestimmt. Als Mitarbeiter des NKWD sie bedrängten und zur Informantin machen wollten, wurde ihre Lage unerträglich. 1940 fuhr sie heimlich nach Frunse¹, wo sie heiratete und an der dortigen medizinischen Hochschule ein Studium begann. 1943 wurde sie direkt aus der Vorlesung verhaftet und nach einer langwierigen Untersuchung zu sieben Jahren Lager und drei Jahren Aberkennung der staatsbürgerlichen Rechte verurteilt. Zuerst durchlief sie mehrere landwirtschaftliche Lager im Süden Mittelasiens, später die Lager der nördlichen Komi-ASSR. Sie arbeitete im Steinbruch, beim Holzeinschlag, als Erdarbeiterin im Straflager, als Krankenhelferin und immer wieder als Schauspielerin u. a. im TEKO-Ensemble des Regisseurs Gawronski (ebenfalls ein Gefangener). 1946 kam ihr Sohn Juri im Lager auf die Welt. 1950 wurde sie mit den üblichen Einschränkungen entlassen und lebte an verschiedenen Orten, um einer erneuten Verhaftung zu entgehen. Bis zu ihrer vollständigen Rehabilitierung 1957 arbeitete Tamara Petkewitsch an mehreren Provinztheatern, konnte 1960 endlich nach Leningrad zurückkehren, wo sie ein Fernstudium an der theaterwissenschaftlichen Abteilung der Staatlichen Leningrader Hochschule für Theater, Musik und Filmkunst absolvierte. 1992 erschienen ihre Erinnerungen als Buch, 1996 wurde sie Mitglied des Schriftstellerverbandes. (Wladimir Galitzki)

*

In der Nacht vor dem Abmarsch war an Schlaf nicht zu denken. Formulare wurden ausgegeben, Haare geschnitten, Wegrationen verteilt: 500 Gramm Brot und zwei angegammelte Heringe. Die Sonne blickte bereits in den Gefängnishof, aber man hatte uns immer noch nicht aufgestellt. Jemand von den ganz Neugierigen hatte herausbekommen, dass das Ziel des Gefangenentransportes das Frauenlager in Dshangi-Dshir war.

- »Habt ihr 'ne Ahnung, wie weit das von Frunse ist?«
- »Ungefähr hundert Kilometer.«
- »Womit bringen die uns dahin?«
- »Womit? Willst wohl nicht zu Fuß gehen?«

1 Frunse – Bischkek in Kirgisistan trug von 1925-1991 den Namen des Bolschewiken M. W. Frunse.

Dann wurden wir durchgezählt. Wir waren 40 Gefangene. Das Rechteck (zehn Reihen zu je vier Leuten) mit der Postenkette und den Hunden war marschbereit. »Bei Fluchtversuch wird geschossen. Ein Schritt nach rechts oder links gilt als Flucht! Klar? Noch mal: ein Schritt nach rechts oder links ... und ihr kriegt 'ne Kugel«, gab uns der Kommandeur auf den Weg mit. Das Gefängnistor ging auf und wir traten auf die Straße. Als wir die Stadt verließen, konnte ich fast körperlich spüren, wie meine bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgenutzten Gefühle und Vorstellungen vom Leben durch die gewaltsame Anspannung zerrissen. Welche fremde Kraft gottlosen Ursprungs führte mich in dieser Kolonne mit unbekanntem Ziel und unbekanntem Zweck fort? Und warum musste ich ihr gehorchen?

Wir liefen ohne Ende. Niemand sprach mit dem anderen. Ungefähr bis zehn Uhr liefen wir relativ ruhig. Aber dann verkehrte sich alles, worüber wir uns nach viermonatigem Gefängnisaufenthalt noch gefreut hatten, ins Gegenteil: die Luft, der Wind, die Sonne. Das Blau des Himmels wurde zur Qual, schüttete gnadenlos glühende Lava auf unsere Köpfe. Der Wind und jeder Schritt des Vorangehenden wirbelten Sand auf, der sich in Mund, Augen und Haaren verfang. Sand und Sonne. Sonne und Sand. Man konnte ihnen nicht entrinnen. Wir hatten längst die Grenze unserer Möglichkeiten und Kräfte überschritten, durften aber noch keine Pause machen. Immer mehr Gefangene fielen um. Als sich die Frauen auch trotz des Befehls »Aufstehen oder ich schieße!« nicht mehr erhoben, wurden sie auf ein Fuhrwerk geworfen und hinter uns hergezogen. So erklärte sich der Zweck der beiden Fuhrwerke, die unseren Gefangenentransport begleiteten. Ich weiß nicht, nach wie vielen Kilometern uns endlich erlaubt wurde, anzuhalten und unter die Fuhrwerke zu krauchen. Auf den Fuhrwerken lagen, zugedeckt mit einer Bastmatte, die Gefangenen, die einen »Sonnenstich« bekommen hatten. Wir »stärkten« uns mit Brot und alten Heringen. Wasser stand uns nicht zu und wir wandten uns ab, wenn die Wachsoldaten ihre Feldflaschen aufschraubten und sich das Wasser in den Mund laufen ließen. Mein Gesicht war verbrannt, die Haut spannte und brannte wie bei einem Abszess. Von meinen Augen waren nur noch Schlitzlöcher übrig, so aufgedunsen war ich. Und weiter ging der Marsch unter der alles zerschmelzenden Sonne! Erschöpfung! Angst, die sich nicht mehr unterdrücken ließ! Die Vorstellung zu verdursten! Ich hatte keine Ahnung, wie viel ich ertragen konnte, was meine Kräfte übersteigen würde, und kam mir wie eine sinnlose Ableitung des Absurden vor. Ich war die Jüngste in der Kolonne. Die älteren Frauen neben mir versuchten durchzuhalten, so gut es ging. Wenn eine hinfiel, dann schweigend, ohne zu jammern. Mit einem Schlag wurde man sich der eigenen Einsamkeit bewusst. Übernachtet wurde in der Steppe, auf der Erde. Ein paar Stunden Schlaf ... »Wir schlafen uns aus, wenn wir da sind«, versuchten wir uns zu trösten.

Am nächsten Morgen kamen wir in Dshangi-Dshir an. Den Ort ließen wir links liegen. Dann tauchten vor uns zwei große Baracken mit ein paar Nebengebäuden auf. Alles war mit Stacheldraht umzäunt. Das war die Zone. An den vier Ecken standen Wachtürme, auf denen Posten mit Maschinenpistolen patrouillierten.

Aber es war nicht der Anblick der Zone als solcher, der uns das Blut in den Adern gefrieren und eisige Kälte in ihnen aufsteigen ließ ... Hinter dem Stacheldrahtzaun standen – in drückender Hitze und sengender Sonnenglut – ein paar Wesen, die entfernt an Menschen erinnerten. WAS oder WER war das? Müdigkeit und körperlicher Schmerz, einfach alles rückte in den Hintergrund bei diesem Anblick. Wir gingen näher heran und konnten nun deutlich erkennen: Ja, das waren Menschen! Ungefähr zehn klapperdürre Gerippe, überzogen mit brauner Pergamenthaut, nackt bis zur Taille, die Köpfe kahl geschoren. Ihre Brüste hingen ausgetrocknet und schlaff wie leere Taschen an ihnen. Sie trugen nichts außer absurd wirkender schmutziger Schlüpfer. Ihre Beckenknochen umschlossen ein hohles Nichts ... FRAUEN! Hunger, Hitze und Schwerstarbeit hatten sie zu Herbarien gemacht, aus denen unbegreiflicherweise der letzte Lebenstropfen noch nicht entwichen war. Dafür hatte man uns hierhergebracht?! Als wir die Wache passierten, kamen wir an den pergamentenen, menschlichen Schatten vorbei. Überrascht hörten wir, dass sie menschlich und verständlich sprachen: »Seid ihr von draußen? Wie ist es dort?« »Wir wissen nicht, wie es draußen ist. Wir waren über sechs Monate im Gefängnis«, antworteten wir. Dann wurden wir in die Baracken »einsortiert«. Ich kam in die Arbeits-Baracke. Die Wände waren mit Doppelstockpritschen gesäumt. Außer der Barackendiensthabenden war niemand da. Alle waren auf den Feldern. Die »Schatten« traten in die Baracke. Gleich drei kamen auf mich zu. Jede berührte mich mit ihren Knochenfingern. »Ich habe draußen so eine Tochter.« Andere erinnerte ich an ihre Enkelin oder Schwester. Einige von ihnen standen etwas abseits und schauten die Neuankömmlinge stumpfsinnig an. Ihre Augen hatten einen beunruhigenden Glanz. Wie viele Grenzen hatten sie bereits überschritten??? Sie wurden als Invaliden geführt. Die meisten waren sogenannte Aktenlose, was bedeutete, dass man ihre Akten aussortiert hatte, weil sie für die Arbeit nicht mehr taugten und eigentlich entlassen werden müssten. Aber sie wurden weder entlassen noch von der Arbeit befreit. Sie saßen auf ihren Pritschen in der Invalidenbaracke und zwirnten Garn von Spindeln. Als ich diesen Menschen gegenüberstand, war auf einmal alles Leiden, das ich je gesehen hatte LÜGE! BETRUG! KLEINKRAM! Nur das hier war echt, war die WAHRHEIT! Alles in mir erbebt und ich wusste nicht, ob es aus Mitleid mit diesen wandelnden, menschlichen Leichen war oder aus Angst vor ihnen.

Im Lager von Dshangi-Dshir wurde nicht nur auf den Feldern gearbeitet. Es gab auch eine Fabrik. In einer großen, geschlossenen Scheune standen drei Maschinen: Dekartikatoren. Einen Dekartikator muss man sich als System mehrerer Metallwalzen vorstellen, die sich gegeneinander drehen. Pflanzenstiele wurden hineingeschoben und durchgewalzt. Danach, schon faserartig, kamen sie auf ein Rüttelgitter mit großen Zinken. Hier wurden die Abfälle der Stiele, die Schäbe, herausgeschüttelt. Jetzt konnte die Abnehmerin bereits Haufen luftiger, kringeliger und sauberer Fasern von der Maschine herunternehmen. Sie wurden in einer Ecke der Scheune und draußen gelagert. Abgeholt wurden die Fasern dann von

Mitarbeitern der Sowchose. Eine vierte Dekartikator-Maschine stand mitten auf dem Feld unter freiem Himmel. Für sie war eine einzelne Brigade Gefangener zuständig. Auf diesen Maschinen wurde Hanf verarbeitet.

Mit dem Hanfeibisch verhielt es sich komplizierter. Er wurde in riesigen Mengen für ein bis zwei Monate in Wasserbehältern eingeweicht. Auf der Wasseroberfläche bildete sich eine dicke, weißliche Schicht von Würmern, die sich unaufhörlich bewegte. In dem Wasserbehälter war ein Steg aus Baumstämmen. Auf diesem wurde der nasse Hanfeibisch mit Holzknüppeln geschlagen. Das nannte man »nasses Schwingen«. So bearbeitet, zerfiel der Hanfeibisch in weiße, glänzende Fasern, die an Seidenfäden erinnerten. Der faulige Geruch, das stinkende Wasser der Behälter und die dicke Wurmenschicht waren tödlich für Arme und Beine, für die ausgemergelten, skelettartigen Körper der Leute. Sie waren überall mit Geschwüren bedeckt. Rettung vor dem »nassen Schwingen« erhofften sich die Gefangenen durch Einschmeicheln beim Vorarbeiter und beim Arbeitsanweiser.

Schon bald wurde ich von der Feldarbeit ins Werk versetzt. Es arbeitete rund um die Uhr. Wie alle anderen träumte auch ich von der Nachtschicht, die einen von der unerträglichen Hitze des Tages befreite. Der Nachteil bei dieser Arbeit waren Milliarden von klitzekleinen Faserresten, die bei der Verarbeitung der Hanfpflanzen entstanden. Sie setzten sich in alle Hautporen, stachen und pikten am ganzen Körper wie Nadeln, ständig, ohne dass man etwas dagegen unternehmen konnte. Es gab nur einen Ausweg: Man musste sich damit abfinden, sie Tag und Nacht zu ertragen.

Als schwierigster Arbeitsgang im Werk galt das Einlegen der Pflanzenstängel in die Maschine. Sie mussten in der Breite der Walzen zurechtgelegt und dann hineingeschoben werden. Genau diese Arbeit hatte ich zu erledigen. Die Maschine ratterte und lärmte. Der gesamte Raum war in eine Wolke aus Staub und winzigen Pflanzenresten gehüllt. Man konnte faktisch die Abnehmerin nicht erkennen, die an derselben Maschine die Fasern abnahm. Es kam auch vor, dass mitten in diesem Lärm plötzlich ein unmenschlicher, tierischer Schrei ertönte. Dann hatte es die Einlegerin, erschöpft von dem 12-Stunden-Arbeitstag, nicht mehr geschafft, eine Hand (manchmal auch beide) aus den durcheinandergeratenen Stängeln zu ziehen. Mit diesen zusammen geriet sie nun zwischen die rotierenden Stahlwalzen. Es brachte nichts mehr, die Maschine abzustellen, es war zu spät, auch für Hilfe. Übrig blieb ein Mensch ohne Hände. Meistens trat kurz darauf der Tod durch Verbluten ein.

Manchmal wurden die Hanfstängel nicht termingerech geliefert. Dann konnte nicht gearbeitet werden. Die Maschinen verstummten, unerwartete Stille stellte sich ein. Wir durften das Werk verlassen und uns auf die zusammengepressten, abholbereiten Faserbündel legen. Diese Augenblicke waren unvergesslich. Wir befanden uns inmitten einer fantastischen, mittelasiatischen Mondnacht. Die Steppe summt, war überflutet vom Rieseln des Sandes, vom Rascheln der Gräser, vom Zirpen der Zikaden. Wir schwammen in diesen Klangwellen und schwie-

gen. Die Wärme schläferete ein und der halb hungrige Zustand ließ einen alles vergessen oder er ließ einen zum Himmel aufsteigen. Es schien, als wäre man körperlich nicht anwesend, nicht Bestandteil des Universums; es schien, als wäre man nur Sehen und Hören.

Die Wachsoldaten waren verschieden. Manchmal waren sie gutmütig, meistens nicht. Einer war furchtbar. Jung, eiskalt, scharf wie ein Messer! Über ihn erzählte man, dass er erst vor Kurzem eine Gefangene vergewaltigt und danach umgebracht hatte. »Das war nicht die Erste und wird auch nicht die Letzte sein«, sagten sie und nannten ihn »die Bestie«. Er saß über uns auf den Faserballen. Die Maschinenpistole hielt er aufrecht vor sich. Der Mond schien ihm direkt ins Gesicht. Ich betrachtete ihn von unten, dachte mir gar nichts und wollte auch nicht reden. Plötzlich hörte ich mich selbst sagen: »Wie viele haben Sie schon umgebracht?« Warum ich gefragt habe, weiß ich nicht. Alle drehten sich um und hielten den Atem an. Da begriff ich, was für einen Fehler ich gemacht hatte. »Die Bestie« blieb ruhig und antwortete kalt: »Wenn ich dich erschieße, bist du die Fünfte.« Kurz darauf wurden die Pflanzen geliefert. Wir mussten wieder an die Arbeit gehen. Vorher gingen die Frauen noch austreten. Der Abtritt war ungefähr 30 Meter entfernt. Als ich auch gehen wollte, hielt mich eine Gefangene am Ellbogen zurück: »Geh nicht! Er kann dann sagen, dass es ein Fluchtversuch war. Der hat doch kein Mitleid mit dir.« Ich hörte auf sie und war ihr dankbar. Nur noch wenige brachten damals die Kraft für ein bisschen Anteilnahme auf.

Einmal sah ich in der Glasscheibe der Eingangstür zum MedPunkt² mein Spiegelbild. Ich begriff nicht gleich, dass ich das war. Aber außer mir war niemand in der Nähe. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich mich in ein Skelett verwandelt hatte. Mir fiel es schwer, etwas von mir in dem Spiegelbild zu erkennen.

Der Krieg hatte begonnen, aber wir wussten nichts von der Lage an der Front. Staatliche Gefangenenkleidung wurde nicht mehr ausgegeben, obwohl unsere Kleider durch die Sonne schnell brüchig wurden und zerfielen. Die Brotrationen wurden gekürzt, die größte betrug nun 600 Gramm. Die Gefangenen gingen unterschiedlich mit ihren Brotrationen um. Manche, so wie ich selber, aßen alles frühmorgens auf; andere teilten das zugeteilte Brot in drei oder mehr Teile, die sie über den gesamten Tag verteilt aßen. Wahrscheinlich waren das die Vernünftigeren, nach der Arbeit hatten sie einen Happen zu essen. Wenn ich aus dem Werk kam, ging ich sofort schlafen. Der Schlaf half einem, das verzehrende Hungergefühl loszuwerden.

Ich wurde ein einziges Mal von der Arbeit befreit, wegen hohen Fiebers. Außer mir war nur noch die Diensthabende in der Baracke. Ich lag auf den oberen Pritschen. Auf einem Bett mir gegenüber lag ein 200-Gramm-Stück Brot. Egal wohin ich mich auch drehte, der Gedanke an das Stück Brot behielt seine aggressive Kraft. Der Wunsch zu essen war unüberwindbar. Das Brot flimmerte aufdringlich

2 MedPunkt (medizinischer Punkt) – Raum, Baracke oder Gebäude für die medizinische Versorgung.

und aufreizend vor meinen Augen ... Ich beschloss, das Brot direkt anzustarren, und hämmerte mir ein: Das ist FREMDES Brot! FREMDES! Wenn ich meine Hand danach ausstrecke, bin ich eine DIEBIN! Niemals! Um keinen Preis! Ich schaffe das! Ich muss das aushalten, muss lernen, das auszuhalten! ... Und tatsächlich lockerte sich der Würgegriff des Hungers – ich hatte es geschafft. Schande und Schmach waren mir erspart geblieben!

Mit der Versorgung in Dshangi-Dshir wurde es immer schlimmer. Brot wurde nur noch unregelmäßig geliefert. Das Arbeiten wurde unerträglich. Wir hatten uns alle in Skelette verwandelt. Einmal nach Arbeitsende kam der Vorarbeiter in unsere Baracke. Wir lagen unbeweglich auf den Pritschen, um unsere letzten Kraftreserven zu schonen. »Wer kommt mit in die Sowchose arbeiten? Die wollen eine Lagerhalle fürs Gemüse bauen. Als Belohnung spendieren sie was zu essen.« Ein paar Minuten später hatten sich sechs Leute gemeldet. »Und Sie, wollen Sie nicht mit?«, fragte er mich. Ich verstand natürlich, dass das eine Überlebenschance war; wenn mir nur das Aufstehen nicht so schmerzhaft wäre. Ich überwand den Wunsch, einfach nur liegen zu bleiben, und kletterte herunter.

Es war so gegen sieben Uhr abends, die Hitze nahm langsam ab. Wir mussten ungefähr zwei Kilometer laufen. In der Sowchose erklärten sie uns, dass erst mal die Ziegel gemacht werden müssten. Wir buddelten eine Grube und rührten den Lehm für die mittelasiatischen Ziegel. Während die einen Wasser holten, gruben die anderen die Baugrube. Wir arbeiteten ohne Eile. Es gab ja keine Norm und keinen Wachsoldaten, der uns piesackte. Die Arbeit kam uns nicht schwer vor. Die Leute waren mit uns zufrieden und es war bereits dunkel, als man uns gleich auf der Straße zum Essen an einen überdachten Tisch setzte. Es gab 200 Gramm Brot für jeden, Salz, Melonen und Gurken. An so etwas hatten wir nicht einmal in unseren Träumen gedacht.

Man konnte Kinderstimmen hören, das Geklapper von Eimern und Blechkannen. Eine Frau hatte ihre Kuh gemolken und ging ins Haus ... ein Baby begann zu schreien ... in einem Haus ging das Licht aus ... Menschliches Leben?! Gab es das wirklich? Ach, wir waren so weit davon entfernt ...



Lagerfriedhof in Workuta, im Hintergrund die Abraumhalden (Aufnahme aus den 1950er Jahren)



TATJANA LESCHTSCHENKO-SUCHOMLINA (1903 bis 1998)

Aus den Erinnerungen »Meine Gitarre«

Ihre Kindheit und Jugend verbrachte Tatjana Iwanowna Leschtschenko in Moskau und Pjatigorsk. Ihre Mutter war Klavierlehrerin, ihr Vater Agrarwirtschaftler. Musik spielte eine große Rolle im Leben der Familie. Tatjana spielte Gitarre und sang. Von 1924 bis 1935 lebte Tatjana Leschtschenko im Ausland, studierte Journalistik an der Kolumbianischen Universität, wurde 1929 Mitglied im Verband amerikanischer Berufsschauspieler, spielte am Theater Neuer Dramaturgen in New York, danach in Paris, Palma de Mallorca und London. 1935 kehrte sie mit ihrem zweiten Mann, dem Bildhauer Dmitri Zaplin, und der gemeinsamen kleinen Tochter nach Moskau zurück, bekam bald darauf ihren Sohn. Während des Krieges trat sie in verschiedenen Krankenhäusern auf, ab 1943 gab sie in Moskau Solokonzerte. 1947 wurde sie verhaftet, zu acht Jahren Haft verurteilt und ins Lager nach Workuta geschickt. Nach ihrer Rehabilitierung 1956 gab sie Konzerte ausschließlich vor Freunden und in deren Wohnungen, denn nur so konnte sie damals künstlerisch arbeiten, ohne von ihren Prinzipien abrücken zu müssen. In den Jahren nach der Perestroika fand ihre Konzerttätigkeit dann endlich öffentlich und mit unverändertem Erfolg statt. Zwei Schallplatten mit ihr erschienen, sie arbeitete als Übersetzerin (aus dem Englischen und Französischen), Schauspielerin und Schriftstellerin. 1991 erschien der erste, 1993 der zweite Band ihrer Erinnerungen »Lange Zukunft«. (Sergej Tschesnokow)

*

Am 30. September 1947 kam ich erst spätabends nach Hause. Ein leichter Regen fiel, aber es war warm und die Lichter der Straßenlaternen verschwammen im Nieselregen. Zu Hause angekommen, setzte ich mich in die Küche, trank einen Kaffee und legte eine Patience. Aljonka schlief schon. Kurz nach Mitternacht klopfte es an der Tür. Ich ging öffnen und dachte, dass meine Nachbarin telefonieren wollte. Draußen standen fünf Leute! Drei von ihnen trugen Uniform, unsere Hausmeisterin war als Zeugin dabei. Ich trat wortlos zurück. Mein erster Gedanke war: Einbrecher! Sie betraten mein Zimmer. »Ihren Ausweis!« Lächelnd sagte ich: »Gott sei Dank, ich habe schon gedacht, dass Sie Einbrecher sind. Eine Ausweiskontrolle? Hier, bitte.« Ich gab ihnen den Ausweis. Nachdem sie ihn sich angesehen hatten, holte der ranghöchste Militär ein Blatt mit Stempel aus der Tasche und reichte es mir. Ein Haftbefehl. Mit einem Schlag wurde es ganz still in der Welt, ganz leer, nur das Licht brannte viel greller als vorher. Wortlos setzte ich mich auf einen Stuhl. Gedanken- und gefühllos betrachtete ich Großmutter's spit-

zenverzierten Lampenschirm. »Was ist denn mit Ihnen?! Machen Sie sich fertig!« »Für lange?« »Ich weiß nicht, vielleicht so zwei Wochen.« Ich nahm das Frottierhandtuch, meine Zahnbürste, Seife, einmal Wäsche zum Wechseln, ein Paar Seidenstrümpfe und zog mein bestes, das schwarze, Kleid an, darüber den Mantel. »Wir müssen los!«, sagte einer der Uniformierten. »Kann ich meiner Tochter noch einen Kuss geben?« »Na gut, aber beeilen Sie sich!« Ich ging zu Aljonka, der Uniformierte kam hinterher. Sie schlief. Als ich sie küsste, wachte sie auf und seufzte: »Mama! Wohin gehst du denn?!« Ich antwortete: »Ich muss mal weg. Wahrscheinlich komme ich bald wieder. Pass auf Wanjuscha auf!« und ging hinaus. Vor unserem Hauseingang stiegen wir in ein Auto.

Die Straßen waren menschenleer und still. Wir kamen zum Lubjanka-Gefängnis, zu dem schrecklichen Haus, an dem ich schon so oft und so gedankenlos vorbeigegangen war! Ein Uniformierter klingelte, die Tür schlug hinter uns zu und ich wurde in einen winzigen fensterlosen Raum (Box) geführt. In dem Raum stand ein Stuhl, eine Glühbirne an der Decke leuchtete hell. Das Türschloss schnappte ein. In diesem Moment nahm ein absurder, langandauernder, schwerer Irrsinn seinen Anfang.

Was soll ich groß beschreiben, es gibt ja doch keine passenden Worte. Am schlimmsten in diesem Gefängnis, in dieser Todesstille, am schlimmsten waren die Geräusche. Die Wachen redeten nicht miteinander, sie schnalzten irgendwie mit der Zunge und gaben sich so Signale. Manchmal schrie plötzlich jemand ganz furchtbar, aber das unheimliche Jammern, das folgte, wurde schnell leiser. Suchtkranke sollen so schreien, wenn man ihnen die Drogen abrupt entzieht. Ich wusste nicht, wann man mich mit dem Fahrstuhl nach oben brachte, denn ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Die eigenartigen Flure und Treppen im Gefängnis waren leer und überall mit Maschendraht bespannt, damit sich die Leute nicht runterstürzen konnten – man passte gut auf, dass wir uns nicht umbrachten ...

Im Gefängnis des Ministeriums für Staatssicherheit saß ich einen Monat lang. An meinen jungen Ermittler, Hauptmann Pantelejew, kann ich mit Gelassenheit zurückdenken. Dann kam ich für drei Monate in Einzelhaft ins Lefortowo-Gefängnis. Die Zelle maß neun Schritte in der Länge und vier in der Breite. Sie befand sich im vierten Stock und durch das kleine, vergitterte Fenster konnte ich ein Stückchen Himmel und die vorüberziehenden Vögel sehen. Nach der Einzelhaft kam ich wieder ins Lubjanka-Gefängnis, diesmal in eine Gemeinschaftszelle. Pantelejews Stelle hatte Oberstleutnant Poljanski, eine kleine, böse, rothaarige, verrückte Ratte, eingenommen – ein Sadist und ein Erotomane. Er fluchte schlimmer als die schlimmsten Verbrecher, die mir später im Lager begegnet sind. Zwei Monate später (Pantelejew hatte inzwischen wieder Poljanskis Platz eingenommen) wurde ich zum Verhör beim Staatsanwalt vorgeladen. Das bedeutete, dass sich mein »Verfahren« seinem Ende näherte. Das Verhör verlief außerordentlich milde und sämtliche Aussagen von mir wurden, zu meinem Erstaunen, unverfälscht protokolliert (im Gegensatz zu den vorherigen Verhören). Wie es aussah,

hätte ich wohl kaum mehr als fünf Jahre bekommen. Aber da ich damals noch eine naive Idiotin war, die an Gerechtigkeit glaubte, sagte ich, dass man mich gezwungen hatte, die Verhörprotokolle zu unterschreiben; außerdem wolle ich mich über den Ermittler Poljanski beschweren, der mich geschlagen und das Verhör mit unzulässigen Methoden geführt hatte. Ich konnte sehen, wie Pantelejew ganz blass wurde. Als man mich hinausführte, war er wie zufällig an meiner Seite und sagte leise: »Wenn Sie wüssten, was Sie angerichtet haben!« Ich spürte intuitiv, dass ich Pantelejew leidtat, obwohl er mich bei den Verhören hart behandelt hatte. Wahrscheinlich war ihm sogar an einem leichteren Schicksal für mich gelegen. Er war noch jung. Umso mehr war Poljanski ein notorischer Zyniker und abscheulicher Widerling. Eine Woche später holte man mich zum Verhör, wieder in der Nacht. Ich wurde in ein halbdunkles, großes Bürozimmer geführt. Hinter dem Schreibtisch erhob sich Poljanski zur Begrüßung. Fies grinsend und sich die Hände reibend, kam er auf mich zu: »So, jetzt werde ich mich mal selbst mit Ihnen beschäftigen. Der Luchs wird Sie sich mal vorknöpfen! Sie haben sich also beim Staatsanwalt über mich beschwert?! Ich werde Ihnen zeigen, was es heißt, sich beim Staatsanwalt zu beschweren und das Untersuchungsgeheimnis zu verletzen!« Noch in der gleichen Nacht wurde ich wieder ins Lefortowo-Gefängnis gebracht. Diesmal in eine kellerartige Etage, in eine schreckliche Einzelzelle. Monate eines vollkommen absurden Wahnsinns begannen. Poljanski demütigte mich, wie er wollte. Er schlug mir ins Gesicht, zerfetzte meine Bluse, tobte wie wild und drohte mir mit Erschießung. Viele, viele Tage lang bekam ich niemanden zu Gesicht außer ihm, den Wachposten und den Wärtern. Einmal, in allertiefster Nacht, schaute er mich lange an und sagte dann mit dumpfer Stimme: »Wenn Sie wüssten, mit welchem Vergnügen ich Sie jetzt ... würde und danach bei Ihren Füßchen packen und an die Zellenwand klatschen!« Aber in »diesem« Sinne hat er mich nicht angerührt. Trotzdem habe ich diesen Satz nie vergessen. Damals begriff ich, dass ich mich in einem Irrenhaus befand, in dem er der Wahnsinnige war!

Oft hörte ich, wie die Gefolterten schrien, wie sie stöhnten und flehten – irgendwo da unten ...

Die Wärter im Gefängnis haben mich nicht malträtiert. Gequält hat mich eigentlich nur einer: ein ziemlich junger mit dem abstoßenden Gesicht eines psychisch kranken Scheusals. Stundenlang beobachtete er mich durch das Guckloch, kam auch häufig in meine Zelle. Auf dem Korridor, vor der Zellentür fluchte er aufs Scheußlichste. Ein anderer Wärter, eine gute Seele, hat mir oft unter jedem beliebigen Vorwand Schere und Nadel mit Faden gegeben. Das war eine schöne Abwechslung in diesem trostlosen Gefängnisdasein! Außerdem bat ich manchmal darum, zum Arzt oder Zahnarzt zu dürfen. Ich wurde zu ihnen gebracht, wurde untersucht und bekam Medikamente. Auch das war eine willkommene Abwechslung. Noch größere Freude kam auf, wenn Bücher ausgeteilt wurden, oder Päckchen. Allerdings bekam ich lange Zeit überhaupt keine. Erst später habe ich erfahren, dass die Herausgabe von Büchern und Päckchen an mich viele Monate lang

verboten war. Ich hatte immer großen Hunger, besonders auf Zucker. Ich konnte mich nicht beherrschen und aß meine beiden Stückchen Zucker gleich morgens zum Tee auf. Die Brotration teilte ich mit einem Faden in kleine Stücke, die ich nach und nach aufaß, bis zum letzten Krümel. Jeden Tag gab es das Gleiche zu essen: Suppe und Grütze mit ein wenig Pflanzenöl und Tee. Manchmal (meistens nach Verhören, wenn ich das Mittagessen verpasst hatte) bekam ich einen Nachschlag von den Wärtern. Mein Gott, ich war ihnen so dankbar dafür! Sie boten den Nachschlag von sich aus an, taten viel auf und gossen auch mehr Öl als sonst darüber. Daran erkannte ich, dass ich ihnen leid tat. 20 Minuten lang durfte man unter Bewachung im Hof spazieren gehen. Ich ließ kein einziges Mal aus.

In dieser unteren Etage habe ich mich immer gefürchtet – wegen der Schreie von irgendwoher ... Neben meiner Zelle kam noch eine Zelle und danach, um die Ecke, den Korridor entlang, an drei Karzern vorbei, ging es zur Banja. Einmal hörte ich, wie in einem Karzer ein Mann schrie und flehte, dass man ihn herauslassen möge. Tagsüber konnte man oft die Schreie eines verrückten Deutschen hören. Er schrie auf Deutsch, er schrie wie ein Tier. Auch kam es vor, dass die Schreie sich mit Musik vermischten! Wahrscheinlich legten die Ermittler extra Schallplatten auf, um die Schreie zu übertönen. Nachts brüllten und fluchten die Ermittler dermaßen, dass es zu hören war, obwohl ihre Büros auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes lagen.

Ganz unverhofft wurde ich in eine Zelle in der zweiten Etage verlegt. In der Zelle waren noch zwei Frauen: eine Alte und ein junges Mädchen. Die Alte redete nur von ihrer Tochter Frieda. Sie begriff überhaupt nicht, warum und wofür man sie verhaftet hatte. Das junge Mädchen erzählte, dass sich ein Prinz aus Abessinien um sie bemüht hatte, ein Neger. Er hatte sich in sie verliebt und ihr einen Heiratsantrag gemacht. Den hatte sie abgelehnt. Obwohl die Eltern ihr den Umgang mit ihm verboten hatten, ging sie mit ihm ins Theater und zum Tanzen, denn er war bemerkenswert schön, wenn auch schwarz. Nach Abessinien wollte sie nicht und heiraten wollte sie einen Russen. Sie war Studentin an der Englisch-Fakultät am Fremdspracheninstitut, wurde urplötzlich verhaftet und saß fünf Monate im Lubjanka-Gefängnis. Eines Tages holte man uns zusammen aus der Zelle und führte uns nach unten in eine Box. Dann wurden wir einzeln ins danebenliegende Büro gerufen. Als Erste kam die Alte zurück. Sie war totenbleich. »Zehn Jahre«, brachte sie heraus und rang verzweifelt die Hände. Dann wurde ich reinggerufen. Ein junger Mann in Zivilkleidung, sein Gesicht war wie versteinert, las mir etwas von einem Blatt vor. »Entschuldigen Sie, aber ich habe das nicht verstanden. Könnten Sie es mir bitte noch einmal vorlesen?«, bat ich. Ich hatte wirklich nichts verstanden, es war so komisch formuliert. Er las noch einmal vor: »... acht Jahre Besserungs-Arbeits-Lager wegen antisowjetischer Agitation. Laut Urteil der Sonderkonferenz.« »Für Agitation?«, fragte ich. Er nickte. Nachdenklich sagte ich: »Sie haben wirklich eine sehr traurige Arbeit.« Er sah mich schweigend an, sein Gesichtsausdruck war unbeweglich, irgendwie traurig. »Haben Sie verstanden,

was ich Ihnen vorgelesen habe?«, fragte er und schwieg. Ich sagte: »Acht Jahre, ich soll für acht Jahre in ein, wie heißt das?« »Besserungs-Arbeits-Lager«, entgegnete er. Ich schwieg. Er schaute mich noch einmal an, versteinert, betrübt, als komme er von ganz weit her. Der Wachposten brachte mich in die Box zurück. Ich spürte überhaupt nichts. Als Letzte kam die Junge heraus. Sie weinte und regte sich auf: »Zwei Jahre freie Verbannung nach Kolyma!! Ich bin doch krank, tuberkulosekrank! Das ist eine Gemeinheit! Wofür denn?« Da schluchzte ich lautlos los, stöhnte, begriff endlich. Aber mehr als ich mir selbst tat mir die unglückliche Alte leid. Es wäre leichter gewesen, wenn das Unglück nur mich betroffen hätte. Später musste ich oft an dieses Gefühl denken, dass einen leiden lässt, wenn um einen herum so viel unendliches, unerträgliches menschliches Leid existiert. Besonders schlimm wurde es, als man fünf Jahre später für die Flucht aus der freien Verbannung 20 Jahre bekam. 20 Jahre Zwangsarbeit wegen so etwas. Ich habe Frauen mit diesen Urteilen im Transitlager kennengelernt. Der Kummer hatte alle diese jungen und alten Frauen zerschmettert, erschlagen. 20 Jahre getrennt von Kindern und Männern, von der Familie ... Zurück in der Zelle, kamen wir langsam wieder zu uns. Wir weinten und trösteten uns so gut es ging gegenseitig. Wir sagten uns, dass das erst mal so war und man später die Haftzeit herabsetzen und uns zurückholen würde! Nachdem ein paar Tage vergangen waren, wurden wir nach und nach abgeholt. Ich umarmte die heulende Alte, der ich nie wieder begegnen sollte. Ob sie wohl ihre Frieda jemals wiedergesehen hat? Ich küsste die Junge und sagte: »Sie sollten sich schämen, sich so aufzuregen. Sie haben doch freie Verbannung, noch dazu nur für zwei Jahre. Und wagen Sie es ja nicht krank zu werden!« Auch ihr bin ich nie mehr begegnet. Ich wurde als Letzte abgeholt, nahm meine Sachen: das winzige aus dem Frottierhandtuch geknotete Bündel, den schwarzen Mantel, die schwarzen Schuhe mit den hohen Absätzen. Eine Kopfbedeckung hatte ich nicht.

Am 11. September 1948 wurde ich mit unbekanntem Ziel aus dem Lefortowo-Gefängnis gebracht. Von dem einen Jahr im Gefängnis hatte ich sechs Monate in Einzelhaft verbracht, zweimal jeweils drei Monate. »Viel Glück!«, sagte mir der Gefängnisdirektor, der den Abmarsch beobachtete. »Danke!«, rief ich zurück. Auf der Straße empfing mich ein strahlender, warmer Septembertag – ich liebte diese Herbsttage. Endlich lag das Gefängnis hinter mir. Man brachte mich und 25 Männer in einem »schwarzen Raben« zum Bahnhof (ich glaube zum Nordbahnhof). Ich wurde allein nach hinten in eine unerträglich schmale und stockdunkle Kabine gesetzt. Unterwegs öffnete der Wachposten die Tür einen Spalt breit und ich konnte meine Moskauer Straßen sehen – sonnenüberflutet, voller Leben, so heiter! Ich kann mich erinnern, dass sich in mir so etwas wie Freude meldete: Egal wohin, es konnte nur besser werden, bloß nicht mehr ins Gefängnis! Verglichen mit dem Lefortowo war das Lubjanka-Gefängnis ein ruhiges Plätzchen gewesen: mit Betten (und nicht Pritschen), mit Parkettfußboden (und nicht mit Steinboden wie beim zweiten Mal in Lefortowo in der Kelleretage). Im Lefortowo war es be-

drückend und düster gewesen, aber das Schlimmste an der Einzelhaft war, dass man keine Beschäftigung hatte und die Zeit körperlich spüren konnte. Wie eine bleischwere Last, die einem auf die Schultern gefallen war, drückte sie einen nieder und nahm einem den Atem. Alle Bücher waren längst gelesen, mehrmals, man konnte sie schon auswendig hersagen. Und man dachte, lieber Gott, wenn ich nur irgendetwas zu tun hätte! Selbst Steine schleppen wäre leichter. Irgendwo weit hinter dem Nordbahnhof, mitten auf den Gleisen mussten wir aus dem »schwarzen Raben« aussteigen. Neben einem Zug, an den der Gefangenen-Waggon angehängt war, stand ein blauer Express. Wir wurden in den Gefangenen-Waggon gesetzt – in Abteile mit Vergitterung, hinter der sich der Durchgang befand, dessen Fenster ebenfalls vergittert waren. Unter der Decke der Abteile waren kleine Fenster, auch vergittert. Ich kam in ein Abteil mit sieben jungen Mädchen und einer jungen Frau. Bei ihrem Anblick musste ich losheulen. Ich umarmte und küsste die Mädchen und hatte dabei immer meine Tochter Aljonka vor Augen. Mir wurde bewusst, dass man mich immer weiter fortbrachte von ihr, von zu Hause, von Wanja. Vielleicht sogar für immer. Ich durfte dort nicht sterben, ich musste meine Kinder wiedersehen! Ich musste durchhalten bis zum Wiedersehen mit ihnen! Jetzt, da ich das Schlimmste, das Gefängnis und die Verhöre, hinter mir hatte, packte mich ein gieriges Interesse an allem, was mich umgab: an dem vollkommen neuen Leben, das mich erwartete, an den Menschen, an der Gegend, in der ich leben würde. Aber gleichzeitig bohrte sich ein quälender Schmerz in meine Seele: die Trennung von den Kindern, von den Eltern, der Schwester, von alledem. Die Kinder! Die Kinder! Meine Vergangenheit versank in einem Abgrund.

Auf der Transitstation von Kirow lernte ich die Moskauerin Shenja Schmidt kennen. Die junge Frau hatte beschlossen, sich das Leben zu nehmen. Ich sagte: »Nicht für eine Million Rubel hätten Sie sich eine Karte für dieses Gefängnis-Spektakel kaufen können. Das ist doch interessant! Und beköstigt wird man auch noch ganz umsonst!« Sie hat sich nicht umgebracht. Später arbeitete die ehemalige Tänzerin aus Moskau im Lager »Bergarbeiter« als Fuhrmann, Schweinehirtin, Kesselheizer in der Banja und in der Bäckerei. Im Lager hat sie uns mit Kartoffeln versorgt, die sie am Körper versteckt an der Wache vorbeischmuggelte. Wir kochten die Kartoffeln und dickten die wässrige Brotsuppe damit an. In ihrem früheren Leben war Shenja verwöhnt, elegant und zickig gewesen; im Lager entpuppte sie sich als tapferer Mensch, als fleißige Arbeiterin und sehr gute Freundin.

Nachdem ich zwei Monate wegen Erschöpfung in der Krankenbaracke gelegen hatte, musste ich mich im Theater von Workuta vorstellen. Ich wurde in die Theatertruppe aufgenommen, was ein großes Glück für mich war, da es etliche Vorteile mit sich brachte wie z. B. die Arbeit in einem warmen Gebäude. Ich will noch erwähnen, dass es dort Aufführungen gab, die selbst jene Theaterliebhaber in Begeisterung versetzten, die durch beste Moskauer Inszenierungen verwöhnt waren. Für das Theater wurden die talentiertesten Leute ausgesucht. Und wir alle liebten

unser Theater und waren ihm dankbar, nicht nur, weil es für uns ein Zufluchtsort war, sondern auch, weil es uns die Möglichkeit bot, mit Kunst in Berührung zu kommen. Denn nicht vom Brot allein lebt der Mensch ...

Wie ein Zug ziehen die Schauspieler, Chormitglieder, Orchestermusiker und Bühnenarbeiter des Theaters an mir vorüber ...

Am wohlsten fühlte ich mich in der Gegenwart von Jewgenija Dobromyslowa, einer älteren Intellektuellen aus Leningrad. Wahrscheinlich hatte man sie nur ihrer »Herkunft« wegen verhaftet. Sie konnte wunderbar Klavier spielen. Und glaubte genauso leidenschaftlich und naiv wie ich an jedes Gerücht über die plötzliche Entlassung aller Gefangenen. Sie starb schon bald an einer zufälligen Vergiftung.

Strahlend ragte die talentierte Moskauerin Lola Dobrshanskaja zwischen uns hervor. Die bezaubernde Ballerina mit den schrägen Augen war eigentlich die Ehefrau des Schauspielers Martinson, der in Moskau weiterhin in Wohlstand lebte. Bis zu ihrer Verhaftung hatte Lola nur zum eigenen Vergnügen gelebt, wobei sie sich unglücklicherweise in einen gut aussehenden Ausländer verliebt hatte. Sie war intelligent, hatte eine spitze Zunge und konnte sehr charmant sein. Als sie im Sterben lag (sie hatte die Polargelbsucht), bat sie mich, ihren Sohn Sascha in Moskau aufzusuchen, falls ich überleben sollte, und ihm einen Gruß von seiner Mutter zu überbringen. Nach meiner Entlassung habe ich das getan. Nach Jewgenija Dobromyslowas Tod war mir Lola von allen die Liebste. Die Kriminellen verehrten sie abgöttisch und am Theater liebte sie jedermann. In der Operette »Magd und Husar« war sie der kecke Husar, der ohne Furcht, ganz großartig aus enormer Höhe auf die Bühne sprang und im Flug von dem Tänzer Wanja Bogdanow, einem Gefangenen aus Moskau, aufgefangen wurde. Im gleichen Stück tanzte Lola einen feurigen Zigeunertanz, während die Husaren tafelten. Begraben wurde die safrangelbe Lola in einem Sarg, der in der Theaterwerkstatt für sie hergestellt und mit Silberpapier ausgeschlagen worden war. Der Vorschrift gemäß folgte niemand außer einem Wachsoldat ihrem Sarg.

Georgi Shilzow war der Chorleiter des Theaters in Workuta. Früher hatte er als Lehrer im Gebiet Tschitinsk gearbeitet. 1937 wurde er als Trotzkiist nach Workuta verbannt. Nachdem er dort seine zehn Jahre Lager abgesessen hatte, musste er weiter dort in Verbannung bleiben – für ewig. Natürlich war er niemals Trotzkiist gewesen. Der strenge, bisweilen grobe Alte war bei der Arbeit anspruchsvoll und nörglerisch, in arbeitsfreien Momenten jedoch ein Spaßmacher und Spötter. Er war ein starker Trinker und 1950 hatte er sich dann endgültig zu Tode gesoffen. Möge es ihm gut gehen im Himmelreich, falls es ein solches gibt, denn auf Erden war sein Leben doch recht beschwerlich.

Kolja Soroka war im Krieg in Gefangenschaft geraten und aus einem deutschen Lager nach Italien geflohen. Dort kämpfte er bei den Partisanen und kehrte nach Kriegsende in die Heimat zurück. Hier wurde er geschnappt und gleich zur »freien Verbannung« nach Workuta weitergeleitet. Er konnte Geige spielen. Nach Shilzows Tod übernahm er die Leitung des Chors. Mir gegenüber hat er sich im-

mer anständig verhalten. Als ich an Skorbut litt, hat er mir einen kleinen Beutel mit rohen Kartoffeln besorgt. Er war in die wunderschöne Tänzerin Almasa Balta aus Baku verliebt. An einem Januartag des Jahres 1951 hat er sich aufgehängt. Friede seiner Asche.

Kostja Iwanow aus Leningrad war auch in Gefangenschaft gewesen, war ebenfalls geflohen und ebenfalls in Workuta gelandet, allerdings im Lager. Er hat sich 1950 aus Kummer auf dem Dachboden des Theaters erhängt. Ach, wie traurig das alles ist ... Er war so ein gut aussehender, hochbegabter Schauspieler, so ein lebenswürdiger und intelligenter Mensch. Ganz deutlich sehe ich ihn noch vor mir, wie er an jenem Tag mit aschfahlem Gesicht im Flur an mir vorüberging. Ich wollte auf ihn zugehen, ihm etwas Nettes sagen! Aber ich habe mich nicht getraut. Als dann Zeit zum Abmarsch ins Lager war, fehlte er und sollte schon als geflohen gemeldet werden ...

Mit großer Sympathie erinnere ich mich an all die vielen lieben Menschen: an den alten Charlamow, an Walentina Tokarskaja, an Rafail Cholodow und viele, viele andere kultivierte, achtbare Leute und talentierte Schauspieler.

Der Begabteste unter allen war zweifelsfrei Isja Werschkow (Israil Lwowitsch Werschkow). Bei seiner Verhaftung war er 23 Jahre alt, »Stalin-Stipendiat«¹, Student im 3. Studienjahr am GITIS² in Moskau. »Du spielst den Romeo«, hatte Sawadski am GITIS zu ihm gesagt. Seine Eltern lebten in Kiew, einfache jüdische Leute, der Vater war Schneider. Isja war talentiert, hübsch, ohne Schuld seinem Heimatland gegenüber ... Er wurde zu acht Jahren Lager nach Artikel 58-10 verurteilt und nach Workuta geschickt. Auf der Transitstation im Lager war er dem Gefangenen Doktor Nimbura aufgefallen, der als Arzt in unserem Lagerkrankenhaus arbeitete. Er bat mich, Theaterdirektor Marmontow zu überreden, Isja in seine Truppe aufzunehmen. Ich ging also zu Marmontow. Dazu muss ich sagen, dass ich ein untrügliches Gespür für begabte Leute habe. Ich konnte Marmontow überreden und Isja Werschkow kam ans Theater. Er spielte von Anfang an Hauptrollen, war sehr beliebt im Theater und in der ganzen Stadt. Seiner Mutter – eine junge, gut aussehende Frau, eine typische Ukrainerin – war ich begegnet, als sie ihren Sohn heimlich in Workuta besucht hatte.

Eines Abends nach der Aufführung der Operette »Akulina«, in der er den Haupthelden spielte, sprach er mich traurig hinter den Kulissen an: »Tatjana, ich muss Sie unbedingt sprechen. Ich komme morgen mal bei Ihnen in der Bibliothek vorbei.« Am nächsten Morgen geriet er auf dem Weg vom Lager ins Theater unter einen Lastwagen. Der Wagen war im Schnee stecken geblieben und Isja wollte helfen, ihn herauszuziehen. Alle, Freie und Gefangene, beweineten seinen Tod. Er war gerade erst 25 geworden. Wie Millionen der besten Menschen Russlands wurde auch er zermalmt von der unheilvollen stalinistischen Epoche. Als im Juni der Schnee taute, kam seine Mutter noch einmal nach Workuta. Die schöne, junge

1 Stalin-Stipendiat – Auszeichnung (erhöhtes Stipendium) für Studenten mit Einser-Durchschnitt.

2 GITIS (Staatliches Institut der Theaterkünste) – berühmte Theaterhochschule in Moskau.

Frau hatte sich in eine Greisin verwandelt. Auf den Eingangsstufen des Theaters fiel sie nieder und stöhnte weinend: »Hier ist er entlanggegangen.« Unermessliches menschliches Leid!

Am Klavier machte ich meinem Herzen Luft. Unter dem Vorwand, noch eine Begleitmusik einüben oder Noten abschreiben zu müssen, gelang es mir manchmal, in den Pausen am Theater bleiben zu können, während alle anderen in die Zone geführt wurden. Obwohl mich die Musik nicht von meinem Kummer befreien konnte, wirkte sie doch auf geheimnisvolle Art beruhigend. Ich schrieb auch Gedichte, besser gesagt, sie schrieben sich selbst, sie erklangen in mir wie Lieder. Auch sie verschafften mir irgendwie Erleichterung.

Alle am Theater verhielten sich mir gegenüber anständig, den strengen Theaterdirektor Marmontow eingeschlossen. Er besaß durchaus ein Gefühl für Gerechtigkeit, wir konnten uns wiederholt davon überzeugen. Im Umgang mit uns war er zwar trocken, aber immer korrekt. Hier muss ich unbedingt festhalten, dass es an diesem Theater weder Grobheiten noch Intrigen gab. Auch die Zuträgerei fand hier keinen Nährboden, ganz offensichtlich, weil sie von der Direktion nicht unterstützt wurde. Vormittags wurde geprobt und abends gab es fast täglich Aufführungen. Wir hatten viel zu tun und gaben unsere ganze Kraft. Es liefen Opern wie »Eugen Onegin«, »Der Bajazzo«, Ausschnitte aus »Fürst Igor«; die Operetten »Die Leibeigenen«, »Freier Wind«, »Silva«, »Die lustige Witwe«, »Hochzeit in Malinowka«; Stücke sowjetischer Autoren und der Weltliteratur. Es war so viel, dass ich mich nicht an alles erinnere – ein breit gefächertes Repertoire. Die Dekorationen zu den Stücken entwarf und gestaltete Bendel, ein ausgezeichnete Theatermaler aus Moskau. Bei der Umsetzung halfen ihm die Bühnenarbeiter, allesamt Gefangene. Es gab zwei Dirigenten! Den Gefangenen Wijelgorski aus Kiew und den Gefangenen Mikoscha aus Moskau. Beide waren Profimusiker, Absolventen von Konservatorien, hochanständige Leute. Erster Regisseur war der Schauspieler Nikolai Bykow, ein Freier. Er kam vom Moskauer Kammertheater, war intelligent und ein fähiger Regisseur. Seine Augen blickten gutmütig und verständnisvoll, allerdings vermied er, aus nachvollziehbaren Gründen, den engeren Kontakt zu uns.

Workuta ist eine düstere Stadt. Die ganze Erde scheint im Schneegestöber zu schreien und zu heulen vor unerträglichem, ausweglosem Kummer. Der Schneesturm tobt, der Wind heult und peitscht, und du selbst taumelst in diesem Chaos, bahnst dir mit der Brust einen Weg, weil du weißt, wenn du stehen bleibst, ist dein Ende, dein Tod besiegelt. Und so gehst du, schnappst nach Luft, fällst hin, stehst wieder auf, klammerst dich mit jeder Faser ans Leben, errätst intuitiv den Weg.

Zu dieser Zeit war ich »unbewacht«. Am Theater waren nur noch zwei gefangene Frauen, ich und die Schneiderin. Ich musste die festgelegte Route vom Lager ins Theater und nachts zurück ins Lager ohne Begleitschutz gehen, vollkommen auf mich allein gestellt. Ich hatte solche Angst! Sieben Kilometer bei grausamem Frost, im Schneesturm. Manchmal sah ich im Nachthimmel über mir, wie das grünliche Polarlicht flimmerte, sich wand und dann zerfloss. Ich hatte ei-

nen weiten Weg, musste einen Fluss überqueren, bergauf, bergab gehen. Um mich nichts als stockdunkle Finsternis. Keine Menschenseele weit und breit, nur die Lichter vom Elektrizitätswerk leuchteten über der Stadt und dem Fluss wie bei einem Schiff, das in die Unendlichkeit davonschwimmt, weit entfernte Strahlenbündel. Ich erinnere mich, dass ich einmal im Schneesturm hingefallen war und laut heulte, wie der Wind um mich herum. Ich kam fast um vor Kummer, vor Angst, vor Erschöpfung und bei dem Gedanken, dass mir die Kraft zum Aufstehen fehlen könnte und ich hier erfrieren müsste, mich der Schnee zuwehen würde. Es waren die Erinnerung an meine Kinder und der sture Wille zu überleben, die mich zum Aufstehen zwangen und ins Lager führten. Der wachhabende Posten am Tor sagte: »Wir dachten schon ...«

Ich erinnere mich auch, wie ich am Heiligabend des Jahres 1950 mit einem Tannenzweiglein zurück ins Lager ging. Den Tannenzweig hatte ich fürsorglich im Theater aufgelesen, wo eine »Weihnachtsfeier« für die Freien stattgefunden hatte. Ich nahm ihn mit, weil ich damit die anderen erfreuen und unsere Baracke verzieren wollte. Diese so wahnsinnig chaotisch gemischte, riesengroße Frauenbaracke am anderen Ufer des Flusses Workuta. In die nachts die Männer einbrachen, um die Frauen zu vergewaltigen, und in der sich die Verbrecherinnen, Diebinnen und Mörderinnen untereinander prügelten. In dieser Baracke gab es nur wenige »58er«. Ich und die Schneiderin Jelisaweta Michailowna lebten ständig in der Baracke und gingen mit Passierschein ins Theater arbeiten. Ansonsten wechselte die Belegung andauernd, es war ja ein Durchgangslager. Als ich in jener Nacht die Baracke betrat, war ich überrascht von der Sauberkeit und Stille, die mich empfingen. Alle Frauen knieten auf dem Fußboden und beteten. Vor zwei Tagen war eine Gruppe mit Frauen aus der Westukraine eingetroffen, »58er«. Alle Frauen in der Baracke knieten. Die Ukrainerinnen sangen Kirchenlieder. Ukrainerinnen können großartig singen, sie singen ohne Noten »a cappella«, singen nach Gehör unglaublich gut mit bis zu vier Stimmen. Nein, das werde ich niemals vergessen! Sie sangen und wir hörten zu, sogar die allerschlimmsten Verbrecherinnen waren in diesem Moment ruhig, waren »wie alle«. Danach schoben wir die Tische zusammen, legten weiße Laken darauf und jede von uns steuerte zum »Festmahl« bei, was sie gerade besaß. Mein Zweiglein stellten wir in eine leere Flasche und hängten Bonbons daran, sogar eine Mandarine fand sich. Wir befestigten auch ein Stück Wachskerze an dem Tannenzweig und zündeten sie an. Anschließend setzten wir uns an die Tafel. Alle benahmen sich ruhig und manierlich. Jede bekam einen Becher Tee, jede wurde bewirtet.



Verwaltungsgebäude des SIBLag in Nowosibirsk (zeitgenössische Aufnahme)



CHAWA WOLOWITSCH (1916 bis 2000)

Über Vergangenes

Chawa Wladimirowna Wolowitsch wurde in der Stadt Mena im Gebiet Tschernigow (Ukraine) geboren. Nach der Schule arbeitete sie als Setzerin in einer Druckerei, anschließend als Korrektorin in der Redaktion des Lokalblattes. 1937 wurde sie verhaftet und zu 15 Jahren Lager verurteilt. Zuerst arbeitete sie im Norden beim Bau der Eisenbahntrasse Kotlas-Workuta, danach an der Trasse Uchta-Workuta. Später war sie Schauspielerin bzw. beim Puppentheater des Theater-Estraden-Kollektivs (TEKO). Nach dessen Auflösung kam sie ins SibLag¹ – erst nach Suslowo, dann ins »Leibeigentheater« nach Mariinsk. Das letzte Jahr ihrer Odyssee verbrachte sie in einem Lager mit neuem, verschärftem Regime. Nach ihrer Entlassung musste sie noch drei Jahre in Verbannung leben, bevor sie 1956 in ihre Heimat nach Mena zurückkehren durfte. Dort arbeitete sie u. a. im Schweinestall, als Pförtner und Heizer. Am örtlichen Kulturhaus² rief sie eine Laiengruppe für Puppenspiel ins Leben.

*

1931–1937

... Meine Träume reichten nicht weiter als bis zu einer Werkbank in irgendeinem Großbetrieb. Von so etwas träumten damals fast alle Jugendlichen. Mit zwölf wäre ich fast in eine sogenannte Fabriklehre gegangen, in der nichts weiter gelehrt wurde als die Herstellung von Hockern. Ich wurde nicht angenommen, was mich nicht weiter betrübte, da die Hockerherstellung doch eine zu prosaische Sache war, provinzielle Handwerkelei. Ich brauchte eine große Fabrik mit rauchenden Schloten oder die Taiga mit Waldarbeitern im tiefen Schnee. (Das hatte ich mal im Kino gesehen.) Oder, als Gipfel aller Träumereien, eine Expedition, ob nach Afrika oder in die Arktis war mir egal.

Fast alles konnte ich später bis zum Geknicktmehr kennenlernen. Die Taiga mit Holzarbeitern ebenso wie arktische Kälte. (Gut, dass es in der UdSSR kein Afrika gibt.) Und überhaupt habe ich alles bekommen, was in unserer Jugend unter der Losung »Wir packen es!« lief – allerdings wie einen Schlag in die Fresse.

Nachdem ich 1931 die Prüfungen der Sieben-Klassen-Schule bestanden hatte, brachte mich mein Vater als Lehrling in der Setzereiabteilung der Druckerei unter, die im selben Jahr in unserem Gebietszentrum aufgemacht hatte.

1 SibLag (Sibirisches ITLager) – großer Lagerkomplex mit Verwaltungssitz in Nowosibirsk und Mariinsk.

2 Kulturhaus – sozialistischer Gesellschaftsbau für die kulturelle Betätigung der Werktätigen bzw. für die Durchführung kultureller Veranstaltungen (Arbeitsgemeinschaften, Theater-, Tanz- u. Kinoaufführungen u. a.).

Mein Gott, was hat mir meine Arbeit am Anfang Spaß gemacht! Ich kam mir so was von wichtig vor, wenn ich mit rotem Kopftuch und farbverschmierter Nase stolz von der Arbeit nach Hause zog! Alle sollten sehen, dass ich eine Arbeiterin war, ein Teil der Diktatur des Proletariats.

In jenen Jahren regnete es Direktiven, Verordnungen, Erlasse und Gesetze aus dem Kreml. Indem ich Tag für Tag solche Texte setzte, bekam ich meine ersten Stunden Polit-Unterricht. Und nicht nur Polit-Unterricht. Ich erfuhr auch, woher die Kinder kommen. Ja wirklich, und zwar beim Setzen der Direktive über die Beschälung bei Pferden.

Die Jahre 1932 und 1933. Das Leben wurde immer schwieriger. Durch die Straßen streunten Pferdeskelette mit grindigem Fell. Weil die Bauern nichts zum Füttern hatten, jagten sie die Pferde in die Nachbardörfer oder ins Gebietszentrum, genauso wie die Katzen und Hunde. Den Bauern, die nicht in die Kolchose eintreten wollten, nahm man einfach ihr gesamtes Getreide weg, die Kartoffeln, sogar die Bohnen. Oft wurden bei der Suche nach Getreide die Öfen³ in den Hütten, manchmal gleich die ganze Hütte abgerissen. Ab 1933 gab es keine Kulaken mehr. Auch Einzelbauern waren keine übrig geblieben. Jetzt wurden die Kolchosmitglieder »entkulakisiert«.

Die Vorgaben für die Getreideabgaben galten nicht nur für die Kolchosen, sondern auch für die Kolchosmitglieder selbst, obwohl diese außer ihren kleinen Gartengrundstücken direkt am Haus schon lange keinen Boden mehr besaßen. Es gab keine einheitlichen und festen Pläne. Hatte eine Kolchose den Hauptplan erfüllt, wurde ihr sofort ein »Gegenplan« auferlegt. Der »Gegenplan« – das ist ein Beispiel für die kriminelle Verlogenheit, die wie ein großer schwarzer Fleck jene furchtbare Zeit beschmutzt hat. Es sollte so aussehen, als ob sich die Kolchosen und Kolchosmitglieder aus eigenem Antrieb heraus, weil sie mit den »kleinen« Plänen unzufrieden waren, Abgabepläne fürs Getreide bis zum letzten Getreidekorn auferlegt hätten. Als würde es sich dabei nicht um »unser täglich Brot« handeln, sondern um Schokoladenpralinen, auf die man ohne Weiteres verzichten konnte. Und schon zogen die Vollstrecker dieser Lüge durch die Bauernhütten und nahmen alles mit, was ihnen in die Hände fiel, und wenn es der letzte Brotlaib war. Sie plünderten die Kornkästen der Kolchose, und wenn man ihnen sagte: »Nichts da«, antworteten sie: »Nichts da kann nicht sein! Du selbst frisst doch was, willst bloß nicht mit dem Staat teilen!«

Und so zog das Unglück durchs Land. Und der Hunger mähte die Menschen nieder. Ich weiß nicht, ob sich heute noch jemand daran erinnert? Man hört nichts mehr darüber.

Dunja, die Schwester meiner Freundin, ein 15-jähriges Mädchen, hatte sich in einen Milizionär verguckt. Das war natürlich keine Liebe, sondern der Drang, sich irgendwie vor dem Hunger zu retten. Mit 16 gebar sie ein Mädchen und

3 Ohne Ofen war eine russische Bauernhütte nicht funktionstüchtig. Er war oft der einzige gemauerte Bestandteil, diente zum Beheizen der Hütte, zum Kochen und als Schlafplatz.

wurde von ihrem Mann zu seinen Eltern in ein weit entferntes Dorf geschickt. Ein Jahr später kam sie zu ihrer Mutter zurück, weil man die Eltern ihres Mannes – sein Vater war der Dorfpope – deportiert hatte und ihre Ehe wegen ihrer Minderjährigkeit nicht anerkannte. Sie durfte weder ein Stück Brot noch ein Kleidungsstück mitnehmen. Einer von den Aktivisten der Enteignungstruppe hatte die Decke mit dem Baby an einem Zipfel gefasst, daran gezogen und den Säugling auf das nackte Bettgestell rollen lassen. Danach warf er die Decke auf den Haufen mit den anderen Sachen, die man der Familie weggenommen hatte.

An eigenes Leid gewöhnt man sich wie an eine chronische Krankheit, fremdes dagegen kann einen manchmal zu Tränen erschüttern. Aber nicht Dunjas Leid hat mich zutiefst erschüttert. Sie hatte ihr Kind, die kleine Wera, bei ihrer Mutter gelassen und war fortgegangen, um woanders ein beständigeres Glück zu suchen. Dunjas Vater war inzwischen gestorben und die Familie am Verhungern. Wenn es Dunjas Mutter gelungen war, etwas Essbares aufzutreiben, dann sah sie zu, dass sie die eigenen Kinder satt bekam. Der Enkeltochter gab sie nichts, damit sie schneller verhungerte. Werotschka verwandelte sich in ein kleines Skelett, bespannt mit gelblicher Haut, die von weißem Flaum bedeckt war. Tagelang lag sie im Bettchen, ohne die Augen zu schließen, die wie Glasknöpfe in ihrem Totengesicht glänzten; sie wollte einfach nicht verhungern. Ihre kleinen Lippen, die noch nicht gelernt hatten, »Mama« zu sagen, flüsteren »Issi!«, baten um Essen.

In meiner Familie stand nur mir allein eine Lebensmittelration⁴ zu: 30 Pfund Mehl pro Monat. Für eine Person war das viel, aber für sieben Leute reichte es nicht. Wir kamen zwei Wochen mit dem Mehl über die Runden. Wir kochten Mehlbrei, den wir mit Sauerampfer und Melde zubereiteten. Aber selbst diese armselige Plempe blieb uns oft wie ein Kloß im Hals stecken, wenn sich vor unserem Fenster die Hungernden aus dem Süden drängten und mit herzerreißendem Stöhnen jammerten: »Frau, gib uns was!«

Wenn wir Essbares im Hause hatten, gab ich der kleinen Werotschka einen Teil von meiner Portion. Sie krallte sich mit ihren Kükenpfötchen am Napf fest, schluckte den Inhalt blitzschnell runter und zeigte dann mit dem Finger zum Fenster. Dann brachte meine Freundin sie raus in die Sonne und setzte sie auf den Rasen. Die Kleine ließ sich sofort auf den Bauch fallen und begann mit ihren gelben Greisenfingerchen Gras zu zupfen, das sie sich gierig in den Mund stopfte. Viele, viele andere Kinder und Erwachsene hat diese Grasdiät umgebracht, aber die kleine Wera war stahlhart! Sie hat überlebt, bis bessere Zeiten anbrachen und hat sich in ein wunderschönes Mädchen verwandelt. (Immer, wenn ich später in den Lagern Pellagra-Kranke sah, musste ich an Werotschka denken, deren Kleinkinder-Verstand Gras als hungerstillendes Mittel erkannt hatte.)

Während ich bei meiner Arbeit in der Druckerei Buchstabe für Buchstabe setzte, dachte ich über den Text nach, versuchte den Inhalt zu ergründen. »Ge-

4 Lebensmittelration – De facto konnte über große Zeiträume in der Geschichte der UdSSR die Bevölkerung nur über ein Zuteilungssystem mit Nahrungs- und Lebensmitteln versorgt werden.

treide rauspumpen«, »Gegenplan« – damals vollkommen alltägliche Schlagwörter. Aber hinter ihnen verbargen sich schreckliche Inhalte. »Gegenplan« – das bedeutete den Untergang der noch nicht einmal richtig auf die Beine gekommenen Kolchosen. »Getreide rauspumpen« – das waren Horden von Hungernden, die auf der Suche nach Nahrung von einem Ort zum anderen zogen. Das waren Hunderte verlassener Dörfer, Leichen auf den Straßen, ausgesetzte Kinder. Das waren Krankenfahrwerke, voll beladen mit nackten Skeletten. Niemand machte sich die Mühe und deckte sie zu. Sie wurden zum Friedhof gebracht und wie Abfall in eine große Grube geworfen.

Wenn ich von der Arbeit nach Hause ging, mied ich den kürzeren Weg über die Hauptstraße, um die hungrigen Augen der Leute nicht sehen zu müssen. Ich lief durch die Gärten, am Friedhof entlang. Einmal sah ich am Friedhofszaun einen kleinen Jungen. Er war vielleicht sechs. Aus der angeschwellenen und zerplatzten Haut seines grünlich verfärbten Gesichtes sickerte Flüssigkeit, aus der rissigen Haut seiner geschwellenen Beine ebenso. Unterhalb seiner handgewebten Hose floss das gerade gegessene Gras an seinen Beinen herunter; sein atrophischer Magen war nicht mehr in der Lage, auch nur eine Winzigkeit davon zu halten und zu verdauen. Der Junge stand einfach nur da, vollkommen reglos. Seinem halb geöffneten Mund entrang sich ein dünnes »i... i... i...« Er bat um nichts und erwartete von niemandem Hilfe. Er hatte mit ansehen müssen, wie erwachsene Leute – die eigentlich verpflichtet waren, seine Kindheit zu beschützen und nicht zu vernichten – gekommen waren und seiner Familie alles bis auf den letzten Krümel weggenommen hatten, sie damit dem sicheren Hungertod überlassend. Alle Menschen waren böse und er hatte Angst vor ihnen. Deswegen suchte er nichts mehr auf den bevölkerten Straßen, sondern war hierher, zu diesem Friedhofszaun gekommen. Vielleicht hatte er gehofft, etwas Essbares zu finden. Gefunden hatte er den Tod.

Ich weiß nicht, ob in jenen Jahren der weltweiten Krise – als auch die reichen Länder keine Absatzmärkte für ihr Getreide fanden und es ins Meer schütteten – das Brot, das sie den Kindern wegnahmen, bei der Industrialisierung⁵ des Landes half. Wahrscheinlich nicht. Das Getreide vergammelte auf Förderbändern und anstatt der Bevölkerung wenigstens einen Teil davon zurückzugeben, begannen sie mit einer universellen Branntweinbrennerei und füllten diejenigen ab, die noch trinken konnten oder noch einen Grund dazu hatten.

Als die gute rote Sonne⁶ dann begriff, dass sie den Bogen überspannt hatte, wollte sie nicht als das schwarze Schreckgespenst in den Augen des Volkes dastehen. Und deshalb erschien der berühmte Artikel »Schwindlig vom Erfolg«, in dem alle Schuld von einem kranken Kopf auf die Trottel in den lokalen Führungsebenen abgewälzt wurde. Dabei trauten die sich ohne Befehl von oben nicht mal zu atmen; wenn allerdings einer kam, dann verausgabten sie sich wie ein From-

5 Industrialisierung – seit 1928 Kampagne zur raschen Umwandlung des traditionellen Agrarstaates in einen sozialistischen Industriestaat.

6 Hier ist Stalin gemeint, der sich gern als Sonne bezeichnen ließ.

mer beim Gebet. Nur mit dem Unterschied, dass sie dabei nicht ihre eigenen, sondern fremde Schädel zerschlugen. Kein Führungskader, weder auf Dorf- noch auf Republikebene, traute sich auch nur einen Mucks ohne Kommando des Führers zu tun. Und diese Kommandos trafen auf ihrem Weg von ganz oben nach unten auf lauter Misthaufen voller Kriechertum und Karrierismus, auf denen »Gegenpläne« und »Gegengegenpläne« ohne Ende gediehen, die Landwirtschaft in den Ruin und hunderttausende Menschen in den Hungertod trieben.

Natürlich war es nicht die Sache von so einem jungen Ding wie mir, die Führer und Genies zu verurteilen. Ich verurteilte sie auch nicht. Aber über Dinge, die sich vor meinen Augen abspielten, redete ich offen und ohne Umschweife, in dem naiven Glauben an die Unbestrafbarkeit der Wahrheit.

Zu jener Zeit arbeitete ich bereits in der Redaktion. Die Korrektoren und redaktionellen Mitarbeiter waren damals fast alle Gelegenheitsarbeiter, denen Grammatik und Orthografie nicht besonders vertraut waren. (An den Hochschulen wurde ja im Schnellverfahren studiert.) Ihre Übersetzungen vom Russischen ins Ukrainische waren hölzern. Wenn ich am Setzkasten arbeitete, berichtigte ich Satzzeichen und beseitigte grammatische und stilistische Holprigkeiten, obwohl ich keineswegs dazu befugt war. Ich verbesserte Übersetzungen und schrieb einige ziemlich gelungene Feuilletons, jedenfalls am Niveau unseres Blättchens gemessen. Der Redakteur hatte mich in die Redaktion geholt, weil der aktuelle Korrektor und Redaktionsmitarbeiter, ein Mathematiker, eine Stelle an einer Schule bekommen hatte. Von hier aus schritt ich gemächlich, und ohne es selbst zu bemerken, meinem Unglück entgegen.

An meine damaligen Arbeitskollegen will ich mich weder mit guten noch mit schlechten Worten erinnern. Friede ihrem Alter, falls sie noch leben und falls nicht – Friede ihrer Asche. Aber ich hätte doch lieber den Rest meines Lebens weiterhin am Setzkasten gearbeitet, anstatt den kleinlichen Neid auf fremden Erfolg kennenzulernen.

Der Redakteur lobte meine Feuilletons und ließ sie ohne Berichtigungen drucken. Die schriftstellerischen Anstrengungen zweier Kollegen putzte er dagegen herunter. Auf diese Weise kam ich zu zwei Feinden – Jungen, mit denen zusammen ich in der Schule »Wie der Stahl gehärtet wurde«⁷ gelesen und »Dem kühlenden Morgen entgegen«⁸ gesungen hatte. Der Leiter der typografischen Abteilung: »Ich stehe seit 20 Jahren am Setzkasten, aber mir wurde noch nicht die Ehre zuteil, zur sauberen Arbeit wechseln zu dürfen. Und diese Göre arbeitet noch nicht mal zwei Jahre hier und hat sich schon zur »Intelligenz« gemausert! Unglaublich!« Ich hatte diesen Drucker ein paar Mal beim Austauschen von Lettern erwischt, einem typischen Spaß in der Druckbranche. Allerdings bekamen die Wörter dadurch einen gefährlich witzigen Sinn, weswegen wir einmal heftig aneinandergerieten. Aber der größte Feind war meine eigene Zunge.

7 Propaganda-Roman von Nikolai Ostrowski, in der UdSSR Schulpflichtlektüre.

8 Populäres sozialistisches Aufbau lied in der UdSSR.

1935–1936. Ein Jahr voller Satttheit (relativer) und Jubellieder. Die Ermordung Kirows, die alle erschütterte. Danach die Welle des Großen Terrors. Und viele Wellen anschwellenden Wohlwollens und Liebe dem Führer gegenüber. Dann der gewaltsame Tod der Helden des Bürgerkrieges, der Revolution, der ersten Jahre der Sowjetmacht. Es gab genug, um erschüttert zu sein und ins Nachdenken zu geraten. Die Helden unserer Kindheitstage! Sie hatten ihr Leben nicht geschont, hatten ihr Blut für die Sowjetmacht vergossen und waren nun plötzlich, da diese Sowjetmacht in Blüte stand, zu deren Feinden geworden.

In meinem Kopf regten sich Zweifel, noch war ich nicht vollkommen verblödet. Meine Zweifel legte ich den Älteren dar, dem Redakteur. Aber niemand konnte mir etwas sagen. Man riet mir lediglich, den Mund zu halten. Andere sagten: »Bei uns wird keiner umsonst verurteilt!« Ich begann mich in der Redaktion unwohl zu fühlen. Die Lügelei erdrückte mich. Um mich herum nichts als Lügen. Wenn man zu einem alten Partisan⁹ oder einem Stoßarbeiter¹⁰ geschickt wurde, um ihn zu interviewen, dann erzählte er das Eine, aber schreiben musste man etwas vollkommen anderes.

1937–1953

Im Sommer 1937 war bei uns im Bezirk die Hölle los. Die komplette Bezirksleitung wurde abgesetzt, der von mir hoch geachtete Redakteur ebenfalls. Ich hielt es nicht mehr zu Hause aus. In den Zeitungen hatte Walentina Chetagurowa die Mädchen aufgerufen, in den Fernen Osten auf die Baustellen zu fahren. Ich beschloss zu fahren. Ich wollte nicht nur von den großen Baustellen lesen, ich wollte dabei sein. Weder die Einwände meiner Verwandten noch die Tränen meiner Mutter konnten mich abhalten. Ich ging mehrmals zum NKWD wegen der Genehmigung. Ich kannte wirklich jeden in unserem Nest, aber eines Tages waren zwei NKWDler im Büro des Natschalniks, die ich nicht kannte ... Ich kehrte nie mehr nach Hause zurück. Tja, so war das. Die anderen haben sie nachts aus warmen Betten geholt und ich bin selbst zu ihnen gegangen.

Alles, was nach diesem unglückseligen 14. August 1937 passierte, kam mir wie ein Traum vor. Wie im Traum habe ich, was mir widerfuhr, eher von der Seite betrachtet als es durchlebt.

Wie viele meiner Schicksalsgefährten glaubte ich, dass man mich nicht lange festhalten würde. Gleichzeitig war mir klar, dass mein bisheriges Leben unwiderruflich verloren war, da selbst ein kurzer Gefängnisaufenthalt einen Schandfleck für den Betroffenen darstellte. Trotz allem war ich auch irgendwie neugierig, was nun kommen würde. Nachdem ich den Ermittler allerdings näher kennengelernt

9 Partisan(en) – Kämpfer, die, ohne einer regulären Armee anzugehören, aus dem Hinterhalt gegen eine Besatzermacht kämpfen, wobei der Begriff in der UdSSR positiv besetzt war und ausschließlich Kämpfer meinte, die die Sowjetarmee unterstützten (hier also im Bürgerkrieg).

10 Stoßarbeiter – herausragende Werktätige, die die Normen übererfüllten.

und erfahren hatte, was die von mir wollten, wick diese kindliche Neugier dem durchaus erwachsenen Gefühl des Verdammenseins und der Verzweiflung.

Zu meiner Verwunderung war die Gefängniszelle hell und sauber. Sechs Betten mit abgenutzten Decken. Sechs Frauengesichter, sechs Augenpaare, die mich ansahen. Es wurde noch ein Bett mit Bettzeug reingebracht. Die Tür schlug zu, und ich stand da und wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Wie ein paar gastfreundliche Hausfrauen machten mir die Zelleninsassinnen das Bett, ließen mich waschen und boten mir etwas zu essen an. Ich wollte nichts essen. Seit zwei Tagen hatte ich keinen Bissen zu mir genommen und der Gedanke ans Essen widerte mich an.

Wer waren sie? Wofür saßen sie? Zwischen ihnen wirkte ich wie ein Küken, wie ein Kind. Was hatte z. B. die stattliche Erscheinung mit der grauen Strähne im dunkelblonden Haar angestellt? Sie lag auf dem Bett, rauchte eine Selbstgedrehte und schaute mich unter geschwollenen Augenlidern hervor an. Das war bestimmt eine überzeugte Trotskistin. Oder die andere mit den langen Zöpfen, in denen einige Silberfäden blitzten, obwohl ihr Gesicht noch sehr jung aussah. Bestimmt hatten alle was auf dem Kerbholz, denn sie schienen schon recht lange zu sitzen: Ihre Gesichter waren blass und aufgedunsen. Ich nahm mich unter ihnen wie ein weißer Rabe aus. Schließlich hatte ich nichts Schlechtes getan und würde diese Zelle bald verlassen. »Wofür haben sie dich verhaftet?«, fragten sie. Was sollte ich ihnen denn sagen? Wenn ich sagte »keine Ahnung«, würden sie mir nicht glauben. Dann würde die Wärme, Anteilnahme und Herzlichkeit verschwinden, mit der sie mich empfangen hatten. Und die hatte ich bitter nötig. Sie würden sagen: »Wegen nichts kommt man nicht ins Gefängnis!« und würden sich voller Verachtung von mir, einer Lügnerin, abwenden. Also musste ich mir etwas ausdenken, damit ich im Kreise dieser netten Verbrecherinnen als Gleichberechtigte anerkannt würde. »Ich bin eine Saboteurin«, sagte ich schüchtern. »Was für eine Sabotage hast du denn angestellt?« »Brandstiftung.« Komisch! Anstatt mich mit offenen Armen zu empfangen, ließen mich die Frauen einfach stehen und widmeten sich ihren Angelegenheiten und Gesprächen. Sie schenkten mir keinerlei Beachtung mehr. Ich war entmutigt. Die letzten Tage waren anstrengend gewesen und ich war völlig erschöpft. Als das Signal zur Nachtruhe ertönte und die Frauen sich hinlegten, tat ich das Gleiche. Aber ich hatte noch keine fünf Minuten gelegen, da wurde ich auch schon abgeholt, in einen »schwarzen Raben« gesetzt und zum Ermittler gebracht. Es war derselbe, der mich beim NKWD nicht mehr fortgelassen hatte. Anscheinend wollte er das selbst gefangene Fischlein auch persönlich ausnehmen.

Im Groben war mir bereits klar, was die von mir wollten. Er hatte mich bereits in der Gebietsdienststelle nach meinem Verhältnis zu dem Redakteur ausgefragt, von der »verbrecherischen Beziehung zu diesem ukrainischen Nationalisten und Chauvinisten« gesprochen. Ich war erschüttert: Unser Redakteur sollte ein Nationalist und Chauvinist sein?! Wieso hatte er mich dann vor den absurden Angriffen

der jungen Instrukteure, vor dem Unfug treibenden Drucker und dem durchtriebenen Leiter der typografischen Abteilung in Schutz genommen? Warum hatte er dann in schweren Zeiten seine Talons für den geschlossenen Verteiler¹¹ meinem Vater gegeben (damit der sich dort Schuhe und Hosen kaufen konnte) und war selber im Sommer barfuß gelaufen? Er war ein guter Mensch und gute Menschen können keine Verbrecher sein. Er war der ehrlichste, reinste Mensch, den ich kannte. Welcher Idiot hatte ihn verleumdet und behauptet, dass er ein Nationalist und Chauvinist wäre?

»Berichten Sie von der Organisation, der Sie und der Redakteur angehörten. Nennen Sie die Namen von den Mitgliedern der Organisation.« Der war ja vielleicht kauzig, dieser Ermittler! Immer wieder erklärte ich ihm, dass es in unserem Örtchen keinerlei Organisationen geben konnte. Bei uns war alles viel zu normal. Die einfachen Leute dachten an ihr Gehalt und die Natschalniks an die Planerfüllung. Alle verehrten Stalin und verurteilten die Feinde des Volkes. Woher sollte denn da eine feindliche Organisation kommen? Er glaubte mir nicht und stellte mir zum x-ten Mal dieselbe Frage, so lange, bis er selbst keine Lust mehr hatte und zum Abendessen ging.

Dann gab es mal was Neues beim Verhör:

»Haben Sie behauptet, dass die Gegenpläne die Kolchosen ruinieren?«

»Ja, habe ich. Aber es stimmt ja auch!«

»Sie nehmen sich also heraus, die Partei zu kritisieren?«

»Aber das hat doch nicht die Partei angerichtet, sondern irgendwelche einzelnen Personen.«

»Sie sind etwas zu jung, um selbst zu solchen Schlussfolgerungen gelangen zu können. Wer hat Ihnen das eingeflüstert?«

»Niemand. Das sind meine eigenen Schlussfolgerungen.«

»Gegen wen wollten Sie Terror anwenden?«

»Selbst wenn ich einer Organisation angehören würde, dann mit Sicherheit keiner terroristischen. Ich kann nicht mal einen Käfer zerquetschen.«

»Hier ist die Aussage Ihrer Freundin: ›1935 wollte sie dem Redakteur die Pistole stehlen und terroristisch aktiv werden ...‹«

»Das ist ja interessant! Ich will dem Redakteur die Pistole stehlen, obwohl wir beide in der gleichen Organisation sind! Er hätte mir die Pistole doch geben können. Und warum hat sie, wenn sie so eine Patriotin ist, diese Aussage nicht schon damals, 1935, gemacht?«

»Das haben wir berücksichtigt. Sie wurde wegen unterlassener Anzeige verhaftet.«

»Kann ich sie sehen?«

»Zu gegebener Zeit werden wir Ihnen die Möglichkeit einräumen. Und jetzt erzählen Sie ...«

11 Geschlossener Verteiler – Kontingent innerhalb des Zuteilungssystems für die Versorgung nur einer ganz bestimmten, privilegierten Gruppe von Menschen.

Und alles begann von vorn

Ich war müde, wollte schlafen, aber er ließ mich nicht gehen. Erst als es hinter den Fenstern heller wurde und der Lärm des anbrechenden Tages von der Straße zu hören war, rief er den Wachsoldaten und ließ mich ins Gefängnis zurückbringen. In dem Moment, als ich die Zelle betrat, erklang das Horn. Aufstehen! Die Frauen sprangen aus den Betten, ordneten die Zudecke und setzten sich mit Seifendose und Zahnbürste erwartungsvoll auf die Bettkante. Ich legte mich hin und bemühte mich einzuschlafen, wurde aber sofort aufgerüttelt: »Zum Waschen!« »Ich will nicht.« »Dann lassen sie dich nicht mehr.« Lustlos erhob ich mich und schlurfte den anderen in den Waschraum hinterher. Das Frühstück rührte ich nicht an. Wozu sollte man im Gefängnis essen? Man musste so schnell wie möglich verhungern und sterben. Ich wollte mich erneut hinlegen, musste mich jedoch gleich wieder zur Kontrolle erheben. Der Wärter erklärte mir, dass Schlafen tagsüber im Gefängnis verboten war, man durfte sich nicht einmal an die Wand lehnen und die Augen schließen durfte man auch nicht. Trotz des Verbotes legte ich mich wieder hin und ignorierte den Wärter, der an die Tür klopfte. Als ich zum Mittag den Suppennapf nicht annahm, ließ er mich endlich in Ruhe und ich konnte ein wenig schlafen. Nach dem Abendbrot ging es wieder zum Verhör. So ging das die ganze Woche hindurch. Mir brummte der Schädel. Ich wollte aufs Parkett fallen und schlafen, schlafen, schlafen. In meinem Gedächtnis tauchte Tschechows Erzählung »Ich will schlafen« auf, in der eine Kinderfrau den Säugling erstickte, weil er sie nicht schlafen ließ. Vielleicht sollte ich den Ermittler ersticken? Fast hätte ich gekichert. So was Blödes! Was für ein Schwachsinn einem so durch den Kopf ging ... »Wie ist es zu Ihrem jetzigen Zustand gekommen?«, fragte der Ermittler seine stereotype Tschekistenfrage und gähnte. »Mit Ihrer Hilfe«, antwortete ich und gähnte ebenfalls. Als ich begriffen hatte, dass man mir nicht glauben wollte, gab ich mir auch keine Mühe mehr, um sie zu überzeugen. Entweder ich schwieg oder ich antwortete mit einem Scherz oder ich drehte mich zur Seite und gähnte.

»Wer ist dein Ermittler, wie heißt er denn?«, fragte mich einmal eine aus der Zelle.

»Rshawski.«

»Und wie ist er? Schreit er viel?«

»Nein, er schreit überhaupt nicht, stellt mir nur blöde Fragen. Er scheint ein intelligenter Typ zu sein, aber sein Job ist eben bescheuert.«

»Von wegen intelligent!«, erwiderte die Frau verbittert. »Mich hat er dermaßen vulgär beschimpft, wie ich es noch nie vorher gehört habe.« Im Weggehen sagte sie noch: »Man ist gut dran, wenn man sich wenigstens irgendetwas zuschulden kommen lassen hat.«

Ich wurde rot.

»Wissen Sie was«, sagte ich eines Tages zum Ermittler und konnte meine vor Schlaflosigkeit entzündeten Lider kaum offen halten, »ich habe das alles hier satt. Schreiben Sie, was Sie wollen, aber nur mich persönlich betreffend. Sollten Sie

jemand anderen mit reinziehen, vergeuden Sie nur Ihre Zeit.« »Aber wir haben es ja gar nicht eilig. Wir haben genug Zeit ...« Meine Person interessierte sie nur mäßig. Ich hätte ihnen weder zu Ruhm noch zu Ehre verholfen. Ihnen war befohlen worden, einen »Großen Prozess« im Gebietsmaßstab zusammenzuschustern und dafür brauchten sie die Namen der »geistigen Anstifter«.

Nur durch äußerste Anspannung meiner Nerven konnte ich die schlaflosen Nächte beim Verhör und die tatenlosen Tage in der Zelle überstehen. Ich wusste, dass ich in beschämende Hysterie verfallen würde, hätte ich diese Anspannung auch nur für eine Minute aufgegeben.

In der Zelle schummelte ich mich so durch: Ich döste entweder im Sitzen oder indem ich den Kopf aufs Kissen legte. Aber jedes Mal, wenn der Wärter ans Guckloch klopfte, schreckte ich auf. Zu guter Letzt war ich einfach nur noch wütend. Als man mich nach einem Verhör wieder einmal in die Zelle brachte, während die anderen gerade aufstanden, plumpste ich auf mein Bett und nichts konnte mich mehr zum Aufstehen bewegen. Weder der Gang zum Waschraum noch das Frühstück, noch die Morgenkontrolle. Ich schlief wie ein Stein, bis zum Mittag. Für den Mittag hatte sich irgendein hohes Tier angesagt. Man hatte mich mit Mühe wachrütteln können, aber nachdem ich mitbekommen hatte, worum es ging, legte ich mich wieder hin. Und dann kam dieser Natschalnik in unsere Zelle. Ich lag auf der Seite, mit dem Gesicht zur Wand. Nachdem er die üblichen Fragen wie »Gibt es Beschwerden?« gestellt hatte und beteuert worden war, dass »alles in Ordnung« wäre, richtete der Natschalnik seine Aufmerksamkeit auf mich.

»Und warum steht die nicht auf?«

»Sie ist krank«, versuchte mich jemand vorsichtig in Schutz zu nehmen.

»Wenn sie krank ist, muss sie ins Krankenhaus.«

»Ich bin nicht krank«, sagte ich und erhob mich etwas. »Man lässt mich seit einer Woche nicht schlafen.«

Eine Stunde später holten sie mich und brachten mich in den Karzer. Der entsprach schon eher meinen Vorstellungen von einem Gefängnis als unsere helle und große Zelle: eine kleine Kammer im Keller mit niedriger, gewölbter Decke, einem vergitterten kleinen Fensterchen ohne Scheibe und einer niedrigen Liege, die am Zementboden festgeschraubt war. Ich legte mich darauf und schlief sofort ein. Nachts wachte ich auf, weil es schrecklich kalt war. Ich war in Kattunbluse, einem Satinrock, ohne Strümpfe und in Sommerschuhen ins Gefängnis gekommen. Andere Sachen hatte ich nicht. Diese erste Gefängniskälte werde ich nie vergessen. Ich kann sie einfach nicht beschreiben. Abwechselnd wurde ich vom Schlaf übermannt und von der Kälte wach. Ich sprang auf, rannte durch die Zelle, schlief im Gehen ein, legte mich hin und sprang wieder auf. Frühmorgens bekam ich Brot und Wasser, lehnte aber beides ab. Der Aufseher ließ es trotzdem da. Ich warf das Brot zum Fenster hinaus und wusch mit dem Wasser Gesicht und Hände. Genauso machte ich es am zweiten und dritten Tag. Am vierten Tag brachten sie mir einen Napf mit dicker, fetter Suppe und eine Scheibe Weißbrot. Ich rührte

nichts an. »Ach, du Dummerchen, du Dummerchen!«, brummte der Wärter. Dann kam der Kommandant mit einem Arzt. Sie fragten mich, was ich erreichen wollte. Ich teilte ihnen mit, dass ich so lange keine Nahrung zu mir nehmen würde, bis man mir erlaubte, Bücher zu lesen oder wenigstens zu nähen oder zu sticken. Sie sahen sich an und verließen die Zelle. Eine Minute später kam der Ältere von den Aufsehern herein, die während des Gespräches anwesend waren, und legte eine selbstgedrehte Machorka-Zigarette auf die Liege. »Wenn du eine rauchst, wirst du dich besser fühlen!« Ich hatte vorher nie geraucht. Ich sah nicht ein, wozu das gut sein sollte, das Rauchen. Ich dachte, dass man den Rauch in den Magen inhaliert und fand das widerlich. Aber um dem guten Mann auch etwas Gutes zu tun, hätte ich sogar einen Lappen verschluckt. Also begann ich den Rauch zu inhalieren. Wellenartig durchströmte er meinen Bauch, mir wurde schwindlig und übel, aber gleichzeitig geriet ich in einen wonnigen Zustand der Betäubung und der Ruhe. Ich verweigerte weiterhin die Nahrungsaufnahme, aber immer, wenn jener Wärter Dienst hatte, bat ich ihn um eine Zigarette. Wahrscheinlich dachte er, dass ich eine Berufsverbrecherin war und schon als Wickelkind geraucht hatte. Jedenfalls gab er mir immer eine Zigarette. Ich hungerte zehn Tage lang, nahm nur Wasser zu mir. Essen wollte ich nicht. In mir breitete sich so eine Leichtigkeit aus, dass ich glaubte, fliegen zu können, wenn ich gewollt hätte. Ich verwandelte mich in einen Reisigbesen, und bis heute ist mir unklar, woher ich die Kräfte zum Bewegen nahm. Der Arzt und der Kommandant kamen jetzt öfter. Ich empfing sie mit hocherhobenem, ungekämmtem Kopf. Den Kamm hatten sie mir weggenommen und meine Haare standen störrisch nach allen Seiten ab. Die Kälte machte mir weiterhin zu schaffen. Eines Tages teilte ich mit, dass ich alles gestehen wollte, bat um einen Bleistift und viel Papier. Sofort bekam ich beides und schrieb, dass ich tatsächlich einer Organisation angehört hatte, ich ihr Sekretär und Kassenwart gewesen war; dass wir eine illegale Druckerei hatten, die sich in der Jauchegrube von den kürzlich abgerissenen Toiletten neben der alten Synagoge befand; und dass dort auch eine große Menge Valuta und eine Liste mit den Namen aller Mitglieder versteckt waren. Ich schickte also meine Niederschrift an den Ermittler. Spät abends wurde ich zu ihm gerufen. Er war allein im Büro. Ich glotzte ihn frech an. »Warum hast du gelogen?«, fragte er. »Weil Sie die Wahrheit nicht hören wollen.« Ich wurde nicht mehr zu Verhören geholt. Am Morgen des 11. statt des 15. Tages durfte ich den Karzer verlassen und wurde in die Zelle gebracht, wo ich warmherzig empfangen wurde. Die Frauen, es waren inzwischen ein paar mehr, kämten mein zotteliges Haar und zwangen mich etwas zu essen.

Gerade in jenen Tagen war unser U-Haft-Gebäude durch eine Nachricht aufgerüttelt worden: Die Zelle der »Schostkinzer«, allesamt Arbeiter aus der Stadt Schostka und wegen Sabotage angeklagt, waren aus Protest gegen Prügel und Folter während der Verhöre in den Hungerstreik getreten. Am Vortag hatten sie uns beim Hofgang einen Kassiber mit dem Aufruf zugesteckt, sich dem Hungerstreik anzuschließen. Am nächsten Morgen verweigerten wir die Annahme des

Essens. An den Toilettenwänden tauchten eingeritzte Losungen auf: »Frauen, Schwestern, schließt euch unserem Protest an!« »Wir werden gefoltert!« Ohne lange zu überlegen, gab ich auch meinen Senf dazu und schrieb mit großen Buchstaben: »Protestiert gegen die Prügelmethoden des NKWD!« und »Das NKWD ist eine stalinistische Opritschnina!¹²« Nachdem ich gut leserlich mit meinem Namen unterschrieben hatte, fügte ich noch hinzu: »Unser Land mutiert gerade zu einer riesengroßen Stadt der Idioten mit Ugrjum-Burtschejew¹³ an der Spitze.« Natürlich wurden alle meine Ergüsse abgeschrieben und dem Ermittler zugestellt. Aber in den Karzer kam ich nicht noch einmal. Die Aufgedretheit dieses Tages, hervorgerufen durch die Angst um die Ehemänner und den Aufruf zum Hungerstreik, kulminierte am Abend in einer allgemeinen Hysterie. Und damit war dann auch unser Hungerstreik beendet. Am nächsten Morgen nahmen die Frauen beschämt ihr Frühstück entgegen.

Ansonsten ging es in unserer Zelle friedlich zu. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass es in den zwei Jahren, die ich in Gefängnissen verbrachte, jemals Streitereien oder Skandale in den Zellen der Politischen gab. Es war auch nicht so, dass wir immer nur traurig waren oder geweint hätten. Wir beschäftigten uns selbstständig, erzählten Bücher nach oder kommunizierten per Klopfzeichen mit den Nachbarzellen.

Bei mir entwickelte sich ein ungeheurer Appetit. Der ausgehungerte Organismus verlangte Nahrung, aber das Essen wurde immer schlechter. Mitunter gab es zum Mittag einfach nur in Dampf gegarten Gerstenschrot. Da war es gut, dass man alle zwei Wochen Speck, Zucker, Zwieback und Machorka im Gefängnisladen einkaufen konnte.

Im Herbst 1937 wurde das Gefängnis schnell voller. Vor die Fenster kamen Bretter und in der Zelle war es nun immer dämmrig. Nachts weckten uns schreckliche Schreie. Aus unserem Flur waren schon mehrere zur Erschießung gebracht worden, auch der ehemalige Vorsitzende des Gebietsexekutivkomitees Rewa. Im November legten sie mir die endgültige Anklage vor: Rowdytum im Gefängnis. Ich wartete auf die Verhandlung. Kurz darauf wurden in die Nachbarzelle die Ehefrauen von NKWD-Leuten eingewiesen. Fast die gesamte örtliche Dienststelle und ihr Leiter Teytel waren verhaftet worden. Ebenso mein Ermittler und der Staatsanwalt, der die Anklage unterzeichnet hatte. Im Januar 1938 wurde mir die neue Anklage (nach Artikel 58, Punkt 9 und 10, 2. Teil) vorgelegt, unterschrieben von einem anderen Staatsanwalt.

Der Raum, in den sie mich zur Verhandlung brachten, war leer. Ein langer Tisch mit grüner Tischdecke stand da und neben dem Stuhl, auf den man mich ge-

12 Opritschnina – Bezeichnung der Leibgarde sowie der brutalen Methoden, mit denen sie im Auftrag des Zaren Iwan des Schrecklichen (16. Jh.) innenpolitisch gegen missliebige Kräfte vorging.

13 Auf Deutsch etwa Grimmiggrunzer – unmenschlicher Alleinherrscher aus der satirischen »Geschichte einer Stadt« (Saltykow-Schtschedrin, 1869), der sein Land, seine »Stadt der Idioten«, in eine Musterkaserne verwandelt.

setzt hatte, ein kleiner Tisch. Darauf lag ein runder Gummisack mit einem umgeschlagenen Rand, der aussah wie ein Kragen. In der Zelle hatten sie erzählt, dass er denjenigen, die erschossen würden, über den Kopf gezogen wurde. Vor Angst zitterten meine Knie und mir war, als wäre ich taub geworden. Als die Richter (es waren drei und ein Sekretär) den Raum betraten und mir befohlen wurde aufzustehen, verstand ich nicht gleich, was man von mir wollte. Das dauerte nur einen kurzen Moment und nach der ersten Aufforderung »Berichten Sie von Ihrer konterrevolutionären Tätigkeit!« kam ich wieder zu mir. Auch die Anklage wurde vorgebracht, dass ich die Untersuchungsorgane betrogen hätte (die Jauchegrube) und die Frage gestellt: »Warum haben Sie das getan?« »Weil ich Lust hatte, solche Idioten wie Sie zu ärgern!«, platzte ich heraus. Im gleichen Moment begriff ich, dass ich verloren war. Ach, ich hätte mir lieber die Zunge abbeißen sollen. Ich blickte in ihre rot anlaufenden Gesichter, in ihre zusammengekniffenen Augen und setzte mich, obwohl ich hätte stehen bleiben müssen. Während ein Mitglied des Tribunals das Urteil verlas, 15 Jahre Freiheitsentzug in einem Besserungs-Arbeits-Lager, hielt er öfters inne, um mich anzuschauen. Ich hörte mir das Urteil gleichgültig an, als würde es mich nicht betreffen. Lediglich über die Phrase »ihr Eigentum wird beschlagnahmt« musste ich lächeln: In meinem kurzen Leben war ich noch nicht dazu gekommen, Eigentum anzuhäufen. Zurück in der Zelle, sagte ich, wie viel ich bekommen hatte. Alle stöhnten auf. »Im Durchschnitt lebt ein Mensch 75 Jahre«, sagte ich, »15 von 75, das ist nun auch nicht so viel.«

Ich lernte noch elf Gefängnisse kennen, ehe ich nach Kotlas geschickt wurde. Als ich in Kotlas den Waggon verließ, atmete ich eine Luft ein, wie ich sie in meiner Heimat niemals geatmet hatte. Sie war so sauber, so klar und frisch, dass man sie wie Wasser trinken wollte. (Es heißt, dass die Stadt heute eine der verqualmtesten und schmutzigsten im Norden sein soll.) Die Zone des Transitlagers Kotlas war riesengroß. Der Winter ging zu Ende, aber draußen herrschte noch bitterer Frost. In der Baracke aus Brettern und Zeltplane war es warm, das Feuer im Eisenfass loderte. Im Transitlager hielt ich mich anderthalb Monate auf. Mitte Mai wurde ich mit zehn hochbetagten Intelligenzlern nach Korjashma geschickt. Mit Mühe und Not schleppten sie sich zu dem Wagen, der uns fortbringen sollte. Besonders einer kam nicht hinterher. Tief gebeugt drückte er ein kleines Bündel mit seinen Sachen an sich und blieb immer ein paar Schritte hinter den anderen zurück, so sehr er sich auch mühte. Und dann geschah etwas, weswegen ich einen Schuft nicht mehr als Schweinehund bezeichnen kann, weil ich damit die Tierarten Schwein und Hund beleidigen würde: Der blutjunge Wachsoldat, vor Kurzem musste ihm noch der Rotz aus der Nase gelaufen sein, sprang auf den Alten zu und schlug schwungvoll ausholend mit dem Gewehrkolben auf dessen Rücken ein. Der Alte schwankte, konnte sich aber auf den Beinen halten. Ohne sich umzusehen und mit demselben abwesenden Gesichtsausdruck, stolperte der Alte bis zum Auto, wo wir ihm beim Aufsteigen halfen. Er ist drei Tage später gestorben. Es hieß, dass er ein großer Gelehrter, ein Jurist gewesen war. An seinen Nachnamen kann ich mich nicht erinnern.

In Korjashma war ich nur kurz. Nach ungefähr zwei Wochen wurde ich in einem gemischten Gefangenentransport (also zusammen mit gewöhnlichen Kriminellen) an die Trasse geschickt. Zu Fuß durch die Taiga. Am Ziel angelangt, wurden wir in Bretterbaracken untergebracht, durch deren Ritzen der Wind pffiff. Die Pritschen waren aus Holzstäben, der Fußboden auch, nur dass man über den eine Schicht Dreck geschmiert hatte. Es gab eklige Wassersuppe aus Gerstenschrot mit ein bisschen Pflanzenöl. Anstatt der uns nach einem Marsch zustehenden Erholungspause, wurden wir bereits am zweiten Tag in Brigaden aufgeteilt und zur Arbeit an die Trasse geschickt, die wir von Baumstümpfen und Schutt freiräumen mussten. Am Anfang gefiel mir die Arbeit sogar. Was war schon dabei, man nahm einen Stamm oder Ast, den man tragen konnte, und schleppte ihn zu einem Haufen neben der Trasse. Ringsrum nichts als Kiefern und Tannen, Sonne und Gras, Vögel und Schmetterlinge. Pech war nur, dass wir keine Arbeitskleidung besaßen, die hatte uns keiner gegeben. Ich trug immer noch meine Stoffschuhe und ein leichtes Kleid. Zum Feierabend waren Arme und Beine mit tiefen, blutigen Schrammen übersät. Am darauf folgenden Tag bekamen wir dann »echte« Arbeit. Wir wurden in einen Sumpf getrieben und mussten dort die Pflanzenschicht abtragen. Die war etwa einen halben Meter dick und vollgesogen mit fauligem Sumpfwasser. Mit dem Spaten teilten wir die Schicht in Stücke, die wir, knöchel- bis knietief im Wasser stehend, auf Tragen luden und 50 bis 60 Meter weiter an die Seite trugen. Ich arbeitete mit einer grauhaarigen, sehr dünnen Frau zusammen. Japsend und hastig lud sie einen großen Berg Torf auf die Trage und stolperte, die vorderen Griffe der Trage in den Händen, davon. Ich stolperte hinter ihr her und dachte, dass mir das Wahnsinnsgewicht die Arme ausreißen würde. Außerdem taten die Kratzer vom Tag zuvor noch weh. Sie waren über Nacht nicht zugeheilt, ganz im Gegenteil, sie hatten sich entzündet und eiterten. »Warum rackern Sie sich so ab?«, fragte ich die Frau. »So halten wir doch niemals bis zum Abend durch.« »Neulich beim Appell hat der Natschalnik gesagt, dass Stoßarbeiter vorfristig entlassen werden«, sagte sie. »Ich bin Kommunistin, die behalten mich sowieso nicht lange hier. Das ich hier bin, ist ein Irrtum. Die Partei wird das aufklären.« Und nach kurzer Pause fügte sie hinzu: »Wenn mir die Partei befohlen hätte, freiwillig hierherzufahren, dann wäre ich doch gefahren. Allerdings hätte ich noch meinen Sohn mitgenommen.«

Eben an diesem Tag inspizierte Malachow, der Natschalnik des Lagerpunktes, die Trasse. Im Lager war er als grausamer und rücksichtsloser Mensch berüchtigt. Die Gewohnheitsverbrecher hassten ihn ganz besonders, sie hatten ihm den Spitznamen »Stechmücke« gegeben. Es kamen zaghafte Anfragen. Wegen Schuhen, Hosen, Handschuhen. Er schwieg, kniff ein Auge zusammen, wodurch sein Gesicht verzerrt wirkte, und schaute über die Köpfe hinweg nach links und rechts, um die geleistete Arbeit zu begutachten. Dann endlich sagte er: »Arbeitschuhe und Hosen haben wir nicht, Handschuhe auch nicht. In drei Tagen muss dieser Abschnitt fertig sein und in zwölf Tagen soll hier schon aufgeschüttet werden.« Dann drehte er sich um und ging zu den anderen Brigaden.

Am Ende des Tages war meine enthusiastische Mitarbeiterin völlig außer Atem. Sie legte immer kleinere Torfstücke auf die Trage, das Atmen fiel ihr immer schwerer. Mir ging es nicht besser. Die Schuhe hatten sich vollgesogen und fielen mir von den Füßen, ich musste sie festbinden. Die Handflächen waren voller Blasen.

Am nächsten Morgen ging ich nicht zum Appell. Eine halbe Stunde später kam der Normierer und brachte mich zum Natschalnik. Auf die Frage, warum ich nicht zur Arbeit angetreten sei, antwortete ich: »Weil mich keiner darauf hingewiesen hat, dass ich mir von zu Hause Stiefel hätte mitnehmen sollen. Und weil Ihre Normen meine Kräfte übersteigen.« »Für Arbeitsverweigerer haben wir einen Karzer, eine Grube mit Wasser. Drei Tage dort und du bist erledigt.« »Ich gehe sowieso drauf, je schneller, umso besser.« Ich war platt, als mich der Normierer nicht in den Karzer, sondern in die Nähstube brachte. Dort saßen ein paar Alte vor einem Haufen Lumpen und nähten Flicker auf Hemden, Hosen, Handschuhe. An meinem dritten Tag in der Nähstube hörte ich die Neuigkeit, dass Malachow an einen neuen Trassenabschnitt versetzt würde, und zwar zusammen mit den Arbeitskräften, die er sich persönlich aussuchte. Abkratzer, Kranke und Leute, die er nicht gebrauchen konnte, würden im Lager bleiben, das dann ein Sanitätslagerpunkt für untaugliche Gefangene werden sollte. Jeder betete zu Gott, Malachow möge ihn als untauglich aussortieren und nicht zu der neuen Schwerstarbeit mitnehmen. Nach dem Abendbrot musste sich die gesamte Belegschaft des Lagers vor den Baracken aufstellen. Dann kam Malachow, begleitet vom Normierer mit den Formularen, und die Selektion begann. Malachow sortierte die Leute mit einer Armbewegung: »seine« Leute nach rechts, die restlichen nach links. Nachdem er ungefähr 200 Männer aussortiert hatte, kam er zu uns Frauen. Wir waren etwa 40 und erwarteten unser Schicksal. Und wieder: eine Armbewegung nach rechts, eine nach links. Als ich an der Reihe war, hob er, ohne mich überhaupt anzusehen, den Arm und ich fand mich auf der rechten Seite wieder.

Der neue Lagerpunkt unterschied sich vom alten dadurch, dass er tatsächlich neu war, von Grund auf. Die Ritzen in den eilig errichteten Bretterbaracken waren mit Harz abgedichtet. Um die Baracken herum standen Baumstubben. Der Boden lag voller Späne und Abfall. Sie ließen uns nicht mal verschnaufen. Kaum dass wir die hastig gekochte Plempe aufgegessen hatten, wurden wir auch schon rausgejagt, um das Gelände aufzuräumen. Am Abend las der Normierer die Listen mit den Arbeitsbrigaden und dem Dienstpersonal vor. Auf nichts Gutes hoffend, war ich umso verblüffter, als ich hörte, dass ich als Telefonistin beim Selektor eingeteilt war. Das war die leichteste, die allerleichteste, die läppischste Arbeit, die es überhaupt geben konnte! Der Selektor befand sich im Wachhaus. Wenn ich frühmorgens vor dem Gerät saß, konnte ich den Abmarsch der Arbeitsbrigaden beobachten. Die Mehrzahl der Gefangenen hatte Skorbut und das im Hochsommer. Das Essen wurde von Tag zu Tag schlechter. Manchmal gab es drei Tage hintereinander nicht einmal Brot. Zweimal pro Tag gab es einen Liter flüssigen Ger-

stenschrot als Vorspeise und einen halben Liter dicken Gerstenschrot als Hauptpeise. Man bekam purpurrote harte Flecken an den Beinen, die sich bald darauf in eiternde Geschwüre verwandelten. Viele konnten morgens nicht mehr von den Pritschen aufstehen. Sie wurden wie ein Sack Kartoffeln zur Wache geschleift und dabei mit Fußtritten traktiert. Manche zwangen sich dazu, aufzustehen und gliederten sich in die Reihen ein, andere blieben einfach auf der Erde liegen. Dann kam ein Pferd mit einer Gitterschlepe. Der Kranke wurde an die Schlepe gebunden und so lange über Stubben und Erdbuckel gezogen, bis er entweder seinen Geist aufgab oder auf die Beine kam. Die meisten kamen auf die Beine. Ich fürchtete mich, fürchtete und schämte mich. Ich schämte mich, weil ich mit Kopfhörern im Wachhaus saß, während die anderen über Huckel geschleift wurden, mit letzten Kräften Kubikmeter schindeten und sich an der Trasse bis zur totalen Erschöpfung aufrieben. Ich wusste, dass ich zu ihnen gehen würde, aber ich zögerte den Augenblick des Weggehens hinaus, wie ein Schwimmer, der den Sprung ins kalte Wasser scheut. Manchmal nach dem Appell kam Malachow ins Wachhaus. Ich saß mit Kopfhörern an meinem kleinen Tisch und beobachtete ihn unauffällig. Einmal traute ich mich und fragte ihn: »So kann man doch nicht mit Menschen umgehen, die krank sind!« Er erwiderte: »Im Moment haben wir auf Hundert Gefangene 60 Kranke, bald sind es 90. Soll deswegen die Trasse geschlossen werden? Skorbut heilt man nicht, indem man rumliegt. Bei Skorbut muss man sich mehr bewegen.« Einmal kam ein Anruf von der Anlegestelle. Mehl und Kugellager für unseren Lagerpunkt waren eingetroffen. Sie fragten, was zuerst geliefert werden sollte. »Her mit den Kugellagern!«, befahl Malachow, obwohl es seit dem Vortag kein Brot mehr gab und sich die Arbeiter nur von Wassersuppe ernährten. Ich hielt es nicht mehr aus. »Genosse Natschalnik«, wandte ich mich an ihn, »ich bin wieder bei Kräften und kann an der Trasse mitarbeiten.« »Gut«, sagte er nur kurz und verließ den Raum. Es gab nur wenige Frauen im Lagerpunkt, nur eine Frauenarbeitsbrigade, die anderen gehörten zum Dienstpersonal. Deswegen reihte ich mich am nächsten Tag, ohne den Normierer zu fragen, bei den Frauen ein, die am Tor standen. Er schaute mich schweigend an und trug mich in seine Liste ein. Mit allen zusammen ging ich zur Arbeit an die Trasse.

Gruben, Karren, Spaten. Erschöpfte Gefangene voller Skorbut-Geschwüre, zu schwach, um selbst die Hälfte der Norm zu schaffen. Es wurde noch eine Maßnahme eingeführt, um auf diejenigen einzuwirken, die die Norm nicht erfüllten. Aus ihren Reihen wurden direkt an der Trasse neue Brigaden zusammengestellt. Sie mussten nachts an der Trasse bleiben, durften weder schlafen noch Pause machen. Nur der Wachposten wurde ausgewechselt. Die Maßnahme war ungefähr so effektiv wie ein heißer Umschlag für einen Toten. Das Wunder blieb aus – weder wuchsen die Kräfte der Abkratzer noch ihre Arbeitsleistung. Morgens wurden die Toten ins Lager gebracht. Eine medizinische Kommission kam ins Lager. Eine ganze Kolonne Abkratzer wurde ausgesondert und zur Genesung ins Sanitätsstädtchen gebracht. Auch bei mir gab es Anzeichen von Skorbut und die Kommis-

sion empfahl, mich ebenfalls in die Kolonne aufzunehmen. Aber Malachow war damit nicht einverstanden und versetzte mich als Registriererin in die Traktorenbrigade.

An der Trasse ging indes alles wie immer weiter. Die Arbeit bei Hitze und Regen, bei Frost und Schneesturm. Die Rufe »Hau ruck, hau ruck!«, die eklige Wassersuppe, zerrissene Lumpen, die grünen Gesichter der Häftlinge. Das war also die Vorzeigebaustelle der Eisenbahntrasse, die dem Land Öl und Kohle aus Uchta und Workuta bringen sollte. Die Zeit verging und in Gegenden, die noch vor Kurzem von unpassierbarer Taiga und Sümpfen bedeckt waren, lagen nun Eisenbahngleise und unter den Gleisen viele Tausende Menschen. (Ein Toter unter jeder Schwelle – so die Arithmetik ehemaliger Gefangener.) Neue Ortschaften entstanden.

Wenn alles im Guten abgelaufen wäre, dann hätte man auf seine Arbeit auch ein wenig stolz sein können. Aber wer es erlebt hat, ist weder stolz darauf noch erinnert er sich gern an diese, seine Vergangenheit. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass es dabei nicht nur um den Wunsch geht, all die leidvollen und entbehrungsreichen Jahre, sondern auch das Gefühl der Scham aus dem Gedächtnis zu streichen. Ein ähnliches Gefühl muss ein Mädchen empfinden, das vom geliebten Menschen verraten wurde.

Ich habe nicht vor, die Gefangenen insgesamt zu idealisieren, es gab alle möglichen unter ihnen, besonders nach dem Krieg. Aber gepeinigt wurden alle im gleichen Maß, sowohl die Guten als auch die Schlechten, Unschuldige und Schuldige. Ich will nicht abstreiten, dass die Anwendung härtester Maßnahmen gegenüber denjenigen gerechtfertigt war, die während des Krieges blutige Verbrechen begangen hatten. Aber die Jeshow- und die Berija-Leute standen denen, die für ihre Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Nürnberg verurteilt wurden, an Grausamkeit in nichts nach.

Um ein Beispiel zu nennen, eile ich ein paar Jahre voraus. Ich arbeitete im Theater-Estraden-Kollektiv in Knjash-Pogost. Während einer Gastspielreise wurden wir in der Stadt Uchta Zeugen folgender Ereignisse. Wir waren auf dem Weg in den Klub der Ölindustrie. Schon von Weitem fielen uns die in riesengroßen Buchstaben gemalten Worte am Klubhaus auf; es handelte sich um einen Satz aus der Verfassung: »In der UdSSR ist die Arbeit eine Sache der Ehre, eine Sache des Ruhmes, eine Sache des Heldenmutes und der Tapferkeit!« Von irgendwoher ertönten komische Geräusche. Es hörte sich wie das Stöhnen eines leidenden Riesenungeheuers an. Je näher wir kamen, umso deutlicher wurde, dass es kein Stöhnen, sondern ein langgezogenes »Hau ruck!« war. Hinter dem Klub quoll ein Menschenhaufen zerlumpter Gefangener hervor. Sie alle hingen in Schleppeisen, an denen sie einen riesigen Traktorenschlitten zogen, der übervoll mit Torf beladen war. Alle trugen Ketten an Händen und Füßen. Zuchthäusler.

Wenn die Rede von den kurzen Aufbauzeiten des Sozialismus in unserem Land ist, dann tauchen im Geist sagenhafte Menschenmassen auf, ganze Herden zer-

lumpfter, gelblicher, aufgedunsener Wesen einer ganz speziellen Rasse, die Seki¹⁴ genannt wird (Schlechten Ruhm den Schöpfern und Züchtern dieser Rasse!); dann sehe ich den ehemaligen Akademiker, der ohne Hast und mit gesenktem, erloschenem Blick in einer Kolonne von Halbleichen zur Arbeit geht; ich sehe den namhaften Juristen, wie er aus einer rostigen Blechdose dünne Plempe trinkt, während seine Arbeiten weiterhin in Fachzeitschriften zitiert werden; ich sehe die breite Fresse des Natschalniks, der einen skelettdürren Häftling ins Gesicht schlägt, weil der eine Kartoffel falsch herum (mit dem »Ärschlein«) in die Furche fallen ließ; ich sehe Kolchosbäuerinnen, die voller Gram die Briefe ihrer Kinder lesen. Um sie zu retten, hatten sie in den Hungerjahren ein paar Ähren von den Feldern gesammelt und dafür acht bis zehn Jahre bekommen; ich sehe einen Lastwagen, der rund um die Uhr zwischen Sanitätsstädtchen und Friedhof pendelt. Auf den Wagen passen zwölf Särge. Auf dem Friedhof werden die Toten aus der »Verpackung« in ein Massengrab geworfen. Danach fährt der Wagen in die Zone zurück und holt die nächste Fuhre ab.

Menschenrechte, Würde, Stolz – alles wurde vernichtet.

Nur eins konnten die Selektionäre des Teufels nicht zerstören – den Geschlechtstrieb. Er wuchs und gedieh trotz Verboten, Karzer, Hunger und Erniedrigung wesentlich offener und direkter als in der Freiheit. Worüber man in der Freiheit wahrscheinlich hundertmal nachgedacht hätte, das passierte hier einfach so, ganz wie bei streunenden Katzen. Es war nicht die Lasterhaftigkeit eines Bordells. Nein. Es gab echte Liebe – mit Treue, Eifersucht, mit Leiden und Trennungsschmerz. Und mit der »Krönung aller Liebe« – der Geburt eines Kindes. Der Instinkt, Kinder gebären zu wollen, ist ein wunderbares und schreckliches Ding. Wunderbar, wenn alle Voraussetzungen für die Aufnahme des neuen Menschen in die Welt existieren, und schrecklich, wenn dieser neue Mensch schon vor seiner Geburt zum Leiden verurteilt ist. Aber mit abgestumpftem Verstand macht man sich nicht unbedingt Gedanken um das Schicksal seiner Nachkommenschaft. Man hätte verrückt werden, sich den Schädel an einer Wand zerschlagen, sterben können, so sehr sehnte man sich nach Liebe, nach Zärtlichkeit, nach Liebkosungen. Und nach einem Kind. Einem Wesen, einem so nah und verwandt wie kein anderes, einem Wesen, für das man ohne Bedauern sein Leben geben würde. Ich war recht lange standhaft geblieben. Aber ich wünschte mir so sehr eine liebe Hand, auf die man sich wenigstens ein wenig hätte stützen können in dieser jahrelang andauernden Einsamkeit, Unterdrückung und Erniedrigung. Es gab genug solcher Hände, und es war nicht die beste, die ich aussuchte.

Das Ergebnis war ein engelgleiches Mädchen mit goldenen Löckchen, das ich Eleonora nannte. Ich brachte sie nicht im Sanitätsstädtchen, sondern in einem weit entfernten, verlassenem Lagerpunkt zur Welt. Wir waren dort drei Mamas und man hatte uns ein kleines Zimmer in einer Baracke zugeteilt. Wanzen riesel-

14 Sek, Seki (Plural) – umgangssprachliche Bezeichnung für einen Gefangenen.

ten wie Sand von Decke und Wänden. Nacht für Nacht lasen wir sie von den Kindern ab. Tagsüber gingen wir arbeiten und mussten die Kleinen bei einer »aktenlosen« Alten lassen, die auffutterte, was wir für die Kinder mitgebracht hatten. Wie gesagt, glaubte ich weder an Gott noch an den Teufel. Aber während meiner Mutterschaft wünschte ich nichts so leidenschaftlich und rasend, als dass es einen Gott gäbe. Damit ich mit heißem, demütigem Gebet an ihn hätte herantreten können, um Errettung und Glück für mein Kind zu erbitten – selbst um den Preis jeglicher Qual und Bestrafung für mich. Ein Jahr lang stand ich am Bettchen meines Kindes, las Läuse ab und betete. Ich betete, dass Gott mein Leiden um 100 Jahre verlängern, mich aber bloß nicht von meiner Tochter trennen sollte. Dass er mich arm und verkrüppelt, aber gemeinsam mit ihr aus der Gefangenschaft entlassen sollte, damit ich auf der Erde kriechend die Leute um Almosen anbetteln und so mein Kind aufziehen konnte. Aber Gott hat meine Gebete nicht erhört. Mein Töchterchen hatte gerade die ersten Schritte getan, gerade die ersten so lieblichen Worte »Mama« und »Mamizi« gesagt, als wir in einer stürmischen Winternacht, in Lumpen gehüllt, mit einem Gefangenenwaggon in ein »Mutterlager« gebracht wurden. Dort verwandelte sich mein engelähnliches Dickerchen mit den goldenen Löckchen rasch in einen blassen Schatten mit aufgesprungenen Lippen und dunklen Ringen unter den Augen.

Ich musste zum Holzeinschlag. Gleich am ersten Tag stürzte ein riesengroßer toter Baum auf mich. Ich sah, wie er umfiel, aber ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen, als wären meine Beine amputiert. Neben mir ragten die Wurzeln eines vom Sturm herausgerissenen Baumes in die Luft, hinter die ich mich instinktiv duckte. Die Kiefer fiel neben mir nieder, aber sie berührte mich mit keinem Zweiglein. Kaum war ich aus meiner Deckung hervorgekommen, da kam auch schon der Brigadier angerannt und schrie, dass er solche Tölpel nicht gebrauchen konnte und nicht daran dachte, die Verantwortung für irgendwelche Kretins zu übernehmen. Gleichgültig hörte ich mir sein Geschimpfe an, aber meine Gedanken waren weit weg von dieser Kiefer, die mich fast erschlagen hätte, von diesem Holzeinschlag, von dem Geschrei des Brigadiers. Sie schwebten über dem Bettchen meines traurigen Mädchens. Am nächsten Tag wurde ich an die mechanische Säge direkt bei der Lagerzone versetzt. Den ganzen Winter über saß ich auf einem eisigen Holzklotz und drückte auf den Griff der Säge. Ich bekam eine Blasenentzündung und Rückenschmerzen, aber ich war meinem Schicksal dankbar, denn ich konnte jeden Tag einen Arm voll Holzscheite mit in die Gruppe nehmen und durfte dafür mein Töchterchen zusätzlich zu den Besuchszeiten sehen. Manchmal nahmen mir die Aufseherinnen beim Einlass die Scheite weg und fügten mir dadurch großen Kummer zu.

Ich sah damals unglaublich niedergeschlagen und unglücklich aus. Damit sich keine Läuse breit machten (ein in allen Lagern verbreitetes Übel), hatte ich mir eine Glatze scheren lassen. Freiwillig würde sich das wohl keine Frau antun. Die Wattehosen zog ich nur aus, wenn ich meine Tochter besuchte. Gegen eine Beste-

chung mit Holzscheiten ließen mich die Kinderwärterinnen, die selbst Kinder in der Gruppe hatten, auch frühmorgens vor dem Appell, in der Mittagspause und natürlich abends zu meinem Kind, wieder mit einem Arm voll Holz. So bekam ich vieles mit, auch wie die Wärterinnen morgens um sieben die Kleinen weckten. Mit Stößen und Fußtritten wurden sie zum Aufstehen gebracht und aus ihren kühlen Betten genommen. Wegen der »Hygiene« wurden die Kleinen nicht zugeeckt, sondern die Decken wurden lediglich über die Betten geworfen. Während sie den Kindern die Hemdchen wechselten und sie mit eiskaltem Wasser wuschen, versetzten sie ihnen Rippenstöße und beschimpften sie grob. Die Kleinen trauten sich nicht mal zu weinen. Sie krächzten nur greisenhaft und gurrten eigenartig. Dieses schreckliche Gurren aus den Kinderbetten verfolgte mich tagelang. Kinder, die eigentlich schon sitzen oder krabbeln müssten, lagen immer noch auf dem Rücken, pressten die Beinchen an den Bauch und gaben diese komischen Laute von sich.

Für 17 Kinder war eine Kinderwärterin vorgesehen. Sie musste das Zimmer fegen, die Kinder waschen und anziehen, sie füttern, den Ofen heizen, an allen möglichen Subbotniks¹⁵ in der Zone teilnehmen, und für Sauberkeit im Zimmer sorgen. Um sich die Arbeit zu erleichtern und mehr Freizeit für sich herauszuschinden, »rationalisierte« und erfand so ein Kindermädchen allerlei Sachen, mit deren Hilfe sie die Zeit für den Umgang mit den Kindern auf ein Minimum reduzieren konnte. Die Fütterung, die ich selbst einmal beobachten konnte, sah dann so aus: Nachdem die Kinderwärterin den heißen, noch dampfenden Brei aus der Küche geholt hatte, teilte sie ihn auf die Näpfe auf. Dann griff sie das erstbeste Kind, bog ihm die Arme nach hinten und band sie mit einem Handtuch an den Körper. Nun stopfte sie das Kind wie einen Puter mit heißem Brei voll, Löffel für Löffel, ohne ihm Zeit zum Schlucken zu lassen. Und das ganz ohne Schamgefühl, trotz der Anwesenheit eines Fremden. Das bedeutete nichts anderes, als das diese »Rationalisierungsmaßnahme« ganz legal war. Das erklärte auch, warum es trotz der relativ hohen Geburtenrate so viele freie Plätze in dieser Einrichtung gab – 300 Todesfälle pro Jahr in der Zeit vor dem Krieg! Wie viel mehr werden es erst während des Krieges gewesen sein?! Ihre eigenen Kinder haben die Wärterinnen natürlich ständig im Arm getragen, sie gefüttert, wie es sich gehörte, ihnen zärtlich die Popos gepflegt und sie bis zur Entlassung durchgepäppelt.

In diesem Todeshaus für Kleinkinder gab es auch eine Ärztin, die Mitrikowa. Diese Frau hatte etwas Komisches, Unangenehmes an sich. Unkoordinierte Bewegungen, eine abgehackte Sprache und einen unsteten Blick. Sie unternahm nichts, um die Säuglingssterblichkeit zu senken. Nur wenn die Kinder in den Isolator kamen (bei ansteckenden Krankheiten), beschäftigte sie sich mit ihnen und auch das nur pro forma. Offensichtlich wurden auch solche »Rationalisierungsmaßnahmen« wie die mit dem heißen Brei und den Decken über den Betten (bei

15 Subbotnik – unbezahlter, organisierter Arbeitseinsatz; eigentlich freiwillig.

Temperaturen um 12 Grad) nicht ohne ihr Wissen durchgeführt. Ihre kurzen Stippvisiten ins Haus des Kleinkindes führten sie immer in die Gruppen der älteren Kinder, der sechs- und siebenjährigen Halbkretins, die sich nach Darwins Lehre durchgesetzt, die alles überlebt hatten: den heißen Brei, die Rippenstöße und Fußtritte, die eiskalten Waschungen und das lange Sitzen auf dem Topf. (Sie waren dabei am Stühlchen festgebunden, was bei vielen zum Vorfall des Dickdarms führte.) Um die älteren Kinder kümmerte sie sich wenigstens etwas. Sie zu heilen, besaß sie weder die Mittel noch die Kenntnisse. Aber sie machte Kreisspiele, übte kleine Gedichte und Lieder mit ihnen ein. Und wozu? Um die »Ware vorführen« zu können, wenn der Zeitpunkt gekommen war und sie in Kinderheime aufgeteilt wurden. Das Einzige, was die Kinder in diesem Haus lernten, war die Gerissenheit und die Leisetreterei der Berufsverbrecher aus dem Lager, die Fähigkeit zu betrügen, zu stehlen und einer Strafe zu entgehen.

Als ich noch nicht wusste, wie die Mitrikowa war, habe ich ihr von der schlechten Behandlung der Kinder durch einige Kinderwärterinnen erzählt und sie angefleht, etwas dagegen zu unternehmen. Sie schleuderte Blitz und Donner, versprach die Schuldigen zu bestrafen, aber alles blieb beim Alten und meine kleine Ljolka¹⁶ verlorsch noch schneller. Bei meinen Besuchen entdeckte ich blaue Flecke an ihrem Körper. Niemals werde ich vergessen, wie sie sich an mich geklammert, mit ihrem dürren Ärmchen auf die Tür gezeigt und gestöhnt hat: »Mamizi, nach Hause!« Sie hatte das Wanzenzimmer, in dem sie zur Welt gekommen und immer mit Mama zusammen gewesen war, nicht vergessen.

Der Kummer kleiner Kinder ist stärker und tragischer als der von Erwachsenen. Das Wissen kommt vor dem Können zum Kleinkind. Wenn seine Bedürfnisse und Wünsche von liebenden Augen und Händen erraten werden, dann erkennt es seine Hilflosigkeit nicht. Aber wenn diese Hände das Kind verraten, es gefühlkalten und grausamen Fremden überlassen, dann wird es von grenzenlosem Schrecken erfasst. Das Kind gewöhnt sich nicht daran und es vergisst auch nicht, es passt sich nur an. Und dann breitet sich in seinem kleinen Herzen tiefe Traurigkeit aus, macht es krank, tötet es. Diejenigen, die alles, was in der Natur passiert, verstehen, für die jedes Ding seinen Platz hat, wird meine Meinung, dass Tiere wie Kinder sind oder Kinder wie Tiere, vielleicht schockieren: Sie verstehen viel und leiden viel, aber sie können nicht um Vergebung und Mitleid bitten, weil sie nicht sprechen können.

Die kleine Eleonora, ein Jahr und drei Monate alt, fühlte bald, dass ihr »Nach Hause«-Flehen nutzlos war. Bei meinen Besuchen wollte sie nicht mehr von mir hochgenommen werden, sondern drehte sich schweigend weg. Lediglich am letzten Tag ihres Lebens, als ich sie auf dem Arm hatte (es war mir erlaubt worden, sie zu stillen), da schlug sie mit ihren kleinen schwachen Fäustchen in mein Gesicht, kniff und biss mich in die Brust und blickte dabei mit weit aufgerissenen

16 Ljolka – Koseform von Eleonora.

Augen irgendwo zur Seite. Dann zeigte sie mit der Hand auf ihr Bettchen. Als ich am Abend wieder in die Gruppe kam, die Arme voller Holzscheite, war ihr Bett bereits leer. Ich fand sie im Leichenhaus, nackt, zwischen den Leichen erwachsener Lagerhäftlinge. Sie hatte ein Jahr und vier Monate in dieser Welt gelebt, bevor sie am 3. März 1944 starb. Ich weiß nicht, wo sich ihr Grab befindet, weil man mich damals nicht aus der Zone ließ und ich sie deshalb nicht eigenhändig begraben konnte. Ich gab fünf Brotrationen für einen Sarg und eine einzelne Grabstelle. Drei Rationen erarbeitete ich, indem ich die Dächer zweier Baracken vom Schnee freischippte. Mein unbewachter Brigadier brachte den kleinen Sarg auf den Friedhof und mir von dort einen Tannenzweig, der aussah wie ein Kreuzifix.

Das war also die Geschichte darüber, wie ich mein größtes Verbrechen beging, indem ich das einzige Mal im Leben Mutter wurde.

Ich ging weiter arbeiten, tat irgendetwas, nahm nicht wahr, ob es mir schwer oder leicht fiel. Ich verspürte weder Hunger noch das Bedürfnis, mit anderen Menschen zu kommunizieren. Bei der nächsten Tauglichkeitsuntersuchung diagnostizierten sie Dystrophie bei mir und befreiten mich für zwei Wochen von der Arbeit. Aber ich kapierte nicht und schleppte mich weiter zur Arbeit, so lange, bis mich eines Tages ein Arzt vom Appell aus zurückschickte. In jenen Tagen wurde ich von der Zentralen Lagerabteilung (ZOLP) in Knjash-Pogost angefordert. Während meiner Zeit mit dem Baby in der »Wanzenbude« hatte ich in der Laienkunst-Gruppe mitgemacht und dort Alexander Gawronski kennengelernt, einen betagten, charmanten Professor. Während er mir bei der Vorbereitung auf meine Rolle half, plauderte er stundenlang über Gott und die Welt mit mir. Unterdessen krabbelte die kleine Eleonora zu unseren Füßen und versuchte seine Schnürsenkel aufzubinden. Er war inzwischen ins ZOLP verlegt worden, wo man ihm noch einmal zehn Jahre aufgebremmt und ihn zum Direktor des frisch gegründeten Theater-Estraden-Kollektivs (TEKO) gemacht hatte. Dort erinnerte er sich meiner, machte mich ausfindig und setzte meinen Wechsel ins ZOLP durch. Er konnte ja nicht wissen, dass ich längst nicht mehr die Gleiche war, dass mit dem Tod meiner Tochter in mir auch jeglicher Wunsch und die Fähigkeit, auf der Bühne zu spielen, gestorben waren. Aber man hatte im Lager keine Wahl, wenn man versetzt wurde. Und so ging ich im August 1944 zum Bahnhof, den leeren Holzkoffer in der Hand, in der alten Steppjacke, ohne Strümpfe in groben Soldatenstiefeln. Ich war dabei genauso gleichgültig, wie wenn ich aufs Feld oder zum Holzeinschlag ging.

In Gawronskis Theater kehrten weder die Liebe zur Bühne noch das Schauspielertalent zu mir zurück. Der nette Alte rief mich oft zu sich. Einerseits um mich zu unterhalten, andererseits, und das war meistens der Fall, weil er dann jemanden hatte, vor dem er seine eigenen, laut geäußerten Gedanken hören konnte – er schrieb an einem Buch. Er hielt lange Monologe, halbstündige Vorlesungen, aber alles ging an mir vorbei. Was nutzte alle Philosophie der Welt, wenn ich meine kleine Ljolka nicht mehr hatte?! Er aber redete und redete, rauchte dabei seine Selbstgedrehten, und ich kam mir vor, als würde ich mit dem Kopf nach unten an

der Decke hängen und der Fußboden tief unter mir schaukeln. Ich bekam sehr positive Rollen, die meinem damaligen Gemütszustand in keiner Weise entsprachen: durch und durch lebenslustige Frauen, himmelblaue Damen, wohlthätige Offiziersfrauen mit Lockenköpfen. Es gab keine Vorkriegsheldinnen mit kurzem Haar und in einfachen Kleidern mehr. Ja, wenn sie mir die Rolle eines Bauernweibes gegeben hätten, das sich anstelle des Pferdes vor den Pflug spannte! Aber solche Rollen gab es nicht. Und Stücke dieser Art auch nicht. Die Wirklichkeit wurde selbst 1944, als alle Städte in Schutt und Asche lagen, die Leute in Erdlöchern lebten und die Kolchosbäuerinnen selbst den Pflug ziehen mussten, noch schöngefärbt.

Der Alltag der »leibeigenen« Schauspieler unterschied sich deutlich von dem der restlichen Gefangenen. Das Essen war viel besser, während der Tourneen, die bis zu zehn Monate dauerten, sowieso. Wir bekamen unsere Rationen trocken auf die Hand. Das heißt, dass die normierten Rationen fast vollständig unsere Mägen erreichten. Während der Gastspielreisen bekamen wir unser Essen manchmal in den örtlichen Kantinen. Wir fürchteten uns vor der Rückkehr in die schmutzigen und verlausten normalen Gefangenenbaracken, vor der Rückkehr zu Wassersuppe aus Brennnesseln, zu dünnem Kräutertee, Schwerstarbeit und Erniedrigung. Aber ich wusste, dass es so kommen würde.

Ich erspürte meine Rollen nicht und spielte wie ein Papagei. Ich wusste, dass ich fürs Kollektiv nicht taugte und ich selbst brauchte mich auch nicht. Mir war klar, dass sie mich nach der Tournee aus der Truppe nehmen würden und ich nicht mehr in der Lage war, 15 Jahre Zwangsarbeit durchzustehen. Nach dem Ende der Tournee unternahm ich einen Selbstmordversuch. Wenn ich daran denke, schäme ich mich noch heute. Ich hatte einen Haufen Schlaftabletten beim Administrator des Theaters geklaut und allesamt runtergeschluckt, nachdem die anderen das Wohnheim verlassen hatten, um ein Konzert zu besuchen. Aber ohne eigenes Schlafzimmer stirbt es sich nicht so leicht. Ein guter Freund von mir hatte sein Buch verschusselt und glaubte, dass ich es hätte. Er und seine Frau kamen zu mir ins Wohnheim und versuchten mich aufzuwecken. Mein ungewöhnlich fester Schlaf kam ihnen verdächtig vor und so schlugen sie Alarm.

Um diesen Freund zu beschreiben, muss ich etwas abschweifen. Ein paar Jahre bevor ich nach Knjash-Pogost kam, arbeitete ich an einem anderen Lagerpunkt in der Küche. Eines Tages kamen neue Gefangene an, ein ganzer Zug voller Intelligenzler: Wissenschaftler, Lehrer, Verlagsmitarbeiter. Ihr Zugältester war ein kleiner, dünner Mann mit einem so offenen, charmanten und lieben Lächeln, dass ich ihm immer etwas besonders Gutes antun wollte, wenn er mit dem Eimer in die Küche kam, um Essen für sich und seine Kameraden zu holen. Ich versuchte, sein Kochgeschirr voller zu füllen und ihm das Dicke rauszusuchen. Er gründete eine Laienkunstgruppe, in die er auch mich einbezog. Später haben wir in derselben Brigade an der Trasse gearbeitet. Er war der einzige Mann im ganzen Lager, mit dem ich kommunizieren konnte, ohne daran zu zweifeln, dass reine Freundschaft zwischen Mann und Frau möglich war. Dann trennten sich unsere Wege, bis wir

uns beim TEKO wiederbegegneten. Er und seine Lagerfrau (die beiden blieben auch nach der Entlassung zusammen) haben mich damals vor dem Tod bewahrt, und sie blieben auch weiterhin meine Schutzengel, die mich vor Schicksalsschlägen beschützten. Wir gehörten unterschiedlichen Abteilungen am Theater an. Die beiden arbeiteten am Puppentheater, waren relativ eigenständig und trennten sich später ganz vom TEKO. Während ich im Krankenhaus lag, hatten sie mit Garwonskis Hilfe die Leiterin des Puppentheaters überredet, mich in ihre Truppe aufzunehmen.

Diese Leiterin war eine interessante Frau, früher Schauspielerin und die Ehefrau des bekannten grusinischen Regisseurs Achmeteli. Sie war ein lieber und Anteil nehmender Mensch. Wenn sie gut gelaunt war, lächelte sie dermaßen breit und herzlich, dass alles um sie herum zu lächeln begann. Diese Frau, Tamara Zulukidse, erweckte mich zu neuem Leben. In ihrem Theater inszenierte sie nicht nur Stücke mit Puppen, sondern auch kleine Komödien als Einakter. In so einem kleinen Stück besetzte sie mich. Nur ihr allein verdanke ich, dass ich später in einem anderen Lager in Sibirien die Leitung einer Kulturbrigade übernehmen und noch später erfolgreich am Theater arbeiten konnte. Und was am wichtigsten war, ich lernte die Puppen lieben.

Das Puppenparadies war nicht von Dauer. Nach Kriegsende änderten sich Regime und Politik, alles wurde anders. Ich weiß nicht wirklich, wieso das Theater geschlossen wurde. Ich glaube, der Minister für Bildung der Komi-ASSR wollte es für sich haben, aber ohne Gefangene. Unsere selbstgefertigten Puppen wurden uns weggenommen und kamen nach Syktywkar. Dort fanden sie schnell ihre ewige Ruhe in den Bäuchen gefräßiger Ratten. Tamara Zulukidse, Alexej und Mira Linkewitsch, meine oben erwähnten Freunde, sollten bald entlassen werden. Sie durften in Knjash-Pogost bleiben. Ich wurde in den entfernt gelegenen landwirtschaftlichen Lagerpunkt Kyltowo geschickt und kam bald darauf auf die Liste für einen Gefangenentransport nach Sibirien.

Fast einen Monat brauchte der Gefangenenzug, bis er am Zielort angekommen war. Alles verlief der Tradition gemäß: Es gab salzige Anchovis und zu wenig Wasser. Die Anchovis reichten auch nicht aus. Die Berufsverbrecherinnen tauschten zusammen mit den Wachposten unsere Lebensmittel gegen Wodka und Weißbrot ein. Sie aßen und tranken zusammen und machten sich über ihre Freier lustig. Von diesen Gewohnheitsverbrecherinnen kamen auf 30 bis 40 Politische so acht bis zehn Stück. Ich sage absichtlich Stück, weil sie keine Seelen besaßen. Sie terrorisierten die Politischen, wo es nur ging, und beklauten sie nach Lust und Laune. Die anderen trauten sich nicht zu mucksen, denn die Kriminellen hatten Messer. In unserem Waggon waren hauptsächlich Gefangene aus dem Westen: Polinnen, Lettinnen, Litauerinnen und Estinnen. Außerdem wir acht »sowjetischen« und zehn Berufsverbrecherinnen. Wir »sowjetischen« machten aus, dass wir uns nicht beleidigen lassen würden. Die Verbrecherinnen begannen bei den Westlerinnen. Letztere waren in großer Überzahl. Die Mehrheit von ihnen bestand aus jungen, sportlich wirkenden

Mädchen. Sie hätten diese Miststücke problemlos zerquetschen können. Aber nein! Wenn eine von ihnen bestohlen wurde, rückten ihre Nachbarinnen beiseite, damit es die Räuberinnen bequemer hatten. Die hatten zwar Messer, aber ich glaube nicht, dass sie die zum Einsatz gebracht hätten. Es war kurz vor Ostern, als die Räuberinnen einer schwangeren Polin gerade die »Mütter-Ration« geklaut hatten und damit auf die oberen Pritschen gestiegen waren, wo sie in ihrer Höhle alles auffraßen. Eine, die aussah, als wäre sie gerade einem Hexensabbat entsprungen, an ihrem Hals baumelte eine Kette mit Kreuz, hielt einen Augenblick inne, hörte auf zu kauen und sagte: »Ach, Mädels! Kurz vor Ostern und wir beklaue eine Schwangere!« Nachdem sie einen Moment überlegt hatte, fügte sie hinzu: »Na und, uns vergibt Gott ja!« Wir acht überlegten, wie wir sie loswerden konnten. Wir wussten, dass weder Gesuche noch Eingaben halfen, denn die Wachposten steckten ja mit ihnen unter einer Decke. Deshalb entschieden wir uns für eine recht fiese List (auch uns würde Gott vergeben): Während eines Haltes warfen wir einen Brief aus dem Waggon, in dem stand, dass die Verbrecherinnen in unserem Wagen ihre Flucht vorbereiteten, mit ihren Messern den Fußboden öffnen und während der Fahrt abhauen wollten. Eine halbe Stunde später stürzten ein paar Wachposten in unseren Waggon, stellten alles auf den Kopf, fanden die Messer und setzten die Verbrecherinnen im Karzer-Waggon fest. Der Rest der Fahrt verlief ruhig.

Nach einem Monat Zugfahrt kamen wir im landwirtschaftlichen Lager in der Hauptabteilung Suslowo an (das gesamte Suslowo-Lager galt als Sowchose und die Hauptabteilung war sozusagen das Büro der gesamten Sowchose), wo wir sofort isoliert und unter Quarantäne gestellt wurden. Diese Quarantäne selbst war die größte Ansteckungsgefahr für alle möglichen Krankheiten. Es war eng, der Fußboden aus Schwarzerde war dreckig und glitschig, alles war voller Flöhe und Wanzen. Die Plätze auf den Pritschen reichten nicht aus, also wurde auch unter den Pritschen geschlafen. Eines Tages kam der Leiter der Abteilung für kulturelle Erziehungsarbeit in die Baracke. Er suchte Schauspieler für die Kulturbrigade. Eine meiner Gefährtinnen »verriet« mich, und so begann ich gleich nach der Quarantäne in einem kleinen Raum des örtlichen Klubs Puppen zu basteln. Was diesen Lagerpunkt von den anderen unterschied, waren ein großes Lazarett und der Klub. In den Wohnbaracken war es wie immer: Wanzen, Flöhe, Strohmattressen ohne Laken, zerrissene Zudecken. Anders als in den Lagern des Nordens wurden die Baracken im Winter hier fast nie geheizt. Die Leute schliefen in Sachen auf den Pritschen: in Jacken, Wattehosen, Filzstiefeln. Ich hatte es relativ gut, da ich in der Nähe des Klubs wohnte. Das war ein großes, baufälliges Gebäude, in dem es vor Ratten nur so wimmelte. Man bekam es einfach nicht warm. Wir verheizten alles, was uns in die Hände fiel: Bühnendekorationen, Zeitungen, Möbel. Einmal während einer Textprobe am Tisch stand einer von den Schauspielern auf und verschwand für einen Moment. Als er zurückkam, loderte sein Stuhl bereits im Feuer. Egal wie viel wir heizten, wenn man Wasser oder Suppe auf dem Tisch verschüttete, bildete sich sofort eine Eisschicht.

Im Jahr 1949 wurde das Lager erstmals in eine Zone für Frauen und eine für Männer geteilt. Das war sonst nur in Straflagern üblich. Unsere Jungs kamen jetzt mit Passierschein zu den Proben, denn der Klub befand sich in der Frauenzone. In dieser Zeit trat die Kraft unterdrückter Liebe besonders stark zutage. Frauen wie Männer kletterten über die Stacheldrahtzäune zu ihren Liebsten, wurden angeschossen und zu Krüppeln gemacht, aber aufhalten ließ sich dadurch niemand. Später wurden alle Frauen aus dem Lagerpunkt entfernt, es wurde ein reines Männerlager. Die Kulturbrigade verschwand. Das war ein schwerer Schlag für mich, da ich mich sehr an das Kollektiv gewöhnt hatte, das so ganz anders als beim TEKO war. Hier schweißten die Schwierigkeiten uns stärker zusammen, es war wie in einer Familie, in der Späße und Streiche, Lachen und gegenseitiges Verantwortungsgefühl herrschten. Diesem Kollektiv habe ich zu verdanken, dass ich heute immer noch auf dieser Erde wandle. Als ich einmal eine akute Lungenentzündung bekam, wollten mich die Ärzte aus Mangel an Medikamenten in Ruhe sterben lassen. Die unbewachten Gefangenen aus der Kulturbrigade durchkämmten zwei Ortschaften und bettelten, wo sie nur konnten, um Sulfidin-Tabletten. Dann saßen sie abwechselnd an meinem Bett, um mir zur richtigen Zeit die Medizin zu verabreichen. Nur ihnen habe ich mein Überleben zu verdanken.

Ich brauchte nicht zu den allgemeinen Arbeiten, da ich gleich nach der Auflösung der Kulturbrigade vom »Leibeigenen-Theater« der Lagerleitung angefordert wurde. Wie die auf mich gekommen waren? Zu einer der jährlich stattfindenden Olympiaden waren wir mit dem Puppentheater in Mariinsk gewesen. In dem Stück spielte ich die negative Rolle eines Flittchens, die mit einem Bonzen verheiratet war. Bei uns und in anderen Lagerpunkten hatte ich diese Rolle mittelmäßig gespielt. Aber hier, auf dieser großen Bühne, war es, als würden alle Fesseln von mir fallen. Ich spielte so lebendig, so natürlich, ungezwungen und gleichzeitig witzig, dass ich beim Verlassen der Bühne Applaus bekam. Damals wurde mir der Vorschlag gemacht, ans Theater der Lagerleitung zu wechseln. Aber ich hätte mein Kollektiv nicht für alle Reichtümer dieser Welt verlassen. Als die in Mariinsk erfuhren, dass die Kulturbrigade in Suslowo nicht mehr existierte, forderten sie mich an.

An diesem Theater gab es drei Sparten: Schauspiel, Musiktheater, Ballett. Bis dahin waren mir Ballett und Tanz egal gewesen. Aber hier in Mariinsk begeisterte ich mich für diese Kunst. Der Ballettmeister war ein Köhner, nicht schlechter als der große Moissejew selbst. Aber das Glanzstück der Truppe war eine Tänzerin, die wegen des Krieges ihre Ballettausbildung nicht hatte beenden können. Sie stammte aus Ungarn, ihr Vater war Jude, und nachdem Hitler in Ungarn einmarschiert war, hatte sich ihre Familie in verschiedene Richtungen zerstreut. Sie begann im Kabarett eines gottverlassenen Städtchens zu arbeiten. Als sich die Sowjetarmee Ungarns Grenze näherte, wollte sie die Frontlinie überqueren und auf die sowjetische Seite überlaufen. Sie schaffte es tatsächlich, kam zu den sowjetischen Schützengräben durch und kullerte den Soldaten regelrecht auf deren

Köpfe. Hier wurde sie erst einmal vergewaltigt, mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt, dann als Spionin verurteilt und ins Lager geschickt. In Mariinsk kam sie halb tot an und wurde ins Lazarett gebracht. Nach ihrer Genesung holten die Mitarbeiter des Theaters sie zu sich. Sie war eine ganz herausragende Tänzerin! Neben klassischem Ballett tanzte sie auch Volkstänze und Ausdruckstanz. Die Natschalniks der Gulag-Hauptverwaltung kamen aus Moskau angeflogen, nur um Dolli Takwarjan tanzen zu sehen.

An diesem Theater spielte ich Rollen, die einigermaßen zu mir passten: die Manefa und die Galtschicha aus den Stücken Ostrowskis, die Dunjascha aus Gogols »Hochzeit«, die Lukeria in »Eine Hochzeit mit Erbe«. Außerdem war ich zur Teilnahme an den Tanz- und Gesangsrevuen verpflichtet, die außerhalb der Tourneezeit an großen Feiertagen veranstaltet wurden. Das gefiel mir wie einem Hund die Prügel.

Ich legte meine ganze Seele in meine Rollen. Man kann selbst schwer einschätzen, ob man gut oder schlecht spielt, aber ich habe öfter gehört, wie die Musiker oder Tänzerinnen bei irgendeiner zehnten Aufführung sagten: »Lass uns noch die Galtschicha (oder die Dunjascha) ansehen, bevor wir schlafen gehen.« Es war wirklich nicht schlecht an diesem Theater. Das Wohnheim war sauber und es gab Lohn auf die Hand (nach Abzug der Unterhaltskosten). Hier spielten erfahrene Schauspielerinnen wie die Morskaja oder die Malinowskaja, die sagten, dass sie lieber bis an ihr Lebensende an diesem Theater bleiben wollten, weil sie sich vor der zweifelhaften Freiheit außerhalb der Zonengrenze fürchteten.

Und dann, ganz plötzlich, gab es wieder erschreckende Neuigkeiten. Es fing damit an, dass die Wiederholungstäter aus sämtlichen Lagerpunkten zu Hunderten ins Mariinsker Sammellager gebracht wurden, wo sie, kaum angekommen, einen gar nicht spaßigen Krieg mit den Wlassow-Leuten¹⁷ begannen. Sie kämpften mit Äxten und es ging nicht ums Überleben, sondern um den Tod. Um diesen Krieg zu beenden, wurden auf Befehl des Lagernatschalniks Maschinengewehre auf den Wachtürmen in Stellung gebracht, mit denen die Leute reihenweise niedergemäht wurden, wobei viele vollkommen unschuldige Menschen umkamen. Bei dieser Schlachtereier starben ungefähr 300 Leute, entweder durch das Maschinengewehrfeuer oder durch die Äxte und Messer gefangener Schicksalsgefährten. Der Skandal war derart groß, dass man sich in den höchsten Instanzen genötigt sah, so wie immer, einen Sündenbock zu finden. Dieses Mal war es der Natschalnik des Transitlegers, der, wie es hieß, 25 Jahre bekam, präventiv hatte man ihn noch degradiert. Dann wurden Gefangenentransporte mit Politischen zusammengestellt. Der Bahnhof stand voller Züge, vollgestopft mit Gefangenen. Weder auf Transportfähigkeit noch auf Tatbestand oder Strafmaß wurde Rücksicht genommen. Halbtote wurden ebenso aus den Krankenhäusern geholt wie frisch Operierte oder dem

17 Wlassow-Leute – Hier sind die sowjetischen Kriegsgefangenen gemeint, die von den Nazis für die Wlassow-Armee, die gegen die Sowjetarmee kämpfte, rekrutiert worden waren.

Tode entgegendämmernde Greise. An Krücken, auf Tragen oder zu Fuß, in zeretzten und zerrissenen Lumpen wurden sie zum Bahnhof gezerrt und bis zum Gehnichts mehr in die eisigen Güterwagen gepfercht. Das ging den Januar, den Februar und den März des Jahres 1951 so. Das ganze Lager war in hellem Aufruhr. Gerüchte gingen um, dass alle Politischen vernichtet werden oder bestenfalls so weit wie möglich aus dem Blickfeld entfernt werden sollten – in die entlegensten, wildesten, wasserlosesten Einöden des Landes. Dort würden sie durch das strenge Regime und die unbeschreiblich schweren Arbeitsbedingungen massenweise sterben und das alles ohne den Einsatz von Gaskammern und Maschinengewehren.

Irgendwann kam auch unser Theater an die Reihe. An dem Tag, als im Klub die Listen verlesen wurden, hörte das Theater faktisch auf zu existieren. Übrig blieben lediglich Gefangene, die wegen Zivildelikten saßen, nur kleine Strafen bekommen hatten oder in Kürze entlassen werden sollten. Dolli Takwarjan und ich standen vorerst nicht auf den Listen. Wir hatten viele Freunde unter den freien Angestellten. Einige von ihnen sollten den Transport begleiten. Von ihnen erfuhren wir, wohin es gehen sollte: nach Dsheskasgan, in die Kupferbergwerke der wasserlosen Solontschakow-Steppe. Außerdem gab es einen Gefangenen im Lager, der noch bis vor Kurzem selbst Mitarbeiter der GULag gewesen war. In unserem kleinen Frauenwohnheim, in dem sich fast alle Mitarbeiter des Theaters zur traurigen Verabschiedung ihrer Kollegen versammelt hatten, klärte er uns über die Hintergründe dieser Transporte auf. Im Folgenden gebe ich seinen Bericht wieder.

Eleanor Roosevelt war in die Sowjetunion gekommen. Sie wusste Bescheid über die vielen Gefangenen und wollte persönlich einige Lager besuchen. Das wurde ihr ganz entschieden abgeschlagen. Daraufhin wurde in der UNO die Frage der Menschenrechtsverletzungen auf die Tagesordnung gestellt und die Entsendung einer Sonderkommission in die Sowjetunion geplant. Unsere UNO-Vertreter stritten ab, so gut es ging. Unterdessen begann man in der Heimat damit, den »Abfall« in die entferntesten Winkel des Landes zu schaffen, z. B. nach Dsheskasgan. Bergwerke gab es dort schon seit Langem, aber aufgrund ungenügender Lebensbedingungen (vor allem weil es kein Wasser gab) fristeten diese ein klägliches Dasein. Nun tauchten aber plötzlich Gefangene auf, die sich außerhalb menschlicher Gesetze befanden. Man brauchte nur noch ausreichend Stacheldraht, Handfesseln, Wachposten, Maschinengewehre für die Wachtürme und deutsche Schäferhunde ...

Die Gefangenentransporte verließen das Sammellager. Zurück kamen nur die Wachmannschaften. So erhielten wir ein Zettelchen von unseren Gefährten, auf dem sie uns von ihrem Schicksal berichteten: Es herrschte ein verschärftes Regime. Alle wurden mit Nummern verziert wie im faschistischen Lager. Sie mussten in den Bergwerken arbeiten. Zweimal am Tag gab es etwas zu essen, pro Tag einen Liter Wasser zum Trinken und zum Waschen. Ein Gesunder hielt das einen Monat durch, Schwächere zwei Wochen. Grinkos wertvolle Chirurgenhände wurden durch Hacke und Spaten kaputt gemacht. Einer von unseren Tänzern war ver-

rückt geworden. Wir waren erschüttert. Die Proben klappten nicht mehr. Damit das Programm durchgezogen werden konnte, musste jetzt jeder von uns die zwei- bis dreifache Belastung auf sich nehmen. Trostlosigkeit hatte die Schauspieler ergriffen und ihnen die Freude an der Arbeit genommen.

Als das Unglück übers Theater kam, ergriff mich ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit, der Angst und der Niedergeschlagenheit. Ich fürchtete mich vor meiner körperlichen Schwäche (kurz vorher war ich operiert worden), vor den Bajonetten der Begleitsoldaten, die einen vorantrieben. Ich hasste mein verfluchtes Herz, weil es einfach nicht zerspringen wollte. Es war wie die Angst eines streunenden Hundes vor dem Stock, wie die Angst eines verwundeten Hasen, der in der Hand des Jägers vor Schmerz und aus Angst vor noch größeren Schmerzen wie ein Kind schreit. Verflucht bis in alle Ewigkeit sollen die sein, die solche Schmerzen hervorrufen – egal ob bei einem Hasen, einem Hund oder einem Menschen. Natürlich ließ ich mir meine Emotionen nicht anmerken. Wir alle waren ausreichend abgehärtet und konnten unsere Gefühle gut verbergen. Aber die grauen Haare, die man nach schlaflosen Nächten entdeckte, die Falten, die am Tag zuvor noch nicht da waren, die konnte man nicht verbergen.

Um es kurz zu machen, meine Vorahnungen hatten mich nicht getäuscht. Nachdem die großen Gefangenentransporte weg waren, schien das Leben nach und nach wieder in gewohnten Bahnen zu verlaufen. Die Leitung war damit beschäftigt, die Nachzügler auf Trab zu bringen. Wir hatten mit Mühe das Programm für die Gastspielreisen fertig bekommen, als es einschlug wie ein Blitz: Dolli Takwarjan, der Star des Theaters, war für einen Transport vorgesehen. Ein paar Tage später war ich dran, obwohl ich nur noch ein Jahr abzusetzen hatte. Der Frühling war fast vorbei, als ich zusammen mit einigen anderen, mir unbekanntem Frauen die Zone Richtung Sammelstelle verließ. Es war ein warmer und sonniger Tag, unsere Sachen lagen auf einem Fuhrwerk und die Begleitsoldaten ließen uns in Ruhe, hetzten uns nicht. Bis zur Sammelstelle waren es ja auch nur drei Kilometer. Meine Ängste und Sorgen waren verschwunden. Geblieden waren eine komische Benommenheit und Gleichgültigkeit allem gegenüber. Dass ich Dolli nicht auf der Sammelstelle begegnete, war die nächste Enttäuschung. Mit einem Mal wollte ich nur noch schlafen. Ich warf mich und die Sachen auf die Pritsche und schlief ein. Ich habe die zwei Wochen im Transitlager fast nur geschlafen. Kaum dass ich saß oder lag, schon schlief ich ein. Gott sei Dank, dass wir nicht arbeiten mussten. Aus diesem Dauerschlaf bin ich erst in Taischet erwacht. Hier erfuhr ich, dass Dolli ein paar Tage zuvor mit einem Transport an die Trasse geschickt worden war, aber zu welchem Lagerpunkt, wusste keiner. Ein paar Tage später wurde ich mit einem großen Frauentransport nach Bratsk geschickt.

Die Bezeichnung »Besserungs-Arbeits-Lager« für die sowjetischen Lager hatte seit Mitte der 1930er Jahre ihre ursprüngliche Bedeutung verloren. Obwohl sie von Anfang an eher Vernichtungs-Arbeits-Lager gewesen waren, vertuschten sie das zuerst, indem sie den Anschein erweckten, einem gewissen Humanismus

zu genügen und sei es auch nur der Humanismus eines Malachow. Es gab gemischte Lager mit Männern und Frauen, in denen noch nicht vollends zermürbte Menschen die Realität in den Umarmungen der Liebe vergessen konnten. Die Natschalniks drückten dabei oft beide Augen zu, solange die Gefangenen die Norm erfüllten bzw. übererfüllten. Künstlerische Laienzirkel und professionelle Theater existierten. Letztere wurden von den Natschalniks organisiert, waren ihr ganzer Stolz und sie gaben damit gegenseitig voreinander an. Die Glückspilze, die an diesen Theatern als Schauspieler arbeiten durften, konnten sich immerhin wie Menschen fühlen, wenn auch nur zweiter Klasse. Es gab auch Kinovorstellungen. Innerhalb der Lagerzone gab es weder Zäune (außer am Karzer und am Leichenhaus) noch Schlösser an den Türen. Man konnte sich in der gesamten Zone frei bewegen.

Die Neuheiten, die sich Berija und Abakumow jetzt ausgedacht hatten, zeichneten sich nicht gerade durch Originalität aus. Alles, aber auch alles war bei Hitler abgekupfert – nur die Gaskammern fehlten. Beim Betreten der Zone fielen uns als Erstes die Gitter vor den Barackenfenstern und die Schlösser an den Türen auf. Neben den Latrinen, zu denen es wie gewöhnlich alle zog, standen reihenweise Fässer, über deren Funktion wir uns nicht lange die Köpfe zerbrechen mussten. Abortkübel. Dann herrschte hier also tatsächlich Gefängnisregime. Die Zone war menschenleer. Nach der Ansprache des Regime-Verantwortlichen, in der er uns mit Regeln und Pflichten bekanntmachte und worin die Worte »verboten« und »wird bestraft« am häufigsten vorkamen, mussten wir uns im Zentrum der Zone hinsetzen, mitten in der größten Hitze. Wir durften nicht herumlaufen und sollten warten. Sogleich fiel ein riesiger Schwarm Ungeziefer über uns her. Es waren ziemlich große und freche Insekten, und sie rissen einem ganze Fleischstückchen heraus. Aber nicht davon wurde mir schwarz vor Augen, sondern als ich sah, wie drei Frauen, eine Ärztin und zwei Helferinnen, mit Listen in der Hand zu uns kamen. Auf Rücken und Saum ihrer Kittel waren dunkle Stoffflicken mit Nummern genäht. Solche Aufnäher trugen auch alle anderen Frauen, die manchmal vorbeiliefen. Man könnte meinen, was ist schon dabei, ein aufgenähter Stofffetzen mit einer Zahl darauf? Aber diese Aufnäher haben uns Namen und Alter weggenommen und zu gebrandmarktem Vieh gemacht, zu einem Inventarstück bzw. schlimmer, denn ein nummerierter Stuhl wird auch weiterhin als Stuhl bezeichnet und ein gekennzeichnetes Tier hat einen Spitznamen. Wir jedoch mussten uns ab jetzt nach Aufruf einer Nummer melden. Das Fehlen der Nummer an vorgeschriebener Stelle wurde hart bestraft.

Erst am Abend wurden wir auf die Baracken aufgeteilt. Waschen war ausgefallen, weil kein Wasser da war. Es herrschte ohnehin große Enge auf den durchgehenden Pritschen, aber nachdem sich auch noch die Neuankömmlinge daraufquetschten, war alles zu spät. Sie hatten uns ohne medizinische Durchsicht in die Baracken gepfercht und das, obwohl im Gefangenentransport viele Rückfalltäter waren und unter ihnen Syphilis- und Tuberkulosekranke. Nachts wurden die Ba-

racken abgeschlossen und ein Abortkübel hereingestellt, sodass zu Enge und drückender Hitze nun noch der unerträgliche Gestank kam.

In den neuen Lagern waren künstlerische Laiengruppen verboten, ebenso Kino, Zeitungen, Bücher und Tischspiele. Nach dem Abendbrot wurden alle zum Appell gejagt, wo sie bis zum Schlafsignal in Reih und Glied stehen mussten. Geweckt wurde um 5.30 Uhr, manchmal auch eine Stunde früher, wenn der Wachhabende nicht mehr schlafen konnte. Für kleinste Vergehen und für abgerissene Nummern kam man in die Baracke mit verschärftem Regime. Jeder, egal ob alt oder jung, musste zur Schwerstarbeit. Interessant war, dass sich hier niemand besonders um Normen und Pläne scherte. Es gab keine Strafen bei Nichterfüllung der Norm und keine Belohnung bei Erfüllung. Man musste einfach nur zehn Stunden bis zum Umfallen ackern. Es waren so viele Gefangene, dass manchmal nicht genug Arbeit für alle da war. Dann mussten wir Sisyphusarbeiten machen, irgendetwas Sinn- und Nutzloses – nur nicht Däumchen drehen. Und noch eine Geißel – der ständige Wassermangel. Das Wasser wurde in einer Zisterne vom zehn Kilometer entfernten Fluss gebracht. Zwei Benzinwagen waren aber zu wenig für die Bedürfnisse zweier großer Lagerzonen voller Menschen und der Dörfer in ihrer Nähe. Vorrangig wurden die freien Angestellten und die Kasernen versorgt, dann die Lagerküche. In die Baracken wurde frühmorgens ein kleiner Wasserbehälter gebracht, den sich gleich die Stärksten unter den Nagel rissen. Abends gab es noch einmal so einen Behälter mit heißem Wasser mit sehr dünnem Gerstenkaffee. Einmal im Monat durften wir in die Banja, wo wir eine halbe Schüssel Wasser bekamen. Von Wäschewaschen konnte gar keine Rede sein. Wir wuschen sie in Regenpfützen und liefen mit der Schüssel in der Hand durch die Zone, um Freundinnen zu bitten, hineinzupinkeln. Im Urin wuschen wir dann unsere Wollpullover oder Röcke.

Zu jener Zeit brach eine Selbstmordepidemie unter den Gefangenen aus. Hauptsächlich waren es die jungen Mädchen aus dem Westen, die sich mit Chlorkalk vergifteten oder in einem abgelegenen Winkel erhängten.

Auch dieser Winter ging vorüber. Mit dem Sommer kam und verging der August des Jahres 1952, der Zeitpunkt meiner Entlassung. Ich empfand weder Trauer noch Freude. Ich hatte mich schon längst damit abgefunden, dass man hier sowieso nicht rauskam. Früher wurden die Gefangenen zum Natschalnik bestellt, man gratulierte ihnen zur Entlassung und ließ sie im nächsten Moment ihr neues Urteil unterschreiben. Mittlerweile verzichtete man auf solche Inszenierungen. Man wurde ganz einfach nicht entlassen und basta.

Und dann wurde ich eines Tages doch zum Natschalnik der Spezial-Abteilung bestellt. Mit gequältem Lächeln teilte er mir mit, dass er mich bestellt hätte, um »den Vertrag zu lösen«. Ich vergaß zu sagen, dass zu jener Zeit das simple Wort »Befreiung« durch die Phrase »den Vertrag lösen« ersetzt worden war. Am 19. April 1953 wurde ich aus dem Lager entlassen. Weil ein unachtsamer Schreiberling meinen Vornamen in den Entlassungspapieren in Alma verhunzt hatte, fand ich mich mit einem Hundennamen versehen in der Freiheit wieder.



NADESHDA KANEL (1903 bis 2000)

Begegnung in der Lubjanka

Nadeshda Weniaminowna Kanel, die Tochter des Arztes W. J. Kanel (1873-1918, Bolschewik seit 1903) und der Chefärztin des Kreml-Krankenhauses A. J. Kanel (1878-1936) wurde 1939 zusammen mit ihrer Schwester Julia verhaftet. Julia und deren Ehemann kamen 1941 im Gefängnis um. Nadeshda Kanel wurde 1949 zum zweiten Mal verhaftet. Nach ihrer Entlassung war sie 1954 Zeugin der Anklage im Prozess gegen Berijas engste Mitarbeiter Abakumow und Komarow. Später lebte und arbeitete sie als Ärztin in Moskau, promovierte zum Doktor der Medizin. (Semjon Wilenski)

*

Zuerst darüber, wie ich ins Lubjanka-Gefängnis geraten bin.

Ich denke, dass alles schon seit 1932 vorherbestimmt war. Damals hatte sich meine Mutter Alexandra Kanel, Chefärztin am Kreml-Krankenhaus, und mit ihr zusammen Doktor Lewin und Professor Pletnjow geweigert, ein falsifiziertes medizinisches Gutachten zu unterzeichnen, in dem es hieß, dass der Tod von Nadeshda Allilujewa infolge einer akuten Blinddarmentzündung eingetreten sei. Stalin hatte dies den drei Ärzten nicht verziehen. Das Schicksal von Lewin und Pletnjow¹ ist bekannt. Sie wurden der vorsätzlichen Ermordung Gorkis angeklagt. Meine Mutter wurde 1935 ihres Amtes als Chefärztin enthoben und starb 1936. Drei Jahre später verhaftete man mich, meine Schwester Julia und deren Ehemann.

Als behandelnde Ärztin der Kreml-Elite musste unsere Mutter öfter Politiker-gattinnen nach Europa, zu medizinischen Koryphäen, begleiten, wie z. B. Molotows Frau Shemtschushina. Sie hatte auch Kamenews Frau nach Berlin und Kalinins Frau nach Paris begleitet. Der Ermittler behauptete nun, dass unsere Mutter für drei europäische Geheimdienste gearbeitet und auch uns in ihre Spionagetätigkeit einbezogen hätte. Natürlich stritt ich alles ab. Ich wurde geschlagen. Bei einem der Verhöre zeigten sie mir Julias »Geständnis« und ich begriff, wie sehr man sie gequält hatte! ... Sie legten mir auch die Aussage von Julias Mann Doktor Weinberg vor. Er hatte ebenfalls »gestanden«, dass er von Alexandra Kanel angeworben worden wäre und er das Geheimnis, wie weit die Malaria in der UdSSR verbreitet war, verraten hätte. (Sein Artikel zu diesem Thema war, nebenbei gesagt, in einem medizinischen Fachbuch veröffentlicht worden, zu dem jedermann Zugang hatte.)

1 Lewin und Pletnjow wurden 1938 im 3. großen Schauprozess in Moskau zum Tode verurteilt. Lewin wurde sofort, Pletnjow 1941 erschossen.

Über das Schicksal meines Mannes Adolf war mir lange nichts bekannt. Ich wusste nicht, ob er frei oder auch im Gefängnis war. Wir hatten keine Kinder. Ich war schwanger ins Gefängnis gekommen, aber mein Kind wurde dort gewaltsam abgetrieben. Glücklicherweise ließen sie Adolf in Ruhe. Er nahm Julias Kinder zu sich, kümmerte sich außerdem um unsere alte Tante, und neben alledem gelang es ihm noch, zu promovieren und sich zu habilitieren. 15 lange Jahre wartete er auf mich – und ich bin tatsächlich zurückgekehrt.

Drei Monate lang wurde ich ununterbrochen verhört.

Dann erhellte sich mein Gefängnisleben mit einem Schlag, als ich Alja², Ariadna Efron, die Tochter von Marina Zwetajewa traf. Das geschah am 2. September 1939, nachdem man mich in eine andere Zelle verlegt hatte. Vor deren Tür auf dem Boden saß ein Mädchen mit langen blonden Locken und riesengroßen blauen Augen. Dem Aussehen nach hätte man sie für 18 halten können. Obwohl ihr Gesicht sehr russisch aussah, schien sie mir eine Ausländerin zu sein. Sie war einfach gekleidet, aber sowohl ihr schwarzer Rock als auch die weiße Bluse und die rote Weste waren eindeutig aus dem Ausland. Eine der Frauen sagte: »Sie wurde vor ein paar Tagen verhaftet. Seitdem sitzt sie an der Tür und wartet, dass man sie rauslässt.«

Ich fragte das Mädchen, wo es gearbeitet hatte.

»Beim Shurgas³ auf dem Strastnoi-Boulevard.«

»Da kenne ich eine Menge Leute.«

»Wen denn?«

»Na zum Beispiel Mulja⁴ Gurjewitsch.«

»Das ist mein Mann!«

»Wieso? Er ist doch mit meiner besten Freundin verheiratet!«

»Wir leben schon seit einem Jahr wie Mann und Frau zusammen.«

Ich erinnere mich, wie sie einmal sagte: »Ich war doch so ein gutes Mädchen, alle hatten mich gern – und dann haben sie mich einfach verhaftet ...« Damals dachte ich erst, dass wir doch alle gute Mädchen waren und trotzdem verhaftet wurden, aber schon bald verstand ich, dass wirklich keine so gut wie Alja war. Wir waren sechs Monate zusammen, bis zum Februar 1940.

Alja war wegen Spionage angeklagt. Ihr war klar, dass man ihren Vater auch verhaftet hatte und sie hatte Angst, dass man auch ihre Mutter verhaften würde. Trotz der ständigen nervlichen Anspannung hatte sich Aljas Aufmerksamkeit geschärft und ihr Humor war unversiegar – offensichtlich eine Schutzreaktion. Jedenfalls kann ich mich nicht entsinnen, jemals wieder so viel gelacht zu haben. Sie brachte mich auf Schritt und Tritt zum Lachen, von morgens bis abends. So spielte sie jedes Mal den Auftritt des Wärters nach, und wenn der in die Zelle kam und sagte: »Die vollständigen Initialen!«, dann konnten wir unser Lachen kaum unterdrücken.

2 Alja – Kosenamen für Ariadna Efron (siehe ihre Briefe in diesem Buch).

3 Shurgas – russische Abkürzung für Zeitungs- und Zeitschriftenverband. (SW)

4 Mulja – hier Koseform für Samuil.

Trotz der häufigen Verhöre und der bedrückenden Gefängnisatmosphäre verhielten Alja und ich uns sehr leichtsinnig. Da wir uns vollkommen schuldlos fühlten, waren wir überzeugt, dass sie uns höchstens drei Jahre Verbannung geben könnten. Wir vereinbarten, dass wir uns danach treffen wollten, und zwar nicht irgendwo, sondern aus unerfindlichem Grund in Woronesh.

Alja war noch ganz von jenem Leben erfüllt, aus dem man sie so plötzlich gerissen hatte. Sie dachte ständig an Mulja – er war ihre erste Liebe. Sie sagte: »Obwohl ich jetzt im Gefängnis sitze, bin ich froh, dass ich nach Russland zurückgekehrt bin und Mulja habe. In den vergangenen zwei Jahren war ich sehr glücklich!«

Später hat sie mir geschrieben: »Kannst du dich erinnern, wie wir damals zusammen gelesen und ohne Ende über alles geredet haben, so als wollten wir uns einen Freundschaftsvorrat für all die Jahre der Trennung anlegen? Damals war mir der Gedanke fern, dass eine Zeit anbrechen könnte, in der ich ganz einsam sein würde. Ich war doch mit dir zusammen und trotz der extrem unglücklichen Umstände noch sehr glücklich.«

Das Neujahrsfest 1940 feierte ich zusammen mit Alja. Sie hatte sogar eine Torte aus Keksen, die man im Gefängniskiosk kaufen konnte, gemacht. Als Cremersatz hatte sie Butter mit Zucker verrieben. Um Mitternacht hörten wir die Uhr des Kreml-Turms schlagen. In ihrem letzten Lebensjahr, 1975, hat mir Alja geschrieben: »Und wieder bricht ein neues Jahr an. Wie immer um diese Zeit blicke ich dann auf unseren Neujahrsabend zurück, der so ungewöhnlich war – sowohl durch die Umstände (die heute selbst dem eigenen Gedächtnis ungläubhaft erscheinen) als auch durch die uns verbindende Seelenverwandtschaft. Da war der Klang der Kreml-Turm-Uhr (ich höre ihn noch heute) und da war so viel Glaube, so viel Hoffnung und Liebe in uns – trotz allem, über allem ...«

Ab August 1940 saß Alja mit der jungen Lettin Walja Freiberg zusammen. Dann wurden beide in eine andere Zelle verlegt. Später erzählte mir Alja: »Ich kann mich daran erinnern, als wäre es heute passiert: Ich betrete also zusammen mit Walja Freiberg die neue Zelle. Aus irgendeinem Grund hat die Zelle ein Waschbecken, vor dem eine Frau steht und sich gerade wäscht. Ich frage gleich von der Türschwelle aus: »Ist jemand von euch der Kanel begegnet?« Und da dreht sich diese Frau um, wird kreidebleich und sagt: »Ich bin selber eine Kanel.« »Ljalja?« »Ja, ich bin Ljalja.« »Dina lässt Ihnen Grüße ausrichten.« Wir blieben nicht lange zusammen, nur ein paar Tage, eigens damit ich dir noch ein Lebenszeichen von ihr überbringen konnte. Und sie wusste und glaubte, dass ich das tun würde. Wirklich, liebe Dinotschka, diese Gewissheit hat sie die letzten Minuten ihres Lebens leichter ertragen lassen ...«

Ende 1947 besuchte mich Alja in Moskau (sie wohnte damals in Rjasan) und erzählte mir ausführlich von dieser Begegnung mit Ljalja. Darüber, was Ljalja

5 Ljalja war der Kosenamenname von Nadeschda Kanel's Schwester Julia; Nadeschda wurde Dina oder Dinotschka genannt.

während der Untersuchungshaft, die in ihrem Fall extrem schwer gewesen war, durchgemacht hatte. Und darüber, wie Ljalja gezwungen worden war, furchtbare, gefälschte Aussagen zu unterschreiben. Alja sprach auch von den eigenen Verlusten: dem Tod der Mutter, des Vaters und des Bruders. »Ich habe schon längst alle Tränen vergossen«, sagte sie. Danach sind wir uns nicht mehr begegnet, weil ich Anfang 1948 aus Moskau ausgewiesen und im Juli 1949 erneut verhaftet wurde.

1953 befand ich mich im Gefängnis in Wladimir. Und obwohl wir die Zeitungen immer mit großer Verspätung bekamen, hatten wir von Stalins Tod erfahren. Und wir wussten auch, dass Berija jetzt das Sagen hatte. Alle Gefangenen schrieben Eingaben an Berija und baten um Revisionsverfahren. Da ich wusste, dass er mein Verfahren persönlich geleitet hatte, schrieb ich ihm natürlich nicht. Dann wurde ich plötzlich am 16. August zum Verhör vorgeladen. Ich musste in einen anderen Gebäudetrakt gehen, es nieselte, und ich überquerte den Hof in unheimlicher Vorahnung neuen Unheils. Ich wurde von einem zirka 50-jährigen Mann empfangen, der sich als Staatsanwalt Wolodin vorstellte. Als Erstes wollte er wissen, ob ich mit jemandem über mein Verfahren gesprochen hätte.

»Nein, ich habe niemals jemandem davon erzählt.«

»Auch nicht Ariadna Efron?« Ich erstarrte. Sollte Alja mich verraten haben?

»Erzählen Sie, wie Sie und Ihre Schwester 1937 verhaftet wurden und wie die Untersuchung verlief!«

»Ich kann mich nicht mehr daran erinnern ...«

»Sie brauchen keine Angst zu haben, erzählen Sie alles. Uns ist bekannt, dass Sie und Ihre Schwester vollkommen unschuldig sind. Berija wurde entlarvt. Schreiben Sie alles auf, wie es Ihnen ergangen ist usw. Ariadna Efron hat sich aus Turuchansk mit einem Brief an die Staatsanwaltschaft der UdSSR gewandt und damit die Klärung ihres Falles beschleunigt.«

Am darauf folgenden Tag wurde ich aus dem Gefängnis entlassen und fuhr mit einem Taxi nach Moskau.

Bald trafen Briefe von Alja aus Turuchansk ein: »In all den Jahren hat mein Verstand gelernt, alles zu verstehen, aber auch wirklich alles. Meine Seele dagegen sträubt sich ganz entschieden, irgendetwas zu verstehen, was immer es auch sei. Kurz gesagt, alles Gute scheint mir das Selbstverständlichste zu sein, und alles, was üblicherweise als selbstverständlich gilt, kommt mir unvorstellbar hässlich vor. So empfinde ich deine Freundschaft als etwas vollkommen Selbstverständliches, ebenso wie die Beziehung zwischen dir und Adolf, wie Adolfs Beziehung zu Ljaljas Kindern und zu Tante Shenja, oder wie den Umstand, dass mir meine alte Tante Lilja immer noch, wenn der Schiffsverkehr wieder beginnt⁶, Päckchen schickt, obwohl sie doch selbst nichts hat. Zuerst hatte sie so meiner Mutter und meinem Bruder geholfen – und nun mir. Und das seit 15 Jahren! Schaut man sich jedoch die Realität der letzten Jahre und die daraus entstandenen

6 Turuchansk war damals lediglich mit dem Schiff und nur zwischen Juni und September zu erreichen.

zwischenmenschlichen Beziehungen an, dann wäre es eigentlich nur selbstverständlich gewesen, wenn sich Adolf 1940 neu verheiratet hätte, die Kinder in einem Kinderheim aufgewachsen wären und Tante Lilja vor 15 Jahren Angst vor mir bekommen hätte ... Ich habe mir erlaubt, das dir und Ljalja gegebene Versprechen ein einziges Mal zu brechen: Gleich am Tag nach Berijas Entlarvung habe ich einen Einschreibebrief an die Staatsanwaltschaft der UdSSR geschickt, in dem ich kurz berichtet habe, was ich von euch beiden weiß. Meine Liebe, ich wünsche mir so sehr, dass du so schnell wie möglich nach Hause zurückkehren kannst ...«



ADA FEDEROLF-SCHKODINA (1901 bis 1996)

Zwei Bäuerinnen und Wahlen in Turuchansk

Ada Alexandrowna Federolf-Schkodina war Englischdozentin; zuerst an der Industrie-Akademie, einem Institut der MGU (Staatliche Universität Moskau) und danach an der Literaturfakultät des legendären Institutes für Philosophie, Literatur und Geschichte (IFLI). Wegen ihrer Heiterkeit, Lebensfreude und Fachkompetenz war sie bei den Studenten außerordentlich beliebt.

»Den Hörsaal betrat sie stets mit einem Lächeln und wir lächelten als Antwort zurück. Sie machte einen Scherz und wir lachten gemeinsam mit ihr. Jemand hatte sie beim Skifahren gesehen, jemand beim Bergsteigen und ein anderer im Haus der Wissenschaften beim Tanzen – und wie sie tanzte: ›Wow!‹ Am Abend des 4. März 1938 wurde sie abgeholt und in einem schwarzen Auto an einen Ort gebracht, von dem es, wie wir nicht unbegründet annahmen, keine Rückkehr mehr gab. Kurz nach ihrem Verschwinden wurde uns mitgeteilt, dass sie eine englische Spionin sei (ihr erster Mann war Engländer, sie selbst hatte in England studiert) und wir, mittlerweile gut abgerichtet, hielten wieder einmal den Mund. Die 1930er Jahre gingen vorbei, der endlos scheinende Krieg ebenfalls. Nach dem Sieg ging es weiter mit Kritik und Selbstkritik¹, all den Kampagnen und Verhaftungen, erstmaligen und zweiten. Ich vergaß Ada Federolf. Dann kam das Jahr 1953 und mit ihm kehrten nach und nach diejenigen zurück, die längst vergessen waren oder an die man sich mit einer Mischung aus Angst und bitterem Mitleid erinnerte. An einem Herbsttag 1958 sah ich plötzlich an einer Straßenbahnhaltestelle die mir vertraute sportliche Figur, die blonden Locken – lediglich die falschen Metallzähne waren neu. War sie es wirklich? Sie lebte also! In der Straßenbahn fragte ich sie: ›Guten Tag, Ada Federolf! Erkennen Sie mich nicht?‹ Als ich die Studentengruppe vom IFLI erwähnte, erinnerte sie sich. Wir stiegen an der gleichen Haltestelle aus und umarmten uns. ›Wo sind Sie gewesen? Und wo wohnen Sie jetzt?‹ Unangebrachte Fragen. Ihre Antworten kamen zögerlich«, erinnert sich ihre ehemalige Studentin Nina Jelina später.

Ada Federolf-Schkodina wurde 1938 wegen des Verdachts der Spionage zu acht Jahren Lager auf Kolyma verurteilt (ihr Bruder war bereits 1937 verhaftet und erschossen worden), wo sie beim Holzeinschlag und im Selchos arbeiten musste. 1947 kehrte sie aufs »Festland« zurück – mit beschränktem Wohnrecht, sodass sie sich weder polizeilich in Moskau anmelden noch dort wohnen konnte. Und wo denn auch, ohne Wohnung oder Zimmer, ihre Ehe war ja in die Brüche

1 Mit der in der UdSSR gängigen Methode der Kritik und Selbstkritik wurden in öffentlichen und nichtöffentlichen Veranstaltungen Leute für alle möglichen Vergehen (auch belanglose) so lange »bearbeitet«, bis sie sich schuldig bekannten, Reue zeigten und Besserung gelobten. Die Folgen für den »Schuldigen« waren besonders in den 1930-1940er Jahren oft schwerwiegend.

gegangen. Sie zog nach Rjasan und arbeitete als Englischlehrerin am pädagogischen Institut. Im November 1948 wurde sie erneut abgeholt, diesmal ohne Anschuldigung. Der gut genährte Staatsanwalt, an den sie sich wandte, um den Grund für ihre zweite Verhaftung zu erfahren, antwortete ihr: »Sie sind doch ein intelligenter Mensch. Was gibt es denn da zu verstehen? Wenn Sie den Nachweis bringen, dass Sie nicht mit einem Engländer verheiratet waren, lassen wir Sie frei. Wenn Sie den Nachweis nicht bringen können, na dann fahren Sie entweder dorthin, wo es sehr kalt ist oder dorthin, wo es sehr warm ist.« Sie wurde für unbefristete Zeit nach Turuchansk verbannt – dort war es sehr kalt. Im Gefangenentransport lernte sie Ariadna Efron, die Tochter von Marina Zwetajewa, kennen. Die beiden Frauen wurden Freundinnen und lebten in Turuchansk zusammen in einer elenden Hütte am Ufer des Jenissej. 1955 wurde Ada Federolf-Schkodinas Verbannung beendet, sie lebte und arbeitete bis zu ihrer Rehabilitierung 1957 in Krasnojarsk, kehrte dann nach Moskau zurück. 1958 bezog sie zusammen mit Ariadna Efron ein kleines, selbst gebautes Häuschen in Tarussa. Nach dem Tod Ariadna Efrons 1975 schrieb Ada Federolf-Schkodina die Erinnerungen an die gemeinsame Zeit nieder und kümmerte sich um die Errichtung eines Denkmals auf dem Grab der Freundin, mit dem auch an die auf tragische Weise umgekommenen Eltern Ariadna Efrons erinnert werden sollte.

Von den Dingen, die ihr widerfahren waren, sprach Ada Federolf-Schkodina ohne Bitternis. Sie erinnerte sich an die Schönheit der nördlichen Landschaft, berichtete voller Humor von heiteren Episoden und klagte weder über ihre Gesundheit noch über ihr schweres Schicksal. In all den Jahren hatte sie sich ihre Energie, ihren Mut und ihre Lebensfreude bewahren können. (Nina Jelina)

*

In den Jahren der Entkulakisierung hatte es zwei ältere Frauen aus unterschiedlichen Gegenden nach Turuchansk verschlagen – die Subarjowa und die Tereschtschuk. Als wir im Herbst 1949 in Turuchansk ankamen, waren beide schon hochbetagt.

Marfa Subarjowa war eine große, hagere, böse Alte, die arbeiten konnte wie ein Pferd. Mit einer Gruppe Entkulakisierter waren sie und ihre Tochter Natascha vor Jahren in Turuchansk gelandet. Natascha war ein junges, schweigsames und nicht besonders attraktives Mädchen. Die Subarjowa war wortkarg und beantwortete Fragen stets ausweichend, wobei sie ihren Gesprächspartner voller Misstrauen und Argwohn beäugte. Anfangs waren sie noch viel weiter in den Norden geraten, in das Örtchen Janow Stan. Damals arbeitete dort eine Forschungsgruppe von Geologen. Bei ihnen hatte sie Arbeit als Putzfrau und Wäscherin gefunden, aber schnell gemerkt, dass es keinen Platz gab, wo sie und ihre Tochter hätten wohnen können. Bei den Geologen durfte die Alte nicht wohnen, da die Expedition der Geheimhaltung unterlag. Ansonsten gab es nur noch die hastig zusammengeschusterten Hütten der Jäger, denen wenig an einer annehmbaren Wohnstätte lag – Hauptsache sie hatten einen Platz zum Schlafen.

Schon kurz darauf bekam die Subarjowa ihre Reputation als grundehrlicher Mensch: Sie sollte einen Riesenberg schmutziger Wäsche und durchgewetzter Hosen waschen. In einer Hosentasche fand sie ein dickes Bündel großer Geldscheine. Außer ihr war niemand in der Hütte. Nachdem sie die Wäsche gewaschen hatte, nötigte sie den Ersten, der die Hütte betrat, das Geld durchzuzählen und den Erhalt zu quittieren. Damit hatte sie das volle Vertrauen erlangt und bekam die Erlaubnis zur Nutzung der Schlittenhunde und der Holzfällerwerkzeuge, wenn die anderen abwesend waren. Es muss wohl im Winter gewesen sein, jedenfalls holte die Alte mit den Schlittenhunden so viele Baumstämme aus dem Wald, dass sie sich eine Hütte bauen konnte. Sie war sogar so clever und baute sich eine Art Ofen aus Steinen, die sie sich im Dorf zusammengesucht hatte. Weil sie nicht wusste, wie man die inneren Ofenzüge mauerte, konnte der Ofen die Wärme nicht halten und beheizte die Hütte nur beim Anmachen. Am nächsten Morgen war er bereits wieder kalt.

Wann und wie die Subarjowa nach Turuchansk geraten war, wussten wir nicht. Jedenfalls baute sie auch hier wieder ein kleines Häuschen, mit einem Öfchen, das nicht richtig heizte. Diese Hütte verkaufte sie später an irgendwelche Zugereisten, um dann zum dritten Mal eine neue Hütte zu bauen. Diesmal mit drei Fenstern, einem geräumigen Vorraum, einem Bretterdach und einem Sockel. Einen Ofenbauer gab es nicht, also baute die Alte wieder selbst einen Ofen, dieses Mal aus guten Ziegelsteinen, aber auch er wärmte nur beim Anheizen. Und in eben diese Hütte ließ mich die Alte einziehen. Erst mich allein, später auch Alja², die zu jener Zeit mit einer deutschen Verbannten und mit zwei Siedlern am anderen Ufer des Jenissej Heu für das Winterfutter des Schulpferdes machen musste und auch dort wohnte.

Vor unserer Ankunft war die örtliche Bevölkerung gewarnt worden, dass eine Gruppe politischer Gefangener eintreffen würde, zu denen man keinen Kontakt haben und die man erst recht nicht bei sich wohnen lassen durfte. Dass ich trotzdem bei der Subarjowa unterkam, erklärte sich dadurch, dass sie selbst eine Verbannte war. Außerdem befand sich ihre Hütte hinter der eigentlichen Ortsgrenze im »Arbeitsviertel«, wo alles viel unkomplizierter ablief. Ich hatte nach langem Suchen Arbeit als Geschirrwäscherin in der Flughafenkantine gefunden, wurde aber gleich bei der ersten Personalkontrolle entlassen, weil die Kantine ja Flieger und Geologen verpflegte und Repressierten der Zutritt verboten war.

Die alte Subarjowa aber hatte mich bei sich wohnen lassen, weil sie hundertprozentig davon überzeugt war, dass ich dort Lebensmittel stehlen und mit nach Hause bringen würde. Sie hatte mir extra eine leere amerikanische Konservenbüchse mitgegeben, an die sie einen Henkel gebastelt hatte, in der ich Suppenreste für unseren Hund Rosa mitbringen sollte. Natürlich wollte sie das Essen für sich selbst haben. Als sie ihren Irrtum erkannte, wandelte sich ihr Verhältnis zu mir

2 Alja – gemeint ist Ariadna Efron (siehe ihre Briefe in diesem Buch).

schlagartig. Nun begann sie voller Neugier und Hoffnung auf Alja zu warten, die im Einvernehmen mit dem MGB von der Schuldirektorin als Putzkraft eingestellt worden war. Für einen Lohn von 30 Rubeln hätte kein Einheimischer diese Arbeit gemacht, zu der auch noch gehörte, dass man inmitten von Mückenschwärmen am anderen Flussufer in Sumpf und Bülden Gras mähen musste. Meine Pritsche mit der Strohmattatze hatte die Subarjowa gleich neben die Eingangstür gestellt. Hier war es immer zugig und am Morgen war die Zudecke an der Wand festgefroren. Für Alja hatte sie genauso ein Liegebett etwas weiter weg vom Eingang aufgestellt. Ihr eigenes Bett stand neben dem Ofen. Aber so oder so, am nächsten Morgen war es überall gleich kalt.

Das Schicksal von Oxana Tereschtschuk ähnelte dem der Subarjowa. Sie hatte in der Provinz im Gouvernement Poltawa gelebt, einen guten Kerl von dort geheiratet und ein Jahr später die Tochter Maria zur Welt gebracht. Kurz darauf musste sie sich von ihrem Mann trennen, der 1914 eingezogen wurde und im selben Kriegsjahr fiel. Alles, was Oxana von ihm blieb, war ein Foto mit dem jungen Paar und der kleinen Maria und zwei Orden, die ihr seine Militäreinheit zugeschickt hatte. Nachdem sie die vorgeschriebene Zeit getrauert hatte, beschloss sie, nie wieder zu heiraten, und kümmerte sich rührend um ihre Tochter. Für Politik hatte sie sich zu keiner Zeit interessiert. Dann begann der Bürgerkrieg und viele Dorfbewohner kamen ums Leben. Oxana und ihre Tochter überstanden diese Zeit schadlos. Im Jahre 1929 war Maria zu einem ansehnlichen Mädchen herangewachsen, dem die Herzen der Jungen nur so zuflogen. Sie war fleißig und fröhlich und einmal sogar in der örtlichen Zeitung abgebildet, mit der für derartige Anlässe üblichen Frisur: einem Haarkranz aus den langen Zöpfen. Natürlich gab es Not und Hungerszeiten, aber davon will ich jetzt nicht berichten. Als Maria reif für die Heirat war, stellte sich heraus, dass es zwei ernsthafte Kandidaten gab. Da war der schüchterne und sehr gutmütige Ostap und dann gab es noch einen cleveren und politikgewandten Komsomolaktivisten. Maria entschied sich für Ostap, was bei dem Konkurrenten zu Missgunst führte, die jener nur schlecht verbergen konnte.

Ostap renovierte die Hütte, beackerte ein kleines Stück Land, wobei er sich der Hilfe eines jungen Mannes bediente, ein Verwandter oder einfach nur ein Freund, der froh war, in schlechten Zeiten bei den Tereschtschuks Arbeit gefunden zu haben. Ostap verstand sich sehr gut mit seiner Schwiegermutter. Er fertigte ihr sogar eine kleine Truhe für Wäsche und andere Kleinigkeiten an, die er mit Blech einfasste. Die Seitenteile bemalte er mit Blumen und jungen Männern, die bestickte Hemden und eine schwungvolle Haartolle trugen. Selbstverständlich war diese kleine Truhe Oxanas ganzer Stolz, zumal ihr Schloss auch noch eine einfache Melodie spielte. Das ganze Dorf kannte diese Truhe. Oxana bewahrte darin neben allerlei Kleinigkeiten einen Plüschmantel aus vorrevolutionärer Zeit und ein gewebtes, mit Seide besticktes Dreieckstuch auf.

Der Schlag, der das gesamte Leben der Familie Tereschtschuk verändern sollte, traf sie unverhofft während der Kollektivierung. Darüber gingen verschiedene, oft

schreckliche Gerüchte um – manchen glaubte man, anderen nicht. Marias ehemaliger Verehrer war inzwischen eine angesehene Person im Dorf. Er war Mitglied des Dorfrates, in die Partei eingetreten und einer der aktiven Verantwortlichen bei der Umgestaltung des Dorflebens. Nach und nach verschwanden die wohlhabenden Familien. Nach ihrem Abtransport hörte man nichts mehr von ihnen. Als dann eines Tages ein Lastwagen, beladen mit verweinten und gut bekannten Dorfbewohnern, deren Bündeln und Hab und Gut, auch vor der Hütte der Tereschtschuks anhielt, erstarrte Oxana vor Schreck. Den Text, der ihr vorgelesen wurde und in dem es hieß, dass die Familie Tereschtschuk, wie einige andere, wegen Unterstützung von Kulaken ausgesiedelt werden sollte, verstand sie nur halb. Aber sie begriff ihr Ausgeliefertsein und wehrte sich nicht. Stattdessen tröstete sie Maria und Ostap, dass sie ja schließlich nicht in den Tod fahren würden, dass man nicht zweifeln dürfe und sie ja, Gott sei Dank, alle noch zusammen waren. Zum Packen ließ man ihnen eine Stunde. Sie durften so viel mitnehmen, wie sie tragen konnten. Mit zittrigen Händen begann die ganze Familie das Wichtigste, was im zukünftigen Leben nützlich sein konnte, einzupacken. Sie ahnten, dass man sie in den Norden bringen würde. Fragen konnte man niemanden – die Leute, die den Lastwagen begleiteten, waren mürrische, schweigsame Fremde. Neben all den wichtigen Haushaltsgegenständen hatte Oxana noch den alten Plüschmantel, Stiefel mit Schlaufen an den Seiten und ihr berühmtes besticktes Dreieckstuch in ihr Bündel gestopft. Alles war wie in einem schrecklichen und langen Traum, der erst im Herbst zu Ende ging, als sie mit all ihren Bündeln und Säcken mit einem der letzten Dampfer und, Gott sei Dank, immer noch alle drei zusammen, in Turuchansk ankamen. Wie es gekommen war, dass Ostap nicht von Frau und Schwiegermutter getrennt wurde, blieb ein Rätsel.

Außer den Entkulakisierten, den Repressierten und den Gläubigen gab es in Turuchansk noch Verbannte aus dem Süden: Die Ehefrauen von Karäern und Grusinern, die alle unter der Bezeichnung »Griechinnen« zusammengefasst wurden. Sie erzählten, wie Lastwagen gekommen waren, um sie abzuholen, wie man ihnen ihr Los mitgeteilt hatte, ohne etwas plausibel zu erklären, und wie sie in ganzen Familienverbänden zu nahe gelegenen Bahnstationen gebracht worden waren, wo mehrere Züge mit Güterwagen bereit standen. Hier wurden die Familien getrennt, angeblich aus »praktischen« Gründen. Die Männer kamen in die einen, Frauen, Kinder und die Sachen in andere Waggons. Dass die Sachen bei den Frauen blieben, beruhigte diese erst einmal. Außerdem hieß es, dass das Ganze nur auf kleinen Stationen so ablief und in der nächsten Großstadt spezielle Züge auf sie warteten. Die Frauen hofften, dass sie in diesen Spezialzügen wieder mit ihren Männern und Vätern vereint würden und verabschiedeten sich deshalb recht gelassen von ihnen. Die Realität sah aber so aus, dass keine dieser Familien ihre Männer jemals wiedersah. Wie und wohin man sie gebracht hatte, blieb unbekannt. Lediglich die Klein- und Schulkinder blieben bei den Großmüttern und Müttern. Ähnlich war es auch den deutschen Aussiedlern von der Wolga ergan-

gen, die meisten kamen aus Engels und dem Umland. Allerdings hatte man denen mitgeteilt, dass die Männer erst an die Arbeitsfront fahren und dann zurückkehren würden. Eigenartigerweise kehrten tatsächlich einige von ihnen zurück, so auch unser Nachbar Korman.

Wie vielen anderen wurde auch der Familie Tereschtschuk eine elende Hütte zum Wohnen zugeteilt. Ostap und Maria mussten in der einige Kilometer entfernt gelegenen Fischfabrik arbeiten. Dort ließ man sie die schwerste Arbeit machen: Sie mussten die Fische im Eis fangen und einsalzen. Ostap ging schon bald an den schweren Bedingungen des Nordens zugrunde und Maria folgte ihm nur wenig später. Sie hinterließen der Großmutter ihren Sohn, der in Turuchansk zur Welt gekommen war. Der Verlust von Ostap und Maria hatte Oxana nicht umhauen können, sondern ihr sogar neue Kräfte im Kampf mit dem Schicksal verliehen: Sie musste sich jetzt um Grizai, das einzige blutsverwandte Wesen, das ihr noch geblieben war, kümmern und ihn großziehen. Ein wenig Unterstützung erhielt sie vom Werk: Sie bekam umsonst Feuerholz bzw. man erlaubte ihr, sich trockenes Holz aus dem Wald zu holen. Auch der Dorfrat half mit einem Zuteilungsschein für Kleidung und Schuhe. Sie selbst arbeitete, ohne sich eine Pause zu gönnen. Irgendwo hatte sie einen Welpen aufgelesen, der sich zu einem prächtigen Hund entwickelte. Die Alte lernte, wie man das Unterfell auskämmt, wie man es spannt und wie man unter Zugabe von einfachem oder rauem Garn Schals, Handschuhe und Socken strickte, die man verkaufen oder tauschen konnte. Vom Selchos erbetelte sie sich die ausgemusterten Küken, die sie ebenfalls mit Küchenabfällen und Brotresten aufzog. Wie die Einheimischen schleppte sie dichtes und dickes Moos aus dem Wald nach Hause und stopfte damit die Ritzen der Hütte, brachte dann ein Rohrgeflecht an, auf das sie eine Mischung aus Lehm, Wasser und Mist schmierte, die sie mit den Füßen gestampft hatte. Anschließend kalkte sie alle Wände weiß. In der Hütte wurde es nun wärmer und Grizai musste nicht mehr im Wintermantel Schularbeiten machen. Außerdem wusch sie die Wäsche von den Natschalniks, kümmerte sich um Kranke im Ort und passte auf kleine Kinder auf. Sie war freundlich, ehrlich und sehr arbeitsam. Sie begann sogar ein bisschen wie die Einheimischen zu sprechen. Die Leute verhielten sich gut zu ihr und nahmen ihre Dienste oft in Anspruch.

Grizai entpuppte sich als zäher und gesunder Junge. Er wuchs auf wie alle anderen Jungen um ihn herum, unterschied sich nicht von ihnen, und er gewöhnte sich an den Norden. Er war wie alle erst Pionier, später ein guter und aktiver Komso-molze und er zerbrach sich nicht sonderlich den Kopf wegen des Lebens oder irgendwelcher Probleme, glaubte, was in den Zeitungen stand. Im Übrigen gehörte Lesen nicht zu seinen Leidenschaften. Für ihn war dieses Lebenssystem etwas ganz Natürliches, etwas Unerschütterliches. Grizai liebte seine Großmutter, auch wenn er sich schämte, das zu zeigen. Und er war immer bereit, ihr bei schweren Arbeiten zu helfen, auch wenn er dazu sagte: »Kannst du das nicht selber machen?« In der Schule hatte man seine Herkunft vergessen – er war wie alle anderen.

Zum Zeitpunkt unseres Eintreffens in Turuchansk war die alte Tereschtschuk schon sehr gealtert und abgearbeitet. Mit Marfa Subarjowa verband sie eine freundliche Bekanntschaft, mehr nicht. Zu verschieden waren die beiden Alten. »Axinja, komm doch mal vorbei, dann machen wir's uns gemütlich«, lud manchmal Marfa ein. Und Oxana kam vorbei. Marfa warf den Samowar an, stellte Schwarzbrot und ein tiefes Schälchen mit salzig eingelegten Tjulka-Sardinen auf den Tisch. Ein anderes Mal gab es Blaubeerkonfitüre, die aus eingefrorenen Früchten und einer minimalen Menge Zucker zubereitet wurde. Dazu tranken sie mit heißem Wasser aufgegossene Gräser oder Blätter und legten sich ein winziges Stückchen Zucker in den Mund. Ab und zu gaben sie ein paar allgemeine Sätze von sich. Manchmal saßen sie sich auch einfach nur schweigend an dem kleinen Tisch gegenüber und blickten durch die beiden Fenster, wo man im Frühling den Jenissej sehen konnte.

Unser Leben bei der Subarjowa gestaltete sich immer schwieriger. Sie hatte ständig etwas an mir auszusetzen. Alja bekam nur wenig Geld fürs Heumachen, aber als sie mitbekam, wie kalt es bei uns war, also bei der Alten, bei mir, dem Hund Rosa und Genka, gab sie der Alten fast ihr gesamtes Geld, damit die Holz kaufen konnte. Über die Schule hatte Alja noch einen Sack Kartoffeln besorgt, und die Alte hatte uns erlaubt, ihn unter den Dielen in einer kleinen Sandgrube fast direkt unterm Ofen zu lagern. Allerdings hatte sie die wärmere Hälfte der Grube, in der ihre eigenen Kartoffeln lagen, mit einem Brett abgegrenzt und ein Stück Sack darübergelegt, sodass man gleich merkte, ob jemand an ihrem Kartoffelhaufen war. Uns überließ sie die kalte Hälfte der Grube. Damals bestand unsere ganze Ernährung aus Brot, Pflanzenöl, Gerstenschrot und Kartoffeln. Wir hätten unsere Lebensgrundlage verloren, wenn die Kartoffeln erfroren wären.

Just zu der Zeit erfuhr Alja, dass direkt am Ufer des Jenissej ein kleines Häuschen für wenig Geld verkauft wurde. Ich schrieb meiner Schwester, bei der sämtliche Sachen von mir geblieben waren, dass sie so viel wie möglich davon verkaufen und mir dann das Geld schicken sollte. Alja bat das erste Mal Boris Pasternak um Hilfe. Er schickte nicht nur Geld, wobei er sich dafür entschuldigte, dass es so wenig war, weil er nicht gedruckt wurde, sondern auch einen ungewöhnlich lieben und herzlichen Brief. Nachdem auch meine Schwester Geld geschickt hatte, stellte sich heraus, dass es außer für das Häuschen noch für eine Wattehose und eine Wattejacke, hier unerlässlich, für uns beide reichte.

Alja arbeitete damals schon als Dekorationsmalerin im Klub, obwohl sie weiterhin als Putzkraft geführt wurde. Im Auftrag der Schuldirektorin malte sie zwei Wandbilder und obwohl die Auftraggeberin mit der Arbeit sehr zufrieden war, machte sie keinerlei Anstalten, Alja dafür irgendwie zu entlohnen. Da sie gern mit Aljas Bildern angab, machte sie ungewollt Werbung für Aljas Arbeit. Und da es keinen anderen Anwärter für derartige Arbeiten gab, konnte Alja sich immer mehr bei der Gestaltung von Losungen und Wandzeitungen erproben und schon nach kurzer Zeit hervorragende Leistungen vorweisen. Von ihren Wandbildern sprach

sie mit traurigem Humor und schämte sich ein wenig dafür. Im Klub gab es einen Theaterzirkel, in dem sich die gesamte Jugend von Turuchansk versammelt hatte. Die Teilnehmer des Zirkels waren natürlich von den dafür Zuständigen angewiesen worden, dass es die Pflicht eines Komsomolzen sei, jedes noch so kleine verdächtige Vergehen oder Wort von Alja zu melden. Die Jugendlichen nahmen es zur Kenntnis und versprachen es zu tun. In der Realität aber waren alle Teilnehmer des Zirkels sofort von Aljas heiterem Wesen, ihrer Güte und aufopferungsvollen Arbeit begeistert, verhielten sich ihr gegenüber anständig und erzählten sich unter vier Augen von jenen Anweisungen.

Unser Umzug ins eigene Haus, bei dem wir von den Klubmitgliedern unterstützt wurden, geschah dann recht schnell. Von der alten Subarjowa verabschiedeten wir uns ohne große Gefühlsausbrüche. Der Umzug ins neue Heim fiel mit dem Winterende zusammen. Es wurde immer wärmer, heller und Alja immer lebenslustiger. Sie frisierte sich hübsch, achtete auf ihre Kleidung, strickte und besserte aus. Sie war sehr ordentlich und trotz unserer Armut sogar ein wenig elegant. Das kam auch durch ihre ungezwungene und schöne Art sich zu bewegen. Sie war dünn und sehr blass. Die großen Augen fielen in ihrem hohlwangigen Gesicht besonders auf. Ja, so war sie damals, als dieser neue Lebensabschnitt für uns begann.

Die kurz darauf folgenden Frühlingsregengüsse unterspülten die aus Resten zusammengeschusterte Rückwand unserer Hütte, die sich an den steilen Uferhang lehnte, und das schmutzige, lehmige Wasser floss auf seinem Weg zum Jenissej quer durch unser Haus. Alja kam gleich, nachdem sie von dem Unglück erfahren hatte, nach Hause gerannt, wo ich und der Nachbar gerade damit beschäftigt waren, das Wasser mit Eimern und Schüsseln zu beseitigen. Nachdem wir alles sauber gemacht und getrocknet hatten, machte ich mich an den Bau einer neuen festen Wand und an das Ausheben eines Abwassergrabens. Mein Gott, musste da viel Lehm und Sand herausgetragen werden! Ich kaufte dicke Bohlen und baute damit eine neue Wand. Zeit hatte ich ja genug, da man mich bei den Waldarbeiten entlassen und ich noch keine neue Arbeit gefunden hatte. Den nächsten Winter verbrachten wir also in unserem eigenen Haus. Zu uns hatten sich der Kater Roman und die Hündin Palma gesellt. Der Frühling des Jahres 1952 stand vor der Tür und mit ihm die Wahlen in den örtlichen Sowjet. Ich arbeitete damals als Buchhalterin in einem Bauunternehmen und war sogar zur Vorsitzenden des örtlichen Komitees gewählt worden. Diesen Posten hatte vorher mein Nachbar Korman bekleidet, der zwar ein lieber Mensch, aber nicht besonders helle war.

Auch Alja hatte man mehrfach unter dem Vorwand politischer Unzuverlässigkeit entlassen. Aber da ohne sie die gesamte Arbeit im Kulturhaus zum Erliegen kam – es gab sonst keinen, der Losungen malen oder eine Inszenierung vorbereiten konnte –, stellte man sie wieder ein. Sie verdiente 60 Rubel. Mit meinen 40 Rubeln dazu konnten wir uns jetzt besser ernähren. Alja begann still und leise ein paar Rubel beiseitezulegen, damit wir mir ein Bett kaufen konnten. (Natürlich mir

und nicht etwa ihr! Wir schliefen beide auf Strohmattmatzen, die auf Holztafeln lagen.) Das war sozusagen unsere Prosperitätsphase. Wie an einen schlechten Traum erinnerten wir uns an jenen Winter, als Alja Losungen und Plakate auf gefrorenem Fußboden malen und die Pinsel mit heißem Wasser übergießen und auf dem Ofen warm halten musste.

Von der »Großen Erde«³ schrieben Jelisaweta Jakowlewna, Aljas Tante, und Tatjana Sikorskaja, die mit Marina Zwetajewa zusammen in Jelabug gewesen war, an Alja. Als die Sikorskaja gezwungen wurde, diesen Briefkontakt abzubrechen, schrieb die Frau ihres Sohnes Wadim Sikorski weiter an Alja. Auch von Boris Pasternak kamen Briefe. Sie waren voller Güte und Optimismus.

Boris Pasternak und Aljas Tante hatten uns ein paar Bücher geschickt, sodass wir die Abende lesend genießen konnten. Manchmal erzählte Alja aus ihrem Leben, von ihrer schweren Jugend und den tragischen Folgen ihrer Rückkehr in die Heimat. Sie hat sich niemals über ihr Schicksal beschwert, niemals über die ungerechte Behandlung aufgeregt. Sie erinnerte sich an Witziges und Albernes und konnte das auf eine Art und Weise wiedergeben, dass wir uns köstlich amüsierten. Alja konnte wunderbar andere Personen imitieren und war unübertroffen in der Kunst, anschaulich und bildhaft zu erzählen. Wahrscheinlich hatte sie etwas von dem Schauspielertalent ihres Vaters geerbt. Dabei beteiligte sie sich selbst höchstens mit einem kleinen Lächeln an der allgemeinen Heiterkeit. Ich habe sie niemals laut lachen gehört und niemals gestikulierend gesehen. Sie war in jeder Hinsicht zurückhaltend und sparsam, was äußerliche emotionale Bekundungen anging.

Und nun standen also Wahlen bevor. Die örtliche Zeitung »Der Kolchosbauer des Nordens« hatte einen Artikel dazu veröffentlicht. Die Obrigkeit war irritiert: Wie sollte man mit den Repressierten verfahren, die doch die Mehrheit der örtlichen Bevölkerung ausmachten? Beim MGB gingen sie die Akten durch, ob sich nicht irgendwo ein Hinweis fand, dass die Verurteilten und Verbannten kein Stimmrecht hätten? Aber sie wurden nicht fündig, und so machte sich das gesamte amtliche Turuchansk an die Wahlvorbereitungen. An den Hauswänden tauchten von Alja gemalte Losungen auf: »Alle zur Wahl!« und andere. Sie gestaltete auch die Überschriften für die Wandzeitungen, schrieb ganze Artikel ab: die Lebensläufe der Kandidaten mit ihren Arbeitszeugnissen, über die Vorzüge freier, gesamtnationaler Wahlen im Vergleich mit kapitalistischen. Alja war überall gefragt und hatte alle Hände voll zu tun. Ich bastelte aus Zigarettenpapier, das uns Aljas Tante während der letzten Schifffahrtssaison geschickt hatte, Blumen für Girlanden. Mit dem Papier hatte sie auch Bücher für den Klub und ein Buch mit Schriften für Aljas Arbeit geschickt. Und Papierbilder von den Führern. Die wurden auf Karton oder Sperrholzplatten geklebt, bekamen einen Rahmen und mussten nun noch mit Blumen verziert werden. Dieses Mal war nicht vorgeschrieben, dass die Blumen nur rot und weiß und nicht gelb sein durften, da Gelb für Verrat stand.

3 Große Erde – wurde der westlich des Ural-Gebirges gelegene Teil Russlands aus Sicht derer genannt, die sich östlich davon befanden.

Als Wahllokal war ein Teil der Handelsschule hergerichtet worden und nach den Wahlen sollte im Klubhaus ein Konzert- und Tanzabend stattfinden. Im Wahllokal wurden Portraits aufgehängt und das Bezirkskomitee hatte eine rote Decke für den Tisch, auf dem die Wahlurne stand, zur Verfügung gestellt. Aus Sperrholz und Leisten wurden zwei kleine Wahlkabinen gebaut. In jeder stand ein Stuhl, damit der Wähler nachdenken konnte, bevor er seine Stimme abgab, und an der Wand hing ein Portrait. Alles wie auf der »Großen Erde«! Die erste Wahlkabine bekam eine Stoffdrapierung anstelle der Tür. Da für die zweite kein Stoff mehr übrig war, stellte man eine Sperrholztafel vor die Öffnung. An der Kabinenwand hing das Portrait von Karl Marx. Einen Tag vor den Wahlen wurden die Bauernschlitten mit meinen Blumengirlanden und roten Stoffetzen geschmückt. In jedem Schlitten stand eine Sperrholzkiste mit langem, breitem Schlitz im Deckel. Die Kiste war mit Schnur unwickelt und deren Enden an der Seite mit Siegellack versiegelt. Ein Gespann war für die Natschalniks vorgesehen, die beiden anderen für Alte und Kranke, die nicht selbst zum Wahllokal gehen konnten. Kutscher waren die Jungs vom Theaterzirkel.

Großmutter Oxana erfuhr von den Wahlen erst am Vorabend. Sie wusch und bügelte ein Hemd für ihren Enkelsohn. Dann öffnete sie ihren Reisekoffer, den sie vor sehr langer Zeit aus dem Heimatdorf mitgebracht hatte. Sie wischte sich ein paar Tränen ab und begann Sachen herauszusuchen, die sie am nächsten Tag gebrauchen könnte. Der Plüschmantel mit den Falten war zwar zu weit, die Alte hatte sehr abgenommen, aber noch zu gebrauchen. Die Stiefelchen mussten eingefettet und geputzt werden, da sie ziemlich abgetragen und brüchig geworden waren. Das bestickte Tuch war noch vollkommen in Ordnung.

Die Alte weigerte sich, zu Fuß ins Wahllokal zu gehen. Schon am frühen Morgen hatte sie ihr altes Faltenkleid, das ihr ebenfalls etwas zu weit war, und den Plüschmantel darüber angezogen. Um den dürrtigen Zustand der Stiefel zu verbergen, zog sie die noch stabilen Rentierstiefel des seligen Ostap darüber. Den Kopf bedeckte sie mit einem einfachen Kopftuch, darüber zog sie das prächtig bestickte Dreieckstuch. Dann setzte sie sich hin und wartete auf Grizai. Grizai holte seine Großmutter als eine der Ersten mit dem Bauernschlitten ab. Als er sie in all der Pracht sah, stöhnte er leicht auf: »Alle Achtung, Großmutter!«, setzte sie in den Schlitten und brachte sie hurtig zum Wahllokal. Hier wendete er sein Pferd und fuhr sogleich los, um den Nächsten abzuholen. Die Großmutter klopfte die vollkommen sauberen Rentierstiefel gründlich ab, blickte sich um und öffnete vorsichtig die Tür. Inmitten des stark beheizten Raumes saß ein Komsomolze an einem Tisch; vor ihm eine lange Liste und ein Stapel mit den Wahlscheinen, auf denen die Namen der Kandidaten standen, daneben die Sperrholzkiste mit dem geräumigen Schlitz. Die Großmutter hatte sich ein kleines Bündel mit Proviant mitgenommen und deshalb nur eine Hand frei. Mit dieser nahm sie den Zettel und legte ihn neben den Schlitz. Sie war ein wenig irritiert, weil sie nicht tat, was Grizai ihr vorher eingetrichtert hatte: »Zuerst gehst du in die verhangene Ecke, da hängt ein Portrait. Da liest du dir

durch, was auf dem Zettel steht und steckst dann den Zettel in den Schlitz von der Kiste.« Aber irgendwie kam alles anders und da trat auch schon ein neuer Besucher an die Wahlurne. Zusammen mit seinem eigenen Wahlzettel fegte er auch den der Großmutter in den Schlitz. Die Alte hatte sich inzwischen entschieden, doch noch in die verhangene Ecke zu gehen, aber nicht in die erste mit dem blumenverzierten Portrait Stalins. Dessen Gesicht kannte sie und hielt ihn für eine Art Ikone. Außerdem hatte sie ein wenig Angst vor ihm. Grizai hatte ihr erzählt, dass ein Junge aus dem Zirkel mal einen Fisch in Zeitungspapier gewickelt hatte, ohne die Rückseite anzusehen, auf der sich Stalins Portrait befand. Jemand hatte ihn deswegen angezeigt, und auf mehreren Komsomolversammlungen wurde er heftig dafür gescholten, beinahe hätte man ihn aus dem Komsomol ausgeschlossen. Aus Bescheidenheit huschte die Alte also in die zweite Kabine, die ohne himbeerfarbenen Vorhang. Da sie niemand zurückrief oder aufhielt, fasste sie Mut und schaute sich um. In der Kabine gab es nichts außer dem Stuhl und den Wänden. An der Wand hing das Bild eines bärtigen Mannes mit langem, dichtem Haar. Es war sehr heiß. Die Alte zog die Rentierstiefel aus und stellte sie an die Wand neben den Eingang. Sie nahm ihr Tuch vom Kopf und suchte einen Haken zum Aufhängen. Da sie keinen fand, hing sie das Tuch über den Nagel, an dem das Bild mit dem Mann hing. Dann setzte sie sich auf den Stuhl vor der Wand.

Es war ein sonniger, klarer Tag. Die Wahlen verliefen wie geschmiert, die Natschalniks waren zufrieden. Die Abenddämmerung brach an. Nach den Wahlen hatte man ein Konzert der Laienkunstgruppe angekündigt: Volkslieder mit Harmonikabegleitung, Rezitatoren, Tanz.

Grizai, müde und verschwitzt, wollte vor dem Abendprogramm noch nach Hause fahren, sich waschen, etwas essen und sich umziehen. Erstaunt sah er das Schloss an der Tür hängen. Großmutter war nicht zu Hause. Er stürzte los, um sie bei den Nachbarn zu suchen, sogar bei der Subarjowa, aber die Alte war nirgends und keiner hatte sie gesehen. Dann stürzte er, von einer undeutlichen Vorahnung und Angst geleitet, zum Wahllokal. Gutja Popowa und ein paar andere Komsomolzen hatten bereits alle Stimmzettel gezählt, die Wahlurne eingepackt und wollten gerade losgehen. Die Kabine mit dem Vorhang war leer. Grizai schob die Sperrholztafel vor der anderen Kabine beiseite und sah seine Großmutter, die auf dem Stuhl sitzend friedlich schlief. Das bestickte Tuch war vom Nagel gerutscht und hatte Karl Marx' Kopf verdeckt. Lediglich der Bart und die Schultern waren noch zu sehen. Neben der Großmutter lag ein offenes Bündel mit einem Stück Brot, einem Rest Fisch und einer angebissenen Salzgurke am Boden. Grizai stürzte zu seiner Großmutter und ergriff ihre Schultern: »Großmutter, was ist denn mit dir? He, Großmutter?!« Oxana öffnete die Augen. »Was ›Was! Hab halt 'n bisschen gedöst, so heiß wie das hier ist!« Und nachdem sie endgültig wieder zu sich gekommen war: »Hast mir doch selbst gesagt: Wahlen sind von acht bis sechs.«



ARIADNA EFRON (1912 bis 1975)

Briefe an Boris Pasternak und an Ada Federolf-Schkodina¹

Ariadna Sergejewna Efron, die Tochter von Marina Zwetajewa und Sergej Efron, wurde in Moskau geboren. Sie zog 1922 mit ihrer Mutter zu ihrem Vater nach Prag. Dort besuchte Ariadna Efron das russische Gymnasium, absolvierte später in Paris die Künstlerische Schule des Louvre und die Pariser Kunstgewerbeschule. Sie arbeitete an Druckerzeugnissen mit, die von der sowjetischen Botschaft und der Gesellschaft »Frankreich-UdSSR« herausgegeben wurden. 1937 kehrte sie nach Moskau zurück, wo sie als Journalistin und Illustratorin im Zeitungen- und Zeitschriftenverband arbeitete. Bis zu ihrer Verhaftung 1939 lebte sie mit dem Journalisten Samuil Gurjewitsch zusammen, der 1952 erschossen wurde. Nach der Verurteilung zu acht Jahren Lager (wegen angeblicher Spionage für den französischen Geheimdienst) wurde sie in die Komi-ASSR geschickt. Dort arbeitete sie u. a. in einer Näh-, Spielzeug- und Chemiefabrik und in der Theatertruppe des Regisseurs Gawronski. Als sie sich weigerte, für die Staatssicherheit zu spitzeln, kam sie in ein Straflager in den Hohen Norden zum Holzeinschlag, wo sie schwer erkrankte und daraufhin in einen Holz verarbeitenden Betrieb verlegt wurde. Nach ihrer Entlassung aus dem Lager 1947 (wie üblich mit beschränktem Wohnrecht) kam sie in Rjasan unter und arbeitete dort als Lehrerin an einer künstlerischen Schule. 1949 wurde sie erneut verhaftet und zu lebenslanger Verbannung in das Gebiet Krasnojarsk, nach Turuchansk, verurteilt. In Sibirien lernte sie Ada Federolf-Schkodina kennen und freundete sich mit ihr an. 1954 konnte sie nach Moskau fahren, 1955 ihre Rehabilitierung erwirken und die mehrerer Freunde einleiten bzw. beschleunigen. Von 1958 bis 1975 lebte sie mit Ada Federolf-Schkodina in Tarussa. Sie editierte das literarische Erbe ihrer Mutter, übersetzte und arbeitete an ihren eigenen Erinnerungen. (Semjon Wilenski)

*

26. August 1949

Lieber Boris!

Alles ist wie ein Traum, aus dem ich einfach nicht erwache. Kurz nach meiner Rückkehr aus Moskau, habe ich aufgehört in Rjasan zu arbeiten. Ich konnte Dir gerade noch hastig ein kleines Brieflein senden. Sie haben mich ziemlich schnell hierher angeworben. (Sie brauchen Leute mit spezieller Ausbildung und langer

1 Die Briefe bzw. Ausschnitte daraus hat der Herausgeber mit dem Einverständnis von Ada Federolf-Schkodina, Erbin der Autorin, ausgewählt und zusammengestellt. (SW)

Berufserfahrung, Leute wie mich und Asja².) Die Fahrt zum Bestimmungsort dauerte vier Monate und war sehr mühevoll. Am schlimmsten war der Streckenabschnitt zwischen Kuibyschew und Krasnojarsk. Hitze und Durst waren unerträglich und mein Herz verging vor Kummer. Von Krasnojarsk aus fuhren wir mit dem Dampfer den Jenissej hinunter, sehr lange, sehr weit. Nie zuvor im Leben habe ich so einen großen, gleichgültig-starken, grafisch exakten und dermaßen nördlichen Fluss gesehen. Und nie wäre ich auf die Idee gekommen, ihn mir anzusehen. Die Taiga-Wälder am Ufer verwandelten sich in Waldtundra und vom Norden strömte eisige Kälte wie aus dem Rachen eines nichtirdischen Tieres. Strömte, strömt und wird offenbar ewig strömen. Hier ganz in der Nähe muss sich eine Küche befinden, in der in riesigen Mengen schlechtes Wetter für die entfernsten Gebiete zubereitet wird. »Eine heftige Abkühlung ist eingetreten« – das sind wir. Die Sonnenuntergänge hier sind unbeschreiblich. Nur ein ganz großer Schöpfer kann mit so viel Gold und Purpur diesen Eindruck – nicht etwa von Feuer, Licht oder Wärme – von Kälte hervorrufen. Einer Kälte, die unausweichlich und unbarmherzig wie der Tod ist. Es ist kalt. Jetzt schon. Was soll das denn noch werden?

Man setzte mich in dem Dorf Turuchansk ab. Das ist ungefähr 300 bis 400 Kilometer vor der Küste des Karischen Meeres. Sämtliche Hütten sind aus Holz. Es gibt nur ein einziges Steingebäude und das ist ein ehemaliges Kloster, noch dazu ein hässliches. Immerhin ist der Ort ein Bezirkszentrum mit Krankenhaus, Schulen und einem Klubhaus, in dem jeder Kinovorführung stets ein Tanzabend folgt. Auf den Straßen sind Kühe und Laikas unterwegs, die im Winter vor die Schlitten gespannt werden. Also eingespannt werden nur die Hunde, die Kühe laufen einfach so herum. Nein, das ist wirklich nicht Rio de Janeiro, wie schon der selige Ostap Bender³ festgestellt und nach kurzer Überlegung hinzugefügt hatte: »Nicht einmal San Francisco.« Turuchansk ist ein historischer Ort. Hier hat J. M. Swerdlow seine Verbannung verbüßt und wurde vom großen Stalin selbst besucht, der zwischen 1915 und 1917 in dieser Gegend ebenfalls als Verbannter lebte. Die alten Einwohner können sich noch gut an die beiden erinnern. Swerdlows Häuschen wurde zum Museum umgestaltet, aber ich konnte noch nicht hineingelangen, da der Pförtner anscheinend zeitgleich mit mir Pause hat.

Innerhalb von drei Tagen sollte ich mir eine Arbeitsstelle suchen, dabei gibt es hier nur sehr, sehr wenig Arbeit! So klopfte ich also drei Tage lang der Reihe nach an alle Türen, wegen Arbeit und wegen Unterkunft. Im letzten Moment hatte ich Glück und bekam eine Anstellung als Putzfrau in der Schule für einen Lohn von 180 Rubeln. Meine Arbeit ist unkompliziert, aber abwechslungsreich. Zuerst war

2 Hier ist natürlich sehr ironisch die Rede von der erneuten Verhaftung und der Verbannung nach Sibirien; Asja – Anastassija Zwetajewa (1894-1993), Marina Zwetajewas jüngere Schwester; Schriftstellerin; 1933 und 1937 Verhaftung, Urteil, Lager, danach Verbannung im Fernen Osten.

3 Ostap Bender – gewitzter Kleinganove, Hauptfigur der satirischen Romane »12 Stühle« (1928) und »Das goldene Kalb« (1931) von Ilf und Petrow. Viele seiner Sprüche wurden in der UdSSR zu geflügelten Worten.

ich 22 Tage auf einer unbewohnten Insel zur Heumahd, wo ich Hunderte von Zentnern Heu mit einer Trage schleppte und von Stech- und Kriebelmücken bis zur Unkenntlichkeit verschandelt wurde. Alle halbe Stunde hat es geregnet, das Heu wurde nass und wir auch. Dann trockneten wir wieder. Wir schliefen in einem Zelt, das ebenfalls mal nass, mal trocken war. Das Essen war sehr schlecht, da wir das Klima nicht berücksichtigt und zu wenig Brot und Hafergrütze mitgenommen hatten. Jetzt bin ich gerade beim Renovieren. Ich weiß die Wände, streiche die Schulbänke und anderes Schulmobiliar, schrubbe die riesigen Fußböden, säge, bohre, arbeite 12 bis 14 Stunden am Tag. Wasser müssen wir selber vom Jenissej ranschleppen; das ist ziemlich weit und immer bergauf. Das eben Dargelegte hat dazu geführt, dass ich mittlerweile aussehe und mich bewege wie ein Pferd, na eben, wie die Schindmähren, die früher Wasser transportieren mussten, niedergeschlagen ackerten und klapprig waren wie der bekannte Ansehungsgegenstand aus dem Anatomieunterricht. Aber meine Augen folgen noch der alten Angewohnheit: Sie saugen die erhabene Schönheit des unvergleichlichen Nordens auf und leiten sie direkt zum Herzen, ohne den Verstand zu tangieren. Ebenso irrsinnig wie der Wunsch zurückzukehren ist in jeder Minute der Wunsch, zu malen und zu zeichnen. Aber ich habe weder Zeit noch Papier und schleppe alles im Herzen mit mir. Es wird bald zerspringen.

Die Alltagsbedingungen sind schlecht. Ich wohne zur Untermiete bei einer halb verrückten Alten in einem Winkel, der schlimmer ist als bei Dostojewski. Alles ist voller Ritzen und in den Ritzen sind Wanzen. Für diesen Komfort, also für diese beheizte Ecke, knöpft sie mir meinen gesamten Lohn ab. Dabei gibt es nicht einmal eine ordentliche Schlafstelle, im ganzen Haus gibt's nur einen Tisch und einen Hocker.

Ich habe mir gerade überlegt, dass ich in meinem ganzen Leben (und ich werde bald 36) noch nie ein Zimmer für mich hatte, in dem ich mich hätte einschließen und arbeiten können, ohne jemanden zu stören und ohne selbst gestört zu werden. In den letzten Jahren habe ich mich ganz und gar vom Anblick normaler menschlicher Behausungen entwöhnt. Als ich bei W. M. Inber zu Besuch war, fühlte ich mich beim Anblick all der Sessel, Schränke, Diwane und Bilder einfach nur niedergeschlagen. Bei Dir hat es mir richtig gut gefallen, am liebsten hätte ich alles angefasst. Mit einem Wort, in den letzten Jahren bin ich schrecklich verwildert und verzagt. Man müsste mich lange, lange streicheln, bis ich mich daran gewöhnen könnte, dass auch mir alles erlaubt ist, dass alles auch mir gehört. Aber so etwas ist in meinem Schicksal nicht vorgesehen, nein – ist es nicht, und ich kann immer noch nicht glauben, dass ich für den Rest meines Lebens die böse Stieftochter sein soll; ich träume immer noch davon, dass ich im nächsten Moment aufwache und alles wieder gut ist.

Nach der Heumahd hatte ich lange damit zu tun, die Bescheinigung zu bekommen, mit der ich dann endlich deine Geldüberweisung empfangen konnte. Ich danke Dir, lieber Boris, und verzeih, dass ich so eine Bettelante geworden bin.

Dieses Um-Hilfe-Bitten, sogar Dich, ist einfach nur furchtbar. Und furchtbar ist auch, in dieser Hütte hier zu sitzen und zu weinen, weil man sich, obwohl man sich wie ein Pferd abrackert, nicht einmal die kleinste Kleinigkeit leisten kann. Wem macht denn so eine Arbeit Spaß? Wer braucht sie denn und wem nutzt sie? Ich muss immerzu an Mama denken. Boris, ich kann mich sehr gut an sie erinnern und ich sehe sie fast jede Nacht im Traum. Sie macht sich wahrscheinlich Sorgen um mich, schließlich bin ich immer noch am Leben.

Weißt Du, als ich Dein Geld bekommen habe, habe ich mir eine Wattejacke, einen Rock und Schuhe gekauft. Walenki⁴ muss ich mir unbedingt noch kaufen. Dann habe ich das Feuerholz für den ganzen Winter bezahlt und noch ein bisschen was zu essen gekauft. Dieses bisschen habe ich sofort aufgegessen, so wie die Helden bei Jack London. All diese Details interessieren Dich bestimmt nicht sonderlich?

Lieber Boris, wieder einmal sind Deine Bücher »zu Hause« geblieben, also in Rjasan. Ich bitte Dich sehr, eine Büchersammlung für mich zusammenzustellen. Ich muss Deine Bücher immer bei mir haben. Ich hätte sie niemals zurückgelassen, aber es ging nicht anders. Ich bitte Dich sehr, schick mir Deine Sachen, das was Du hast, und Deine Gedichte und Deine Shakespeare-Übersetzungen. Ich hätte auch gern Deine Prosa hier, wenn es geht. Und die »Frühen Züge«⁵. Und wenn es geht, schick bitte noch Schreibpapier und irgendwelche Hefte. Hier gibt es gar nichts.

Ich bin froh, dass ich Dich sehen konnte. Darüber schreibe ich Dir später noch. Es ist so schön, dass es Dich gibt, mein lieber Boris! Ich hätte so schrecklich gern eine kleine Nachricht von Dir, möglichst bald. Berichte von Dir. Manchmal erinnern mich die Wolken hier an Deine Handschrift, der Himmel an eine Manuskriptseite von Dir. Dann lasse ich das Schulterjoch mit den Eimern fallen und lese und alles ist gut.

Ich küsse Dich und danke Dir.

Deine Alja

6. März 1950

Lieber Boris!

(...) Dieser Tage war unser Abgeordneten-Kandidat für den Obersten Sowjet hier. Trotz des furchtbaren Frostes war ganz Turuchansk auf den Beinen, um ihn zu begrüßen. Jungs hingen an Masten und auf Zäunen, die Musikanten reinigten ihre Trompeten und Kehlen mit Sprit und übten den Marsch »Ein sowjetischer Held«. Arbeiter und Angestellte trugen Fahnen, Porträts, Plakate, Losungen. Vor dem eintönigen, verschneiten Hintergrund wirkte alles besonders grell. Vom Flughafen war bereits der Klang der Glöckchen zu hören. Wir wussten ja, dass er vom Flughafen kommt, aber weil die Luft hier so rein ist und das Echo so stark, schien es,

4 Walenki – russische Filzstiefel.

5 »In den Frühzügen« – Gedichtsammlung von Boris Pasternak; erschienen 1943.

als käme er gleichzeitig von allen vier Seiten angefahren. Als dann die Schlitten mit den kleinen, zotteligen und flinken Pferdchen auftauchten, schrien alle »Hurra!« und stürzten sich auf den Kandidaten, den man in dem Durcheinander kaum ausmachen konnte. Er hatte eine Menge Begleiter, alle in weißen Schaffellmänteln und mit roten, vom Frost gezeichneten Gesichtern. Erst dachte ich, dass es sich für eine erwachsene Frau wie mich nicht gehört, herumzurennen und zu schreien, aber dann habe ich es nicht mehr ausgehalten und bin auch losgerannt, zwischen all den Jungs, den Pferdchen, den Losungen, bin über Zäune gesprungen und durch Schneewehen gestapft und habe »Hurra« geschrien. Bin danach hochzufrieden auf Arbeit zurückgekehrt, mit Schaum vor dem Mund und heiserer Stimme, die Walenki voller Schnee.

Weißt Du, ich liebe diese Demonstrationen, diese Feste und Volksbelustigungen, sogar die Jahrmärkte. Ich liebe sie so sehr, diese russischen Volksaufläufe! Kein Theaterstück und kein anderes »absichtliches« Spektakel hat mir jemals so viel Freude bereitet wie das beliebteste Volksfest, wenn es sich über die Straßen und Plätze einer Stadt oder eines Dorfes ergießt.

Übrigens etwas, was Mama nicht ausstehen konnte.

Wieder einmal habe ich dir allen möglichen Quatsch geschrieben, völlig überflüssigen im derzeitigen Leben. Ich kann es mir so gut vorstellen und spüren, ich kenne es doch!

Ich küsse Dich herzlich. Und werde nicht wieder krank!

Deine Alja

17. April 1950

Lieber Boris!

(...) Bei uns ist es schon drei Tage hintereinander richtig frühlingshaft. Der Schnee wird schwarz, porös und bröselig. Das Wasser rennt die Dächer runter und die grauen warmen Wolken über den Himmel. Grün ist die Taiga noch lange nicht, aber sie färbt sich blau, bekommt einen violetten, dunstigen Überzug. Und wenn die Sonne hinter dem Waldstreifen am Horizont untergeht, fallen dunkle Schatten, wie von überlangen Wimpern, sanft auf den Schnee. Die Sonne macht alles biegsam: die kleinen Zweige der Lärchen und die puschligen Zweige der Fichten, die wie Fuchsschwänze aussehen. Alle Umrisse verlieren ihre winterliche Exaktheit, das Schematische. Kleine Kinder und Hundewelpen kommen herausgekrochen auf des Herren Erde – die Ernte des vergangenen Winters, aufgewachsen in den Hütten, gleichrangig neben Küken und Kälbern. Von Vögeln ist noch nichts zu sehen und zu hören, nur einmal habe ich einen einzelnen Schwarm komisch zerzauster Spatzen mit weißer Brust gesehen.

Es ist schon erstaunlich, dass ich in letzter Zeit gar nicht lebe, sondern, sagen wir mal, den Winter »überlebe«, um den Frühling zu »erleben« usw. (Entschuldige das miserable Papier, aber selbst solches bekommt man hier nur schwer.)

Heute war ich bei der Ärztin. Sie hat mir gesagt, dass man in meinem Alter noch nicht so ein Herz haben darf und mir empfohlen, mich mehr zu schonen, Aufregungen und Emotionen zu vermeiden. Dann hat sie mir lauter Müll zum Einnehmen verschrieben. Noch dazu, soweit ich das beurteilen kann, lauter Müll, dessen Wirkung sich gegenseitig ausschließt. Was das Schonen, die Aufregungen und Emotionen angeht, kannst Du Dir sicher Deinen Teil denken und was mein Herz betrifft, so hat sie unrecht, das kann durchaus noch eine Weile kämpfen.

(...) Ich schreibe Dir lauter Quatsch, unzweifelhaft. Um mich herum ist es so laut, so eng, so unbequem, aber ungeachtet all dessen möchte ich so gern ein wenig mit Dir reden, besser gesagt, unter Beachtung all dessen, möchte ich mit Dir reden! Alles wäre halb so schlimm, wenn ich nicht so traurig wäre, nicht so schwer leiden würde wegen Moskau, mich nicht so sehr danach sehnen würde. So, wie noch nie im Leben. Dabei habe ich gar nicht lange dort gewohnt, als Kind bis zum achten Lebensjahr und als Erwachsene noch einmal drei Jahre und das war's auch schon. Diese Schwermut – der ungeteilten Liebe wegen, oder was – ist die schlimmste! Ich habe so viele Städte in meinem Leben gesehen, stattliche, wunderbare, habe mich an ihnen erfreut, sie verstanden und geschätzt, aber niemals geliebt, nein. Ich erinnere mich an sie wie an die Dekorationen aus einem Bühnenstück, das ich irgendwann einmal gesehen habe.

Aber diese Stadt ist wirklich die Stadt meines Herzens und des Herzens meiner Mutter. Meine Stadt, das Einzige, was ich besitze, und mit ihrem Verlust kann ich mich einfach nicht abfinden. Ich träume von ihren Straßen, Gassen und Pfaden, und ich sage das nicht der schönen Worte halber, ich träume tatsächlich von ganz konkreten Moskauer Straßen und nicht von irgendwelchen anderen. Aber leben möchte ich nicht in Moskau, weil ich nicht möchte, dass diese Stadt für mich zur Alltagsstadt mit ein paar wenigen Gewohnheitswegen wird. Wenn mein Leben in meinen eigenen Händen liegen würde, dann könnte ich mir gut vorstellen, ganz weit weg von Moskau zu leben und zu arbeiten, weit weg im Norden, noch nördlicher als hier. Dann würde ich richtig arbeiten, nicht so wie ich es jetzt muss. Ich würde Bücher schreiben über das, was nur wenige zu Gesicht bekommen, und ich würde sie gut schreiben, Ehrenwort! Der Hohe Norden ist eine unerschöpfliche Fundgrube für jeden Schriftsteller, aber bis jetzt hat noch keiner wirklich richtig darüber geschrieben!

Ja, und ab und zu würde ich nach Moskau fliegen, in die Stadt eintauchen – und wieder wegfliegen.

Würde, würde, würde.

Ich küsse Dich und danke Dir.

Deine Alja

5. Dezember 1951

Lieber Boris, ich schreibe Dir in großer Eile, da ich wie verrückt am Arbeiten bin. Ein Datum jagt das andere und mich, und ich muss alles schaffen und gestalten. Vielen Dank für das Geschickte. Mir ist vollkommen klar, wie schwer das für Dich ist, es ist mir so klar, als wäre ich ganz in Deiner Nähe. Diese Wahnsinnsentfernungen hindern mich nicht daran, mir ausgezeichnet alles vorzustellen, was mit Deinem Leben und Deiner Arbeit zu tun hat. Ich denke so oft an Dich und ich weiß, dass ich genau das Richtige denke! Das ist fast witzig, was für einen großen Platz Du in meinem Leben einnimmst, obwohl ich Dich doch nur ein paar Mal gesehen habe. Nein, das stimmt nicht ganz. »Einen großen Platz« – das klingt so allgemein und leer. Richtiger ist – Du bist ein Teil von mir, ein Bestandteil. So, wie vor undenkbaren Zeiten Mama in mich einging, ein Teil von mir wurde – und ich ein Teil von ihr. Und überhaupt, verwandelt sich alles, was ich ganz klar und deutlich fühle, sobald ich es auf Papier darlegen will, in ein von diesem Gefühl weit entferntes Abrakadabra.

(...) Ich werde jetzt schneller müde, das macht mich wütend und beunruhigt mich. Ich habe einfach keine Kraft mehr, nur noch Durchhaltevermögen, also das, worauf ich mich im Alter verlassen wollte, als letzte Lebensressource sozusagen! Manchmal stelle ich mir vor, dass sich mein Leben durch eine wunderbare Fügung auf grundlegende und glückliche Weise ändern würde und meine Kräfte wiederkehren würden. Es kann doch nicht sein, dass sie versiegt sind, ohne zu etwas Gescheitem von Nutzen gewesen zu sein!

Der Winter hat bei uns zu den Novemberfeiertagen mit 50 Grad Frost Einzug gehalten. Als es dann im Dezember kurz taute, lebte ich gleich ein wenig auf. Bei dieser enormen Kälte, wenn die Naturgewalten von allen Seiten hereinbrechen, fällt mir die Arbeit unheimlich schwer! Nur die Schönheit des hiesigen Winters rettet mich dann. Er ist fremd, aber ansehnlich – wie eine sehr hübsche Stiefmutter, die man bewundert, obwohl sie einem großes Leid zufügt.

10. Oktober 1952

Mein lieber Boris!

Ich habe gerade die Mitteilung über Deine Geldüberweisung bekommen – mit ein paar wunderbaren Zeilen von Dir auf dem offiziellen Formular! Ich bin Dir so dankbar, mein Lieber, so unendlich dankbar für alles. Besonders weil alles, was von Dir kommt für mich wie ein Fest ist, also etwas mir sonst absolut Verwehrtes, ohne das ich aber absolut nicht leben kann. Jedes Mal, wenn ich Deine Schrift sehe, ergreift mich dasselbe Gefühl tiefer Freude, wie in der Kindheit am Abend vor Ostern, Weihnachten oder vor meinem Geburtstag. Und überhaupt liebe ich Dich so schrecklich (vielleicht ist das vererbt?), liebe ich Dich so, wie nur Auserwählte lieben, also unabhängig von Zeit, Jahrhundert, Raum, ohne Hindernisse, über alle Barrieren hinweg! Da ich Deine Laster kenne und weiß, dass Du diese

Zeilen als in Zeit und Raum geschriebene verstehst, bin ich mir sicher, dass Du antworten wirst, Du hättest Grippe und schrecklich wenig Zeit und überhaupt. So hast du mich schon ein paar Mal belehrt – umsonst.

Hier ist Winter. Am Anfang, solange man ihn noch nicht satt hat, ist er wunderbar. Das Leben schreibt nun wieder schwarz auf weiß. Der Schnee ist noch ganz neu und alles auf ihm scheint auch neu und klein zu sein: die kleinen Hütten und die kleinen Menschen, die Pferdchen und die Hündchen. Nur der Fluss strahlt wie immer kein bisschen Wärme aus und beunruhigt die Seele mit seiner ununterbrochenen Bewegung, selbst wenn er vom Eis gefesselt ist.

Der Himmel ist hier immer niedrig, nah und so verständlich, wie sonst nirgends. Bis zur Sonne oder zum Mond ist es nur ein Katzensprung (nicht so wie bis nach Moskau). Hier kann man, ohne sich zu wundern, mit eigenen Augen zusehen, wie und woraus der Norden Wetter und Unwetter macht. Nur manchmal hebt das Polarlicht die Himmelskuppel so hoch, dass einem das Herz stehen bleibt, lässt sie dann wieder herunter, und alles ist wieder ganz unspektakulär.

Wenn es Dich nicht gäbe, wäre ich bestimmt sehr einsam. Aber so sehe ich alles ein bisschen mit Deinen Augen, ein bisschen mit Dir zusammen – und das macht es leichter. Ansonsten ist das Leben hier wie der »Birkenspan« in dem Volkslied⁶. Heute hat das letzte Schiff von unserem hässlichen Ufer abgelegt. Es ließ die Sirene zum Abschied erklingen und fuhr in den Süden, wobei es nur für kurze Zeit den Winter überholen wird. Wir müssen hier zurückbleiben und mit uns die Flöße, die braunen Heuhaufen und die umgedrehten Boote am Ufer – alles überpudert vom Schnee. Es ist zwar noch warm, aber der Horizont ist rosa, wie eine aufgeschnittene Melone – das bedeutet Frost. Warum schreibe ich Dir das bloß alles? Winter ist Winter, und zwar mit der gleichen Betonung wie »eine Ehefrau ist eine Ehefrau« bei Tschschow.

29. Mai 1953

Mein lieber Boris!

(...) Der Mai geht zu Ende, heute hatten wir den ersten Frühlingstag – himmelblau und kalt. Kalt, wegen des Treibeises. Vor dem Fenster ist ein gewaltiges und gleichgültiges ozeanisches Getöse. Die Gleichgültigkeit von Gewässern hat mich von Kindheit an erschüttert. Jedes Feuer besitzt mehr Temperament als der Jenissej, der sich in den Ozean ergießt, und als der Ozean, der den Jenissej verschlingt. Wasser ist so gleichgültig und stark wie der Tod. Ich habe Angst davor und mag es nicht. Gestern ist vor meinen Augen ein Junge ertrunken, der vom Ufer aus Treibholz angeln wollte. An dem einen Ende des Seils ist ein Metallhaken, das andere hält man in der Hand. Wenn ein Holzstück angeschwommen kommt, holt man ordentlich Schwung,

6 Russisches Volkslied von einer jungen Frau, die umsonst die ganze Nacht auf ihren Liebsten wartet, während der Birkenspan kläglich brennt und kaum Licht spendet.

wirft das Seil aus und der Haken krallt sich im Holz fest. Der Junge hatte sich das Seil aber umgebunden und der Haken verkrallte sich nicht in dem Holzstück, sondern in einer vorbeitreibenden Eisscholle. Die hat den Jungen vom Ufer weggezogen und mit sich gerissen. Nur zwei Schritte vom Ufer entfernt, direkt vor den Augen der Leute ist er in dem ungeheuerlichen Durcheinander aufgetürmter Eisschollen verschwunden – und nichts blieb auch nur eine Sekunde lang stehen, weil »Schweige-minuten« nämlich eine Erfindung des Menschen sind! Das Wasser floss genauso unaufhaltsam weiter, während der Nordwind pffif und die zerzausten, unordentlichen Wolken schräg über den Himmel zogen. Gott hat kein Wunder getan und auch die Menschen haben den Jungen nicht gerettet. Die schreiende Mutter stand am Lehmhang, zerriss sich die Bluse. Ihre Brüste, ihr Gesicht und ihre nackten Hände, direkt aus dem Waschtrog, waren weiß wie geschmolzenes Metall – und alle Leute senkten den Blick. Tod und Leid sind immer nackt und wir schämen uns sie anzuschauen.

Ach, lieber Boris, inzwischen finde ich sogar den Frühling hier widerlich. Nicht wegen des Jungen, nein, generell. Der Himmel ist entweder zu voll oder zu leer, das Wasser ist seelenlos, das Grün spärlich, die Menschen hat Gorki schon längst alle beschrieben. Die Kühe laufen durchs Dorf. Sie sind dürr wie in einem biblischen Traum und haben alle die gleichen Augen – wie griechische Statuen. Sie fressen die Rinde von den Zaunstangen aus Espenholz und reiben ihre Rücken an jedem Telegrafmast. Die Pferde laufen die Bretterwege entlang – erholen sich bevor sie wieder pflügen müssen –, und die Leute weichen vor Schreck in den Dreck aus. Die Jungs sitzen auf den Erdsockeln der Hütten und schauen den Mädels nach. Die tragen, was der örtliche Laden zu bieten hat, sodass jede zweite gepunktet, jede dritte rosa und jede vierte großblümt wie ein Apfelschimmel daherkommt. Und jede, wirklich jede hat hellblaue Socken an. Über allem schwebt ein schwacher Faulbeerduft und der ebenso süßliche Klang der allesbesiegenden Ziehharmonika vom anderen Flussufer.

(...) Inzwischen ist es hier Tag und Nacht hell, aber das macht auch nichts leichter. Ich küsse Dich herzlich, bleib gesund!

Deine Alja

3. Juni 1954

Lieber Freund Boris, verzeih, dass ich Dir so lange nicht geschrieben habe. Als ich Deinen Brief bekam, war ich aus irgendeinem Grund so beleidigt, dass ich mich in einer freien Stunde gleich hinsetzte und ihn beantwortete, Dich mit einem Haufen liebevoller Frechheiten überschütten wollte. Und das werde ich auch ganz bestimmt noch tun, aber erst dann, wenn ich wieder etwas zu mir gekommen bin. Es ist, weil ich erfahren habe, dass S. D.⁷ tot ist. Als ich voriges Jahr von seiner Krankheit erfuhr, hoffte ich auf Genesung, aber nun brauche ich auf nichts mehr

7 Samuil Dawidowitsch Gurjewitsch (1904-1952) – Ariadna Efrons große Liebe.

zu hoffen. Weißt Du, mein Lieber, dass ich mich einfach nicht an diese Verluste gewöhnen kann, wiewohl mir das Leben schon lange schwerfällt – ich konnte es nicht und ich werde es nicht können. Es ist jedes Mal, als würde man ein Stück von mir abhacken, und Prothesen helfen da auch nicht weiter. Ich bin bereits ge-verteilt. Jetzt muss nur noch der Kopf weg und dann ist Schluss!

Im Übrigen scheine ich schon die ganze Zeit ohne ihn auszukommen.

6. November 1954

Liebe Adotschka, alles hat besser als gedacht geklappt. Ich konnte noch am Abend des Tages, an dem ich aus Turuchansk abgeflogen bin, also am 5., den Zug Wladivostok–Moskau kriegen⁸. Dank freundlicher Menschen, ohne die ich ansonsten nicht mal innerhalb einer Woche Tickets bekommen hätte – bei dem Andrang auf dem Bahnhof in Krasnojarsk. (...) Vor den Fahrkartenschaltern steht ja keine Schlange, sondern – wie gehabt – eine große, kompakte Menge mehrtägig Wartender.

15. November 1954

Meine liebe Adotschka! Ich fange an, mir Sorgen zu machen, weil ich keine Nachrichten von Dir bekomme. Ich weiß nicht, ob Du meine bekommst, wie es Dir geht, wie Du ohne mich auskommst, wie Du Dich fühlst, ob Du gesund bist, was die Wirtschaft macht, die Tiere? Ich hoffe, dass ich dieser Tage einen Brief von Dir erhalte. Ich war in Deinen Angelegenheiten bei der Staatsanwaltschaft. Wie Du weißt, bin ich am ersten Tag nicht reingekommen, weil so viele Leute dort waren. Am nächsten Tag bin ich ganz früh hingegangen und war die Vierte oder Fünfte. Irgendein Oberstleutnant der Justiz hat mich empfangen. Ich habe ihm erzählt, weshalb ich da bin und er hat gefragt, wer ich Dir bin. Und dann gesagt, dass nur Familienangehörigen Bescheinigungen ausgestellt werden. Ich habe gesagt, dass ich 8 000 Kilometer unterwegs war und – um überzeugender zu wirken – hinzugefügt »mit Hunde- und Rentierschlitten« eigens, um zu erfahren, an welchem Punkt sich die Angelegenheit befindet. Das Hundeargument schien ihn beeindruckt zu haben, er meinte, ich sollte kurz warten, rief mich dann rein und teilte mir mit, dass die Angelegenheit bearbeitet wird und sich in der »aktiven Phase« befindet. Auf meine Frage nach einem möglichen Zeitpunkt für die Revision, konnte er keine genaue Antwort geben, meinte aber, dass es eine Frage von maximal drei bis vier Monaten wäre. Anhand der Fragen, die er mir stellte, konnte ich mich davon überzeugen, dass er in Deiner Angelegenheit Bescheid weiß, obwohl nicht er der Bearbeiter ist. Es scheint aber durchaus möglich, dass Deine Angelegenheit tatsächlich bereits bearbeitet wird. Den Antrag hat er entgegenge-

8 1954 bekam Ariadna Efron einen Personalausweis und konnte nach Moskau fahren. Ihre Freundin Ada Federolf musste noch in Turuchansk bleiben. (SW)

nommen, mir aber geraten, noch einen einzureichen mit der Bitte um schnellere Revision. Wir werden jeden Monat einen schicken. Sein Nachname ist Solowjow. Dann war ich bei meiner Staatsanwaltschaft, wo ich mich davon überzeugen konnte, dass sie noch kein Revisionsverfahren begonnen haben, was sie auch nicht abstritten. Auch hier bewirkten die »Hunde und Rentiere«, dass ich zum 16., also zu morgen, bestellt wurde. Dann wird mich der Staatsanwalt empfangen, der mein Verfahren bearbeitet, und mich zu den Dingen befragen, die er für das Revisionsverfahren benötigt. Schnelle Resultate erwarte ich nicht, aber vielleicht bewegt sich ja überhaupt erst mal etwas. Das wäre dann schon ein Fortschritt.

12. Juli 1955

Liebe Adotschka!

(...) Neben Deinen Angelegenheiten bin ich in eigener Sache unterwegs und auf der Suche nach jemandem, der mir anstelle der verschwundenen Revue mein Gehalt zahlt.⁹ Ich habe eine Unmenge von Institutionen durchforstet und durchtelefoniert: vom Außenhandelsministerium, über den Fremdsprachenverlag bis hin zum Außenhandelsverlag und bin dann endlich beim »Internationalen Buch« gelandet.

Ich habe mir 19 Telefonnummern aufgeschrieben und angerufen, ehe ich zum Kern der Sache durchgedrungen bin. Abteilungen und Unterabteilungen, Natschalniks und stellvertretende Natschalniks, Juristen und Sekretäre und einfach nur Mitfühlende. Und dann endlich, nach einer langwierigen Prozedur mit Passierscheinen (das »Internationale Buch« befindet sich im gleichen Hochhaus wie das Außenhandelsministerium – hier wimmelt es nur so von Passierscheinen, Pförtnern und Liftboys!) fand ich mich in der Kaderabteilung wieder, deren Leiter mir lange die Hand schüttelte und sagte, dass ich alles bekomme, was mir zusteht. Wir werden sehen. Heute habe ich eine notariell beglaubigte Kopie meiner Bescheinigung¹⁰ machen lassen. Jetzt muss ich noch einen Antrag an den Leiter des »Internationalen Buches« schreiben und dann müsste ich, der Wahrscheinlichkeitstheorie nach, ein paar Groschen bekommen. Mehr wird es nicht sein, da mein Gehalt damals nur ungefähr 360 Rubel betrug. Na ja, besser als gar nichts, ohne Zweifel! Im Büro des Notars sagte die Schreibkraft, eine ältere Frau, die die Kopie ausstellte: »16 Jahre! So eine Gemeinheit! Gut, dass das jetzt vorbei ist! Ich wünsche Ihnen viel, viel Glück ...« Ich war erschüttert und sehr gerührt. Und der uralte, trockene Notar sagte, während er unterschrieb: »Sie müssen zehn Kopien machen, nicht nur zwei, und an die schicken, die Sie verurteilt haben!« Ich konnte ihn mit der Mitteilung beruhigen, dass diese Adressaten bereits nicht mehr unter uns weilen. Auf dem Rückweg vom Notar (auf der Kropotkinskaja) habe ich gesehen, dass in der Akademie der Künste eine indische Ausstellung noch geöffnet hatte und ging hinein. Die Miniaturen ha-

9 Ariadna Efron hatte nach ihrer Rückkehr aus Frankreich bei der Zeitung »Revue de Moscou« gearbeitet. (SW)

10 Hier ist die Bescheinigung über die Rehabilitierung gemeint. Den Rehabilitierten stand ein zweimonatiges Gehalt von ihrer letzten, vor der Verhaftung, Arbeitsstelle zu. (SW)

ben mir viel Freude bereitet. Besonders die leuchtenden, gewagten – und, wie man bei uns sagen würde, die formalistischen, primitiven – Bilder aus dem 19. Jahrhundert. In der Ausstellung gab es auch viel Wereschtschagin mit blendendem Himmel und blendenden Märchenpalästen nebst blendenden Bettlern in Lumpen davor. Und spätere Arbeiten von russischen Malern, z. B. von Klimaschin.

In Moskau ist die ganze Zeit schönes Wetter. Ich klopfe lieber dreimal auf Holz. Ich erledige fast alle Wege zu Fuß und schaue mich dabei ausgiebig um. Seit meiner Kindheit ist das meine Lieblingsbeschäftigung, regelrecht eine Leidenschaft. Wenn es zu heiß ist, erfrische ich mich mit einem Eis oder mit Brause, aber nicht zu üppig. Mein Leben lang habe ich nur wenig getrunken, wie ein Kamel. Und war auch fast ebenso ausdauernd! Moskau hat sich sehr, sehr verändert, in vielerlei Hinsicht. Der Rote Platz ist jetzt so demokratisch wie in meiner Kindheit. Die Kremttore sind sperrangelweit geöffnet, jeder Vorübergehende kann hineinschauen, ohne dass ihn jemand anhält oder wegjagt. Reisende setzen sich einfach auf den Bürgersteig vor der Basilius-Kathedrale und beobachten stundenlang die Autos, die zu dem Tor rein- oder rausfahren. Der Platz ist immer von einer bunten Menschenmenge bevölkert, vor dem Mausoleum stehen immer viele Leute.

(...) Äußerlich sind die Leute über die Maßen verbourgeoisiert. Unmengen von aufgetakelten Mädchen mit übertriebenen, dekadenten Klamotten und Frisuren und ebensolchen, bloß noch widerlicher, herausgeputzten Jungs. Die Eltern sehen auch nicht besser aus. Na, was soll's, Gott mit ihnen. Nicht das macht Moskaus Stärke aus!

Boris habe ich noch nicht gesehen. Er hat mich zweimal angerufen und das letzte Mal gesagt, dass es eine Chance für die Inszenierung eines Shakespeare-Stückes in seiner Übersetzung gäbe. Das wäre wundervoll, sowohl in materieller Hinsicht als auch, was seine Anerkennung angeht – wenigstens als Übersetzer! Man hatte ihn zur Militär-Staatsanwaltschaft bestellt (ihn also auch, der Arme!) in der Sache Meierhold, die posthum neu untersucht wird. Er ist 1940 gestorben. Als mir Boris davon erzählt hat, musste er weinen. Sie waren sehr gute Freunde gewesen.

28. August 1957

Mein lieber Borenka¹¹!

(...) Mein lieber Freund, wie geht es Dir, was macht Deine Wirbelsäule, Dein Knie? Was machst Du? Wie steht es tatsächlich, neben den Gerüchten, um Deinen Gedichtband und das Vorwort? Und was macht der »Doktor«¹²? Und was sagen die Ärzte? Und wie siehst Du aus? Gehst Du raus spazieren?

Ich bin jetzt in Tarussa, offenbar ganz in der Nähe von dem Grundstück, das Du in Deinem Vorwort erwähnst. In dem Tarussa, in dem die kleinen Zwetajews ihre Kinder- und Backfischjahre verbracht haben, dort, wo alles längst vergangen ist, außer – anders als im Sprichwort – den Wassern der Oka. Die Kirche, in der

einer der Zwetajew-Großväter Seelsorger war, wurde in einen Klub umgewandelt. In Urgroßvaters Haus befindet sich eine Genossenschaft von Stickerinnen, in Großmutter eine Krippe und wo der alte Friedhof war, ist jetzt der Stadtpark. Das Häuschen, in dem Mama und Asja gelebt haben, ist fast unverändert geblieben, dort wohnt nun das Personal vom Erholungsheim.

(...) Und wie kommt es, dass ausgerechnet der Fluss unverändert geblieben ist? Wieso bleibt Wasser, das schon lange nicht mehr dasselbe ist, derselbe Fluss? Keiner lebt mehr hier, keiner! Weder die Wulfs, noch die Zwetajews, noch Polenow, noch Borissow-Mussatow, weder der liebe Balmont, noch der liebe Baltruschaitis, noch viele, viele andere Einzigartige! Nur der Fluss bleibt. Und ich schaue ihn an und dank seiner Unveränderlichkeit sehe und begreife ich, und ich trinke aus der Quelle, die Mamas schöpferische Quelle wurde. Hier hat sie all das zum ersten Mal und fürs ganze Leben gesehen, hier sind ihre Gedichte geboren, geboren, um unsterblich zu werden. Hier sind sie, die Vogel- und die Holunderbeeren ihres Lebens, bittere Beeren, leuchtende Beeren. Und die Bäume sind hier mit ihren »tragischen Gesten« und der Fluss – das Leben, die Lethe, und trotzdem das Leben.

Ja, eigentlich habe ich doch viel erlebt – gedankt sei dem Schicksal, Gott und den Menschen. Ich habe die Begegnung mit Dir erlebt und jetzt die Begegnung mit den Urquellen von Mamas Leben, von ihrer Schaffenskraft. Und ich habe meine eigene Vorgeschichte erlebt! Und dass ich Deinen Roman lesen konnte und das Vorwort zu dem Gedichtband, wo Du so einfach und tief über Mama schreibst. Das alles sind doch Wunder über Wunder. Wenn ich manchmal nörgelig werden will, dann halten mich diese Wunder davon ab und lassen mich nicht kleinlich werden ... Ach, Borenka, wir sind doch alle kleinlich! Dabei ist doch wichtig, dass es geschrieben wird, darin besteht doch gerade das Wunder. Aber wir wollen auch noch die Herausgabe des Geschriebenen, also das Wunder hoch drei! Nun gut, mein Lieber, vielleicht erleben wir ja auch das noch. Aber viel wichtiger ist, dass das von Dir und Mama Geschriebene überlebt und Generationen erreicht, von denen wir heute noch nichts ahnen, und mit diesen dann »auf Du und Du« stehen wird. Ja, der Preis ist hoch, den man heute für das Recht zahlen muss, im Morgen, im Immer leben zu können.

11 Borenka – Koseform von Boris.

12 Boris Pasternaks Roman »Doktor Schiwago«. (SW)



NATALIJA SAPOROSHEZ (1924 bis 2008)

Erinnerungen

Natalija (Natascha) Saporoshez kam in Moskau zur Welt, verbrachte ihre Kinderjahre aber in Deutschland und Österreich, weil ihr Vater dort arbeitete. 1930 kehrte die Familie in die UdSSR zurück, wo sich ihre Eltern bald trennten. Ihr Vater, Stellvertreter des NKWD-Chefs des Leningrader Gebietes, wurde 1934 verhaftet, zu drei Jahren verurteilt und 1937 erschossen. Ihr Stiefvater (ein hochrangiger Parteifunktionär im Leningrader Stadtkomitee) wurde 1937 nach Moskau versetzt – die Familie zog mit – und kurz darauf verhaftet. Ein halbes Jahr später ereilte ihre Mutter, die als Ichthyologin in der Fischwirtschaft arbeitete, das gleiche Schicksal. Sie kam ins KarLag nach Kasachstan (angeblich hatte sie mit anderen Volksfeind-Ehefrauen einen Regierungssturz vorbereitet), ihr Stiefvater nach Workuta, wo er 1939 umkam. Natascha und ihr Bruder blieben mittellos zurück. Für die Weigerung, sich von ihren Eltern loszusagen, wurde sie aus dem Komsomol ausgeschlossen. 1942 begann sie Geschichte des Mittelalters an der MGU zu studieren und trat nach der Verteidigung des Diploms auf Empfehlung des Lehrstuhls eine Aspirantur an. 1943 wurde ihr Bruder das erste Mal verhaftet und für drei Jahre in eine Arbeitskolonie für Minderjährige gesteckt. 1948 erfolgte seine zweite Verhaftung, 1949 wurde sie selbst verhaftet. Von der Sonderkonferenz zu fünf Jahren Verbannung ins Gebiet Kokschetaw verurteilt, wurde sie, im achten Monat schwanger, auf Transport an ihren Verbannungsort geschickt. Im Zuge der Amnestie von 1953 konnte sie nach Moskau zurückkehren, wo sie sich um ihre eigene Rehabilitierung und die ihrer Familienangehörigen kümmerte und diese 1956 erreichte.

*

1937 wurde mein Stiefvater, der mich aufgezogen hatte, verhaftet und ins Lager geschickt. Danach zeigte die Nachbarin, die ein Auge auf eins unserer Zimmer geworfen hatte, meine Mutter an. Kurz vor dem neuen Jahr wurde dann meine Mutter verhaftet. Mich und meinen kleinen Bruder Felix wollten sie in ein Kinderheim stecken, aber die Direktorin der 204. Schule, Klawdija Poltawskaja, setzte sich für uns ein. Dank ihrer Bemühungen wurde unser 80-jähriger Großvater unser Vormund und bekam eine kleine Rente. Eben diese Klawdija Poltawskaja kümmerte sich auch darum, dass ich anderen Schülern Privatstunden geben konnte. So begann ich mit vierzehn mein pädagogisches Praktikum. Allerdings reichte das Geld gerade für unser Schulfrühstück, für Lehrbücher und Hefte. Wir lebten an der Hungergrenze und dann bekam ich auch noch Tuberkulose. Mamas Freundinnen Ljudmila Krassawina und Tatjana Almasowa (ihre Männer waren erschossen worden) unterstützten uns und die Mütter unserer Schulfreunde steckten uns auch immer mal etwas zu.

Am 16. Oktober 1941 war ich nach Abschluss eines Krankenschwester-Lehrgangs freiwillig als Kämpfer der 3. Moskauer Kommunistischen Division an die Front gegangen. Das war im ersten Studienjahr an der MGU. Felix arbeitete damals in einem Rüstungsbetrieb in Moskau. Nach einer Verwundung und meiner Demobilisation kehrte ich 1942 nach Moskau zurück und begann sofort als Krankenschwester im Krankenhaus zu arbeiten. Parallel dazu studierte ich an der historischen Fakultät. Glücklicherweise war der Besuch der Vorlesungen zu dieser Zeit nicht zwingend vorgeschrieben. Ich meldete mich mehrfach für den Fronteinsatz oder wenigstens für Übersetzer-Kurse, aber sobald ich die Formulare ausgefüllt hatte, fand sich schnell ein Vorwand für meine Ablehnung¹. Als 1948 erneut die Ehefrauen von Repressierten verhaftet und verbannt wurden, nahm man gleich die inzwischen herangewachsenen Kinder mit. Zuerst holten sie Felix, 1949 dann mich.

Ich wurde zur Verbannung nach Artikel 58 Punkt 10 und 12 verurteilt – für »antisowjetische Agitation« und wegen »unterlassener Anzeige«. Antisowjetische Stimmungen hatte ich nie gehegt. Was aber Punkt 12 anging, so stimmte es, dass ich meinen leiblichen Bruder nicht angezeigt hatte. Felix war 1948 Student am Technikum in Astrachan. Dort hatten sich einige Studenten, die sich für Literatur begeisterten, ab und zu getroffen und sich gegenseitig ihre Gedichte und Erzählungen vorgelesen. Aus dem Literaturzirkel wurde eine Jugendgruppe, die sie »Lenins freier Gedanke« nannten. Danach spielte sich alles nach dem bekannten Schema ab: ein Verräter, ein »Gruppenverfahren«, die Gerichtsverhandlung, zehn Jahre für jeden.

Doch bevor all das geschah, hatte mir Felix einen Brief geschickt, in dem er von der Literaturgruppe erzählte. Ich konnte mir denken, dass sie sich dort nicht auf die Erörterung enger Literaturprobleme beschränkten und deutete das in meinem Antwortbrief an: Ihr müsst vorsichtiger sein. Aber es war zu spät: Mein Bruder saß bereits im Gefängnis, und meinen Brief an ihn hatte man abgefangen. Dieser Brief war dann auch das Hauptbeweisstück gegen mich. Als Schuld wurde mir angelastet, dass ich meinen Bruder nicht angezeigt, ja seine Ansichten sogar noch geteilt hatte, obwohl ich von seiner »verbrecherischen« Tätigkeit wusste.

»Dann schreiben wir also ins Protokoll, dass Sie die Ansichten Ihres Bruders und seiner Komplizen geteilt und sie vor der Gefahr gewarnt haben. Na klar doch, schließlich handelt es sich ja um eine antisowjetische Organisation.« »Das stimmt nicht! Das war doch nur ein Literaturzirkel! So ein Protokoll unterschreibe ich nicht!« »Aufstehen!«, brüllte der Ermittler. Ich erhob mich vom Stuhl. Der Ermittler ließ mich so lange stehen, bis mir schlecht wurde und ich umfiel. Er hielt mir ein Taschentuch mit Salmiakgeist an die Nase und ich öffnete die Augen. »Aufstehen!« Das Verhör hatte gegen zehn Uhr abends begonnen. Als der Ermittler dem Wachposten befahl, mich in die Zelle zurückzubringen, wurde es bereits

1 Sogenannten Volksfeinden und deren Verwandten war – ein weiteres Mittel der Demütigung – der Einsatz an der Front untersagt.

hell. Dort erwartete mich eine neue Quälerei: Man durfte sich nicht hinlegen, nicht einmal für eine Minute: Der Wärter schaute ständig durchs Guckloch. Ich konnte die Nacht kaum erwarten! Endlich – das Signal zum Hinlegen. Ich legte mich hin, aber gerade als ich meine Augen schließen wollte, da öffnete der Wärter dröhnend die Tür. »Zum Verhör.« Ich zog mich an, quetschte meine angeschwollenen Füße in die Schuhe. Ein Verhör nach dem anderen – immer nachts – Drohungen, vulgäre Beschimpfungen und immer wieder, wie ein Alptraum: »Aufstehen!« »Ich unterschreibe nicht, ich unterschreibe nicht!«, sagte ich jedes Mal, wenn mir der Ermittler sein zusammengeschustertes Verhör-Protokoll vorlegte.

In der Zelle stelle ich mir immer öfter vermeintlich simple Fragen: Wieso machten sie nie das helle, blendende Licht an der Decke aus? Wieso fanden die Verhöre meistens nachts statt? Wieso standen in Räumen mit Parkettfußböden, Wasserleitungen und Kanalisation (früher hatte sich ein Hotel in dem Gebäude befunden) Abortkübel? Warum schnitten sie sämtliche Knöpfe von unserer Kleidung ab, überhaupt alle Verschlüsse, zogen sogar die Gummis aus den Schlüpfen? (Natürlich bastelten wir uns dann Knöpfe aus Brot, lernten, die Strumpfränder so geschickt einzurollen, dass sie nur noch selten runterrutschten, und zogen Stoffstreifen aus abgerissenen Säumen als »Schlüpfergummi« ein.) Ich begriff, dass das Gefängnisregime nur einem Zweck diene: Es sollte uns erniedrigen und unseren Willen brechen.

Dann steckte ich für drei Wochen im Transitlager Kuibyschew fest. In der Baracke machten sie mir gleich einen Platz auf den unteren Pritschen und in Fensternähe frei. Trotzdem herrschte ständig Luftmangel. Stundenlang lief ich im schmalen Gang zwischen den Pritschen auf und ab und hoffte, dass dies meinem Kind gut tun würde. Ich war sehr beunruhigt, weil es immer noch keine Lebenszeichen von sich gab, aber aufgrund meiner Unerfahrenheit ging ich nicht vom Allerschlimmsten aus. In diesen Stunden musste ich oft in allen Details an die Fahrt zur medizinischen Untersuchung ins Butyrki-Gefängnis denken und an die komische, überstürzte Rückfahrt ins Lubjanka. Dann wurde ich in einen überfüllten »Raben« gezwängt. Hinter dem vergitterten Fenster flogen die vertrauten Umrisse der Häuser in der Nowoslobodskaja vorbei: das Kurnikow-Haus, die Bäckerei und da war auch schon die Ecke mit meiner Palicha-Straße. »Da ist mein Haus!«, konnte ich nicht an mich halten. »Meins auch!«, sagte ein Mädchen, das neben mir saß. Sie hieß wie ich – Natascha. Die Schwestern Natascha und Inna Geister wuchsen seit 1937 ohne ihre Eltern auf, studierten und kamen dann ins Gefängnis – genau so wie mein Bruder und ich. Fast 40 Jahre später traf ich Natascha unverhofft im Großen Saal des Konservatoriums wieder. »Ihr Gesicht kommt mir irgendwie bekannt vor«, sagte ich. »Wo sind wir uns denn bloß begegnet, vielleicht an der Akademie?« Sie hatte mich erkannt und antwortete lächelnd: »Ja, genau, an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften.«

In diesen Wochen des Wartens in Kuibyschew quälten mich so viele Gedanken. Ich stellte mir vor, wie sich Mischa um mich und unser zukünftiges Kind Sorgen

machte; wie sich Mama wegen Felix grämte und nun auch noch wegen mir. (Nach ihrer Lagerfrist hatte sie das übliche »Minus« bekommen und arbeitete seitdem in einer Fischfabrik bei Astrachan.) Ich musste auch an meinen Stiefvater Pawel Dorofjew denken, der im Lager umgekommen war: im Bürgerkrieg Kommissar einer Reiterdivision, später dann ein hoher Parteifunktionär. Ich war zehn, als meine Mutter ihn heiratete, und ich kann mich gut an meine erste Begegnung mit ihm erinnern: Mama hatte mich in »das Haus am Ufer« mitgenommen und die überaus bescheidene Einrichtung seiner Junggesellenwohnung hatte mich damals mächtig beeindruckt. Der einzige Wandschmuck war ein Gewehr mit eingraviertem Namenszug, ein Geschenk des Brigadekommissars Kowtjuch; beide hatten zusammen am Taman-Zug² teilgenommen. Im Sommer des Jahres 1937 waren Pawel und ich in einem Ein-Tages-Erholungsheim der Partei gewesen. Beim Mittagessen wandte sich Pawels Freund Pjotr Smorodin (zweiter Sekretär des Leningrader Partei-Gebietskomitees, davor Vorsitzender des Komsomol) mit folgenden Worten an die Tischrunde: »Meint ihr nicht, dass es an der Zeit ist, sich Gedanken darüber zu machen, was im Land vor sich geht? Wir müssen aktiv werden, sonst holen sie uns, einen nach dem anderen, wie die Hühner von der Stange!« Zuerst waren alle vor Schreck wie gelähmt, dann gingen alle hastig auseinander. Nur Pawel blieb bei Smorodin.

... Die letzte und kürzeste Etappe war die von Koktschetaw bis zum Bezirkszentrum Wolodarskoje. Einer der Wachposten setzte sich nach vorn in die Fahrerkabine. Wir wurden auf die Ladefläche eines Lasters gestellt. Quer über die Ladefläche war eine dicke Kette gespannt, welche die Gefangenen von den Wachsoldaten trennte. Obwohl ich aufpasste, stieß ich bei jedem Schlagloch mit dem Bauch gegen die Kette. Nach etwa 50 Kilometern hielt das Auto an und ein Mann mit einem klugen Gesicht kletterte auf die Ladefläche. Wie sich dann herausstellte, war er Lehrer, einer von den Sonderumsiedlern³. »Schämt ihr euch gar nicht?«, sagte er mit polnischem Akzent, »Da sitzt so ein junger Kerl in der Fahrerkabine und diese Frau hier ... Seht ihr nicht, dass es jeden Augenblick bei ihr losgehen kann!« Jetzt erst durfte ich mich in die Fahrerkabine setzen.

Kurz nachdem wir in Wolodarskoje angekommen waren, setzten meine Wehen ein. Obwohl im Hof der Gebietsleitung des MWD⁴ mehrere Autos standen, musste ich zu Fuß ins Krankenhaus gehen. Der Moskauer Journalist Wladimir Lebedjew, den ich auf dem Gefangenentransport kennengelernt hatte, schleppte mich fast den gesamten Weg durch den riesigen Ort. Im Krankenhaus brachte ich ein totes Kind zur Welt ... Der Chirurg Iosif Lwowitsch sagte mir später, als wir schon Freunde waren, dass ich wie durch ein Wunder am Leben geblieben war und man meinen Tod in Kauf genommen hatte, als man mich in meinem Zustand auf den Gefangenentransport schickte.

2 Der Taman-Zug war eine legendäre militärische Aktion der Roten Armee 1918 im Nordkaukasus.

3 Sonderumsiedler – vom Sowjetregime zwangsumgesiedelte Menschen, die in Sondersiedlungen lebten.

4 MWD – Ministerium für innere Angelegenheiten.

Drei Tage nach der Beerdigung unseres ersten Kindes kam mein Mann, der Künstler Michail Roiter, nach Wolodarskoje geflogen, um in der Verbannung bei mir zu sein. In der Verbannung wurde unser Sohn Oleg geboren, meine Mutter zog zu uns und half ihn großzuziehen. Meine Freundinnen aus Moskau schickten mir Briefe und Bücher. Ebenso mein Lehrer, der Dozent Sergej Skaskin, Professor der MGU. Diese Briefe waren mir eine große Hilfe. Dort, am Ende der Welt, unterrichtete ich als Dorflehrerin russische Grammatik und Literatur, Deutsch und sogar Mathematik. Alles, nur nicht Geschichte – die durften Verbannte nicht unterrichten. Meine Schüler waren die Kinder von Sonderumsiedlern – Russen, Kasachen, Ukrainer, Polen, Balkaren und Deutsche. Einmal im Monat kam ein operativer Mitarbeiter der Staatssicherheit ins Dorf. Jedes Mal tauchte dann ein Soldat mit Maschinenpistole vor dem Schulfenster auf, klopfte mitten im Unterricht mit dem Gewehrkolben an den Fensterrahmen und schrie: »He, Lehrerin! Zum Melden!«



SAJARA WESJOLAJA (geb. 1928)

7-35

Nonna Drujan: »Mit Sajara bin ich seit 1947 befreundet. Wir haben zusammen studiert. Am Ende des 2. Studienjahres kam Sajara plötzlich nicht mehr zu den Vorlesungen und kurz darauf erfuhren wir, dass man sie verhaftet hatte. Der Gedanke, dass jeder von uns so hinter Gittern landen könnte, machte allen damals große Angst. Sajara war zwar nicht im Lager, erlebte aber, wie viele andere, das Lubjanka-, das Butyrki-, etliche Transitgefängnisse und die Verbannung. Dessen ungeachtet, finden sich in ihren Erinnerungen kaum düstere Farben. Ihr natürlicher Optimismus und ihre Selbstironie, zwei bewährte Mittel zum Selbstschutz, bestimmen den Grundton ihrer Erinnerungen. Das Ende ihrer Aufzeichnungen, das hier nicht veröffentlicht wird, ist charakteristisch für den gesamten Text: Sajara darf den Verbannungsort, also aus Sibirien nach Kasachstan wechseln. Verspätetes Melden bei der Kommandantur – der Termin steht im Begleitpapier – wird wie Flucht geahndet, also mit 20 Jahren Freiheitsentzug. Sie schreibt dazu: »Bis zur Bahnstation lagen 60 Kilometer Fußmarsch vor mir. Als ich mich auf den Weg machte, beschützt von nichts weiter als einem kleinen Blatt Papier, da dachte ich bei mir, dass die mir zur Verfügung gestellte zehntägige Freiheit wie das Stück Fleisch an der Schnur war, das Kaschtanka¹ verschluckt hatte. Trotzdem freute ich mich auf jede Stunde in diesen zehn Tagen.« Unterwegs wird Sajara mehrmals aufgehalten und der festgelegte Termin rückt immer näher. Dann ist auch die rettende Fahrkarte für den Zug gekauft. »Nachdem der Zugbegleiter verstohlen meine Wattejacke, die Stiefel aus Zeltplane und meinen Stoffbeutel mit dem Proviant bäugte hatte, untersuchte er akribisch meine Fahrkarte – es fehlte nur noch, dass er reingebissen hätte. Als der Zug anfuhr, dachte ich, dass mir das Schicksal eindeutig wohlgesinnt war, denn jetzt würde ich es bestimmt schaffen! Es sei denn, der Zug entgleiste.« Aus diesen Erinnerungen tritt die Vergangenheit so lebendig und direkt vor uns, dass man meint, es wären Tagebuchaufzeichnungen von damals.«

Sajara Wesjolaja wurde im Zuge der Amnestie von 1953 entlassen. Sie kehrte nach Moskau zurück und setzte ihr Studium an der Pädagogischen Hochschule fort, heiratete einen ehemaligen Lagerhäftling, bekam eine Tochter. Seit Beginn der 1960er Jahre arbeitete sie publizistisch, auch als Übersetzerin, bereitete die Bücher ihres Vaters für die Herausgabe vor. 1988 begann sie die Arbeit an ihren Erinnerungen, war 1989 Gründungsmitglied der Moskauer historisch-literarischen Gesellschaft »Woswraschtschenije« (Rückkehr), der ehemalige Gefangene Stalinscher sowie faschistischer Lager angehörten und angehören und die eine ihrer Aufgaben in der Veröffentlichung von Erinnerungstexten sieht.

1 Ein Hund aus der gleichnamigen Erzählung von Anton Tschchow.

Meine Verhaftung

1949 studierte ich im 2. Studienjahr am Moskauer Pädagogischen Institut. Meine Schwester Gaira hatte gerade ihr Studium an der Universität beendet. Im April war die Diplomverteidigung und für Freitag, den 22. April, hatten wir Freunde eingeladen, um dieses Ereignis zu feiern. Seit Mutters Verhaftung wohnte ich mit meiner Schwester zusammen. Wir hatten ein Zimmer in einer Kommunalwohnung auf dem Arbat, also am Schnittpunkt aller damaligen Wege, und so gab es fast keinen Abend, an dem nicht jemand bei uns vorbeigeschaut hätte. Es kam vor, dass gegen elf jemand von einem öffentlichen Telefon anrief: »Wir sind hier mit Walja und Mila, die kennst du nicht, wir haben keine Karten mehr für die letzte Vorstellung bekommen. Können wir zu euch kommen?« »Na klar doch!« Freundinnen und Freunde und deren Bekannte, vor allem Studenten, kamen, um sich zu treffen, Gedichte vorzutragen oder anzuhören, Bücher auszutauschen, Schallplatten zu hören (am beliebtesten waren »Solveigs Lied« und die Polonaise »Abschied von der Heimat« von Oginski, sie liefen meistens mehrmals hintereinander). Nach Moskauer Tradition wurden die Gäste in jedem Fall mit Tee bewirtet, obwohl wir nichts dazu hatten außer Brot. Es sei denn, meine beste Freundin Minka – wir studierten zusammen – hatte etwas Leckeres mitgebracht. Ihre Eltern ließen sie mit ihrem Stipendium machen, was sie wollte. Dagegen war das Stipendium für meine Schwester und mich die einzige Einnahmequelle und reichte gerade so zum Überleben. Aber für unsere Feier an jenem Freitag kauften wir ausreichend Wurst, Käse, Kekse und Bonbons ein und stellten ein paar Flaschen Wein auf den Tisch. Kurz davor hatten wir unsere Nähmaschine verkauft und waren so zu »Reichtum« gelangt.

Es war ein gelungener Abend und keiner hatte Lust zu gehen, aber da die Metro nur bis Mitternacht fuhr, verabschiedeten sich die meisten Gäste so gegen halb zwölf. Nur wer in der Nähe wohnte, blieb noch da: Minka, Oleg und Dima, den wir vorher nicht kannten. Eine meiner Freundinnen hatte ihn mitgebracht und zu seinem Pech war er bei uns hängen geblieben. Zu fünft machten wir es uns an dem ausgezogenen Tisch bequem, tranken den kalt gewordenen Tee und achteten nicht auf die Zeit, während wir angeregte Gespräche führten.

Plötzlich wurde an die äußere Tür geklopft. Die Uhr zeigte viertel drei. Wir warfen uns mit Gaira einen Blick zu, dann ging ich aufmachen. Ich kehrte in Begleitung eines Offiziers des MGB und einiger Jungs in Uniform ins Zimmer zurück. Nach uns kamen noch der Hausmeister und die Hausmeisterin herein, als Zeugen. Dann folgte eine kleine stumme Szene: Unsere Gäste schauten betroffen auf die Eintretenden. Der gut aussehende Offizier (er ähnelte dem Schauspieler Kadotschnikow in »Die Heldentat des Kundschafters«) erfasste mit schnellem Blick das Zimmer und stellte sich dann vor: »Major Potapow.« Er nickte mit dem Kopf in Richtung des verwüsteten Tisches und fragte scherzhaft: »Habt ihr Ostern gefeiert?« »Das fehlte noch!« Seine Vermutung hatte mich beleidigt, schließlich

waren wir doch keine Omis! Und außerdem war Ostern erst am Sonntag. Wie kam er bloß auf so etwas? »Wir feiern meine Diplomverteidigung«, sagte Gaira. »Ach so, na, das ist ja eine feine Sache. Wer von euch ist denn Sajara Wesjolaja?« Der Major zeigte mir den Befehl für die Hausdurchsuchung und meine Verhaftung. Komischerweise war ich gar nicht erschrocken, nur verwundert. Gaira war erschrocken: »Moment mal, was hat denn Sajara damit zu tun? Sie müssen mich verhaften!« Höchstwahrscheinlich kam dieser Einwurf Major Potapow und auch allen anderen recht eigenartig vor.

Gaira hatte in einer Geschichtsstunde während ihres Praktikums an einer Schule gesagt, dass sich die rückständigen Bevölkerungsschichten 1905 an den Pogromen gegen die Juden beteiligt hätten. Ein Kommilitone hatte diese Worte als Hetze gegen das russische Volk verstanden und sie mit dem entsprechenden Kommentar an die Parteileitung der Hochschule weitergegeben. Die Sache nahm ihren Lauf, wurde auf unterschiedlichen Ebenen bearbeitet und Gaira aus dem Komsomol ausgeschlossen. Die letzten Wochen waren wir uns deshalb wie auf einem Vulkan vorgekommen. Allerdings hatten wir dabei nicht an Verhaftung gedacht, sondern eher befürchtet, dass man Gaira das Studium an der Universität nicht beenden lassen würde. Da sie aber zum Diplom zugelassen worden war und es mit Bravour verteidigt hatte, dachten wir, dass das Schlimmste nun hinter uns lag.

»Verstehen Sie doch, man hat einfach die Namen verwechselt!«, versuchte Gaira den Major zu überzeugen, »Das ist ein Missverständnis!« Der Major sagte, dass es sich keineswegs um ein Missverständnis handelte, und befahl mir, meine Sachen zu packen. »Nimm nicht so viel mit: ein bisschen Wäsche, na eben das Notwendigste. Und vergiss nicht, eine warme Jacke einzupacken«, bemerkte er fürsorglich. »Und nimm Geld mit, falls du welches hast.« Dima stotterte mit kreidebleichen Lippen, dass er ganz zufällig und zum ersten Mal hier wäre. Gaira und ich versicherten das an Eides statt; er tat uns von Herzen leid, dass er auch so in die Klemme geraten war! Oleg sagte sich nicht von uns los. Schweigend und neugierig beobachtete er, was passierte. Minka räumte erst mal ihr Portemonnaie für mich leer. Als sie sah, wie ich vergeblich im Schrank nach Wechselwäsche suchte, ging sie in eine Zimmerecke. Salopp rief sie in den Raum: »Dreht euch mal weg!«, zog sich dann ihr Kleid und ihr Seidenunterhemd aus, zog das Kleid wieder an und steckte das Unterhemd in den Kissenbezug, den ich in Ermangelung passenden Reisegepäcks für meine paar Habseligkeiten genommen hatte. Dann zog sie ihre Nylonstrümpfe aus, damals der letzte Schrei (sie waren gerade erst in Mode gekommen). Ich wollte widersprechen, wie sollte sie denn nach Hause kommen (der April in jenem Jahr war recht kalt, nachts war manchmal noch Frost), aber sie winkte nur ab. »Fertig?«, fragte der Major. »Dann verabschiedet euch.« Im selben Moment fiel mir Latein ein, und ich freute mich, dass ich am nächsten Tag keine Klausur zu schreiben brauchte. Vor der Einfahrt wartete ein schwarzer »Emka²«.

2 Emka – umgangssprachliche Bezeichnung für den ersten sowjetischen PKW »M 1«.

(...) Vor einem Jahr hatten sie Mama in einer ebenso düsteren Nacht fortgebracht und vor elf Jahren unseren Vater. Meine Eltern hatten sich in Moskau kennengelernt und 1922 geheiratet. In ihrem Heimatort Krjukowo im Gouvernement Poltawa war Mama vier Jahre zur Schule gegangen, hatte ein paar Jahre im Kinderheim gearbeitet und wurde dann ans Moskauer Pädagogische Institut delegiert. Bei der Prüfung fiel sie durch und begann als Arbeiterin in der Strumpffabrik. Zur gleichen Zeit war unser Vater gerade vom Militärdienst bei der Flotte demobilisiert worden. Er war mit dem Manuskript seines ersten Buches »Brennende Flüsse« nach Moskau gekommen. Das Buch erschien 1923 in einer Zeitschrift und im darauf folgenden Jahr beim Verlag »Molodaja Gwardija«. Vaters wirklicher Name war Nikolai Kotschkurow, sein literarisches Pseudonym Artjom Wesjoly³. Unsere Eltern zogen dann in die Pokrowka-Straße 3. In diesem Haus, in dem früher ein billiges Hotel gewesen war, hatte man zwei Etagen den Schriftstellern und Dichtern der Gruppe »Molodaja Gwardija« (Die junge Garde) als Wohnheim überlassen. Jeder von ihnen hatte ein eigenes Zimmer und Artjom Wesjoly sogar zwei, weil er mit seinen alten Eltern, die aus Samara zu ihm gekommen waren, zusammenwohnte. Ein paar Jahre später trennten sich Vater und Mutter. Aber sie verstanden sich auch weiterhin gut. Gaira wurde bis zu ihrem achten Lebensjahr von unseren Großeltern aufgezogen und ich war oft bei ihnen zu Besuch. Obwohl Vater inzwischen bei einer neuen Familie wohnte, war er ziemlich oft in der Pokrowka-Straße. Ich sah ihn damals häufig und kann mich gut an ihn erinnern.

Als meine Schwestern im Sommer 1937 von der üblichen Urlaubsreise mit Vater – sie waren mit einem Fischerboot die Wolga entlangefahren – zurückkamen, erzählten sie, dass, anders als bei den vorherigen Touren, Vater diesmal die großen Städte gemieden hatte. Immer, wenn sie unter einer bewachten Brücke durchfahren, hatte sich Vater an den Boden des Bootes geduckt. Er hatte Angst davor, dass seine Töchter weit weg von zu Hause allein bleiben würden, falls man ihn verhaften sollte. Den Rest vom August verbrachte Vater in Peredelkino, wo seine zweite Frau Ljudmila Iosifowna mit den gemeinsamen Kindern Ljowa und Wolga den Sommer über wohnten und wo auch ich mit den Großeltern auf unserer Datscha lebte.

In der »Komsomolskaja prawda«⁴ war unter dem Titel »Ein Hetzroman. Über Wesjolys Buch »Russland, im Blut gewaschen« eine Rezension zu seinem Roman erschienen. Vater hatte gewusst, dass man ihn verhaften würde – schließlich waren die Verhaftungen schon in vollem Gange – und sich darauf vorbereitet. Einen Teil seines Archivs hatte er in die Pokrowka-Straße gebracht, in der Annahme, dass man seine alten Eltern und seinen Bruder, einen Lastenträger, in Ruhe lassen würde. Glücklicherweise war es dann auch so. Großvater starb während des Krieges, Großmutter 1948. Nur Vaters jüngerer Bruder Wassili

3 Wesjoly – auf Deutsch »der Fröhliche«.

4 »Komsomolskaja Prawda« (Wahrheit des Komsomol) – Zeitung des kommunistischen Jugendverbandes.

Kotschkurow und dessen Frau Klawdija wohnten noch in der Pokrowka-Straße und außer ihnen wusste niemand von der Existenz des Archivs. Das Aufbewahren von Papieren eines verurteilten Volksfeindes war ein Verbrechen. Das Archiv lag versteckt in einem Wäschekorb aus Weidengeflecht unter dem Bett. Der Lastenträger Wassili und die Kantinenkraft Klawdija, zwei Menschen weit entfernt von jeglicher Literatur, hatten Artjom nicht nur wie einen Verwandten geliebt, sondern auch sein Werk hoch geachtet und geglaubt, dass die versteckten Papiere nach seiner Freilassung für ihn von Nutzen sein würden. Sie retteten wertvolles Material: Manuskripte, Dokumente, Briefe, Fotografien und die zu Lebzeiten erschienenen Werke von Artjom Wesjoly.

Zum letzten Mal sah ich Vater im September oder Oktober. Ich war gerade aus der Schule gekommen und kurz nach mir kam Vater nach Hause. Er war wortkarg und konzentriert, zog sich ohne Eile aus und ging einige Male im Zimmer auf und ab, bevor er sich an den Tisch setzte. Er nahm ein schmales, in Papier eingeschlagenes Büchlein aus der Tasche und legte es vor sich hin. Ich erkannte, dass es zu der Reihe »Buch für Buch« gehörte, die ich sammelte, und wollte voller Freude mit meiner Hand über den Tisch nach ihm greifen. Aber Vater hielt es mit der flachen Hand fest. »Setz dich hin und hör zu.« Janko, der Musikant«, sagte er mit trauriger Feierlichkeit. Dann begann er laut vorzulesen. Das hatte er sonst nie gemacht, da ich schon mit vier Jahren selbstständig lesen konnte. Ich hörte zu und unterdrückte die Tränen, aber als er die letzte Zeile gelesen hatte: »Über Janko rauschten die Birken«, da musste ich losheulen. Kurz darauf ging Vater fort. Damals hatte es mir nicht leidgetan, dass er nicht länger bei mir geblieben war, denn ich konnte es kaum erwarten, die Geschichte von Janko noch einmal durchzulesen.

Ende Oktober 1937 wurde Vater verhaftet, gleich danach kam auch seine Frau Ljudmila ins Gefängnis und dann für acht Jahre ins Lager. Unsere Halbgeschwister Ljowa und Ljalja (wie Wolga als Kind genannt wurde) kamen ins Kinderheim. Viele Jahre lang wussten wir nichts von Vaters Schicksal. Im Auskunftsbüro in der Straße Kusnetzki-Most 24 bekamen wir auf unsere regelmäßigen Anfragen immer die gleiche kurze, stereotype Antwort: »Ist am Leben, arbeitet, verurteilt zu zehn Jahren, Briefverkehr nicht erlaubt.« Sie wiederholten das, ohne sich mit irgendwelchen Erklärungen aufzuhalten, auch nachdem die zehn Jahre längst vorüber waren⁵.

Mama wurde Anfang 1948 verhaftet. Sie hatte schon 1937 damit gerechnet, weil sie wusste, dass sie vor langer Zeit, als sie in der Glühbirnenfabrik arbeitete, Schuld auf sich geladen hatte. Auf einem Betriebsmeeting hatte sie die Opposition unterstützt und war infolgedessen Mitte der 1930er aus der Partei ausgeschlossen und gekündigt worden. Sie konnte lange keine Arbeit finden und ließ sich ge-

5 Als Vater 1956 posthum rehabilitiert wurde, erfuhren wir sein Todesdatum – es war der 2. Dezember 1939. Aus Informationen des Militärischen Kollegiums des Obersten Gerichts der UdSSR aus dem Jahr 1988 geht jedoch hervor, dass Artjom Wesjoly bereits am 8. April 1938 erschossen wurde. (A)

zwungenermaßen nach Karakalpakien⁶ anwerben. Ein Jahr lang war sie dort, mich und meine Schwester hatte sie in Moskau gelassen. Eine Freundin aus Fabrikzeiten kümmerte sich um mich und die Großeltern um Gaira. Mama kam dann gerade während der Massenverhaftungen zurück. Jeden Abend sagte sie uns, dass wir keine Angst haben sollten, falls sie nachts abgeholt würde. Gaira hatte sie Geld unters Kopfkissen gelegt – für die erste Zeit. Aber damals war alles noch einmal gut gegangen. Nach dem Krieg arbeitete Mama als Krankenschwester im Krankenhaus und verdiente sich mit Spritzensetzen etwas dazu. Einmal hatte sie einem ihrer Patienten am Telefon, das im Flur hing, gesagt, dass er versuchen sollte, amerikanisches Penizillin zu bekommen, weil es viel besser als unseres sein sollte. Unser Nachbar⁷ hatte das gehört und bei den entsprechenden Stellen Anzeige erstattet. Sie klagten Mutter wegen antisowjetischer Agitation an, erinnerten sich dann noch an die alte Geschichte und verurteilten sie zu acht Jahren Lager. Mama musste nach Potma. Sie durfte zwar Briefverkehr haben, aber diese Erlaubnis beschränkte sich auf zwei Briefe im Jahr. Die Päckchen, die wir ihr schickten, durfte sie auf einer Postkarte mit vier Worten beantworten: »Habe Päckchen erhalten, Mama.« Ihre Briefe waren kärglich und ganz offensichtlich zensiert: Es geht mir gut, ich bin bei den allgemeinen Arbeiten eingesetzt, danke für die Päckchen. Außerdem machte sie sich Sorgen um uns und bat uns öfter zu schreiben. Wir schickten ihr jeden Monat ein Päckchen. Das Geld dafür gab uns ein sehr guter Freund von Mama, ein Fabrikdirektor und alter Bolschewik. Sowohl er als auch wir hielten das streng geheim, denn er ging ein großes Risiko ein, indem er einer Repressierten half. Gaira und ich hatten vor, uns allein um Mama zu kümmern, wenn Gaira nach dem Studium erst mal Arbeit gefunden hätte.

(...) Vor der Einfahrt wartete ein schwarzer »Emka«. Eine Tür ging auf und schon saß ich zwischen zwei Militärs auf dem Rücksitz. Das Auto fuhr los, raste den Arbat und die Wosdwishenka entlang, über den Manegen-Platz zu dem großen Gebäude auf dem Dzierżyński-Platz⁸ und hielt vor der Einfahrt Nr. 3.

Im Lubjanka-Gefängnis

Erst später, als ich mit den Regeln und der Terminologie des Gefängnisses vertraut war, erfuhr ich, dass ich die erste Nacht in einer sogenannten Box verbracht hatte. Damals dachte ich, dass das winzige Zimmerchen ohne Fenster, das einer Abstellkammer ähnelte, eine Einzelzelle war. Ein kleiner Tisch, eher ein Nachtschrank und ein Hocker, kein Bett. Ich dachte, dass sie mir noch eine Strohmattatze reinwerfen würden. Das musste man sich mal vorstellen – ich im Gefängnis!

6 Karakalpakien – Gegend in Mittelasien, heute Karakalpakistan in der Republik Usbekistan.

7 In der UdSSR mussten sich meistens mehrere Familien eine Wohnung teilen.

8 Dzierżyński-Platz – Platz in Moskau, an dessen nördlicher Seite sich der Hauptsitz des Geheimdienstes mit Gefängnis (genannt Lubjanka) befand; benannt nach dem ersten Geheimdienstchef und Volkskommissar für Innere Angelegenheiten der Sowjetregierung; heute Lubjansker Platz.

Meine Stimmung war gut; ich erwartete irgendwelche bedeutenden, unverzüglich eintretenden Ereignisse im Zusammenhang mit meiner rätselhaften Verhaftung. Mich amüsierte der Gedanke, dass unser Abend nicht stattgefunden hätte, wenn wir uns für Sonnabend, wie zuerst geplant, verabredet hätten. Und ich freute mich, dass sie uns nicht nachts überrascht und aus den Betten geholt hatten, so wie bei Mamas Verhaftung. Im Nachhinein wunderte ich mich, dass sie die Wohnung gar nicht durchsucht hatten, und dachte: Umso besser. Die Zeit verging und nichts passierte. Die anfängliche Erregung legte sich und Besorgnis kam auf.

Ich befasste mich mit Spekulationen, warum man mich verhaftet hatte. Bevor Mama ins Lager kam, durften wir uns noch einmal sehen. Bei dieser Begegnung ließ sie durchblicken, wer von unseren Wohnungsnachbarn ein Denunziant war. Vielleicht hatte ich am Telefon etwas gesagt, was der Nachbar mitgehört und dann gemeldet hatte. Oder er hatte mich einfach nur so verleumdet. Würde ich mich rechtfertigen können? Eins von beiden ging nur: Entweder es war ein Missverständnis und sie würden mich wieder rauslassen oder ... Ich saß da und starrte die Wand an, spürte, wie das grelle Licht der Glühbirne mich allmählich fertig machte, ebenso wie die völlige Stille; ich konnte das Rauschen in meinen Ohren hören.

Als ich im vergangenen Jahr stundenlang in den Schlangen vor den unterschiedlichsten Gefängnisfensterchen gestanden hatte, konnte ich aus Gesprächsätzen mitbekommen, dass es für politische Gefangene keine Gerichtsverhandlungen im herkömmlichen Sinn gab. Ihre Strafen wurden von einer Sonderkonferenz festgelegt. Wieso riefen die mich denn so lange nicht raus? Hatten die mich vergessen oder was? Vielleicht hatte mich diese Sonderkonferenz schon längst zu Einzelhaft verurteilt? Und jetzt musste ich hier weiter so sitzen ... Ich bekam Angst. Die Zelle hatte kein Fenster und ich verlor das Gefühl für die Zeit. Mit einem Mal bekam ich eine Psychose: Am allerwichtigsten war jetzt, herauszubekommen, ob draußen im Hof noch Nacht oder schon Tag war. Ich ging zur Tür und klopfte. Das Schloss (oder der Riegel?) rasselte und ein Wärter blickte in die Zelle. »Was ist denn?« »Wie spät ist es?« Er guckte mich verdutzt an und schlug die Tür zu. Das Schloss rasselte. Ich bekam einen dicken Kloß im Hals, der Vorboten von Tränen, und konzentrierte mich darauf, nicht zu weinen. Aber der Kloß verschwand kurz darauf, denn nun geschah endlich etwas.

Zuerst wurde ich in die Dusche gebracht. Das war ziemlich für die Katz, denn das Wasser war fast kalt, und als ich den Wärter darauf aufmerksam machte, schrie der hinter der Tür: »Brauchst dich ja nicht zu waschen, aber mach wenigstens die Haare nass.« Dann wurde ich durchsucht. Eine unfreundliche Tante in Militäruniform und Barett besah sich die Sachen aus meinem Kopfkissenbezug. Die Nylonstrümpfe hatten es ihr gleich angetan. »Bist wohl mit 'nem Amerikaner gegangen?«, schlussfolgerte sie. Ich schwor, dass ich keinen Amerikaner kannte, was sie offensichtlich nicht glaubte. Ich hatte versagt und ärgerte mich, weil ich nicht einfach arrogant geschwiegen hatte. Unter der linken Manschette ihrer Bluse trug

sie eine Uhr. »Sagen Sie bitte, wie spät ist es jetzt?« Sie tat, als hätte sie nichts gehört. Mit weibischer Neugier guckte sie durch die Nylonstrümpfe auf die Lampe, steckte die Strümpfe dann in mein Bündel zurück und brummte: »Meine Tochter hat so was nicht ... Zieh dich aus.« »Wie?!« »Ganz normal. Zieh alles aus.« Mit geschickten, geübten Fingern untersuchte sie dann sämtliche Nähte meines Kleides, den Kragen, die Manschetten, schnitt die Knöpfe ab und zog den Gummi aus dem Schlüpfen. Zusammen mit dem Gürtel vom Kleid, dem Strumpfhaltergürtel und dem Schal legte sie alles an die Seite. Währenddessen stand ich in der Pose der sich schämenden Badenden da. »Zieh dich an.« Hastig zog ich mir das Kleid und die einfachen Strümpfe an und wollte gerade nach dem Strumpfhaltergürtel greifen, da schob sie alle anderen Sachen zusammen und verknotete sie fest zu einem Bündel.

Ich wusste, dass man Gefangenen Gürtel oder Hosenträger wegnahm, damit sie sich nicht strangulierten. Deshalb nahm ich die Beschlagnehmung des Kleidergürtels und des Schals gelassen hin. Aber der Strumpfhaltergürtel! Ich begriff, dass man ihn nicht aus Angst vor einem Selbstmord einzog, sondern mit dem Ziel, den Gefangenen zu erniedrigen und dadurch zu demoralisieren. Und wirklich, mein enges Kleid hielt den Schlüpfen gerade so einigermassen, aber als wir dann mit der Wärterin durch die Flure gingen, begann ich mich in den herunterrutschenden Strümpfen zu verheddern, bückte mich ständig, um sie mit der freien Hand hochzuziehen (in der anderen trug ich mein Bündel), woraufhin sie jedoch gleich wieder herunterrutschten.

Ich wurde in die Box gebracht, aber kurz darauf wieder rausgerufen (»ohne Sachen!«). Sie machten Fingerabdrücke und fotografierten mich. Ich fragte sowohl den Abdrucknehmer (oder wie soll man den nennen?) als auch den Fotografen: »Wie spät ist es?« Der Erste brummte unfreundlich: »Weiß ich nicht.« »Sagen Sie doch wenigstens, ob es Nacht oder Tag ist!« »Weiß ich nicht.« Der Fotograf sagte auch: »Weiß ich nicht«, schaute mich dabei aber an, als wäre es ihm peinlich. »Bitte, sagen Sie es mir, Sie haben doch eine Uhr um!«, bettelte ich. Er schwieg und blickte weg. Bis heute kann ich nicht verstehen, was daran so geheimnisvoll war.

»Tja, also Sajara, wieso störst du die Gefängnisordnung?«, fragte mich der Ermittler, kaum dass ich sein Dienstzimmer betreten hatte. Er fragte nicht streng, sondern eher gutmütig. Er war in Zivil und hätte dem Äußeren nach ein x-beliebiger Beamter irgendeiner x-beliebigen Institution sein können. »Du hämmerst an die Tür und schreist. Bei uns benimmt man sich nicht so. Du hast keine Seife oder was? Hier gibt es einen Kiosk, da kannst du dir welche kaufen. Setz dich.« Er zeigte auf den Stuhl vor der Wand, seinem Schreibtisch gegenüber. Nachdem er sich vorgestellt hatte (an seinen Dienstgrad kann ich mich nicht mehr erinnern, ich glaube er war Oberleutnant), wies mich Melnikow darauf hin, dass ich ihn nicht mit »Genosse Ermittler«, sondern mit »Bürger Ermittler« anreden sollte, und fragte dann unverzüglich: »Also? Dann gesteh mal deine Verbrechen.« Ich

wunderte mich nicht so sehr über die Worte als solche – etwas Ähnliches hatte ich erwartet, schließlich waren Verhöre da, um nach Verbrechen zu fragen –, als über den Ton, der ruhig, irgendwie alltäglich, ganz ausdruckslos war. Später erfuhr ich von meinen Gefängnisfreundinnen, dass Melnikow dieselben Worte in jener Nacht schon mehr als einmal gesagt hatte. Ich zuckte mit den Schultern und antwortete, unwillkürlich den gleichen trügen Ton annehmend: »Ich habe nichts zu gestehen.« »Denk nach!«, sagte Melnikow und begann, ohne mich weiter zu beachten, in Papieren herumzuwühlen. Die Pause zog sich hin. Endlich kam der Ermittler hinter seinem Tisch vor und streckte mir ein Blatt Papier hin: »Mach dich mit deiner Anklage bekannt.« Auf dem Blatt stand, dass ich, die Tochter des Volksfeindes Nikolai Kotschkurow (alias Artjom Wesjoly) und der nach Artikel 58-10 Verurteilten Gita Grigorjewna, nach Artikel 7-35 (SOE) angeklagt wurde. Wären da nicht die Worte Volksfeind und Verurteilte gewesen, hätte man das Papier in meiner Hand für eine Schreibmaschinen-Kopie meiner Geburtsurkunde halten können. Ich fragte, was das für ein Artikel war und was SOE bedeutete, und erfuhr, dass nach Artikel 7-35⁹ sozial gefährliche Elemente, abgekürzt SOE, verurteilt wurden. Ich gab Melnikow das Blatt zurück und sagte, dass es albern wäre, die Verwandtschaft mit meinen Eltern abzustreiten. Der Ermittler hielt sich nicht weiter mit der Erörterung dieses Themas auf, befahl mir zu unterschreiben, dass ich mich mit der Anklage vertraut gemacht hatte, und rief den Wachposten, damit er mich in die Zelle zurückbrachte.

Während ich die langen Korridore entlangging (»Arme nach hinten!«), überlegte ich mir, dass die Anklage nicht ganz so witzig und albern war, wie ich zuerst dachte: Schließlich hatten sie 1937 die Ehefrauen von den Volksfeinden verhaftet und vielleicht waren jetzt wir, die herangewachsenen Kinder¹⁰, an der Reihe? Aber hatte Stalin nicht gesagt: »Der Sohn ist nicht verantwortlich für seinen Vater.« Dass ich nicht gleich auf diese berühmten Worte gekommen war, der Ermittler hätte nichts dagegen einwenden können! Als ich dann ein oder zwei Tage später wieder ins Büro des Ermittlers gerufen wurde, fragte ich als Erstes: »Und wie vereinbaren Sie das?« Nachdem mich Melnikow darauf hingewiesen hatte, dass nicht ich hier die Fragen zu stellen hätte, sondern er, machte er sich trotzdem daran, mir sehr ausführlich zu antworten. Ich sollte doch verstehen, dass, obwohl zweifelsfrei der Sohn nicht für den Vater verantwortlich war, die zeitweilige Isolation von mir und meiner Schwester im gegebenen Fall eine notwendige Maßnahme darstellte – es musste nun mal sein. Ich kann mich nicht wortwörtlich an seine Argumente erinnern, aber sie liefen auf Folgendes hinaus: Da ich wahrscheinlich Mitgefühl für meine repressierten Eltern empfand, könnten daraus (»man kann ja nicht in einen

9 Im Sprachgebrauch wurden 7 und 35 nie einzeln verwendet und sogar in offiziellen Papieren immer mit Bindestrich geschrieben. Ich nahm an, dass es sich um Punkt 35 des Artikels 7 handelte (so wie bei 58-10). Dabei handelte es sich um einen Artikel aus zwei Kapiteln des Strafgesetzbuches: In Artikel 7 ging es um die Personengruppe, der gegenüber »Maßnahmen des sozialen Schutzes« angewendet wurden, und in Artikel 35 um die Maßnahmen selbst. (A)

10 Ich habe damals nicht gewusst, dass bereits 1937 volljährige Kinder verhaftet wurden. (A)

anderen hineinschauen«, so der Ermittler) Unzufriedenheit und Kränkung entstehen, kurz antisowjetische Stimmungen. »Nehmen wir mal an, bei dir ist es nicht so«, sagte Melnikow. »Nehmen wir mal an. Aber es könnte doch sein, oder? Prinzipiell?« Und ich sagte: »Im Prinzip schon.« »Na siehst du! Und nun überleg mal: Was, wenn diese Stimmungen von einer feindlichen Agentur ausgenutzt werden? Du verstehst doch, wie kompliziert derzeit die internationale Lage ist!« Das mit der internationalen Lage war mir klar, aber nicht, welchen Nutzen eine feindliche Agentur von mir haben könnte. Aber was sollte ich einem Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit erwidern, der sich garantiert viel besser als ich mit Problemen auskannte, die mit feindlichen Agenturen und sozial gefährlichen Elementen zu tun hatten; Elemente, in die man ja auch wirklich nicht hineingucken konnte. Zurück in der Zelle, ging ich Melnikows Argumente immer wieder durch und dachte: Es sieht wirklich so aus, als ob es nun mal sein muss. Na sicher, wer wird denn Offensichtliches abstreiten, nämlich dass das gesellschaftliche Interesse Vorrang vor dem persönlichen hat!

Ich war einen Monat im Lubjanka-Gefängnis – bis zum 23. Mai. In dieser Zeit musste ich noch zwei-, dreimal zum Verhör, komischerweise immer nachts. Der Ermittler benahm sich durchaus korrekt. Ich war ihm dafür dankbar und freute mich, dass er und kein anderer auch Gairas¹¹ Fall bearbeitete. In der Zelle hatte ich gehört, dass einige Ermittler während der Verhöre brüllten und vulgär fluchten. Melnikow führte die Verhöre ruhig und ohne Eile. In deutlicher und rundlicher Handschrift notierte er seine Fragen und meine Antworten im Protokoll. Die Fragen waren eintönig: Er wollte fast von jedem, der bei uns zu Hause verkehrte, wissen, ob er nicht antisowjetische Stimmungen gehabt oder dementsprechende Gespräche geführt hätte. Besonders interessierte er sich für diejenigen, deren Eltern Repressierte waren. »Nichts? Aber ihr Vater wurde doch verhaftet. Versuch dich zu erinnern! Nichts? Na gut. Lies es noch mal durch und unterschreib.«

Eine seiner Fragen brachte mich auf den Gedanken, dass es in unserer Studententruppe einen Informanten gegeben haben musste. Im Nachhinein kam mir ein ganz bestimmter Junge verdächtig vor. Er hatte die Angewohnheit, unheimlich viel zu fragen: wo man gestern war, mit wem, wer noch mit war, wie der und der hieß, wer wo studierte, worüber gesprochen wurde. Da ich diese Fragerei auf ein erhöhtes Interesse an meiner Person zurückführte, denn der Junge gefiel mir, beantwortete ich sie gern, wunderte mich allerdings manchmal: »Du bist aber auch neugierig!« Er antwortete: »Ich bin wissbegierig.« Einmal hatten Gaira und ich den Schreibtisch aufgeräumt. Ein Haufen Papier zum Wegwerfen hatte sich angesammelt, darunter einige Briefe. Ich sagte, dass wir die Briefe nicht auf den Müll werfen, sondern verbrennen sollten! Da wir keinen Kamin hatten, stellte ich eine Schüssel mitten ins Zimmer, warf die Briefe hinein und verbrannte sie. Gerade zu diesem Zeitpunkt besuchte uns der »wissbegierige« Student. Er machte sich so-

11 Sajaras Schwester Gaira war noch in der gleichen Nacht wie sie verhaftet worden.

fort am Feuer zu schaffen und versuchte wenigstens noch irgendein Stückchen Papier aus den Flammen zu angeln. Angeblich wollte er wissen, was wir hier für Geheimnisse hätten. Wir zogen ihn lachend weg. Wenn er tatsächlich ein Informant war, dann wäre es ihm mit ein wenig Phantasie sicher nicht schwergefallen, uns – die sie nach Mutters Verhaftung und Gairas Ausschluss aus dem Komsomol bestimmt schon auf dem Kicker hatten – in Teufels Küche zu bringen. (Der Nachbar, der Mama damals wegen des amerikanischen Penizillins denunzierte, hatte auch etwas selbst Ausgedachtes hinzugefügt.) Aber offensichtlich, hier muss man dem Jungen Gerechtigkeit widerfahren lassen, hatte er nichts mehr dazuphantasiert. Im Übrigen haben meine Schwester und ich nie etwas Aufrührerisches im Sinn gehabt. Schließlich waren wir empfängliche Zöglinge des sowjetischen Bildungssystems, insbesondere der sowjetischen Literatur.

Ich war davon überzeugt, dass mein Vater kein Volksfeind war. Ich las und liebte seine Bücher, aber weder sofort nach Vaters Verhaftung noch später entwickelten sich bei mir feindselige Gefühle der Sowjetmacht gegenüber, nicht einmal gegenüber den Organen des NKWD. Von klein auf hatte ich mir die damals weit verbreitete Redensart »wo Holz geschlagen wird, fallen Späne« angeeignet. Und es gab keinen Zweifel daran, dass Holz geschlagen werden musste. Seit dem Jungpionieralter wusste ich, dass uns der Kapitalismus einkreiste und der Klassenkampf sich verschärfte. Voller Aufregung hatte ich bei den Schul-Morgenappellen Michalkows Gedichte auf der Bühne vorgetragen. Gedichte über Pioniere, die Spione und Saboteure gefangen genommen hatten, denn Spione und Saboteure mussten gefangen und eingesperrt werden. Dass sie meinen Vater eingesperrt hatten, das war ein Missverständnis, denn wo Holz geschlagen wird ... Und das mit Iras Papa war auch ein Missverständnis, und das mit Marinas Opa auch ... Ich war von Vaters Schuldlosigkeit überzeugt und verheimlichte nie, dass er verhaftet wurde. Ganz im Gegenteil, ich sagte es auch dann, wenn es gar nicht nötig war – bis auf ein einziges Mal.

Während des Krieges wurde Mama mit uns aus Moskau in ein Dorf im Ural evakuiert. Dort arbeitete sie ganz selbstständig ohne Arzt im MedPunkt und genoss bei den Kolchosbauern als Ärztin hohes Ansehen. Auf Fragen nach ihrem Mann hatte sie, um Gerede zu vermeiden, weder von der Scheidung noch von der Verhaftung gesprochen und gesagt, dass er vermisst wurde. Einerseits stimmte das, andererseits war es gelogen, denn damals bedeutete »vermisst« an der Front vermisst. Deshalb sah es so aus, als wäre Vater im Krieg. Mama bat auch mich, mich nicht zu verplappern. Wenn die im Dorf mitbekämen, dass Papa saß, würden sie argwöhnisch und sie könnte die Arbeit verlieren. Ich versprach, den Mund zu halten. In diesem Dorf schloss ich die siebte Klasse ab. Im Frühling stand mein Eintritt in den Komsomol bevor. Davon träumte ich schon lange. Etwas vor der Komsomol-Organisation zu verbergen, wäre für mich ein undenkbares Sakrileg gewesen. Aber ich musste auch mein Versprechen Mutter gegenüber halten. Deshalb gab ich bekannt, dass ich nicht in den Komsomol eintreten würde. Zuerst

schwieg ich nur niedergeschlagen, als man mich überreden wollte, aber dann dachte ich mir einen Grund aus: Ich wollte nicht in der Evakuierung, sondern in meiner Heimatstadt Moskau Komsomolmitglied werden.

Ich bin dann doch nicht Komsomolzin geworden, da meine Leistungen in der Oberstufe an der Moskauer Schule nur befriedigend waren. Und als ich mit dem Studium begann, da hatten sie gerade Mama verhaftet. Als ich das während der Aufnahmeformalitäten beim Gebietskomitee des Komsomol erwähnt hatte, durfte ich mich gleich wieder verabschieden. Melnikow wusste natürlich, dass ich nicht im Komsomol war, aber die Sache hatte sich für ihn erledigt, als er erfuhr, wie es dazu gekommen war.

Ich war die Einzige in der Zelle mit 7-35. »Ein leichter Artikel«, sagten die Zellengefährten und versicherten, dass man mich und meine Schwester einfach nur aus Moskau ausweisen würde. Obwohl ich mich von Herzen freute, dass mir nicht wie den anderen eine Lagerstrafe bevorstand (alle anderen hatten Artikel 58), fühlte ich mich ihnen gegenüber doch schuldig, so wie ein Gesunder einem Schwerkranken gegenüber. Keine einzige Frau in der Zelle Nr. 10 ähnelte einer Spionin oder Saboteurin.

Maria Alexandrowna, Hochschuldozentin, machte die Trennung von ihrem Sohn, einem Schuljungen, schwer zu schaffen, sie machte sich große Sorgen um ihn. Tonja und ihr Mann wurden zusammen verhaftet und mussten ihren dreijährigen Sohn Genka zurücklassen. Es gab zwar Verwandte, aber wer konnte schon wissen, ob die den Kleinen nehmen würden? Vielleicht war er bereits im Kinderheim. Tonja berichtete, dass ihr Mann im Freundeskreis einen Witz erzählt hatte, von einem Freund angezeigt und daraufhin verhaftet worden war. Kurz darauf sie selbst – wegen unterlassener Anzeige. Die größte Tragödie machte eine Frau durch, deren Namen ich vergessen habe. Ihre zwölfjährige Tochter blieb nach der Verhaftung der Mutter ganz allein in Rostow am Don. Der Ermittler hatte ihr im Verhör mitgeteilt, dass das Mädchen inzwischen eine Prostituierte war. Die Frauen in der Zelle versuchten die unglückliche Mutter zu beruhigen und sagten, dass das ganz unmöglich, absolut undenkbar sei und ihre Tochter natürlich im Kinderheim war. Die Frau starrte mit leerem Blick auf einen Punkt und antwortete dann kaum hörbar: »Das denke ich auch. Er lügt.« Natascha Saporoshez hatte noch keine Kinder, sie war schwanger. Seit der Verhaftung ihrer Eltern, damals war Natascha vierzehn, befand sie sich mit ihrem kleinen Bruder in der Obhut des alten Großvaters, de facto in eigener Obhut, und hatte schlimmste Not kennengelernt. Als der Krieg begann, hatte sie sich freiwillig an die Front gemeldet, hatte Moskau verteidigt und danach an der MGU Geschichte studiert. Sie stand kurz vor Beendigung ihrer Aspirantur, hatte gerade geheiratet. Und nun saß sie im Lubjanka-Gefängnis.

Auch heute höre ich noch, wie manches Mal gesagt wird: »Ja, unter Stalin da herrschte noch Ordnung, da gab es bessere Lebensmittel, da war der Wodka billiger.« Mir fallen dann immer Nikolai Nekrassows Worte ein: »Ja, es ist ein warmer Regen niedergelassen, aber nicht auf mein Feld.«

Als wir eines Tages vom Hofgang zurückkamen, saß eine Frau mittleren Alters in der Zelle und weinte. Nachdem sie den Kopf gehoben und uns betrachtet hatte, zeigte sie mit dem Finger auf mich und rief aus: »Mein Gott! Jetzt sperren sie schon Schulkinder ein!« Die Sowjetmacht in Schutz nehmend, erwiderte ich: »Das stimmt doch gar nicht! Schulkinder werden nicht eingesperrt, ich bin Studentin!«

Jeder Tag in der Zelle begann mit der Morgentoilette, also dem kollektiven Besuch der Waschräume und der Toiletten. Abends gab es noch die Abendtoilette. Beide hatten Ritualcharakter. Zuerst wurde man vom Wärter ermahnt: »Fertig machen zur Toilette!«, dann ging er weg. Das bedeutete, dass gerade eine andere Zelle im Waschraum war und wir die Nächsten waren. Wir stellten uns paarweise vor der Tür auf. Dann wurde die Tür das zweite Mal aufgeschlossen und wir durften herauskommen. Das vorderste Paar, der Zellendienst, fasste den vollen Abortkübel an den Henkeln und nun zog die ganze Prozession langsam (damit nichts verschüttet wurde) und fast feierlich zum Ende des Korridors. Ich betrachtete die Türen der Zellen, aus denen nicht das kleinste Geräusch in den Flur drang, und überlegte, hinter welcher Gaira sitzen könnte (es hieß, dass unsere Etage eine reine Frauenetage war, die Einzige im Lubjanka-Gefängnis). An der Toilettentür drückte der Wärter jeder von uns ein winziges Blatt Papier in die Hand. Danach verschloss er hinter uns die Tür. Das waren die besten Minuten des Tages – ohne Wärter und ohne Guckloch¹² in der Tür. Das Ganze dauerte zehn Minuten; das musste reichen, um sich gründlich zu waschen; das Wasser war natürlich kalt, und man musste zusehen, dass man ein bisschen Kleinzeug waschen konnte. (Das war zwar verboten, wurde aber trotzdem gemacht. Größere Sachen wuschen wir, obwohl das ebenfalls verboten war, in der Banja, in die wir alle zehn Tage geführt wurden.)

Nach der Morgentoilette gab es Frühstück. Ein Becher heißes braunes Wasser, das weder wie Tee noch wie Kaffee schmeckte, ein Stück Schwarzbrot, zwei bis drei Stückchen Zucker. Da die Zuckerstückchen unterschiedlich groß waren, verteilte sie der Zellendienst auf sieben Häufchen, wobei er sich bemühte, dass diese möglichst gleich groß wurden. Der vollständigen Gerechtigkeit halber drehte sich die eine vom Zellendienst mit dem Rücken zum Tisch, während die andere auf ein Häufchen zeigte und fragte: »Für wen?« »Für Tonja.« »Für wen?« »Für Saika.« Dann nahm jeder sein Zuckerhäufchen und machte damit, was er wollte – entweder er aß es gleich auf oder er teilte es sich bis zum Abend ein.

Außerdem gehörte noch der Rundgang des Oberwärters zum Morgenritual. Vielleicht war es auch jemand anders von der Obrigkeit, manchmal kamen auch zwei oder drei. Man konnte sich in dieser Zeit mit Bitten an ihn wenden, z. B. wenn man zum Arzt wollte oder eine Nadel brauchte.

12 Meine Bekannten, die zusammen mit mir im Lubjanka-Gefängnis saßen, behaupten heute, dass es sehr wohl ein Guckloch gab und sie sehr unter dieser Art von Erniedrigung gelitten hätten, da die Wärter häufig durchs Guckloch schauten. Ich ließ gar nicht erst den Gedanken zu, dass man ein Guckloch in so einer Situation benutzen könnte, bemerkte also auch nichts und demzufolge speicherte mein Gedächtnis auch kein Guckloch ab. (A)

Das Hauptereignis des Tages war neben dem Mittagessen der Hofgang. Es gab keine festgelegten Zeiten dafür, aber das Recht auf Hofgang wurde strengstens eingehalten: Jeder, der wollte, durfte seine 20 Minuten abspazieren, bei jedem Wetter. Das Ganze fand in einem fensterlosen Hof statt, wir liefen im Kreis an den Wänden entlang, einer hinter dem anderen. Oft flog Asche in der Luft rum, weil irgendwo in der Nähe Papier verbrannt wurde. Einmal hatte man uns weder am Morgen noch tagsüber oder am Abend zum Hofgang geholt. Nach dem Signal zur Nachtruhe legten wir uns verwundert und verstimmt hin. Da tauchte der Wärter auf und fragte mit imperativer Betonung: »Ihr wollt wohl nicht zum Hofgang!?!« Fünf lehnten ab, aber Natascha und ich antworteten schadenfroh: »Doch, wir wollen!« Er brachte uns nicht in den Hof, sondern zum ersten Mal aufs Dach. Das flache Dach war mit einer durchgehenden Bretterwand eingezäunt, sodass wir nicht sehen konnten, was sich unten abspielte. Aber wir sahen den Widerschein von den Lichtern der Stadt. Wir sahen einzelne, höher liegende Fenster in der Ferne leuchten und wir hörten die Autos hupen ... Es war ein Gefühl, als wären wir auf einem Fest. Leider dauerte es nur 20 Minuten.

Einmal in der Woche kam der Bibliothekar, ein wortkarger, gebeugter alter Mann, und gab jedem ein Buch. Manchmal, wenn er sich eine Bitte gemerkt hatte, brachte er etwas Bestimmtes, aber meistens brachte er, was er gerade in die Hände bekam. Wir tauschten die Bücher untereinander aus. Einmal hatte er »Geschichten aus Pomorje« von dem mir bis dahin unbekanntem Boris Schergin mitgebracht. Ich las es mit großem Vergnügen. Die Gefängnisbibliothek war sowieso richtig gut. Es hieß, dass sie größtenteils aus Büchern bestand, die in den 1930ern bei den verurteilten Häftlingen beschlagnahmt worden waren. Das Interessante dabei war, dass Buchverbote, wie sie in der Freiheit galten, im Gefängnis keine Rolle spielten. Hier konnte man die Bücher von Samjatin, Mereshkowski, Jasienski oder von Pilnjak bekommen. Selbst ein noch so dickes Buch las man in einem Zug durch und meistens reichten die Bücher nicht bis zum nächsten Bibliothekstag.

Natürlich konnte man sich ohne Ende unterhalten, aber auch das hatte man irgendwann einmal satt. Noch dazu, weil sich einige Themen immer wiederholten. Man musste sich alle möglichen Sachen ausdenken, um die trostlosen, monotonen Tage irgendwie aufzulockern. Man konnte z. B. beim Morgenrundgang um eine Nadel bitten. Irgendwann im Laufe des Tages kam dann der Wärter und brachte einen in die Box. Dort bekam man eine Nadel und zwei Fäden, einen schwarzen und einen weißen. Jetzt konnte man einen Saum umnähen, ein Loch zusammenziehen oder einen aus Brotmasse selbstgefertigten Knopf annähen. Die Fadenreste wurden versteckt. In der Zelle wurde ebenfalls gestickt oder genäht – heimlich. Die Nadeln machten wir uns heimlich aus Fischgräten (es gab ja fast jeden Abend sogenannte Fischsuppe). Die Herstellungstechnologie war einfach: Man holte sich mit den Fingernägeln eine Metallklammer aus einem Buchrücken und machte mit ihr das Ohr in die Gräte. So eine selbstgefertigte Nadel hielt nicht besonders lange. Deswegen und weil man sie nicht so einfach aus jedem Buch pulen

konnte (nur aus ziemlich zerfledderten), wurde die Metallklammer sorgfältig in einem Versteck aufbewahrt. Lisa bekam es sogar hin, mit Streichhölzern Fausthandschuhe zu stricken. (Sie war die einzige Raucherin in der Zelle.) Das Garn spann sie aus aufgesparten Watteresten, die man mit Erlaubnis des Arztes bekommen konnte.

Mitte Mai teilte mir Melnikow mit, dass die Untersuchungen in meiner Angelegenheit abgeschlossen waren. Er setzte mich an einen kleinen Tisch und legte mir einen Hefter mit sämtlichen Protokollen meiner Verhöre vor. Ich sollte mich noch einmal mit ihnen vertraut machen und dann unterschreiben. Ich wunderte mich über den Hefter, in den die Verhörprotokolle eingnäht waren. Ein ganz gewöhnlicher Bürohefter aus Pappe mit dem Aufdruck »Akte«. Aber in der oberen Hälfte waren die Worte »Ewig aufbewahren« eingepresst. »Haben Sie sich alles durchgelesen und unterschrieben? Das war's dann erst mal. Es folgt noch das Verhör der Staatsanwaltschaft und die Verkündung des Urteils.« Ich muss wohl sehr erschrocken dreingeschaut haben, denn Melnikow sagte aufmunternd, dass er zwar nicht die Gerichtsentscheidung voraussehen könnte, aber annahm, dass alles günstig verlaufen würde: Auf 7-35 stand Ausweisung, das hieß, dass ich mein Pädagogikstudium fortsetzen könnte, bloß eben an einer Hochschule außerhalb. »Es können ja nicht alle in Moskau wohnen, stimmt doch, oder?«, fragte er. Und ich habe vollkommen ehrlich geantwortet: »Ja, das stimmt.«

Im Dienstzimmer des Staatsanwaltes war mir vor allem das ungewöhnliche Stalinportrait aufgefallen, das über dem Tisch hing. Das Foto zeigte ihn wenig feierlich beim Anzünden seiner Pfeife. Der Staatsanwalt saß am Tisch, neben dem Melnikow in ehrerbietender Haltung stand und in einem Hefter, wahrscheinlich meine Akte, blätterte. Er erklärte dem Staatsanwalt leise etwas. Der Staatsanwalt fragte, ob ich Beanstandungen im Bezug auf die Untersuchung hätte und ich antwortete, dass ich keine hätte. Ein Verhör durch den Staatsanwalt fand also gar nicht statt, die ganze Prozedur dauerte drei Minuten.

Jetzt musste ich nur noch das Urteil abwarten. Die Zellenkameradinnen prognostizierten, dass man mich und meine Schwester entlassen und uns vor der Ausweisung ein paar Tage Zeit zum Packen lassen würde. Dann würde man uns einige sibirische Städte vorschlagen, aus denen wir uns eine aussuchen könnten (jemand meinte, dass es in den 1920er Jahren so gewesen war). Ich wartete und träumte. Die Gefängnistüren würden sich öffnen, nicht die Zellentür, sondern irgendwelche imaginären Gefängnistüren, und jemand würde feierlich verkünden: »Treten Sie hinaus, Sie sind frei!«

Dann kam der Wärter in die Zelle.

»Wer fängt mit ›W‹ an?«

»Ich.«

»Nachname.«

»Wesjolaja.«

»Die vollständigen Initialen?«

»Sajara Artjomowna.«

»Mit Sachen!«

Na endlich, jetzt passiert es also!, dachte ich voller Freude. Zwar nicht so feierlich, aber das macht nichts ... Hauptsache frei! Und Gaira werde ich auch gleich treffen!

Der Wärter führte mich in die Box auf unserer Etage. Später gingen wir in den Hof runter. Hier wurden wir in ein graues Auto, dessen Hintertür vergittert war, gesetzt. Draußen wurden diese Wagen »schwarze Raben« genannt, hier im Gefängnis – »kleiner Rabe«.

Im Butyrki-Gefängnis

Der »kleine Rabe« brachte uns in den Hof des Butyrki-Gefängnisses. Nachdem wir das Gefängnisgebäude betreten hatten, befanden wir uns in einem geräumigen Vestibül mit gefliestem Fußboden. Entlang der Wände befanden sich viele Türen. Die Abstände zwischen ihnen waren nicht groß, und als Häftling war einem gleich klar, dass es sich um Boxen handeln musste. Ich wurde in eine Box auf der linken Seite geführt.

Ich kann nicht sagen, wie der Rest des Tages oder die Nacht verlaufen ist – da ist eine totale Lücke in meinem Gedächtnis, ganz erstaunlich! Anscheinend war die Erschütterung darüber, dass ich mich jetzt entgegen meinen Erwartungen nicht vor dem Gefängnistor, sondern in einem anderen Gefängnis befand – noch dazu mit Aussicht auf einen Lageraufenthalt – zu groß gewesen! Meine Erinnerung setzt wieder ein bei einer älteren Wärterin, welche die Tür aufschloss und sanft wie eine Krankenschwester sagte: »Komm, ich bringe dich in die Zelle.« »Wie spät ist es?« »Kurz nach vier.« Aus dem Vestibül gingen wir in einen kleinen Innenhof. Es dämmerte, war morgendlich kühl und roch nach Gras. In der Hofmitte befand sich ein rundes Beet oder im Kreis stehende Bäume, jedenfalls liefen wir von Tür zu Tür einen Bogen um diesen zentralen Teil und ich konnte ein paar Mal frische Luft einatmen. Ich staunte über die großen Blätter an den Bäumen. Als ich das letzte Mal einen Baum gesehen hatte, da waren die Knospen gerade erst aufgesprungen. Auf den Zweigen saßen Scharen kleiner Vögelchen, die ohrenbetäubend laut sangen, zwitscherten und tshilpten. Wir gingen in die zweite Etage. Anders als der fensterlose Flur im Lubjanka-Gefängnis (ich verglich unwillkürlich) ähnelte der hier einem Schulkorridor: Auf der linken Seite waren hohe Türen, auf der rechten eine Reihe großer Fenster. Ich bemerkte noch einen Unterschied: Die Wärterin schnalzte nicht mit der Zunge, sondern klopfte mit einem Schlüssel an die Gürtelschnalle. Schließlich sperrte sie mich in die Zelle Nr. 93.

Im Licht des anbrechenden Tages, das durch zwei mit Maulkörben¹³ versehene Fenster drang, erkannte ich eine große Zelle mit gefliestem Fußboden und hohen Decken. Ich habe keine Ahnung, für wie viele Gefangene der Architekt die Zelle

13 Maulkorb – hier Verkleidung der Zellenfensteröffnung mit Brettern oder Tafeln.

geplant hatte, an jenem Morgen befanden sich mindestens 50 Frauen in ihr. Sie schliefen, lagen eng aneinandergedrängt auf Holztafeln mit Matratzen. Die Holztafeln zogen sich rechts und links eines relativ breiten Durchgangs von der Fenster- zur Türwand entlang. In der Mitte des Durchgangs stand ein Tisch. Alle Frauen lagen mit dem Gesicht zur Wand. Sie lagen so eng, dass sich nur alle gleichzeitig auf die andere Seite drehen konnten. Als ich hereinkam, stützten sich viele auf die Ellbogen und schauten zur Tür. Wie ich da so hilflos mit meinem Bündel stand, es war nicht mal ein Plätzchen zum Sitzen frei, hörte ich, wie jemand rief: »Saika!« »Gaira!« Ich werde jetzt nicht unser Wiedersehen beschreiben – wie hieß es früher immer so schön: Da fällt einem doch glatt die Feder aus der Hand. Nach Gefängnisbrauch stand mir als Neuling ein Platz beim Abortkübel zu. Aber hier handelte es sich um einen besonderen Fall, der alle rührte und gnädig stimmte, und so quetschte ich mich zwischen Gaira und Maija Peterson. Sie waren innerhalb der Woche, die sie sich bereits hier aufhielten, schon fast bis ans Fenster vorgerückt.

Maija Peterson hatte bis zu ihrer Verhaftung altgriechische Philologie an der MGU studiert. Sie wurde wegen ihres Vaters verhaftet. Er war der Kommandant vom Kreml gewesen. Nina Slatkina saß nach 7-35 wegen des Ehemannes ihrer Tante, der aber nicht ihr leiblicher Onkel war. Allerdings handelte es sich bei diesem Onkel um Rykow. Maija und Nina waren in derselben Nacht wie Gaira und ich verhaftet worden. Am Anfang glaubten wir an einen Zufall, aber später sind uns noch andere verhaftete Kinder begegnet und niemand von ihnen wurde vor dem 23. April verhaftet. Offensichtlich hatte diese Aktion in jener Nacht begonnen.

Im Lubjanka war jedes noch so winzige Geräusch verboten gewesen. Hier im Butyrki herrschte von früh bis spät ein unvorstellbarer Lärm. In einer Ecke wurde einfach nur gequatscht, in der anderen erzählte irgendjemand aus seinem unglücklichen Leben, in der dritten lachte man über einen Witz. Während im Untersuchungsgefängnis aus Angst vor Spitzeln alle ganz vorsichtig gewesen waren, so scherte das hier keinen mehr, sie erzählten, was das Zeug hielt. Manchmal baten wir eine Studentin vom Konservatorium, uns etwas vorzusingen. Sie hatte eine wunderbare Stimme und wenn sie sang, verstummten alle Gespräche. Das Herz zog sich einem zusammen bei Marfas seherischen Worten: Ungnade droht dir und Einkerkерung in der Ferne ...

Zuerst hatte es mir gefallen, dass so viele Leute in der Zelle waren, aber schon nach wenigen Tagen war es nur noch schwer zu ertragen. Alle befanden sich in angespanntem Zustand, da war es nur natürlich, dass auch kleine Reibereien nicht ausblieben. Allerdings ließ man es nie zu großen Streitereien oder Skandalen kommen. Vielleicht aus Solidarität (man begriff ja, dass jeder Kummer hatte), vielleicht auch aus einem Selbsterhaltungstrieb heraus – das hätte ja noch gefehlt, dass man sich gegenseitig fertigmachte! Das mag komisch klingen, aber ich kann mich auch nicht erinnern, dass in der Zelle mal jemand geweint hätte. Überwiegend herrschte, jedenfalls äußerlich, zwar eine aufgeregte, aber keineswegs nie-

dergeschlagene Stimmung. Manchmal überfiel uns eine große, gleichsam hysterische Heiterkeit; dann mussten wir über jeden noch so harmlosen Scherz lachen, alberten herum, machten uns über andere und über uns selbst lustig.

... In der Zelle waren auch ein paar junge, hübsche Mädchen, die den gleichen Artikel wie wir Studentinnen hatten. Diese Mädchen waren sozial gefährliche Elemente, weil sie draußen intime Beziehungen zu Ausländern gehabt hatten. Der Verdacht der Wärterin im Lubjanka, dass ich mit einem Amerikaner ging, weil ich Nylonstrümpfe hatte, war also gar nicht so weit hergeholt. Die Mädels wehrten sich strikt gegen die Bezeichnung Prostituierte. Jede konnte eine rührende Geschichte über die Liebe zu irgendeinem Freddi oder Otto erzählen. Ich glaubte ihnen ohne Vorbehalte: In unserem Land konnte es keine Prostitution geben; das war eine ungeheuerliche Verleumdung! Eine von ihnen machte einen intelligenten Eindruck, die anderen waren so primitiv wie ihre Geschichten. Mein Interesse an ihnen erlosch recht schnell. Sie hockten immer zusammen, hatten ihre eigenen Gespräche und Scherze. So besaß z. B. das eine Mädchen ein Handtuch mit dem aufgestickten Spruch: Wen ich liebe, den beschenke ich. Als das Mädchen tagüber mal eingeschlafen war (hier durfte man liegen und schlafen so viel man wollte), trennten ihre Freundinnen den Buchstaben R¹⁴ auf und amüsierten sich köstlich dabei.

Der Hofgang wurde im Butyrki lockerer gehandhabt als im Lubjanka. Wir mussten nicht im Kreis laufen, sondern standen einfach im Hof herum und wärmten uns in der Junisonne. Wir bekamen zwar Bücher, aber bei dem Lärm und ständigen Gewusel konnte man fast gar nicht lesen. Im Butyrki durften Päckchen und Geld für die Häftlinge abgegeben werden und Minka hat mir und Gaira beides beständig gebracht.

Wir ergingen uns in Vermutungen über die Zukunft. Wir hofften zwar, dass wir nicht ins Lager kommen würden, aber dass wir erst mal herauskämen, davon träumten wir längst nicht mehr. Da hätte man uns nicht ins Butyrki bringen müssen, da hätten sie uns auch gleich aus dem Lubjanka entlassen können. Uns gefiel der Gedanke, dass wir nach der Wahl des Verbannungsortes (aus irgendeinem Grund wollten wir Irkutsk wählen) eben dorthin geschickt würden, für eine bestimmte Zeit, und zwar direkt aus dem Gefängnis, sozusagen auf Staatskosten. Was die Dauer anging, so hatten wir uns damals mit dem Gedanken angefreundet, dass es sich wahrscheinlich um drei Jahre handeln würde. Vielleicht, weil es üblich war, junge Fachleute nach Abschluss ihres Studiums für drei Jahre an einen bestimmten Arbeitsort zu schicken und wir uns in unserem vorherigen Leben auf so etwas eingestellt hatten.

Dann wurden ungefähr zehn Leute, darunter Gaira, Maika, Nina und ich »mit Sachen« herausgerufen. Endlich! »Zur Urteilsverkündung«, sagten die Zurückbleibenden, »Hals- und Beinbruch!« »Danke.« Wir gingen ins Vestibül runter,

14 Auf Russisch heißt es dann: Wen ich liebe, den verdresche ich.

wurden in eine der Boxen eingeschlossen und dann nacheinander zur Urteilsverkündung geholt. Ich hatte zwar keinen Richter in Robe und weißer Perücke erwartet, aber doch, dass die Verkündung irgendwie feierlicher ablaufen würde. Weit gefehlt! In einem kleinen Zimmerchen (fast wie eine Box) las ein MGB-Offizier von einem Blatt ab, dass ich auf Beschluss der Sonderkonferenz für schuldig nach Artikel 7-35 befunden und zu fünf Jahren Verbannung nach Nowosibirsk verurteilt wurde. Es war, als hätte mir jemand mit einer Holzkeule auf den Kopf geschlagen. Nowosibirsk, na gut, ob nun Irkutsk oder Nowosibirsk, letztendlich machte das für mich keinen großen Unterschied (obwohl mich unangenehm berührte, dass sie uns nicht hatten wählen lassen). Aber so lange! Nicht drei, sondern fünf Jahre! In jener Minute dachte ich gar nicht an meine Mutter, die acht Jahre bekommen hatte (und zwar Lager und nicht Verbannung). Meine fünf Jahre überstiegen jeden vorstellbaren Rahmen.

Nach dem Urteil wurden wir nicht in die erste, sondern in die benachbarte Box geführt. Nach mir kam Maika: »Fünf Jahre Nowosibirsk.« Dann Nina: »Fünf Jahre Nowosibirsk. Und ihr?« »Das Gleiche. Gut, dass wir wenigstens alle zusammenbleiben.« Als Letzte kam Gaira: »Fünf Jahre Karaganda.« »Wieso denn Karaganda?! Ich soll nach Nowosibirsk ...« »?!« War das ein Irrtum? Hatte jemand übersehen, dass wir Schwestern waren? Oder war es vorsätzlich, um es uns noch schwerer zu machen? Wir wurden in einen anderen Gefängnistrakt geführt. Zu fünft steckten sie uns in eine kleine Zelle, vielleicht eine Einzelzelle. Unverzüglich schrieben Gaira und ich einen Antrag an den Minister des MGB, an Abakumow, in dem wir darum baten, Gaira ebenfalls nach Nowosibirsk zu schicken. Drei Tage später wurden wir, wie vorgesehen, an verschiedene Verbannungsorte geschickt.

Die erste Etappe

In der Gefängnissprache bezeichnet man einen Gefangenentransport, der unter Bewachung von einem Punkt zu einem anderen gebracht wird, als Etappe. Unsere erste Etappe war vom Butyrki zum Durchgangsgefängnis Kuibyschew. Bis dorthin bin ich mit Gaira zusammen gefahren.

Der »kleine Rabe«, der uns zum Kasaner-Bahnhof brachte, war dermaßen vollgestopft – in den Kabinen wurde gesessen, in den winzigen Durchgängen gestanden –, dass für Maika und mich einfach kein Platz mehr war. Die Wachposten, die normalerweise zu beiden Seiten der vergitterten Hintertür saßen, mussten sich auf einen Platz zwingen und mir und Maija den anderen überlassen. So waren wir unerwartet in der glücklichen Lage, einen Abschiedsblick auf die Straßen Moskaus werfen zu können. Als wir kurz vor dem Platz des Komsomol waren, mussten wir an einer Ampel anhalten. Und da sah ich auf dem Bürgersteig Wolodja Kotow, ein Student aus einem höheren Semester unserer Hochschule (wir haben ganz in der Nähe, in der Gawrikow-Gasse studiert). Er lief ruhig vorbei und aß einen Kringel.

Ich freute mich so sehr, als wären wir verwandt, dabei kannten wir uns kaum. Mein erster Impuls war, ihn zu rufen (draußen war es heiß und das vergitterte Fenster war ohne Scheibe). Aber im selben Moment siegte der gesunde Menschenverstand. Außerdem würde sich wohl kaum jemand über einen Zuruf aus einem »schwarzen Raben« freuen! ...

Bis zu jenem Tag hatte ich immer geglaubt, dass die Waggonen mit den vergitterten Fenstern am Anfang eines jeden Passagierzuges Postwagen waren. Nun stellte sich heraus, dass sie nicht Post, sondern Gefangene transportierten und sie Waggonen¹⁵ oder Stolypin-Waggon genannt wurden. Es handelte sich dabei um einen gewöhnlichen, allerdings umgebauten Platzkartenwaggon. Anstelle des Fensters im Coupé befand sich ein kleines Fensterchen auf Höhe der oberen Ablage; jedes Coupé war vom Zugkorridor durch ein Gitter getrennt. Ein Wachposten konnte so auf- und ablaufend alle Gefangenen im Auge behalten. Ich weiß nicht, wie viele Gefangene sie in so einen Waggon pferchten; in unserem Coupé waren wir jedenfalls 20 Frauen und in den anderen Coupés waren Männer.

Als der Zug anfuhr, versuchte ich in Moll-Stimmung zu kommen – immerhin war der Abschied von Moskau ein bedeutender Moment! Aber es wollte mir nicht gelingen: Es war viel zu eng und zu stickig, Nina krümmte sich vor Schmerzen (sie hatte kranke Nieren und gerade einen Anfall), irgendwelche Frauen fluchten auf den oberen Ablagen, Männerstimmen verlangten, dass der Wachsoldat sie endlich auf die Toilette lassen sollte. Als wir an der Reihe waren, bekamen wir mit, dass die Klotür die ganze Zeit offenstehen musste. Ihr gegenüber, vor dem Fenster, stand der Wachposten. Mir kam es vor, als ob wir sehr langsam und lange unterwegs waren. Aber wahrscheinlich fuhren wir im normalen Tempo, schließlich war das ein normaler Personenzug. Endlich hielten wir an einem großen Bahnhof. Jemand las laut vor: »Kuibyschew!« »Samara«, sagte Gaira wie eine echte Wolgaerin. Samara war Vaters Heimatstadt, und als Kind war sie manchmal mit ihm hier gewesen.

Das Transitgefängnis in Kuibyschew

Etlliche langgestreckte Holzbaracken, innen nackte Doppelstock-Bretterpritschen. Wir bekamen unten einen Platz. Die Wanzen liefen sogar am hellerlichten Tag über die Holzbretter an der Decke, aber der Fußboden war perfekt sauber. Er war nicht gestrichen und wurde jeden Tag mit Sand abgerieben und gewischt, bis er mattgelb war, wie der Esstisch einer ordentlichen Bäuerin. Wenn ich diesen Fußboden sah, dachte ich mit Schrecken daran, dass einmal der Tag kommen würde, an dem ich ihn putzen müsste. In der Baracke taten wir uns mit ein paar Moskauerinnen zusammen, die Gaira und Maija aus der Zelle im Butyrki-Gefängnis kannten. Ich kann mich an zwei von ihnen erinnern: Inna Geister und an Sofia Sergejewna.

15 Waggonen – russische Abkürzung für Gefangenenwaggon.

Inna war Physik-Studentin im letzten Semester an der MGU und genau wie wir Tochter eines Repressierten. Ihren Vater A. I. Geister hatte man 1937 erschossen. Er war der Vizepräsident der Akademie für Agrarwissenschaften gewesen. Als man Inna in der Nacht zum 23. April holen wollte, da übernachtete sie gerade bei einer Freundin (es war der Abend vor ihrer Diplomverteidigung). Nach der Diplomverteidigung am nächsten Tag sollte sie sich in der Kaderabteilung melden. Ein junger Mann in Zivil, der auch bei der Diplomverteidigung anwesend gewesen war, gratulierte ihr und bat sie, ihn zu begleiten. Inna nahm an, dass es um ihre zukünftige Arbeitsstelle ging und betrat, nach der erfolgreichen Verteidigung freudig erregt, mit ihm zusammen die Straße. Plaudernd, ihr Begleiter erwähnte die lobenden Worte des Professors, gingen sie so die Manegen-Straße entlang Richtung Gewerkschaftsplatz. Sie trennten sich erst im Empfangsraum des MGB auf der Kusnetzki-Most-Straße, wo ihr von einem anderen jungen Mann der Haftbefehl vorgelegt wurde. Inna Geister und Natascha Saporoshez hatten den gleichen Ermittler. Aber bei Inna hatte sich Makarenko betont liebenswürdig verhalten, er brauchte ja auch keine Aussagen von ihr. Schließlich leugnete sie nicht, dass sie die Tochter ihrer Eltern war. Sie wurde zu fünf Jahren Verbannung im Gebiet Koktschetaw verurteilt. Von uns allen musste Inna am längsten im Transitgefängnis in Kuibyschew bleiben, weil ihre Unterlagen irgendwie verloren gegangen waren.

Sofja Sergejewna beflügelte meine Phantasie, weil sie Majakowski noch persönlich gekannt hatte. Manchmal trugen wir uns gegenseitig seine Gedichte vor. Sie war eine sogenannte Rezidivistin. Später lernte ich noch viele von ihnen kennen, aber damals hörte ich zum ersten Mal von dieser Kategorie Verbannter. Wenn man seine acht oder zehn Jahre seit 1937 abgesehen hatte, wurde man entlassen, aber nur »mit Minus«. Das bedeutete, dass man weder in Moskau noch in anderen Großstädten wohnen durfte. Da sie nicht zu ihren Familien nach Hause zurückkehren konnten, ließen sich die meisten ehemaligen Gefangenen möglichst irgendwo in der Nähe nieder. Allerdings durfte es auch nicht zu nah, sondern musste mindestens 101 Kilometer vom verbotenen Ort entfernt sein. 1949 wurden viele dieser ehemaligen Lagerhäftlinge erneut verhaftet, und zwar ohne jede Anklage, einfach nur, weil sie schon einmal gesessen hatten. Sie wurden noch einmal verurteilt, diesmal zu unbefristeter Verbannung – »bis auf Weiteres«. Und eben diese Verbannten nannte man Rezidivisten. Zwei Jahre später wurde die unbestimmte Formulierung »bis auf Weiteres«, die Raum für Hoffnungen ließ, gegen ein eindeutiges »auf ewig« ausgetauscht, das jegliche Hoffnung zunichte machte.

In Kuibyschew waren wir mit gewöhnlichen Kriminellen zusammen im Gefängnis. Sie wurden nach den Artikeln für Strafdelikte verurteilt, nicht wie wir Politischen nach Artikel 58. Es gab auch Berufsverbrecher unter ihnen. Und dann gab es noch welche, die nach dem Ukas¹⁶ von 1947 verurteilt worden waren, die

16 Ukas (russ.) – Erlass, Befehl, Anordnung.

sogenannten Ukasniki. Dieser Ukas sah die strafrechtliche Verurteilung auch bei geringfügigem Diebstahl von Staatseigentum vor. Es hieß, dass Leute ins Gefängnis kamen, bloß weil sie eine Hand voll Roggen vom Kolchosfeld oder eine Garnrolle mitgenommen hatten.

Der Juli hatte begonnen. Es war ein sehr heißer Sommer. Glücklicherweise war gegenüber von unserem Schlafplatz ein breites vergittertes Fenster, aber ohne »Maulkorb« und Fensterscheibe. Durch das Fenster strömte frische Luft herein, besonders in der Nacht. Dass der Maulkorb fehlte, war wirklich erfreulich. So konnte ich auf der Pritsche liegend lange den ziehenden Wolken nachschauen und abends die erleuchteten Fenster genießen. Hinter dem Gefängniszaun war ein steiler Berg sichtbar und auf dem Berg zwei Wohnhäuser, die in einem hellen, freundlichen Gelb gestrichen waren. Ein Haus war ein, zwei Etagen höher als das andere. Jeden Abend gingen in den Fenstern die Lichter an, in verschiedenen Farben. Zu jener Zeit waren gerade Lampenschirme aus Seide modern. Die Häuser selbst waren im Dunkeln nicht zu erkennen und es sah aus, als würden die Lichter frei in der Luft über dem Berg hängen.

Ich war 20 Jahre später noch einmal in Kuibyschew. Diesmal war ich als die Tochter von Artjom Wesjoly Ehrengast bei der Eröffnung des Literaturmuseums. Ich traf mich mit Menschen, die meinen Vater gekannt hatten, notierte ihre Erinnerungen oder ich spazierte einfach nur so durch die fremde Stadt. Ich wollte mir das Transitgefängnis von außen ansehen. Adresse und Standort kannte ich natürlich nicht, und irgendjemanden auf der Straße nach dem Weg zum Gefängnis zu fragen war mir peinlich. Also begann ich die Suche. Orientieren wollte ich mich an dem Berg mit den zwei auffälligen Häusern. Den fand ich auch! Auch die Häuser auf seiner Spitze. Was das Gefängnis angeht, so war es schon längst abgerissen worden, wie man mir später erzählte. An seiner Stelle hatte man das Hotel »Wolga« gebaut, in dem ich untergebracht war!

Gleich nach der Ankunft im Transitgefängnis hatte Nina mal so nebenbei erwähnt, dass sie entfernte Verwandte in Kuibyschew hätte: ein Ehepaar, beide Dozenten an einer Hochschule. Die Verpflegung war sehr schlecht, sogar für Gefängnisverhältnisse, sodass sich Nina immer häufiger ihrer Verwandtschaft erinnerte. Ich weiß nicht, wie es ihr gelungen war, über Kontakte zu freien Angestellten, ihren Verwandten eine Notiz zukommen zu lassen, in der sie um etwas Essbares bat. Die weiteren Ereignisse, die von uns mit Interesse verfolgt wurden, denn ein illegaler Kontakt nach draußen war schon etwas recht Außergewöhnliches, entwickelten sich folgendermaßen. Offensichtlich schreckten die Verwandten davor zurück, die Päckchen selbst beim Gefängnis abzugeben und dadurch ihre Zugehörigkeit zu einer anrühigen Familie zu offenbaren. Andererseits verbat ihnen ihr Mitgefühl, gar nicht auf den Hilferuf zu reagieren. Und so ließen sie die Lebensmittel durch einen Mittelsmann überbringen. Nina hielt also eines Tages ein unordentliches Bündel in den Händen. Der Inhalt des Päckchens war mit Kopierstift auf einen uralten Papierfetzen gekritzelt: »Zwei Häringe, 200 Gram Bom-

bongs« und noch irgendwas in der Art. Nina griff sich verzweifelt an den Kopf: »Das ist ganz eindeutig eine Fälschung! Von nun an werden diese Typen meine unglücklichen Verwandten melken wie eine Kuh – in meinem Namen ... Wann kommen wir bloß endlich an, dass ich ihnen schreiben kann? Was hab ich nur angerichtet?« Wir trösteten sie, dass sie bestimmt bald schreiben könnte. Schließlich waren wir schon seit zwei Wochen hier und müssten bald auf Transport geschickt werden.

Der Tag der Trennung von Gaira: Die nach Nowosibirsk sollten, wurden in den Hof geführt, die anderen in den Baracken eingeschlossen. Wir wurden auf die Ladeflächen von Lastwagen verteilt (»Enger zusammenrücken, enger, noch enger!«), die mit einer Zeltplane abgedeckt waren, und zum Bahnhof gebracht.

Im Zug

Zum Umsteigen stand ein Güterzug bereit. Nicht auf dem Bahnhof, sondern irgendwo daneben, auf den Abstellgleisen. Kann sein, dass die Wachmannschaft in einem Personenwagen untergebracht war, aber da unser Waggon der Letzte war, konnte ich nicht den ganzen Zug überblicken. Wir wurden dem Alphabet nach in den Waggon gelassen. Ich war als Dritte dran, und die beiden besten Plätze auf der oberen Ebene am Fenster waren natürlich belegt. Untere Klapppritschen existierten nicht. Wer später hereinkam, musste sich einen Platz auf dem Fußboden suchen. Ich belegte den dritten Platz neben dem Fenster und hielt den zweiten für Maika frei. (Von da an bis zum Ende meiner Zeit in Sibirien waren Maika und ich unzertrennlich. Wenn ich weiter »wir« sage, dann meine ich immer mich und Maika.) Nina blieb lieber unten. Das Hochklettern wäre für sie mit ihren kranken Nieren zu anstrengend gewesen.

Wir kamen vor Hitze fast um, weil unser Wagen noch ewig mit geschlossenen Türen dastand. Erst am späten Abend fuhr der Zug ab. Bald wurde eine sehr unangenehme Gegebenheit offensichtlich: Es gab keinen Abortkübel im Waggon. Dafür gab es in der Wand gegenüber der Waggontür eine schmale Öffnung, durch die eine Holzrinne aus drei ungehobelten Brettern schräg nach draußen ragte. Das Spülwasser? Uns quälte die ganze Zeit großer Durst und bei Aufenthalten an größeren Bahnhöfen bekam jede Frau nur einen Becher Wasser. Da dachte wirklich keine ans Spülen! Während der Fahrt diese Rinne zu treffen, also während der Waggon von einer Seite auf die andere schaukelte, das war wie eine Zirkusnummer, die aber kaum jemandem glückte. Man kann sich also gut vorstellen, wie der Fußboden im Umkreis von einem Meter um der Rinne aussah. Und das schon nach zwei Stunden Zugfahrt, wir waren immerhin 40 Frauen im Waggon. Und die Fahrt sollte zehn Tage dauern! Der stinkende Fleck auf dem Boden wurde immer größer, bis jene auf dem Fußboden ihm nicht mehr ausweichen konnten. Zweifelsohne war unsere Situation auf den oberen Pritschen die bessere, obwohl der Gestank auch uns belästigte. Dazu kam noch, dass das Wagendach, das man lie-

gend mit der Hand berühren konnte, sich im Laufe des Tages wie ein Eisenofen aufheizte.

Rechts von mir war Maika, links von mir saßen drei Nonnen (so wurden sie von allen genannt).¹⁷ Zwei ältere mit unscheinbaren Gesichtern und die alte Stepanida, eine geschäftige Alte mit freundlichem Lächeln und einem lieben, sympathischen Gesicht. Ob sie wirklich Nonnen waren, weiß ich nicht. Sie erzählten ungerne von sich, sagten aber, dass sie wegen ihres Glaubens hier wären. Sie waren ganz in Schwarz gekleidet und flüsterten von Zeit zu Zeit sehr konzentriert. Wahrscheinlich beteten sie. Aus Langeweile bat ich die alte Stepanida, mir ein Gebet beizubringen. Sie war erfreut und einverstanden und schon bald konnte ich zu ihrem Erstaunen und ihrer Freude das »Vaterunser« ohne Versprecher. Einmal hatte ich beschlossen, die Nonnen umzuerziehen und teilte ihnen munter mit, dass es keinen Gott gäbe. »Wie, gibt es nicht?«, entgegnete die alte Stepanida und führte als Beweis ein unwiderlegbares Argument an, wobei sie verschmitzt lächelnd meinte: »Und woher kommt dann der Donner, und woher der Blitz?« Ich war von so viel Unwissenheit irritiert und machte mich daran, ihr umständlich die Naturgewalten zu erklären und über Religion im Allgemeinen zu referieren. Dabei geriet ich ziemlich durcheinander und mit einem Mal wurde mir das ganze Ausmaß meiner eigenen Unwissenheit bewusst. So konnte ich mich, kurz gesagt, mal wieder von der Richtigkeit der Redensart überzeugen, dass man seine Nase nicht in Angelegenheiten stecken sollte, von denen man keine Ahnung hatte. Ich hätte die Alte über ihr Leben befragen sollen, über das vor langer und das vor nicht allzu langer Zeit. Aber das Schicksal einer alten Nonne hat mich damals kein bisschen interessiert.

Unser Zug stand oft und lange einfach nur auf Abstellgleisen – länger als wir fuhrten. Manchmal, wenn ich es gar nicht mehr aushalten konnte, bat ich die Frau am Fenster, mich Luft holen zu lassen, dann tauschten wir für einen kurzen Moment unsere Plätze. Das Fensterchen direkt unter der Decke war eine kleine rechteckige Öffnung, etwa so groß wie die modernen Lüftungsflügel, aber ohne Scheibe. Anstelle eines Gitters waren zwei Metallstangen überkreuz von einer Ecke zur anderen genagelt.

Einmal standen wir an einer Station, als ich gerade am Fenster saß. Auf dem Nachbargleis fuhr langsam bremsend ein Personenzug von Osten her ein. Als er anhielt, war direkt gegenüber von mir ein Waggonfenster. Zuerst sah ich das Bündel mit dem Essen und eine Flasche Brause auf dem Tisch, dann tauchte eine Frau im Fenster auf. Nachdem sie mich gesehen hatte, sagte sie etwas ins Abteil und kurz darauf klebten noch zwei Frauen und ein Mann an der Fensterscheibe. Sie schauten mit ängstlicher Neugier zu meinem Fenster, ganz offensichtlich begreifend, dass es sich um einen Zug mit Gefangenen handelte. Ich alberte herum und verzog meine Augenbrauen dramatisch, biss mir auf die Lippe und klammerte

17 Weibliche Gefangene, die wegen ihrer religiösen Ansichten – sie müssen keine Nonnen gewesen sein – verurteilt worden waren, wurden in Gefängnissen und Lagern »Nonnen« genannt.

mich mit den Händen an die Eisenstangen. Der Mann sagte etwas (der obere Teil ihres Fensters war zwar offen, aber die Worte konnte ich nicht verstehen) und der Ausdruck in den Frauengesichtern wurde ehrlich mitfühlend. Eine von ihnen fuhr mit den Händen über den Tisch, vielleicht suchte sie ja eine Pirogge oder einen Apfel, aber unser Zug fuhr an und das Fenster mit den Gesichtern entfernte sich. Es war unanständig, sich über das Mitgefühl anderer lustig zu machen, aber damals bereitete es mir rachsüchtiges Vergnügen, dass ich die Ruhe dieser Glücklichen, die in die entgegengesetzte Richtung fuhren – womöglich nach Moskau! – wenigstens für eine Minute stören konnte.

Nowosibirsk

Wir überlegten, wie wohl der Übergang vom Gefangenen- zum Verbanntenstatus vonstatten gehen würde; ob man uns direkt vom Bahnhof aus gehen lassen, oder uns vorher in die örtliche Abteilung des MGB bringen und uns dort die Ausweise aushändigen würde, die man uns bei der Verhaftung abgenommen hatte?

Das Ausladen erfolgte wie das Beladen auf Abstellgleisen und dem Alphabet nach. Dann mussten wir uns in Kolonnen mit je fünf Leuten pro Reihe aufstellen. Als Dritte in der Liste landete ich in der ersten Reihe der Kolonne. Hinter den Frauen stellten sich die Männer auf. Als ich mich zu Maika umdrehte, entdeckte ich neben einem Waggon Leute in grüngrauen Uniformen. Deutsche! (Außer im Kino hatte ich bis dahin nur einmal Deutsche gesehen. Das war an dem Tag, als die deutschen Gefangenen durch Moskaus Straßen geführt wurden.¹⁸) Die Deutschen hatten sich blitzartig in Fünferreihen aufgestellt. Danach wurden sie an unserer Kolonne vorbeigeführt und an die Spitze des Zuges gestellt. Der mittlere Deutsche in der letzten Reihe stand direkt vor mir, ich hätte ihn mit der Hand berühren können. Uns wurde mitgeteilt: »Ein Schritt nach rechts, ein Schritt nach links – gilt als Fluchtversuch. Geschossen wird ohne Warnung.« Wir gingen los, zuerst die Gleise entlang, dann an irgendwelchen Lagern vorbei, dann durch die Straßen der Stadt. Langsam trabten wir die Fahrbahn entlang, die Autos mussten uns umfahren. Postenketten mit Maschinenpistolen säumten den Zug. Die Kolonne wurde von etlichen Schäferhunden begleitet. Auf den Bürgersteigen standen Leute. Ich weiß nicht, mit welchem Ausdruck sie uns anschauten – ich sah niemanden, weil ich die ganze Zeit mit zusammengebissenen Zähnen auf den grün-grauen Rücken vor mir starrte und am liebsten im Asphalt versunken wäre.

Im Gefängnis von Nowosibirsk verbrachten wir drei düstere Tage, an denen nichts Erwähnenswertes geschah. In der Zelle fiel uns ein Band mit Puschkins gesammelten Werken in die Hände. Der Brief Puschkins aus Michailowsk an Wjassemski hatte es uns besonders angetan. Um ihn nicht mit meinen eigenen Worten wiedergeben zu müssen, führe ich hier das Zitat an, das ich aktuell herausgesucht

18 Am 17. Juli 1944 wurden 57.000 deutsche Kriegsgefangene durch Moskaus Straßen geführt.

habe: »Ich müsste Englisch lernen, aber das ist ein Nachteil der Verbannung: Du hast zwar Zeit, aber keine Möglichkeiten zum Lernen. Verflucht sollen meine Häsher sein! Ich kann mich nur an die Stirn schlagen und wie Chénier¹⁹ sagen: »Il y avait quelque chose là ...« Auch wir riefen danach immer mal wieder aus: »Il y avait quelque chose là ...« Was kann schließlich schmeichelhafter sein, als sich zu den Gejagten aller Zeiten und Völker rechnen zu dürfen!

Die letzte Etappe

Nach drei Tagen im Gefängnis von Nowosibirsk klapperten überall im Gefängnisflur Türen: »Raustreten mit Sachen!« »Schnell, mit Sachen!« Ungefähr 100 Männer und Frauen wurden in den Hof geführt. Wir sollten uns auf die Erde setzen. Niemand wusste, was nun kommen würde. Alles Mögliche wurde gemutmaßt, am häufigsten fiel das Wort Transport. Ich hörte nur mit einem Ohr hin, schließlich betraf uns das alles nicht mehr. Wir waren ja bereits in Nowosibirsk, waren sozusagen schon an Ort und Stelle angekommen. Sie mussten uns nur noch die Ausweise geben und dann würden wir rauskommen! Das Tor ging auf und Lastwagen fuhren in den Hof. Jeder bekam einen Laib Brot und einen Beutel mit Streuzucker, den ich gleich mal auf dem Boden verschüttete. Dann wurden wir auf die LKWs geladen und fuhren los. In der Nähe einer Anlegestelle am Fluss Ob wurden wir ausgeladen.

Wir wurden von ein paar Wachsoldaten begleitet, nur fünf oder sechs Leute. Sie verhielten sich anders als sonst: Sie standen zusammen, unterhielten sich und schienen uns kaum zu beachten. Auch die Verbannten benahmen sich wie Passagiere, die auf die Ankunft ihres Schiffes warteten: Sie standen in Grüppchen oder gingen am Ufer entlang – allerdings nicht sehr weit, so als ob sie einen unsichtbaren Zaun spüren würden –, unterhielten sich und rauchten. Ich stand mit Nina und Maika abseits und war wütend auf mich: Mein Gott, war ich blöd. Habe dem Ermittler geglaubt, dass es sich einfach nur um eine Änderung des Wohnortes handeln würde, und habe dazu noch verständnisvoll genickt, so nach dem Motto: Schließlich können nicht alle in Moskau wohnen! Das hier sah nicht so aus, als wollte man uns die Personal- oder die Studentenausweise zurückgeben. Ich will nicht behaupten, dass ich am Ufer des Ob eine plötzliche Eingebung hatte und nun endlich begriff, was um mich herum geschah. Nein, so war es nicht. Aber ich fand nicht mehr für alles eine Rechtfertigung in den formelhaften Worten »es muss so sein«, die ich vorher bedingungslos geglaubt hatte. Ich dachte: War es denn nötig gewesen, uns durch vier Gefängnisse zu schleifen oder uns jetzt aus der Stadt zu jagen, die doch unser Verbannungsort ist? Und was steht uns noch bevor?

19 »Da war doch was« sollen der Überlieferung nach die letzten Worte von André Chénier vor seiner Hinrichtung auf der Guillotine 1794 gewesen sein.

Plötzlich blieb ein junger Kerl, die Hände in den Hosentaschen, neben mir stehen. Einen Augenblick schauten wir uns gegenseitig an: er frech grinsend, ich benommen. Er war nicht besonders groß, braun gebrannt, muskulös, das Hemd bis zum Bauchnabel offen, die Mütze schräg aufs Ohr geschoben. Quer über seine Wange zog sich eine Narbe, im Mund hatte er einen Goldzahn, Brust und Hände waren mit Bildern und Sprüchen tätowiert. Er zog die Spucke durch die Zähne und begann:

»Na, kannst du mir sagen, wie der Fluss hier heißt?«

»Ob.«

»Stimmt. Und weißt du auch, wohin er fließt?«

»In den Norden.«

»Stimmt. Er fließt in den Nördlichen Eisozean. Dabei fließt er übrigens durch die endlosen Weiten der Taiga. Und weißt du auch, wie es mit uns beiden weitergeht?«

»Nein.«

»Ich sag's dir. Es wird genauso sein, wie in den Jahren vorher mit den Kulaken. Wohl noch nichts davon gehört? Wir warten jetzt, bis sie uns auf ein Boot setzen und mit der Strömung den Fluss runterschicken. Irgendwo in der Taiga setzen sie uns am Ufer ab, geben uns Sägen, Beile, Spaten und sagen: ›Richtet euch ein, lebt und vermehrt euch.‹ Tjaaa ... Ich werde sensen und du wirst den Kumpf tragen. Weißt du, was ein Kumpf ist?«

»Nein«, sagte ich mit erstarrten Lippen.

»Ach du! Das ist so eine Schachtel für den Wetzstein. Mit dem Wetzstein wird die Sense geschliffen. Na, macht nichts, das wirst du alles noch kennenlernen. Halt dich ab jetzt immer an mich.«

Noch ehe ich mich richtig erschrecken konnte, trat ein Mann mit schwarzem Hut und Geige in der Hand zu uns. Er rief den Tätowierten beiseite, sagte etwas zu ihm und der – ich mag sonst keinen Jargon, aber hier passt es perfekt – hat sich schleunigst verpisst. Der Mann mit der Geige kam dann zu uns zurück. »Nikolai Biletow, Onkel Kolja geht auch«, stellte er sich vor. »Sind Sie Geiger?«, fragte ich. »Künstler. Die Geige habe ich nur so, fürs Gemüt. Vor diesem Transport hatte ich meine Frau gebeten, mir eine zukommen zu lassen. Ich bin Wiederholungstäter, wurde in Kalinin verhaftet. Und von wo seid ihr Mädels?« Nikolai, 37 Jahre alt, zog seit seiner Jugend durch Gefängnisse und Lager. Er hatte goldene Hände, war energisch, unternehmungslustig, fand sich blitzschnell in einer Situation zurecht, konnte für sich und andere einstehen und war bei alledem ein sanfter und freundlicher Mensch. Im ersten Jahr meiner Verbannung war er mir eine große Hilfe. Logischerweise war ich Nikolai grenzenlos dankbar dafür, dass er mich von der Perspektive, den Kumpf für einen Wetzstein zu tragen, befreit hatte. Ich gestand ihm mit einem bitteren Lächeln, dass bis zu dieser Stunde meine einzige Sorge gewesen war, zu entscheiden, in welchem Studienjahr ich an der Hochschule in Nowosibirsk weiterstudieren sollte. »Werden sie uns wirklich, wie dieser Typ gesagt hat, irgendwo in der Taiga aussetzen?«, fragte

ich. »Wir werden sehen ...«, antwortete Nikolai unbestimmt. »Hauptsache – nicht den Mut verlieren. Weißt du, welche Inschrift der Ring von König Salomo trug?«, fragte er und antwortete gleich selbst, wobei er deutlich und gewichtig sagte: »Auch das geht vorüber.« Er hat das später oft wiederholt, wenn er uns in schwerer Minute aufmuntern wollte.

Inzwischen hatte ein Schiff an der Anlegestelle festgemacht. Erst stiegen die Passagiere ein, dann waren wir dran. Wir fuhren den Fluss hinunter. Angesichts des brodelnden Wassers hinter dem Heck dachte ich: Hier ist sie, die konkrete Verkörperung der Freiheit: Man kann jetzt sofort kopfüber runterspringen! Im Gefängnis war oberhalb der Geländer Maschendraht angebracht, sodass man sich – selbst wenn man gewollt hätte – nicht in den Treppenschacht stürzen konnte. Ich kann mich eigenartigerweise überhaupt nicht an die Anlegestelle erinnern, an der wir ausgesetzt wurden, weder an den Namen noch wie sie aussah. Nur, dass sie an der linken Uferseite war, weiß ich noch.²⁰ Bis zur ersten Raststätte liefen wir zu Fuß. Es war nicht sehr weit. Man hatte uns versprochen, dass uns am nächsten Morgen Lastwagen abholen würden. Wir kamen zu einer kleinen Waldwiese, auf der wir unter freiem Himmel übernachteten, froh darüber, dass es nicht regnete. Pascha, Maika, Nina, ich und Nikolai schliefen zu fünft nebeneinander; unter uns hatten wir zwei Mäntel ausgebreitet und zum Zudecken hatten wir noch mal zwei Mäntel. Die Sommernacht war zum Zähneklappern kalt.

Am nächsten Morgen trat die alte Stepanida zu Nikolai und reichte ihm eine große, heiße, in Asche gebackene Kartoffel auf ihrer Handfläche, ein königliches Geschenk. Wir hatten seit der Fahrt im Güterwagen nicht mehr mit den Nonnen geredet. Im Gefängnis saßen wir in verschiedenen Zellen und an der Anlegestelle hatten wir uns lediglich von Weitem zugenickt. Die Alte sagte: »Also Nikolai Biletow, dass du uns die kleine Saika nicht kränkst!« Dankbar umarmte ich die Alte und Nikolai schwor, dass er nicht einmal in Gedanken vorhatte, mir Böses anzutun. Er schien selbst ganz gerührt zu sein. Dann kamen die Lastwagen, wir stiegen auf und fuhren los. Der holprige Weg ging durch eine flache, waldlose Ebene. Nur ab und zu tauchten zwischen den Moorbügeln kleine Inselchen mit verkümmerten Birken auf. Jemand, der schon einmal hier gewesen war, sagte, dass hier die Wasjuganski-Sümpfe begannen. Ich bekam ein Gespräch zwischen zwei alten Männern, die wie Bauern aussahen, mit.

»Was ist schon Verbannung! Verbannung, das ist nicht wie im Lager. Wo warst du denn?«

»Hinter Kotlas.«

»Ich war auf Kolyma«, ein Seufzer folgte. »Was ist schon Verbannung!«

»Na, hör mal, wenn die dich in eine Kolchose stecken und dich für umsonst arbeiten lassen, dann krepierst du vor Hunger. Im Lager bekommt man wenigstens was zu essen.«

20 Ich habe gerade im Atlas nachgesehen, es kann nur Kolywan gewesen sein. (A)

»Nein, nein! Für mich gibt es nichts Schlimmeres als ein Lager«, wieder ein Seufzer. »Wir werden schon nicht verhungern ...«

Nach und nach mischten sich auch die anderen in das Gespräch ein. Alle einigten sich darauf, dass es nicht schlimmer als im Lager werden könnte, auch wenn es noch so schwer sein würde in der Verbannung. Dann erinnerten sie sich an verschiedene Begebenheiten aus dem Lagerleben. Der Alte, der im Norden im Lager gewesen war, erzählte, wie man dort Häftlinge bestrafte, die sich etwas zuschulden kommen lassen hatten: Sie wurden nackt an einen Baum gebunden und die ganze Nacht hindurch so in der Taiga gelassen – den Stechfliegen und Mücken zum Fraß. Das konnte ich nicht glauben: »In unseren Lagern? Das kann doch nicht wahr sein!« Der Alte schaute mich kurz an, lächelte spöttisch und schwieg. Ich begriff, dass er die Wahrheit gesagt hatte.

Zeittafel

1905 Erste russische Revolution

Es kam zu einer proletarischen Streikwelle in allen Großstädten Russlands, zur Bildung von Sowjets (Räten) als fortschrittlichen Organen der Selbstverwaltung, zu Barrikadenkämpfen in den Städten, zu Bauernaufständen auf dem Land und zu Meutereien in der Armee. Im Winter 1905/1906 erreichten die revolutionären Ereignisse ihren Höhepunkt, als die zaristische Armee den bewaffneten Aufstand in Moskau blutig niederschlug.

1914-1918 Erster Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg wurde zwischen den sog. Mittelmächten (Deutsches Reich und Österreich-Ungarn) und den Entente-Mächten (Frankreich, Großbritannien, Russland, Serbien) geführt. Der Krieg führte zum Zusammenbruch der Monarchien in Deutschland, Österreich-Ungarn, Russland, der Türkei und zu äußerst instabilen Regierungssystemen in den Nachfolgestaaten, zu Faschismus, Stalinismus und dem Zweiten Weltkrieg.

1917 Februar- und Oktoberrevolution

Die Februarrevolution (nach dem aktuellen Kalender März 1917) führte zum Sturz des Zarenregimes. Nachdem sich die Armee mit der aufständischen Bevölkerung verbrüdet hatte, wurden wie schon 1905 Arbeiter- und Soldatenräte im ganzen Land gebildet, die wiederum den Petrograder Sowjet (Rat) als Regierung anerkannten. Die Duma (das russische Parlament) sah sich durch den Druck der Straße zur Verhaftung der Regierung, der Militärbefehlshaber und des Zaren gezwungen. Nachdem der Zar abgedankt hatte, begann eine Zeit der Doppelherrschaft von Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten einerseits und der Duma, die kurz darauf eine provisorische Regierung einsetzte, andererseits. Eine konstituierende Versammlung auf Grundlage allgemeiner Wahlen sollte im Herbst 1917 die neue Regierung bilden, was jedoch durch die gewaltsame Machtergreifung der Bolschewiki ↑ am 7. November, die Oktoberrevolution (nach dem alten Kalender im Oktober), vereitelt wurde.

1918-1922 Bürgerkrieg

Nach der Oktoberrevolution begann zwischen den Bolschewiki ↑ bzw. der Roten Armee ↑ (die Roten/Rotgardisten) einerseits und einer heterogenen Gruppe aus Konservativen, Demokraten, gemäßigten Sozialisten, Anarchisten, Grünen (bewaffnete Bauerntruppen) Nationalisten und der Weißen Armee ↑ (die Weißen/Weißgardisten) andererseits die militärische Auseinandersetzung um die politische Macht. Der Krieg wurde erbittert und brutal, insbesondere auch gegen die Zivilbevölke-

rung, geführt. Das Eingreifen westlicher Mächte in den Konflikt trug maßgeblich zu seiner Länge und Heftigkeit bei. Die Bolschewiki erreichten als Sieger in diesem Krieg die politische Alleinherrschaft über einen Großteil der Fläche des Russischen Zarenreiches in seinen Grenzen vor dem 1. Weltkrieg.

1921-1922

Die Bolschewiki ↑ verboten alle anderen politischen Parteien:

Auf den Solowezki-Inseln ↑ im Weißen Meer entstand das erste Konzentrationslager für politische Gefangene, Prototyp aller folgenden Lager.

1922 fand – noch unter internationaler Anteilnahme – der erste Schauprozess gegen politische Gegner (die sog. rechten Sozialrevolutionäre ↑) statt.

1922 Gründung der UdSSR ↑

1924 Tod Lenins ↑

In den folgenden fünf Jahren gelang es Stalin ↑, die Macht an sich zu reißen.

1928 Beginn der Industrialisierung und Kollektivierung ↑

Die Parteiführung begann die brachiale Umsetzung ihres Planes zur raschen Entwicklung des Sozialismus in der UdSSR ↑. Wichtigster Bestandteil dieses Planes war die Umwandlung des traditionellen Agrarstaates in einen sozialistischen Industriestaat unter planmäßiger, zentralistischer Führung der KP. Voraussetzung dafür war die Errichtung einer leistungsstarken Schwer- und Rüstungsindustrie, die Verstaatlichung der landwirtschaftlichen Produktion, de facto die Massen- bzw. Zwangskollektivierung ↑, und die Ersetzung des freien Handels durch ein System staatlicher Versorgung und Zuteilung. Unter dem Schlagwort der Industrialisierung wurde an den Enthusiasmus und die Opferbereitschaft der Bevölkerung appelliert und beide rücksichtslos ausgenutzt.

1932-1933 Die große Hungersnot

Sie betraf weite Gebiete der Ukraine ↑, Russlands und Kasachstans und war ein Ergebnis der drakonischen Agrarpolitik Stalins ↑ – der forcierten Entkulakisierung ↑ und (Zwangs)Kollektivierung ↑ –, der diese Hungersnot gleichzeitig zur Niederschlagung des bäuerlichen Widerstandes in Kauf nahm. Während mindestens sechs Millionen Menschen (der größte Teil davon waren Ukrainer) verhungerten, exportierte die sowjetische Regierung weiterhin Getreide. Die ukrainische Regierung hat 2006 den Golodomor/Hungerstod an Millionen Ukrainern als Genozid anerkannt.

1936-1938 Die »Große Säuberung«/der »Große Terror«/die »Jeshowschtschina«

Nach dem Mord an dem Leningrader Parteichef Kirow ↑ 1934 begannen die sog. Säuberungen, welche ihren Höhepunkt in der sog. Großen Säuberung, dem Großen Terror von 1936-1938 erreichten. Damit ist der systematische Terror ge-

gen Menschen gemeint, die angeblich gegen das kommunistische Regime agierten. Verhaftet, verurteilt und erschossen wurde nach Planvorgabe von allerhöchster Stelle; die vorgegebenen Quoten wurden in der Praxis bei Weitem übererfüllt. Außergerichtliche »Troikas«[↑] fällten in Abwesenheit der Angeklagten Urteile listenweise, die oft auf unter Folter erpressten Geständnissen basierten. Populistisch inszenierte Schauprozesse[↑], in denen sog. Volksfeinde nach frei erfundenen, absurden Anklagepunkten verurteilt wurden, dienten der Verbreitung von Angst, bedingungslosem Gehorsam und zu Propagandazwecken. Im zweiten Halbjahr des Jahres 1937 erreichte der Terror seinen Höhepunkt. Allein im Rahmen der »Kulakenoperation« wurden min. 818 000 Menschen verhaftet und min. 436 000 von ihnen erschossen. (www.memo.ru, Gesellschaft »Memorial«, N. G. Ochotin und A. B. Roginski, »Der große Terror« 1937-1938. Eine kurze Chronik.«, 2007) In den Jahren 1937 und 1938 wurden 1 575 000 Menschen vom NKWD[↑] verhaftet, von denen 1 345 000 verurteilt und von denen wiederum 681 692 hingerichtet wurden. (Nicolas Werth, »Das Schwarzbuch des Kommunismus«, München 1998, S. 213)

1939-1945 Zweiter Weltkrieg

Am 1.9.1939 begann mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen der Zweite Weltkrieg. Hitlerdeutschland besetzte Polens Westgebiete. Am 17.9.1939 marschierten sowjetische Truppen in Polen ein und besetzten den östlichen Teil Polens. Am 22.6.1941 überfielen deutsche Truppen die UdSSR. Für die Bevölkerung der UdSSR begann der Große Vaterländische Krieg, der bis 1944 auf sowjetischem Gebiet geführt und am 8./9.5.1945 mit der Kapitulation Hitlerdeutschlands in Berlin beendet wurde.

1945-1953

Auch nach dem Sieg über Hitlerdeutschland wurden die Repressionen gegen die eigene Bevölkerung fortgesetzt. Tausende sowjetische Kriegsgefangene wurden aus den Gefangenenlagern Deutschlands direkt in jene der UdSSR überführt. 1949 begann eine neue Verhaftungswelle. Betroffen waren »Ehemalige« (die bereits eine Strafe abgesessen hatten) und die Kinder der »Ehemaligen«, der sog. Volksfeinde der 1930er Jahre.

Unter dem Slogan »Kampf der Kriecherei vor dem Westen und dem Kosmopolitismus« wurde nach dem Zweiten Weltkrieg – international begann die Epoche des Kalten Krieges – eine groß angelegte Kampagne für einen russisch-sowjetischen Patriotismus gestartet, der sich gegen jedwede Weltoffenheit und speziell gegen den jüdischen Teil der Sowjetbevölkerung wandte und in dem sog. Ärzteprozess[↑] gipfelte.

1953 Tod Stalins[↑] am 5. März

Aus den innerparteilichen Machtkämpfen um seine Nachfolge ging Nikita Chrusch-

tschow, vordem enger Vertrauter Stalins, als Sieger hervor. Infolge der größten Amnestie der sowjetischen Geschichte vom 27.3.53 wurden 1 300 000 Gefangene aus dem Gulag↑ entlassen – über die Hälfte aller Gefangenen –, unter denen sich jedoch kaum politische Gefangene (nach Artikel 58↑ Verurteilte) befanden. Die Enttäuschung der politischen Gefangenen führte zu Unruhen in den Lagern: Es kam zu Streiks und Erhebungen. Obwohl die Aufstände der unbewaffneten Gefangenen mit Waffengewalt niedergeschlagen wurden, führten sie zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Gefangenen und beschleunigten letztendlich den Prozess der Freilassung der Politischen und die Auflösung der Sonderlager (1954). Nach und nach durften die politischen Gefangenen Lager und Verbannungsorte verlassen und ihre Rehabilitierungen in die Wege leiten.

1956 XX. Parteitag der KPdSU↑ (14.2.-26.2.1956)

Wendepunkt in der Geschichte der UdSSR↑. Es war der erste Parteitag nach Stalins↑ Tod. Dessen Nachfolger Nikita Chruschtschow machte dort in einer Geheimrede (wurde in der UdSSR bis 1988 nicht veröffentlicht) einige von Stalins Verbrechen an kommunistischen Parteimitgliedern, vor allem die »Säuberungen« der 1930er Jahre, bekannt und verurteilte sie. Er wollte die KPdSU auf eine Entstalinisierung vorbereiten und Handlungsspielraum für eine vorsichtige Reformpolitik gewinnen.

1986-1991 »Glasnost« und »Perestroika«

1986 wurde Michail Gorbatschow Generalsekretär der KPdSU↑ und leitete unter den Schlagworten »Glasnost« (Offenheit) und »Perestroika« (Umbau) politische und wirtschaftliche Reformen ein, die auf die Demokratisierung von Staat und Gesellschaft zielten: Die unantastbare Macht von Staat und Partei wurde eingeschränkt, marktwirtschaftliche Elemente wurden eingeführt, Meinungsfreiheit und andere Parteien wurden zugelassen, die Zensur wurde abgeschafft, Archive wurden zugänglich gemacht und erstmals in der Geschichte der UdSSR konnte die sozialistische Vergangenheit ungeschönt aufgearbeitet und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

1991 Auflösung der UdSSR↑

In den ersten freien Wahlen Russlands wurde Boris Jelzin zum Präsidenten Russlands gewählt (10.7.1991). Ein Putschversuch konservativer Politiker der KPdSU↑ wurde durch Jelzin vereitelt, der kurz darauf durch das Verbot der Tätigkeit der KPdSU auf dem Gebiet Russlands Gorbatschow de facto entmachtete. Elf Sowjetrepubliken erklärten ihre Unabhängigkeit. Die Staatsschefs Russlands, der Ukraine und Weißrusslands bildeten die Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) und erklärten die UdSSR für aufgelöst (8.12.1991). Gorbatschow trat als Präsident der UdSSR zurück, der Oberste Sowjet↑ löste formell den Staat UdSSR auf (25./26.12.1991).

Glossar

Arbat – eine der ältesten und bekanntesten Straßen Moskaus.

Artikel 58 – Die meisten politisch Repressierten der Stalinzeit wurden nach Artikel 58 (»für konterrevolutionäre Verbrechen«) des Strafgesetzbuches verurteilt. Punkte untergliederten den Artikel.

58-8 (Artikel 58, Punkt 8): Wegen Durchführung terroristischer Handlungen, die gegen Vertreter der Sowjetmacht oder gegen Funktionäre revolutionärer Arbeiter- oder Bauernorganisationen gerichtet sind, und wegen der Teilnahme an solchen Handlungen, auch von Personen, die keinen konterrevolutionären Organisationen angehören. Bestrafung: Erschießung oder Bekanntmachung als Feind der Werktätigen, Konfiszierung des Eigentums und Aberkennung der Staatsbürgerschaft, Ausweisung aus der UdSSR für immer. Bei mildernden Umständen kann das Strafmaß auf Freiheitsentzug bis auf mindestens drei Jahre herabgesetzt werden, bei Konfiszierung des gesamten oder eines Teils des Eigentums.

58-9: Wegen Zerstörung oder Beschädigung (mit konterrevolutionärem Ziel) von Eisenbahngleisen o. a. Wegen und Verkehrsmitteln, Wasserleitungen, gesellschaftlichen Depots o. a. Einrichtungen oder von staatlichem oder gesellschaftlichem Eigentum durch Sprengung, Brandstiftung o. ä. Methoden. Bestrafung: Maßnahmen der sozialen Verteidigung laut 58-2 (wie 58-8).

58-10: Wegen Propaganda oder Agitation, die zum Sturz, zur Untergrabung oder zur Schwächung der Sowjetmacht aufruft, oder wegen der Durchführung einzelner konterrevolutionärer Verbrechen, und ebenso wegen Verbreitung, Anfertigung oder Aufbewahrung von Literatur gleichen Inhalts. Bestrafung: Freiheitsentzug von mindestens sechs Monaten.

58-12: Wegen Nichtanzeige eines unbestreitbar bekannten, in Vorbereitung befindlichen oder bereits verübten konterrevolutionären Verbrechens. Bestrafung: Freiheitsentzug von mindestens sechs Monaten.

Ärztprozess – 1952/1953 inszenierter Prozess gegen einige Kreml-Ärzte, denen die Planung von Attentaten auf hochrangige Parteiführer vorgeworfen wurde. Der Prozess gehörte zu der groß angelegten Kampagne jener Jahre gegen sogenannte kosmopolitische Feinde und trug eindeutig antisemitischen Charakter. Nach Stalins ↑ Tod »klärte« man den Ärztprozess »auf«. Als Hauptschuldiger wurde der Oberstleutnant des MGB Rjumin verurteilt und erschossen, der ursprünglich für die Inszenierung des Prozesses zuständig gewesen war.

Autonome Sozialistische Sowjetrepublik (ASSR) – Bestandteile der SSR (Sozialistische Sowjetrepubliken), die wiederum die UdSSR (Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken) bildeten.

Bandera-Leute – Nach ihrem Anführer Stepan Bandera benannte organisierte militante ukrainische Nationalisten, die gegen die Sowjetmacht in der Ukraine ↑ kämpften. Kollaborierten im Zweiten Weltkrieg mit den faschistischen Besatzern. Ihr Ziel war ein unabhängiger ukrainischer Staat.

Banja – Waschraum, Badehäuschen (außerhalb der Lager auch öffentliches Bad, russische Sauna)

Besserungs-Arbeits-Lager (russ. ITL) → Gulag

Bolschewik/Bolschewiki (Pl.) – ältere Bezeichnung für Mitglieder der KP Russlands. Die Bolschewiki konstituierten sich 1912/1917 als selbstständige Partei unter der Bezeichnung RSDRP(B) (später KPdSU). Sie planten den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft, die gekennzeichnet sein sollte durch: die Diktatur des Proletariats unter Führung der Partei der Bolschewiki, eine sozialistische Planwirtschaft, die Verstaatlichung des Privateigentums, die Abschaffung von Klassen, die Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Nachdem sie durch den Oktoberaufstand 1917 ↑ die Macht an sich gerissen hatten, gingen sie beim Aufbau der neuen Gesellschaft – in der alle Menschen gleichberechtigt und frei leben sollten – oft mit erbarmungsloser Härte und Grausamkeit gegen ihre wirklichen und vermeintlichen Feinde vor und vernichteten systematisch Oppositionelle, bestimmte soziale Bevölkerungsschichten, religiöse Glaubensgemeinschaften, ethnische Volksgruppen – Millionen unschuldiger Bürger.

Brester Frieden – Der Vertrag von Brest-Litowsk wurde zum Ende des Ersten Weltkrieges ↑ am 3.3.1918 zwischen Sowjetrußland und Deutschland abgeschlossen. Für Sowjetrußland gab es nur die Alternativen Frieden um jeden Preis – und damit die Erhaltung der Macht der Bolschewiki ↑ – oder aussichtsloser Kampf gegen die deutschen Truppen. Es kam zu einer Neugliederung ehemals russischer Gebiete, in deren Folge Rußland 26 Prozent seines damaligen europäischen Territoriums verlor.

Bürgerkrieg → 1918-1922

Bund der Maximalisten der Sozialrevolutionäre – eine linke anarchistisch geprägte Gruppe, die sich 1906 von der Partei der Sozialrevolutionäre ↑ abgespalten hatte. Die Maximalisten forderten die sofortige Vergesellschaftung des Bodens, der Fabriken und Werke. Ihre Taktik war von terroristischen Akten und Enteignungen geprägt. Nach der Oktoberrevolution 1917 ↑ erkannten sie die Sowjetmacht ↑ an und waren auch im WZIK ↑ vertreten, aber sie waren gegen den Brester Frieden, gegen eine zentralistisch geführte Wirtschaft und gegen die Diktatur der Arbeiter. 1918 spalteten sich die Maximalisten. Ein Teil entschied sich für den bewaffneten Widerstand ge-

- gen die Sowjetmacht, der andere Teil trat 1920 der KP bei. (NP)
- Butyrki-Gefängnis – eigentlich Butyrskaja-Gefängnis, genannt Butyrki; großes, altes Gefängnis in Moskau, nach der Oktoberrevolution 1917↑ Untersuchungs- und Durchgangsgefängnis.
- Dalstroj – Abk. für die Hauptverwaltung für den Aufbau des fernen Ostens. Entstand 1931 als staatlicher Konzern, der die Erkundung und Förderung von Rohstoffen (vor allem Gold und Zinn, später auch Uranerz) im Fernen Osten und die Errichtung der dafür notwendigen Infrastruktur (insbesondere der Zufahrtsstraßen) realisieren sollte. Seit 1938 unterstand Dalstroj dem NKWD↑. Von Anfang an unterstanden dem Konzern die eigens dafür gegründeten Nord-Östlichen-Besserungs-Arbeits-Lager (russ. SWITL), die dem Konzern die Arbeitskräfte zur Verfügung stellten.
- Datscha (russ. datscha) – einfaches Sommerhäuschen mit Garten; Städter wohnen im Sommer oft auf ihrer D. in der Nähe der Stadt.
- Dekabristen – Mitglieder verschiedener Geheimbünde und -gesellschaften, die zwischen 1810-1825 gegen das Zarenregime opponierten: intellektuelle Adlige und russische Offiziere. Höhepunkt ihrer Bewegung war der Aufstand im Dezember 1825 in Petersburg und einigen anderen Städten. Fünf Anführer wurden hingerichtet, hunderte Anhänger zu Zwangsarbeit und Verbannung in Sibirien verurteilt.
- Dystrophiker – jemand, der an Dystrophie (schwere Ernährungsstörung) leidet.
- Entkulakisierung – Der Begriff stand in der gesamten Geschichte der UdSSR↑ für die Beseitigung der ländlichen Ausbeuterklasse, der Kulaken (Kulak – wohlhabender Einzelbauer), wobei die Definition dieses Begriffs sehr willkürlich gehandhabt wurde und jeden Dorfbewohner meinen konnte, der aus den verschiedensten Gründen der (Zwangs)Kollektivierung↑ ablehnend gegenüberstand bzw. ganz allgemein jemandem im Wege stand. Die im Rahmen der (Zwangs)Kollektivierung unter Stalin↑ durchgeführte E. – auch hier mussten vorgegebene Kennziffern eingehalten werden – verlief folgendermaßen: Zuerst wurden höhere Abgaben eingetrieben, dann fand die Enteignung statt, danach erfolgte die Deportation in Gefangenenlager und unbewohnte Gegenden des Landes, vor allem nach Sibirien. Auch die Familienangehörigen der sog. Kulaken und sogar ganze Dorfgemeinschaften wurden verfolgt, enteignet, inhaftiert, deportiert.
- Esser/Esserka/Essery (m./wbl./Pl.) – russisches Akronym für die Mitglieder der Partei der Sozialrevolutionäre↑ (SR). Februarrevolution → 1917
- Feiertage in der UdSSR – 1. Mai (Tag der Werktätigen), 7. November (Tag der Oktoberrevolution↑). An diesen beiden größten staatlichen Feiertagen fanden überall im Land aufwändig organisierte Demonstrationen und Paraden statt.
- »Festland« – da Kolyma↑, einer Insel gleich, nur mit dem Schiff erreicht werden konnte, wurde der Rest der UdSSR↑ (westlich von Kolyma) oft als Festland bezeichnet.
- Gebietskomitee (der KP) – Die Republiken der UdSSR↑ waren administrativ u. a. in Autonome Republiken u./o. Gebiete unterteilt. Auf dieser Ebene war das G. der KP de facto das wichtigste Machtorgan. Es wurde vom Büro mit seinen Sekretären geleitet, an dessen Spitze der erste Sekretär stand – die wichtigste Person der Autonomen Republik bzw. des Gebietes.
- Geheimdienst/-polizei der UdSSR↑ (OGPU-NKWD-MGB)
- Als »Schild und Schwert der KP« – wie sich der G. selbst nannte – und untrennbar mit ihr verbunden, verfügte er demnach über immense Macht und Einfluss in sämtlichen Bereichen der Politik und Wirtschaft. So unterstanden auch alle Einrichtungen des Gulag↑ der/dem OGPU-NKWD-MGB. Zu zweifelhafter Berühmtheit gelangte der G. durch seine Politik des Misstrauens, der Gewalttätigkeit und der Beugung grundlegender Rechtsnormen gegen die eigene Bevölkerung.
- Umgangssprachlich gab es vielerlei Bezeichnungen für die Mitarbeiter und Abteilungen des G.: die Organe, operative Mitarbeiter, die Operativen, operativer Bevollmächtigter, Sonderbevollmächtigter, SpezAbteilung/Sonderabteilung usw.
- 1917-1922 Tscheka – außerordentl. Kommission im Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage
- 1922-1923 GPU – staatliche politische Verwaltung im Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (NKWD)
- 1922-1934 OGPU – vereinigte staatliche politische Verwaltung
- 1934-1943 GUGB – Hauptverwaltung der Staatssicherheit im NKWD
- 1943-1946 NKGB – Volkskommissariat für Staatssicherheit
- 1946-1953 MGB – Ministerium für Staatssicherheit
- 1953-1954 MWD – Ministerium für innere Angelegenheiten
- 1954-1991 KGB – Komitee für Staatssicherheit
- Gorki – 1. Von 1932-1991 trug die russische Stadt Nishni Nowgorod den Namen des Schriftstellers Maxim Gorki.
2. Ehemaliges Landgut in der Nähe Moskaus, in dem Lenin↑ die letzten Jahre seines Lebens wohnte, heute Museum. 3. Maxim Gorki↑ – Schriftsteller.
- GPU → Geheimdienst
- Grusinier – in der UdSSR↑ Bezeichnung für die indigene Bevölkerung der Sowjetrepublik Grusinien (heute der unabhängige Staat Georgien).

GULag/Gulag – 1. GULag – Abk. für die Hauptverwaltung der Lager mit Sitz in Moskau; 2. Gulag – Bezeichnung für das gesamte System von Konzentrations- bzw. Zwangsarbeitslagern in der UdSSR↑. Im offiziellen Sprachgebrauch hießen die Lager Besserungs-Arbeits-Lager (russ. ITL). Sie waren über die gesamte UdSSR verbreitet und bildeten u. a. größere Lagerkomplexe, von denen einige auch in diesem Buch erwähnt werden: Karaganda-ITL (KarLag) – Lagerkomplex in der Nähe der Stadt Karaganda in Mittelasien; Usolje-ITL (UsolLag) – Lagerkomplex bei Solikamsk. Die Lager unterstanden dem Geheimdienst und erfüllten die Funktion kleinerer bis großer Wirtschaftsbetriebe. Die Fläche eines Lagerkomplexes konnte riesig sein, so war z. B. das KarLag etwa so groß wie das Bundesland Sachsen. Im KarLag befanden sich 1940 37 000 Gefangene und 980 Häftlingskinder unter vier Jahren (in fünf sog. Kleinkindhäusern). Für die Gefangenen gab es mehrere Krankenstationen. Das Lagerpersonal (bewaffnete Wachen, Lageradministration, Angestellte) zählte 4 756 Personen (davon waren 236 Fachingenieure) und 50 Familien der Angestellten, die für den Betrieb von Post, Bank, Gericht, Schule und Kindergärten (für die Freien) zuständig waren. (»Sowetskije archivy« Nr. 6, Moskwa 1991) Es gab Lager, die nur einige Monate und Lager, die mehrere Jahrzehnte existierten.

Zum Gulag-System gehörten auch unzählige Sondersiedlungen, in denen vertriebene sog. Sonderumsiedler (sog. Entkulakisierte u. a. missliebige Bevölkerungsgruppen wie Anhänger verschiedener Religionen oder Angehörige bestimmter Nationalitäten u. a.) zwangsangesiedelt wurden und unter lagerähnlichen, mitunter sogar schlimmeren Verhältnissen leben mussten.

Verschiedene Quellen auswertend, errechnete Anne Applebaum für die Jahre zwischen 1929 und 1953 28,7 Millionen Zwangsarbeiter in der UdSSR. (Anne Applebaum, »Der Gulag«, Goldmann Verlag, München 2005)

Es gab die verschiedensten Lagerstruktureinheiten, wie z. B.: Transit- oder Durchgangslager – hier kamen Gefangenentransporte an, warteten auf andere, wurden neu zusammengestellt und weitergeschickt; LagPunkt – abgegrenzter Bereich innerhalb eines Lagers oder Nebenstelle/Filiale eines Lagers; Kilometer Nr. – Lagerpunkt außerhalb der Hauptzone eines Lagers, das Straßen oder Zugtrassen baute; Sanitätspunkt, -lager, -städtchen – spezieller Bereich eines Lagers für die einfachste hygienische o./u. medizinische Versorgung der Gefangenen eines oder mehrerer Lager; Lagerstation, Außenstation, Agrarstation – meistens temporär genutzte Lagerabteiler; Straflager, Lager mit strengem Regime – für »straffällig« gewordene Gefangene; spezielle Frauenlager etc.

Haus der Regierung oder »Haus an der Uferpromenade« – So nannten die Moskauer einen elfgeschossigen Wohnkomplex mit 505 Wohnungen im Zentrum Moskaus am Ufer der Moskwa, der 1931 speziell für die politische, wirtschaftliche und kulturelle Elite des Landes errichtet wurde. Zu dem Komplex gehörten Geschäfte, eine Post, ein Telegraphenamte, eine Sparkasse, ein Kindergarten, ein Klub, eine Sporthalle, ein Kino, ein Restaurant, eine Wäscherei, ein Frisör, eine Poliklinik. 700 Bewohner des Hauses fielen den Repressionen der Stalinzeit zum Opfer, mehr als 300 von ihnen wurden erschossen.

Hitler-Stalin-Pakt/deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt – Um Teile von Polen annekieren zu können, schlossen die UdSSR↑ und Deutschland am 23. 8. 1939 den Nichtangriffspakt. In einem geheimen Zusatzprotokoll legten die UdSSR und Deutschland ihre Interessenssphären in Osteuropa fest. Estland, Lettland, Finnland und Bessarabien gehörten demnach zur sowjetischen Sphäre. Gemäß dem Vertrag besetzte die UdSSR im September 1939, zwei Wochen nach dem Einfall der faschistischen Truppen in Polen, Polens Ostgebiete. Polen sollte de facto als Staat eliminiert werden. Im Sommer 1940 besetzte die Sowjetarmee Litauen, Lettland und Estland und gliederte sie als drei neue Sowjetrepubliken der UdSSR an. Ebenfalls 1940 wurde ein Teil Rumäniens (Bessarabien) besetzt und der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik angegliedert bzw. zur Sozialistischen Sowjetrepublik Moldawien erklärt.

Hungersnot in der UdSSR → 1932-1933

Institut der Roten Professur – An dieser Hochschuleinrichtung studierten von 1921-1938 Akademiker, die Methoden der materialistischen Dialektik perfekt zu beherrschen und anzuwenden, um die marxistisch-leninistische Ideologie in Wissenschaft und Volkswirtschaft, in alle Sphären des gesellschaftlichen Lebens tragen zu können.

ITL – Abk. für Besserungs-Arbeits-Lager → Gulag

KarLag → Gulag

Kawshediner – von der Abkürzung KWSHD (Chinesische Östliche Eisenbahn) hergeleitete Bezeichnung für Russen, die im Zusammenhang mit dieser Bahnstrecke in China lebten; Diese Bahnstrecke wurde einem Abkommen zwischen China und Russland gemäß von 1897-1903 mit russischen Fachleuten zwischen den Städten Sabaikalsk (Russland) und Port Artur (China) bzw. Wladiwostok (Russland) durch die Mandchurei gebaut. Entlang der Strecke und besonders in der Stadt Harbin (Hauptsitz der Verwaltung der östlichen chinesischen Eisenbahngesellschaft) siedelten sich tausende Russen an. Nach der Machtübernahme der Bolschewiki↑ wurde die Eisenbahn gemeinsam von der UdSSR↑ und China verwaltet; 1935 an die japanischen Besatzer verkauft (1935-1945) und 1952 von sowjetischer Seite endgültig China überlassen.

KGB → Geheimdienst

Kolchosa/Kolchos (Kollektivwirtschaft) – kollektiv bewirtschafteter Landwirtschaftsbetrieb in der UdSSR. Die Produktionsmittel waren formal Eigentum der Kolchosa, der Boden war Staatseigentum.

Kollektivierung – die Zusammenlegung von kleinen und größeren Landstellen einzelner Bauern zu Landwirtschaftsbetrieben (Kolchosen↑ und Sowchosen↑), die kollektiv, gemeinschaftlich bewirtschaftet werden sollten; seit

1928 Hauptmaßnahme der Sowjetregierung beim Aufbau des Sozialismus auf dem Land. Die von oben verordnete K. stieß auf den Widerstand breiter Bauernschichten, was dazu führte, dass die Regierung Notstandsmaßnahmen anordnete und militärische Mittel zu ihrer Durchsetzung einsetzte. Diese radikale Agrarpolitik führte innerhalb von fünf Jahren (1928-33) zum Untergang der privaten Landwirtschaft in Russland, zur Vernichtung des Bauernstandes und zu einer der größten Hungersnöte ↑ in der russischen Geschichte. → Entkulakisierung

Kolyma – Gegend im äußersten Nordosten Russlands. Mit der Gründung der Siedlung Magadan als Hafen/Umschlagplatz in der Nogajew-Bucht im Ochotsker Meer im Jahr 1928 schuf die UdSSR ↑ die Voraussetzungen für die Erschließung dieser Gegend (insbesondere ihrer Gold-, später auch Uranvorkommen) im großen Maßstab. Seit 1931 wurden Gefangene per Schiff zur Zwangsarbeit vom »Festland/Kontinent« (Wladiwostok/Nachodka) hierher gebracht. Dem Flusslauf der Kolyma Richtung Ostsibirische See folgend, entstanden unzählige Arbeitslager, unter ihnen einige der berüchtigtsten des gesamten Gulag ↑. → Dalstroj

Komi-ASSR – Autonome Sozialistische Sowjetrepublik im Nordosten des europäischen Teils Russlands mit der Hauptstadt Syktywkar.

Komintern (Kommunistische Internationale) – internationaler Zusammenschluss kommunistischer Parteien zu einer weltweiten Organisation; wurde 1919 von Lenin ↑ gegründet und 1943 von Stalin ↑ aufgelöst.

Kommissar – 1. Bezeichnung für einen militärischen, führenden Rang in der Roten Armee ↑; 2. Bis 1946 Bezeichnung für die Minister (Volkskommissare) in der UdSSR ↑.

Kommunalwohnung – in der UdSSR ↑ wegen Wohnungsmangels übliche Wohnform, in der sich mehrere Familien eine Wohnung teilen mussten.

Kommunistische Universität der Werktätigen des Ostens – 1921-1938 Bildungseinrichtung der Komintern in der UdSSR, an der Kader und Funktionäre für die Arbeit in führenden kommunistischen Partei- und Regierungsgremien im In- und Ausland vorbereitet wurden.

Komsomol – Jugendverband (für Jugendliche ab 14 Jahren) der KP der UdSSR ↑, gegründet 1918; größte Jugendorganisation in der UdSSR, die Mitglieder hießen Komsomolzen.

Kosak/Kosakin – ursprünglich entlohene leibeigene russische und ukrainische Bauern und desertierte Tataren, die seit dem 15. Jh. in der südrussischen Steppe eigene Siedlungen und Gemeinschaften gründeten und zu Wehrbauern wurden, die ihre Unabhängigkeit gegen die Überfälle asiatischstämmiger Reiternomaden und anderer Eroberer verteidigten. Hauptsiedlungsgebiete der Kosaken waren der Ural, das Don- und das Dnjepr-Gebiet.

KPdSU, Kommunistische Partei (KP) Russlands bzw. der Sowjetunion
 Russische Sozial-Demokratische Arbeiterpartei (russ. RSDRP), gegr. 1898
 wie vorher mit dem Zusatz Bolschewiki (russ. RSDRP(B)), seit 1912/1917
 Russische KP (Bolschewiki) (russ. RKP(B)), seit 1918
 Allunions-KP (Bolschewiki) (russ. WKP(B)), seit 1925
 KPdSU, KP der Sowjetunion (russ. KPSS), von 1952-1991

Nach dem Sieg der Oktoberrevolution 1917 ↑ wurden von den regierenden Bolschewiki ↑/Kommunisten innerhalb kürzester Zeit alle anderen Parteien verboten, ihre Mitglieder verfolgt und repressiert, sodass die KP 70 Jahre lang die einzige legale Partei in der UdSSR ↑ war. Der alleinige Führungsanspruch ergab sich für die KP aus ihrer Lehre von der Diktatur des Proletariats, des fortschrittlichsten Teils der Werktätigen, als dessen Avantgarde sich die KP verstand und somit die Idee der Volksmacht umgesetzt sah. Die KP war allgegenwärtig – sämtliche führenden Posten in Politik, Wirtschaft, Kultur, kurz in allen Bereichen des sowjetischen gesellschaftlichen Lebens waren von Parteimitgliedern besetzt. Die Macht der KP war uneingeschränkt und allumfassend – totalitär. Wenn im Buch die Rede von »der Partei« ist, dann ist die KP gemeint, die Staatspartei der UdSSR. Der Generalsekretär der KP (1922-1953 Stalin ↑) war der oberste Parteiführer und de facto auch Staatsführer der UdSSR. Das Politbüro des ZK (unter Stalin das Organisationsbüro) der KP bildete die eigentliche, unkontrollierbare Macht- und Führungsgremium von Partei und Staat (mit fünf bis 24 Vollmitgliedern). Das Zentralkomitee (ZK) der Partei (zwischen 40 (1922) und 136 (1952) Mitgliedern und Kandidaten) – pro forma kollektives Führungsorgan der Partei – wählte den Generalsekretär und die Vollmitglieder und Kandidaten des Politbüros. Es tagte auf den mindestens halbjährlich stattfindenden Plenarsitzungen der Partei. De facto wurde das ZK vom Politbüro dominiert und hatte seinerseits sicherzustellen, dass die Wahlen ins ZK auf den Parteitag »nach Wunsch« abließen. Die Parteitage (fanden alle vier bis fünf Jahre statt).

Kulak → Entkulakisierung

Lebensmittelration – De facto konnte über große Zeiträume in der Geschichte der UdSSR ↑ die Bevölkerung nur über ein Zuteilungssystem mit Nahrungs- und Lebensmitteln versorgt werden. In Krisenjahren (in Kriegsjahren sowieso) mussten wiederholt Karten für die allernötigsten Grundnahrungsmittel eingeführt werden. Das komplizierte Zuteilungssystem war pragmatisch auf die »Erfordernisse des Landes« ausgerichtet. Die Zuteilungen wurden nach der »Nützlichkeit« der Berufsgruppe (Arbeiter wichtiger als Kolchosbauer), des Betriebes (Schlosser einer Panzerfabrik wichtiger als Schlosser einer Textilfabrik), nach dem Standort des Betriebes (Großstadt wichtiger als Kleinstadt) usw. bemessen (wobei man berücksichtigen muss, dass Arbeitsplatz und Wohnort nicht ohne Weiteres gewechselt werden konnten). Für Funktionäre und Militärangehörige gab es Sonderzuteilungen, wiederum in mehreren Kategorien.

Leningrad – St. Petersburg hieß von 1924-91 Leningrad → Petrograd

Linke Sozialrevolutionäre → Sozialrevolutionäre

Lubjanka-Gefängnis (genannt Lubjanka) – bis 1918 Wohn- und Geschäftshaus in der gleichnamigen Straße; von 1920-1991 Hauptquartier, zentrales Gefängnis und Archiv des sowjetischen Geheimdienstes† in Moskau. In den 1930er Jahren wurde das Gebäude durch Auf- und Anbauten wesentlich erweitert. Heute beherbergt das Gebäude den russischen Geheimdienst FSB.

Machorka – russische Tabaksorte.

MedPunkt – Einrichtung zur medizinischen Versorgung (vom kleinen Zimmer bis zu einem speziellen Gebäude).

Menschewik/Menschewiki (Pl.) – wie die Bolschewiki† seit 1903 eine Fraktion der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (RSDRP); allerdings setzten sie auf Reformen und Demokratie und lehnten den Oktoberaufstand 1917† ab. 1921/1923 wurde die Fraktion der Menschewiki von den inzwischen die Mehrheit stellenden Bolschewiki verboten, ehemalige Mitglieder wurden in den Folgejahren diffamiert und repressiert. Besonderen Einfluss besaßen die Sozialdemokraten-Menschewiki in Georgien, wo sie 1918 die Demokratische Republik Georgien ausriefen, freie Wahlen veranstalteten, diese gewannen und bis zur Besetzung durch die Rote Armee† 1921 Regierungspartei waren.

MGB → Geheimdienst

Milizionär – Angehöriger der Miliz, der sowjetischen Polizei.

»Minus« – Wohnverbot für eine ganze Reihe von Städten. Das »Minus« im Sinne von »außer« konnte sich auf Hauptstädte, Gebietsstädte und alle anderen Städte (und deren Umgebung) beziehen, in denen man sich nicht anmelden durfte. Auch nach der »Freilassung« aus dem Lager hatten die Gefangenen meistens nur sehr beschränkte Möglichkeiten, sich einen Wohnort auszusuchen.

Moskauer (Schau)Prozesse – Als Moskauer Prozesse werden vier Moskauer Gerichtsverhandlungen in den Jahren 1936-1938 bezeichnet, in denen in der UdSSR† unter Stalin† hohe Partei- und Staatsfunktionäre wegen angeblich terroristischer, staatsfeindlicher Aktivitäten angeklagt wurden. Drei Prozesse waren öffentliche Verhandlungen, einer ein nichtöffentlicher Militärgerichtsprozess. Anlass der Prozesse war die Ermordung des Leningrader Parteiführers Kirow† 1934, hinter der angeblich Trotzki† und seine vermeintlichen Handlanger steckten. Als »Beweise« hierfür dienten erforderte Geständnisse der Angeklagten;

1. Prozess (»gegen das trotzkistisch-sinowjewistische terroristische Zentrum«) im August 1936 (u. a. gegen Sinowjew†); 2. Prozess (»gegen das sowjetfeindliche trotzkistische Zentrum«) im Januar 1937; 3. Prozess (»gegen den Block der Rechten und Trotzki«) im März 1938 (u. a. gegen Bucharin†); 4. (nicht öffentlicher) Militärprozess (»gegen die militärisch-faschistische Verschwörung«) im Juni 1937. Gegen 50 der insgesamt 66 Angeklagten wurde die Todesstrafe verhängt. Die übrigen 16 wurden zu Freiheitsstrafen verurteilt.

Natschalnik, Natschalniks (m./Pl.) – Vorgesetzter, Leiter, Führer, Chef; entweder ganz konkrete Person (z. B. der Gefängnisdirektor) oder allgemeine Bezeichnung für Leute in übergeordneter Position.

NKWD → Geheimdienst

Normierer – Arbeitsanweiser, Angestellter der Lageradministration, der die Gefangenen zur Arbeit einteilte und die Arbeitsnorm festlegte.

Oberster Sowjet → UdSSR

Obligations-Scheine – Staatsanleihen waren in der UdSSR†, besonders in den 1920-1950er Jahren, eine wichtige Einnahmequelle des Staates. Obwohl der Erwerb de jure auf freiwilliger Basis erfolgen sollte, fand er de facto meistens unter Druck statt; die Beträge wurden einfach vom Gehalt abgezogen. Die Laufzeiten wurden willkürlich vom Staat verlängert, Gewinnausschüttungen erfolgten nie.

OGPU → Geheimdienst

Oktoberrevolution → 1917

Papirossa (Pl. Papirossy) – Zigarettenröllchen, deren vorderes Drittel dicht mit Tabak gestopft ist, die hinteren zwei Drittel dienen flachgedrückt als Mundstück.

Pellagra – Krankheit, die durch Mangel an Nikotinsäure (hervorgerufen durch chronische Unterernährung u./o. einseitige Ernährung) entsteht. Symptome sind Durchfall, Dermatitis, Demenz. Führt bei Nichtbehandlung nach drei bis fünf Jahren zum Tod.

Petrograd – St. Petersburg hieß von 1914-24 Petrograd.

Politbüro → KPdSU

Politisolator – isolierte Abteilung für politische Häftlinge in Gefängnissen oder spezielles Gefängnis.

»Prawda« (Wahrheit) – Tageszeitung der KP Russlands bzw. der UdSSR†, auflagenstärkste Zeitung der UdSSR.

Rote Armee – 1918 von Trotzki† gegründete Armee, die Armee der UdSSR†.

Samoskworeschtsche – historischer Stadtbezirk im Herzen Moskaus am rechten Ufer der Moskwa, dem Kremel gegenüber gelegen.

»Schwarzer Rabe« (ugs.) – Polizeiauto für Gefangenentransporte zwischen Polizeidienststellen u./o. Gefängnissen (die deutsche Entsprechung wäre die »grüne Minna«).

Solowki – Bezeichnung für die Solowezki-Inseln, eine Inselgruppe im Weißen Meer mit bedeutender Klosteranlage aus dem 17. Jh. Von 1922-1939 befanden sich hier Konzentrationslager unter der Verwaltung des sowjetischen

Geheimdienstes†. Die offizielle Bezeichnung der Lager war SLON – Abkürzung für Nördliche/Solowezki-Lager besonderer Bestimmung. Die SLON waren in vielerlei Hinsicht Versuchsmodell und Prototyp für alle folgenden Lager, die später das gesamte Land überzogen und heute unter dem Begriff Gulag† zusammengefasst werden.

Sonderkonferenz – von 1922-1953 Einrichtungen der/des OGPU-NKWD-MGB, die bevollmächtigt waren, außergerichtlich Fälle (in denen es um die angelegliche Gefährdung der Sowjetmacht† ging) zu bearbeiten und Urteile zu fällen. Sie waren – wie die Troikas† – an keinerlei prozessuale Normen gebunden, der Prozess erfolgte ohne Kläger und Verteidiger, die meisten Urteile wurden in Abwesenheit des Angeklagten verkündet.

Sonderumsiedler → Gulag

Sowchos, Sowchose (Sowjetwirtschaft) – staatlicher Landwirtschaftsbetrieb in der UdSSR. Anders als bei der Kolchose† waren die Produktionsmittel und der Boden Staatseigentum und die Arbeitskräfte angestellte Lohnarbeiter.

Sowjetmacht – Ursprünglich waren Sowjets (Räte) die aus den Revolutionen von 1905† und 1917† hervorgegangenen basisdemokratischen Selbstverwaltungsorgane der Arbeiter, Bauern und Soldaten. Im allgemeinen Sprachgebrauch meinte man mit Sowjetmacht die Machtverhältnisse nach der Oktoberrevolution 1917† für den gesamten Zeitraum der Existenz der UdSSR†, auch, wenn die Räte – im krassen Widerspruch zur Grundidee des Rätessystems – spätestens seit den 1930ern endgültig zu de facto machtlosen bzw. von der KP gesteuerten Institutionen verkommen waren.

Sozialrevolutionäre (SR, russ. Akronym Essery (Pl.) – Vertreter der Partei der Sozialisten-Revolutionäre (Sozialrevolutionäre). Die PSR (1902-1923) war eine revolutionäre Partei, kurz vor der Oktoberrevolution 1917† die mitgliederstärkste sozialistische Partei in Russland. Sie trat für den Sturz des Zarenregimes, eine demokratische Republik, demokratische Rechte und Freiheiten, die »Sozialisation des Bodens« (der Boden sollte kein Privateigentum und kein Staatseigentum, sondern Gemeineigentum werden) als Voraussetzungen für einen allmählichen Übergang zum Sozialismus ein. Das Spektrum der politischen Ansichten innerhalb der Partei war außerordentlich breit. Die PSR akzeptierte terroristische Attentate auf Einzelpersonen als Kampfmittel. Für die Vorbereitung und Durchführung dieser Attentate war die Kampforganisation der Partei zuständig. Die PSR lehnte die Diktatur des Proletariats bzw. der KP beim Aufbau des Sozialismus ab. Nach der Februarrevolution 1917† bekleideten die SR mehrere Ministerposten in der provisorischen Regierung. Zusammen mit den Menschewiki† spielten die SR bis zur Oktoberrevolution die führende Rolle in den meisten Sowjets/Räten. Der linke Flügel der SR spaltete sich im Dezember 1917 als Partei der linken SR ab, die bis zum März 1918 teilweise mit den Bolschewiki in der Regierung zusammenarbeitete. Die rechts und in der Mitte stehenden SR standen der Oktoberrevolution feindlich gegenüber. Bei den Wahlen zur Konstituierenden Versammlung im Winter 1917 (den ersten und einzigen freien Wahlen nach dem Oktoberaufstand) hatte die PSR die Mehrheit der Wählerstimmen bekommen und somit die meisten Abgeordneten in der im Januar 1918 stattfindenden Konstituierenden Versammlung. Die Bolschewiki lösten diese Versammlung auf, ignorierten deren Beschlüsse und verstärkten ihren Kampf gegen oppositionelle Parteien. Bis 1920 leisteten die SR den Bolschewiki aktiven Widerstand, erst mit legalen, dann auch mit illegalen Mitteln, unterstützten Bauern- u. a. Aufstände und arbeiteten in provisorischen, antibolschewistischen Regierungen mit. Im Rahmen mehrerer großer Verhaftungswellen wurden tausende SR und Menschewiki verhaftet, in KZs interniert oder bestenfalls ausgewiesen. 1922 inszenierten die bolschewistischen Machthaber einen öffentlichen Schauprozess gegen die noch verbliebenen politischen Führer der rechten SR. Zwölf von ihnen wurden zum Tode verurteilt. Wegen internationaler Proteste wurde die Todesstrafe in Gefängnisstrafen und Verbannung geändert. Die in der UdSSR verbliebenen ehemaligen Mitglieder der PSR befanden sich ebenfalls entweder in Gefängnissen oder in Verbannung und hatten keinen Einfluss mehr auf das politische Leben im Land. Während der »großen Säuberung«† Ende der 1930er Jahre wurden sie erneut Opfer staatlicher Repressalien.

Die Linken Sozialrevolutionäre verstanden sich vor allem als Interessenvertreter der werktätigen Bauernschaft. Im Sommer 1917 führten die linken SR in einer Reihe von Räten die größtenteils von ihnen erarbeiteten Resolutionen zur sofortigen Übergabe des Landes an die Bauern durch. Zusammen mit den Bolschewiki waren sie in den militärisch-revolutionären Komitees, nahmen am bewaffneten Aufstand im Oktober 1917 teil, stimmten auf dem II. Gesamtrussischen Rätekongress für dessen Dekrete und wurden ins WZIK† gewählt. Ende November 1917 gehörten sie der ersten sowjetischen Regierung, dem Rat der Volkskommissare an. In Konflikt mit den Bolschewiki gerieten die linken SR Anfang 1918 in der Frage des Brester Friedens†, den sie ablehnten. Im März 1918 verließen sie die Koalitionsregierung. Ebenso lehnten sie die zunehmend repressivere Politik der Bolschewiki gegen die Bauernschaft ab. Nachdem das von ihnen gestellte Misstrauensvotum auf dem V. Gesamtrussischen Rätekongress (Juli 1918) erfolglos blieb, entschloss sich das ZK der linken SR zu einem Aufstand, der am 7. Juli von den Bolschewiki niedergeschlagen wurde. Von der WTscheka† wurden 13 aktive, bewaffnete Teilnehmer des Aufstandes verhaftet, verurteilt und erschossen. Elf wurden zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Auf Beschluss des V. Gesamtrussischen Rätekongresses wurden diejenigen linken SR aus den Räten ausgeschlossen, die die Taktik ihres ZK unterstützt hatten. Das waren längst nicht alle, sodass sich die Partei der linken SR spaltete. Ein Teil der linken SR begann offen und erfolglos gegen die Bolschewiki Widerstand zu leisten, ein anderer ging später in der KP auf. (NP)

Staatssicherheit → Geheimdienst

Stachanow-Bewegung – nach dem Bergarbeiter Stachanow benannte Kampagne, die die Werktätigen zu erhöhten Leistungen anspornen sollte. Stachanow hatte 1935 während einer Schicht die Norm um das 13-fache übererfüllt. Arbeiter oder Bauern, die derartig herausragende Arbeitsleistungen vollbracht hatten, wurden Stoßarbeiter genannt.

Stolypin-Waggon – für Gefangenentransporte umfunktionierte Personenwaggons mit Schlafplätzen in zwei Ebenen und einer Gepäckablage darüber: die Coupés waren vergittert und in den Coupés, die normalerweise für sechs bis sieben Personen berechnet waren, wurden nicht selten 20 bis 30 Gefangene auf vier »Ebenen« (Fußboden, zwei Schlafregale und Gepäckregal) untergebracht.

Troika (die »Drei«) – seit 1935 Kommissionen des NKWD ↑ zur »Untersuchung« der Fälle sogenannten Volksfeinde im außergerichtlichen Schnellverfahren, bestehend aus dem Chef der NKWD-Behörde (als Troika-Vorsitzender), dem Chef der Miliz-Dienststelle und dem Staatsanwalt der Republik bzw. des administrativen Gebietes; von 7/1937-11/1938 bestehend aus dem Chef der NKWD-Behörde (als Troika-Vorsitzender), dem Parteichef und dem Staatsanwalt der Republik bzw. des Gebietes. Während des Großen Terrors 1936-1938 ↑ mussten für die einzelnen Landesregionen vorgegebene Kennziffern für die zum Tode und Gefangenschaft Verurteilten erfüllt werden.

Trotzkismus – 1. von Leo Trotzki ↑ ausgehende Richtung des Marxismus; 2. der Begriff Trotzkismus war im offiziellen Sprachgebrauch der sozialistischen Länder ausschließlich negativ besetzt; er wurde als kleinbürgerliche Strömung definiert, die der sozialistischen Weltanschauung feindlich gegenüberstand und deswegen bekämpft werden musste.

Trotzkisten – im sowjetischen Sprachgebrauch Bezeichnung für »Abweichler« und »Verräter« der »übelsten Sorte«. Zu Lebzeiten Stalins ↑ und nach Lenins ↑ Tod galten sämtliche Schriften und Werke Trotzki's ↑, des »jüdischen Verschwörers« und »Lakaien des Faschismus« als »Ketzerlei«. Stalin ließ aus allen offiziellen Dokumenten und Texten Trotzki's Namen und Fotos tilgen, außerdem leugnete er Trotzki's herausragende Rolle während der Revolution 1917 ↑ und im Bürgerkrieg ↑.

Tschecha → Geheimdienst

UdSSR (1922-1991) – Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, Sowjetunion (SU)

Föderalistischer Staatenbund mehrerer Teilstaaten (1922 mit vier, ab 1946 mit 15 Sowjetrepubliken; Hauptstadt Moskau), der aber de facto von der Russischen Sowjetrepublik dominiert und zentralistisch verwaltet wurde. Die UdSSR war ein sozialistisches Land und ein totalitärer Ein-Parteien-Staat. 1936 verkündete eine neue Verfassung den Sieg des Sozialismus in der UdSSR, was bedeutete, dass die Diktatur des Proletariats errichtet, das Privateigentum und die Ausbeuterklassen abgeschafft waren, die sozialistischen Produktionsverhältnisse sich durchgesetzt hatten und nur noch zwei Formen des Eigentums existierten: das staatliche und das genossenschaftliche.

Höchstes gesetzgebendes Staatsorgan der UdSSR war (pro forma) der Oberste Sowjet (bis 1936 Sowjetkongress/Rätekongress) mit seinem Präsidium (bis 1936 das Zentrale Exekutivkomitee), dessen Vorsitzender de jure das Staatsoberhaupt der UdSSR war.

Höchstes vollziehendes Organ der Staatsgewalt, Regierung des Landes war von 1917-1946 der Rat der Volkskommissare, ab 1946 der Ministerrat mit seinem Vorsitzenden (Ministerpräsident). Die Mitglieder des Rates der Volkskommissare/Ministerrates wurden formal vom Obersten Sowjet gewählt.

Eine Gewaltenteilung gab es nur auf dem Papier. Sämtliche Organe der staatlichen Macht wurden faktisch durch die KPdSU ↑ kontrolliert. Beschlüsse des Politbüros des ZK der KPdSU waren verbindlich für Partei- und Staatsorgane. Es kam also darauf an, wer die Macht im Politbüro besaß, und tatsächlich hatte jahrzehntelang der Generalsekretär der KP die größte Macht und war neben seiner Funktion als Parteiführer auch der eigentliche Staatsführer. Oft war er auch Vorsitzender des Ministerrates und verfügte somit über uneingeschränkte Machtbefugnisse.

Laut Verfassung allerdings lag die Macht auf den verschiedenen Verwaltungsebenen bei den Räten der Abgeordneten des Volkes und deren obersten Instanz, dem Obersten Sowjet (quasi das Parlament), der »demokratisch« vom Volk gewählt wurde. Die Kandidaten wurden von der KPdSU, ihrer Jugendorganisation Komsomol ↑ und der einzigen Gewerkschaft unter Kontrolle der Parteiorgane aufgestellt. Es gab keine Gegenkandidaten, keine Auswahlmöglichkeiten.

Ukasniki (m.), Ukasnizy (wbl.) (UkaslerInnen) – Es gab in den 1930/40/50er Jahren immer wieder Erlasse (ukas), die für Bagatelvergehen wie Verspätung zur Arbeit, eigenständiges Verlassen des Arbeitsplatzes, den Diebstahl einiger Ähren vom Feld oder einer Garnrolle aus der Fabrik unangemessen hohe Strafen vorsahen.

Ukraine – seit 1991 unabhängiger Staat; die Ukraine war Jahrhunderte lang ein umstrittenes Gebiet zwischen den Großmächten Polen, Russland, dem Osmanischen Reich und Österreich-Ungarn. Zu Beginn des 1. Weltkrieges ↑ gehörte die Zentral- und Ostukraine zu Russland. Nach dem Sturz des russischen Zaren im Februar 1917 ↑ bildete sich dort ein ukrainischer Zentralrat, der am 20.11.1917 die Ukrainische Volksrepublik und am 25.1.1918 die vollständige Unabhängigkeit (von Russland) der Ukrainischen Volksrepublik verkündete. Während des Bürgerkrieges ↑ eroberten die Bolschewiki ↑ große Gebiete der Ukraine und verkündeten im März

1919 die unabhängige Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik, die 1922 offiziell Teil der neu gegründeten UdSSR ↑ wurde.

Im ehemals österreich-ungarischen Galizien bildete sich im östlichen Teil nach dem Ende des Ersten Weltkrieges im Januar 1919 analog die Westukrainische Volksrepublik. 1921 musste die Westukrainische Volksrepublik kapitulieren. Nach dem Krieg zwischen Polen und Sowjetrussland wurde Ost-Galizien (die Westukraine) bis zum Hitler-Stalin-Pakt ↑ (1939) polnisch, danach wurde sie in die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik eingegliedert.

Die im Südwesten des Landes gelegene Karpatoukraine, die bis 1919 zu Ungarn gehört hatte, fiel im September 1919 an die neu gegründete Tschechoslowakei. Nach dem Zweiten Weltkrieg ↑, 1945, fiel die Karpatoukraine, die nach 1938 von Ungarn annektiert worden war, an die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik.

Wenn in diesem Buch die Rede von westukrainischen Gefangenen ist, dann sind die Menschen aus den der UdSSR neu angegliederten Regionen gemeint.

Volkskommissar – in der UdSSR bis 1946 Bezeichnung für die Minister.

Die Weißen – wurden die Angehörigen jener regulären Truppen (Armee) genannt, die nach der Oktoberrevolution 1917 ↑ gegen die Roten/Rote Armee ↑ der Bolschewiki ↑ kämpften; die Weiße Armee bestand zum großen Teil aus ehemals zaristischen Truppen unter Führung zaristischer Offiziere. → 1918-20 Bürgerkrieg

WKP(B) → KPdSU

WTscheke → Geheimdienst

WZIK oder ZIK – (Gesamtrussisches) Zentrales Exekutiv-Komitee. Zwischen den Rätekongressen höchste staatliche Regierungsinstanz (bis 1936) → UdSSR

ZK – Zentralkomitee einer Partei ↑ KPdSU

ZKK – Zentrale Kontrollkommission der KP, innerparteiliche Kontrollinstanz.

Zone – Bereich im Gefangenenlager, wo sich die Gefangenen »frei« bewegen durften. → Gulag

Biographische Angaben zu ausgewählten Personen

Abakumow, Wiktor Semjonowitsch (1908-1954) – 1946-1951 Minister für Staatssicherheit↑; wurde 1951 von Stalin↑ fallen gelassen und verhaftet, nach dessen Tod von Chruschtschow als Komplize Berijas↑ verurteilt und erschossen.

Achmatowa, Anna Andrejewna (1889-1966) – russische Dichterin, Ehefrau von Gumiljow↑, der 1921 als Konterrevolutionär erschossen wurde. Zwischen 1922-1940 wurden ihre Gedichte nicht veröffentlicht. Später wurde sie aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen und hatte bis zu Stalins↑ Tod Schreibverbot. Ihr Sohn und ihr dritter Ehemann wurden zu Zwangsarbeitslager verurteilt, Letzterer kam dort um. Ihr großes Poem über den stalinistischen Terror »Requiem« wurde erst 1987, nach der Perestroika veröffentlicht.

Allilujewa, Nadeshda Sergejewna (1901-1932) – zweite Ehefrau Stalins↑; beging am 9.11.1932 nach einem Streit mit Stalin Selbstmord.

Babin, Igor Borissowitsch (1914-1977) – Sohn von Berta Babina (s. ihre Erinnerungen in diesem Buch); Konstruktions-Ingenieur; wurde im April 1937 verhaftet. Nach der Gefängnishaft wurde er auf Bitte von Tupolew (berühmter sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, zu dieser Zeit selbst in Gefangenschaft) nach Bolschewo bei Moskau (dort befand sich eines der Sonder-Konstruktionsbüros, die direkt dem Staatssicherheitsdienst unterstanden, und in denen viele der besten Wissenschaftler des Landes als Gefangene arbeiteten mussten) geschickt. Nach seiner Entlassung 1943 setzte er seine Arbeit unter Tupolews Leitung fort. 1950 erneute Verhaftung und Verbannung für fünf Jahre nach Uchta. Fiel 1953 unter die Amnestie und kehrte in Tupolews Konstruktionsbüro zurück. (NP)

Berija, Lawrenti Pawlowitsch (1899-1953) – sowjetischer Parteifunktionär; 1934-1953 Mitglied des ZK↑ der KPdSU; 1946-1953 Mitglied des Politbüros↑ des ZK; seit 1921 in führenden Positionen des Geheimdienstes↑; 1938-1948 und 3/1953-6/1953 Volkskommissar bzw. Minister für Staatssicherheit↑; 1946-1953 1. Vorsitzender des Ministerrates der UdSSR; gehörte zu den engsten Vertrauten Stalins↑; war verantwortlich für die Repressionen von Millionen Menschen; unterlag im Machtkampf nach Stalins Tod Chruschtschow und seinen Anhängern; wurde im Dezember 1953 zum Tode verurteilt und erschossen.

Blücher, Wassili Konstantinowitsch (1889-1938) – Bolschewik↑, Revolutionär, legendärer Held des Bürgerkrieges↑, militärischer Befehlshaber, General, Marschall. Misglückte militärische Aktionen gegen Japan 1938 waren ein Vorwand für seine Verhaftung im selben Jahr. Er kam während der Untersuchungsverhandlung um.

Bucharin, Nikolai Iwanowitsch (1888-1938) – kommunistischer Politiker, herausragender Theoretiker, Redakteur der »Prawda« und »Iswestija«; Lenin hatte ihn den »Liebling der Partei« genannt; 1917-1934 Mitglied des ZK↑ der KP, 1924-1929 Mitglied des Politbüros↑ des ZK; Ende der 1920er Jahre trat er gegen Stalins↑ Weg beim Aufbau des Sozialismus auf, wurde daraufhin aus dem Politbüro entlassen; 1937 Ausschluss aus der KP, 1938 Verhaftung, Hauptangeklagter im 3. Moskauer Schauprozess↑, Todesurteil, Erschießung.

Denikin, Anton Iwanowitsch (1872-1947) – zaristischer General, Anhänger einer konstitutionellen Monarchie, im Bürgerkrieg↑ Oberbefehlshaber der Südrussischen Armee (Weiße Armee↑), die zeitweilig große Gebiete Südrusslands beherrschte; floh nach der Niederlage der Weißen im Frühjahr 1920 nach Großbritannien; im Exil schrieb er militärhistorische Schriften.

Donskoi, Boris Michailowitsch (1893-1918) – seit 1916 Mitglied der Partei der Sozialrevolutionäre↑; nach der Februarevolution↑ linker SR↑; wurde 1918 nach einem Attentat auf den deutschen Statthalter in der Ukraine von Offizieren der Weißen Armee erhängt. (NP)

Efron, Sergej Jakowlewitsch (1893-1941) – Publizist, Literat; kämpfte erst auf der Seite der Weißen↑, von deren Bewegung er in der Emigration zunehmend desillusioniert war; arbeitete in den 1930ern in Paris mit dem sowjetischen Geheimdienst zusammen; wurde nach seiner Rückkehr in die UdSSR↑ verhaftet, verurteilt und 1941 erschossen. Ehemann von Marina Zwetajewa↑; Vater von Ariadna Efron.

Gawronski, Alexander Ossipowitsch (1888-1958) – Theater- und Filmregisseur, wurde seit 1934 mehrmals verhaftet; war von 1937-1955 im Lager. (SW)

Ginsburg, Jewgenija Semjonowna (1904-1977) – Journalistin, Schriftstellerin, Pädagogin, verbrachte 18 Jahre in Lagern und Verbannung; im Westen wurden ihre Bücher »Marschroute eines Lebens« bzw. »Gratwanderung«, in denen sie die Jahre ihrer Gefangenschaft beschreibt, 1967 gedruckt, in der ehemaligen UdSSR↑ erst 22 Jahre später.

Gorki, Maxim (Peschkow, Alexej Maximowitsch) (1868-1936) – russisch-sowjetischer Schriftsteller; schon Anfang des 20. Jh. in Russland und Europa bekannt und erfolgreich; sympathisierte mit den Bolschewiki↑, war mit Lenin↑ befreundet; verbrachte viele Jahre vor und nach 1917 im Ausland; wurde von Stalin↑ erfolgreich zum Vorzeigeschriftsteller des sozialistischen Realismus hochstilisiert.

Gotz, Abram Rafailowitsch (1882-1940) – seit 1906 Mitglied des ZK und der Kampforganisation der Partei der SR↑; unter dem Zaren im Zuchthaus; nach der Februarrevolution 1917↑ einer der Führer der rechten SR; 1920 Verhaftung, 1922 auf dem Prozess gegen die rechten SR zum Tode, 1924 geändert in fünf Jahre Gefängnis, verurteilt; danach mehrfach repressiert; 1937 Verhaftung; 1939 zu 25 Jahren Lager verurteilt; 1940 im Lager umgekommen. (NP)

Gumiljow, Nikolai Stepanowitsch (1886-1921) – russischer Dichter, theoretischer Kopf der Akmeisten; Philologe, Übersetzer, Redakteur, Dozent, Offizier (im Ersten Weltkrieg); seine erste Ehefrau war Anna Achmatowa↑; wurde 1921 als Konterrevolutionär erschossen; in der UdSSR↑ wurde er bis 1986 nicht veröffentlicht.

Ismailowitsch, Alexandra Adolfovna (1879-1941) – seit 1906 Mitglied der Partei und der Kampforganisation der SR↑; verbrachte elf Jahre in Nertschinsk im Zuchthaus; nach der Februarrevolution↑ Mitglied des ZK der linken SR↑; im Dezember 1917 Kommissarin in der Sowjetregierung; 1918-1921 mehrmals verhaftet; bis zur Verhaftung 1937 in Verbannung; wurde am 11.9.1941 im Gefängnis von Orjol erschossen. (NP)

Jagoda, Genrich Grigorjewitsch (1891-1938) – hochrangiger kommunistischer Parteifunktionär, Vertrauter Stalins↑, seit 1919 im Geheimdienst↑, maßgeblich am Aufbau des Lagersystems und der Sicherheitsorgane zu einem riesigen Repressionsapparat beteiligt; 1934-1936 Volkskommissar für Innere Angelegenheiten (NKWD↑) und Geheimdienstchef; Mitinitiator der inszenierten, falsifizierten Schauprozesse gegen »Volksfeinde« usw.; wurde unter seinem Nachfolger Jeshow↑ 1938 in eben so einem Prozess zum Tode verurteilt und erschossen.

Jelisarowa (geb. Uljanowa), Anna Iljinitchna (1864-1935) – ältere Schwester Lenins, Revolutionärin, kommunistische Parteifunktionärin, Autorin, Herausgeberin, Mitinitiatorin des Lenininstitutes und anderer wissenschaftlicher Einrichtungen zur Erforschung der Oktoberrevolution↑.

Jeshow, Nikolai Iwanowitsch (1895-1940) – hochrangiger kommunistischer Parteifunktionär, treuer Gefolgsmann Stalins ↑; 1936-1938 Volkskommissar für innere Angelegenheiten (NKWD ↑) und Geheimdienstchef; verantwortlich für die von Stalin angeordnete »große Säuberung« 1936-1938 ↑ (genannt »Jeshowschtschina«); wurde 1939 von seinem Nachfolger Berija ↑ verhaftet, zum Tode verurteilt und erschossen.

Kachowskaja, Irina Konstantinowna (1888-1960) – seit 1905 Mitglied der Partei und der Kampforganisation der SR ↑; Teilnahme an der ersten russischen Revolution ↑ 1905-07; 1907 zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt; nach der Februarrevolution ↑ Mitglied der linken SR ↑; Teilnahme am Aufstand der linken SR im Juli 1918; 1918-21 dreimal verhaftet; danach Verbannung; 1937 in Ufa verhaftet, 1956 rehabilitiert. (NP)

Kaganowitsch, Lasar Moissejewitsch (1893-1991) – hochrangiger kommunistischer Parteifunktionär, 1928-1939 1. Sekretär des Moskauer Parteikomitees, verschiedene Ministerposten, 1938-1957 Mitglied des Präsidiums des Obersten Rates der UdSSR ↑, 1924-1957 Mitglied des ZK ↑ der KP u. v. a.; war ein treuer Vasall Stalins ↑, ein glühender Verfechter und Umsetzer einer Politik der Härte und Repression gegen jedwede Opposition.

Kalinin, Michail Iwanowitsch (1875-1946) – sowjetischer Parteifunktionär, Politiker; seit 1917 Mitglied des ZK ↑, seit 1926 des Politbüros ↑ des ZK der KP, 1919-1938 Vorsitzender des Zentralen Exekutivkomitees ↑, seit 1938 Mitglied des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR ↑. Als formales Staatsoberhaupt und stets treuer Stalinanhänger sanktionierte er mit seiner Unterschrift dessen repressive Politik.

Kamkow, Boris Dawidowitsch (1885-1938) – Publizist, Jurist; seit 1907 Mitglied der Partei der SR ↑; Emigration in Genf, Paris und Mailand; nach der Februarrevolution 1917 ↑ trat er für die Macht der Räte ein; Mitbegründer der Partei der linken SR ↑, nach der Oktoberrevolution ↑ Mitglied des WZIK ↑; Gegner des Brester Friedens ↑; aktiver Teilnehmer am Aufstand der linken SR im Juli 1918; in den 1920er Jahren mehrmals verhaftet und im Gefängnis; seit 1933 Verbannung, 1938 Verhaftung und Erschießung. (NP)

Kirow, Sergej Mironowitsch (1886-1934) – kommunistischer Parteifunktionär, Mitglied des ZK und des Politbüros des ZK der KP, enger Vertrauter Stalins ↑; seit 1926 1. Sekretär des Leningrader Gebiets- und Stadtkomitees der KP, in dieser Funktion u. a. für die Zerschlagung der innerparteilichen Opposition zuständig. Ihm unterstanden der Bau des Belomor-Baltischen Kanals und der Solowki-Lager. Er wurde 1934 unter ungeklärten Umständen ermordet. Dieser Mord diente Stalin als Vorwand für die sogenannten Säuberungsaktionen der Jahre 1936-1938.

Koltschak, Alexander Wassiljewitsch (1874-1920) – Polarforscher, Marine-Admiral der zaristischen Armee, Monarchist; war während des Bürgerkrieges ↑ eine der führenden Persönlichkeiten im Kampf gegen die Bolschewiki ↑, Oberbefehlshaber der Weißen Armee ↑, für kurze Zeit selbsternannter Oberster Regierungschef des Gesamtrussischen Staates; wurde nach dem militärischen Sieg der Bolschewiki im Februar 1920 erschossen.

Koritschoner, Franz (1894-1941) – linksradikaler Revolutionär, Mitbegründer der KP Österreichs; wurde im sowjetischen Exil verhaftet; nach dem Hitler-Stalin-Pakt ↑ an Hitler ausgeliefert; kam 1941 im KZ um.

Kornilow, Lawr Georgijewitsch (1870-1918) – hochrangiger zaristischer Offizier; wollte nach der Februarrevolution ↑ den Krieg fortsetzen; erbitterter Feind der Linken und der Arbeiter- und Soldatenräte.

Kosmodemjanskaja, Soja Anatoljewna (1923-1941) wurde im November 1941 von den faschistischen Besatzern für Sabotageakte im besetzten Gebiet erst gefoltert, dann öffentlich gehängt. Als erste Frau wurde ihr im Februar 1942 postum der Titel »Held der Sowjetunion« verliehen. Ihre Geschichte wurde im gesamten Land bekannt gemacht und ihr Name wurde zum Symbol für den heldenhaften Kampf des Sowjetvolkes gegen den Faschismus.

Kossior, Stanislaw Wikentjewitsch (1889-1939) – Bolschewik, Revolutionär, Parteifunktionär, war maßgeblich an der Errichtung der Sowjetmacht und der Zwangskollektivierung↑ in der Ukraine beteiligt; seit 1924 Mitglied des ZK↑, seit 1930 des Politbüros↑ des ZK der KP; von 1928-1938 Generalsekretär des ZK der KP der Ukraine↑; wurde 1938 verhaftet, 1939 zum Tode verurteilt und erschossen.

Krestinski, Nikolai Nikolajewitsch (1883-1938) – Revolutionär, Parteifunktionär, nach 1917 Finanzminister und Mitglied des ZK und des Politbüros des ZK, politischer Vertreter der UdSSR↑ in Deutschland, stellvertretender Außenminister, 1937 Verhaftung, 1938 Verurteilung und Erschießung.

Krupskaja, Nadeshda Konstantinowna (1869-1939) – Politikerin, Revolutionärin, Pädagogin; Ehefrau und Kampfgefährtin Lenins↑. Nach Lenins Tod verlor sie an Einfluss und geriet in politische Isolation.

Lenin (Uljanow, Wladimir Iljitsch) (1870-1924) – herausragender linker Politiker und Theoretiker, führender Kopf der Bolschewiki↑; entwickelte die Theorie von der Notwendigkeit und dem Sieg einer proletarischen Revolution im Agrarstaat Russland, von der Diktatur des Proletariats und vom Aufbau einer neuen, sozialistischen Gesellschaftsordnung unter Führung der Bolschewiki als legitimer Spitze des Proletariats. Nach der Oktoberrevolution 1917↑ war er bis zu seinem Tod Regierungschef Sowjetrusslands und legte als solcher den Grundstein für die repressive Politik der Sowjetmacht↑ gegenüber wirklichen und vermeintlichen Feinden in den folgenden Jahrzehnten ihres Bestehens.

Maijorow, Ilja Andrejewitsch (1888-1941) – seit 1906 Sozialrevolutionär↑, ZK-Mitglied der linken SR↑; Mitautor des Dekretes über die Bodenreform (Januar 1918); Teilnahme am Aufstand der linken SR am 6.7.1918; 1919 zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt; danach bis 1937 Verbannung; wurde am 11.9.1941 im Gefängnis von Orjol erschossen. (NP)

Malenkow, Georgi Maximiljanowitsch (1902-1988) – kommunistischer Parteifunktionär; war seit Beginn der 1920er Jahre, auf verschiedenen administrativen Posten im Parteiapparat, in enger Zusammenarbeit mit Jeshow↑ und Berija↑, aktiv an den parteiinternen Säuberungen beteiligt; seit 1938 Mitglied des ZK↑ der KP, seit 1941 gehörte er zum engeren Kreis von Stalins↑ Vertrauten. In den Jahren vor Stalins Tod war er die zweitwichtigste Person in der KP. 1961 Parteiausschluss.

Mandelstam, Ossip Emiljewitsch (1891-1938) – russischer Dichter, gehörte zur Literatengruppe der Akmeisten, wurde ab Anfang der 1930er Jahre repressiert, 1938 verhaftet und zu fünf Jahren Zwangsarbeitslager (bei Wladiwostok) verurteilt, wo er im selben Jahr umkam.

Martow, Julius (Zederbaum, Juli Ossipowitsch) (1873-1923) – Sozialdemokrat; gründete mit Lenin eine der ersten politischen Arbeiterorganisationen Russlands; zaristische Verbannung in Sibirien (Turuchansk); Emigration; ab 1903 Führer der Menschewiki↑; nach der Oktoberrevolution↑ Delegierter der II. und III. Gesamtrussischen Rätekongresse; 1919 Mitglied des WZIK↑ und Abgeordneter des Moskauer Stadtrates; Gegner der Oktoberrevolution und der Diktatur der Bolschewiki; verließ 1920 Russland. (NP)

Meyerhold, Wsewolod Emiljewitsch (1874-1940) – bedeutender russisch-sowjetischer experimenteller Theaterregisseur; wurde ab 1930 zunehmend der antisowjetischen Propaganda beschuldigt; 1939 Verhaftung, Verurteilung, 1940 Erschießung.

Molotow, Wjatscheslaw Michailowitsch (1890-1986) – hochrangiger sowjetischer Politiker; 1921 bis 1957 Mitglied des ZK↑ der KP, 1926-1957 Mitglied des Präsidiums des ZK der KP, 1930-1941 Vorsitzender des Rates der Volkskommissare (Premierminister) u. v. a.; gehörte zum Kreis der engsten Vertrauten Stalins↑; war einer der führenden Organisatoren der Massenrepressionen in den 1930/1940ern und Anfang der 50er Jahre.

Morosow, Pawlik (1918-1932) – sowjetischer Pionier, der in seinem Dorf eine Verschwörung von Kulaken aufdeckte, obwohl sein Vater mit ihnen sympathisierte. Er und sein Bruder wurden daraufhin von den Kulaken umgebracht. Die sowjetischen Medien machten einen sozialistischen Helden aus ihm, dem die Ziele der Partei und des Klassenkampfes mehr bedeuteten als Familienbande.

Ostrowski, Nikolai Alexejewitsch (1904-1936) – Kommunist, sowjetischer Schriftsteller, der blind und gelähmt war. Pawel Kortschagin, der Held seines einzigen Romans »Wie der Stahl gehärtet wurde« (1934) wurde zum Sinnbild des »neuen (sozialistischen) Menschen«.

Pasternak, Boris Leonidowitsch (1890-1960) – Schriftsteller, Dichter, Übersetzer, Literatur-Nobelpreisträger, Autor des Romans »Doktor Shiwago«, der in der UdSSR↑ erst 1987 veröffentlicht wurde.

Petljura, Simon Wassiljowitsch (1879-1926) – ukrainischer nationalistischer Politiker, Antisemit, Mitbegründer der Ukrainischen Arbeiterpartei (1905); Regierungsmitglied und seit 1919 Regierungschef der sehr kurzlebigen unabhängigen Ukrainischen Volksrepublik; nach dem Sieg der Bolschewiki↑ in der Ukraine↑ floh er nach Polen, lebte später in Frankreich im Exil, wo er erschossen wurde.

Pjatakow, Georgi Leonidowitsch (1890-1937) – Revolutionär, Bolschewik, Parteifunktionär; wichtige Posten in Wirtschaft, Politik, Regierung; 1923-1927 und 1930-1936 Mitglied des ZK; paktierte nach Lenins↑ Tod gemeinsam mit Trotzki↑ gegen Stalin↑; war als gesellschaftlicher Ankläger für den 1. Moskauer Schauprozess↑ vorgesehen, wurde dann selbst verhaftet, einer der Hauptangeklagten im 2. Moskauer Schauprozess, wurde zum Tode verurteilt und erschossen.

Pjatnitski, Ossip Aronowitsch (1882-1938) – seit 1898 Mitglied der RSDRP, seit 1903 Bolschewik↑; vor 1917 mehrfach verhaftet, verbannt, geflohen und emigriert (Deutschland, Schweiz); 1917 aktiv an Vorbereitung und Durchführung des Oktoberaufstandes in Moskau beteiligt; nach dem Sieg der Bolschewiki↑ in führenden staatlichen und Parteiämtern u. a. in der Zentralen Kontrollkommission der KP; maßgeblich am Aufbau der Komintern↑ beteiligt; seit 1927 Mitglied des ZK der KP; seit 1935 Abteilungsleiter beim ZK der KP; wurde für seine Auftritte auf den ZK-Plenen des Jahres 1937 verhaftet, gefoltert, verurteilt und am 30.10.1938 erschossen.

Radek, Karl (Karol Sobelson) (1885-1939) – Revolutionär, Parteifunktionär, Journalist, 1919-1924 Mitglied des ZK der KP; für seine oppositionelle Tätigkeit zusammen mit Trotzki↑ wurde er 1927 aus der Partei ausgeschlossen und nach Sibirien verbannt; wurde 1930 wieder aufgenommen, nachdem er öffentlich bereut hatte; war im Januar 1937 ein Hauptangeklagter im 2. Moskauer Schauprozess↑, wurde zu zehn Jahren Lager verurteilt und ist dort umgekommen.

Rakowski, Christian Georgijewitsch (1873-1941) – hochrangiger Parteifunktionär, Außenpolitiker; wurde wegen oppositioneller Ansichten zeitweilig aus der KP ausgeschlossen, 1937 verhaftet; war An-

geklagter im 3. Moskauer Schauprozess↑, wurde zu 20 Jahren Lager verurteilt und am 11.9.1941 im Gefängnis von Orjol erschossen.

Reed, John (1887-1920) – US-amerikanischer Journalist, 1919 Begründer und Vorsitzender der ersten KP der USA. Reed war 1917/1918 in Russland und schrieb das Buch »Zehn Tage, die die Welt erschütterten« über die revolutionären Ereignisse.

Rykow, Alexej Iwanowitsch (1881-1938) – Bolschewik↑, Revolutionär, hochrangiger Staatsmann, mehrere Ministerposten; von 1924-1930 Premierminister (Vorsitzender des Rates der Volkskommissare). Wurde im 3. Moskauer Schauprozess↑ des Trotzismus↑ beschuldigt, verurteilt und erschossen.

Schljapnikow, Alexander Gawrilowitsch (1885-1937) – Revolutionär, Bolschewik; kurz nach der Oktoberrevolution↑ in führenden Partei- und Regierungspositionen; Gewerkschafter; vertrat Anfang der 1920er Jahre oppositionelle Ansichten: trat für ein Mehrparteiensystem und für eine Volkswirtschaft unter Leitung der Gewerkschaften und nicht der KP ein; 1933 Parteiausschluss, Verbannung; 1936 Verhaftung, Todesurteil, Erschießung.

Snowjew, Grigori Jewsejewitsch (1883-1936) – Bolschewik↑, Revolutionär, einer der engsten Mitstreiter Lenins↑, obwohl nicht immer einer Meinung mit ihm. Nach Lenins Tod paktierte er im Kampf um die politische Macht zuerst gemeinsam mit Stalin↑ gegen Trotzki↑, später gemeinsam mit Trotzki gegen Stalin; 1917-1926 Vorsitzender des Petrograder/Leningrader Stadtsowjets; Mitglied des ZK↑ und des Politbüros↑ der KP; ab 1928 dreimal aus der Partei ausgeschlossen, verbannt, zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, 1936 zum Tode (als Hauptangeklagter im 1. Moskauer Schauprozess↑), 1936 Erschießung.

Skoropadski, Pawel Petrowitsch (1873-1945) – ukrainischer Politiker, Monarchist; nach der Besetzung der Ukraine↑ durch die deutsche Armee infolge des Vertrages von Brest-Litowsk organisierte er einen Putsch, löste die Ukrainische Volksrepublik auf und rief das Ukrainische Reich (April bis Dezember 1918) aus; paktierte mit den Weißen↑; floh nach der Abdankung des deutschen Kaisers im November 1918 und dem Rückzug der deutschen Truppen aus der Ukraine nach Deutschland.

Solz, Aron Alexandrowitsch (1872-1945) – Bolschewik↑, Revolutionär, kommunistischer Parteifunktionär; 1920-1934 Mitglied des ZK↑ der KP; seit 1921 Mitglied des Obersten Gerichts der RSFSR/UdSSR u. a. Justizeinrichtungen; war maßgeblich am Aufbau der sowjetischen Gerichtsbarkeit beteiligt. 1937 forderte er öffentlich von Stalin↑ die Einsetzung einer Kommission zur Kontrolle der Tätigkeit von Wyschinski↑ (Oberster Staatsanwalt), wurde daraufhin wichtiger Ämter enthoben, später in die Psychiatrie zwangseingewiesen.

Spiridonowa, Maria Alexandrowna (1884-1941) – seit 1902 Mitglied der Partei und der Kampforganisation der SR↑; 1906 zum Tode, dann zu unbefristeter Zuchthausstrafe verurteilt; nach der Februarrevolution 1917↑ gehörte sie zu den Führern der linken SR↑, Mitglied des ZK der linken SR; nach der Oktoberrevolution↑ Mitglied des ZIK und Delegierte der III.-V. Rätekonferenzen; nicht konform mit der Sowjetregierung in der Frage des Brester Friedens; war die moralische Stimme während des Aufstandes der linken SR am 6./7.7.1918 in Moskau; Verhaftung, dann in Anerkennung ihrer revolutionären Verdienste Amnestie; weitere Verhaftungen in den 1920er Jahren, Verbannung nach Taschkent und Ufa, 1937 Verhaftung; wurde am 11.9.1941 mit 300 Gefangenen im Gefängnis in Orjol im Zuge der bevorstehenden Evakuierung des Gefängnisses erschossen. (NP)

Stalin (Dshugaschwili, Jossif Wissarionowitsch) (1878-1953) (auch »der Führer«, »die Sonne«, »das Väterchen«) – Revolutionär, Bolschewik↑, sowjetischer Politiker, Diktator; seit 1912 Mitglied des ZK↑, seit 1919 des Politbüros↑ des ZK, seit 1922 Generalsekretär des ZK der KP, seit 1941 Vorsitzender des Rates der Volkskommissare (Ministerrat), 1941-1945 Oberster Befehlshaber der Roten Armee↑ (»der Generalissimus«); nach Lenins↑ Tod entschied er den innerparteilichen Machtkampf um die Führungsposition in der UdSSR↑ zu seinen Gunsten und war bis zu seinem Tod direkt verantwortlich für die Ausschaltung innerparteilicher Opponenten, die gewaltsame Durchführung der Kollektivierung↑ und Industrialisierung↑ des Landes, die Entwicklung der UdSSR zu einer totalitären Diktatur mit einem riesigen, menschenverachtenden Repressionsapparat, dem Millionen Menschen zum Opfer fielen.

Stassowa, Jelena Dmitirijewna (1873-1966) – russische Revolutionärin, Parteifunktionärin, seit 1921 in der Komintern tätig, 1935-1943 Mitglied der Internationalen Kontrollkommission der Komintern, wohnte im »Haus an der Uferpromenade«; Autorin und Herausgeberin revolutionärer Erinnerungsliteratur.

Swerdlow, Jakob Michailowitsch (1885-1919) – Revolutionär, Bolschewik↑, bedeutender Parteifunktionär und Staatsmann, 1913-1917 zusammen mit Stalin↑ in Turuchansk in der Verbannung; war maßgeblich an der Durchführung der Oktoberrevolution 1917↑ und an der Etablierung der Macht der Bolschewiki beteiligt. In der sowjetischen Geschichtsschreibung wurde er als revolutionärer Held und engster Mitstreiter Lenins↑ verehrt. Nach ihm wurden öffentliche Einrichtungen, Straßen und Ortschaften benannt, so hieß Jekaterinburg von 1924-1991 Swerdlowsk.

Trotzki, Leo (Bronstein, Lew Dawidowitsch) (1879-1940) – linker Politiker und Theoretiker; führend am Oktoberaufstand in Petrograd beteiligt; nach der Oktoberrevolution 1917↑ einer der engsten Mitarbeiter Lenins↑; war Volkskommissar für Kriegswesen, Mitbegründer der Roten Armee↑ u. v. a. Wegen seiner Kritik an den Methoden Stalins↑ beim Aufbau des Sozialismus in der UdSSR wurde er (besonders nach Lenins Tod) systematisch von Stalin isoliert: 1926 Ausschluss aus dem Politbüro↑, 1927 Ausschluss aus der KP, 1928 mit anderen sogenannten Trotzkiisten Verbannung nach Sibirien, 1929 Ausweisung in die Türkei, 1933/1934 Aberkennung der sowjetischen Staatsbürgerschaft, Verfolgung durch den sowjetischen Geheimdienst↑ weltweit; 1940 Ermordung in Mexiko.

Trutowski, Wladimir Jewgenjewitsch (1876-1937) – Mitglied des ZK der linken SR↑; 1917 Volkskommissar↑ in der Sowjetregierung; wurde mehrmals verhaftet, zum Tode verurteilt und erschossen. (NP)

Tschiang Kai-schek (1887-1975) – bedeutender chinesischer Politiker und Militärführer.

Tuchatschewski, Michail Nikolajewitsch (1893-1937) – Kommunist, sowjetischer Feldherr und Militärtheoretiker, Marschall der UdSSR↑; seit 1918 auf führenden Posten in der Roten Armee↑, Oberbefehlshaber an verschiedenen Fronten im Bürgerkrieg↑, für die Niederschlagung von Aufständen zuständig; trug wesentlich zur Entwicklung der Sowjetarmee zu einer modern ausgerüsteten und strukturierten Armee bei, forderte und unterstützte die Entstehung einer modernen Luftwaffe und Raketentechnik; wurde 1937 verhaftet und vom Obersten Gericht in besonderer Zusammensetzung (u. a. gehörte auch Blücher↑ dazu) im Moskauer (Militär)Prozess↑ (nicht öffentlich) verurteilt und erschossen.

Ubowewitsch, Ieronim Petrowitsch (1896-1937) – Kommunist, sowjetischer Feldherr; seit 1918 auf führenden Posten in der Roten Armee↑, Oberbefehlshaber an verschiedenen Fronten im Bürgerkrieg↑, für die Niederschlagung von Aufständen zuständig; wurde zusammen mit Tuchatschewski↑ im Moskauer (Militär)Prozess↑ verurteilt und erschossen.

Ulrich, Wassili Wassiljewitsch (1889-1951) – Bolschewik, bekleidete seit 1918 verschiedene Ämter im NKWD und der Tscheka; 1926-1948 Vorsitzender des Militärkollegiums des Obersten Gerichts der UdSSR↑, 1935-1938 Stellvertreter des Vorsitzenden des Obersten Gerichts der UdSSR; einer der Hauptorganisatoren des »Großen Terrors«↑ der 1930er Jahre; hatte den Vorsitz bei den wichtigsten politischen Prozessen der 1930er Jahre.

Wesjoly, Artjom (Kotschkurow, Nikolai Iwanowitsch) (1899-1939) – kommunistischer sowjetischer Schriftsteller; wurde 1937 verhaftet und 1938 erschossen. »Wesjoly« war sein Künstlername und bedeutet auf Deutsch »der Fröhliche«.

Wyschinski, Andrej Januarjewitsch (1883-1954) – Jurist, bis 1920 Menschewik↑, kommunistischer Parteifunktionär, Mitglied des ZK↑ der KP; Außenminister; enger Vertrauter Stalins↑, Rektor der Moskauer Universität etc. Mit seinen Thesen zur sowjetischen Rechtssprechung (u. a. über das (erpresste) Geständnis als wichtigstes Beweismittel) begründete er die Unrechtmäßigkeit eben dieser. In den 1930er Jahren war er oberster Staatsanwalt der RSFSR und der UdSSR↑ und an allen maßgeblichen Prozessen gegen Oppositionelle, »Volksfeinde«, »antisowjetische Elemente« usw. beteiligt. (in den großen Schauprozessen war er der Chefankläger).

Zwetajewa, Marina Iwanowna (1892-1941) – bedeutende russische Dichterin des 20. Jh.; stand an der Spitze solcher russischen literarischen Bewegungen wie Akmeismus und Symbolismus; lebte von 1922-1939 in Prag und Paris; Ehefrau von Sergej Efron↑; Mutter von Ariadna Efron; erhängte sich 1941. In der UdSSR↑ wurden ihre literarischen Leistungen nicht anerkannt, ihre Werke nicht verlegt.

Quellen

Anne Applebaum, »Der Gulag«, München 2005

Orlando Figes, »Die Flüsterer«, Berlin 2008

Jefrosinija Kersnowskaja, »Ach Herr, wenn unsere Sünden uns verklagen. (naskalnaja shiwopis) Eine Bildchronik aus dem Gulag«, 1991

Georg von Rauch, »Geschichte der Sowjetunion«, Stuttgart 1990

Meinhard Stark, »Frauen im Gulag. Alltag und Überleben 1936-1956«, München 2003

Ralf Stettner, »Archipel GULag, Stalins Zwangslager – Terrorinstrument und Wirtschaftsgigant«, Paderborn 1996

Nicolas Werth u. a., »Das Schwarzbuch des Kommunismus«, München 1998

»ГУЛАГ (Главное управление лагерей) 1917-1960, Россия XX век, документы«, Международный фонд демократии, Москва 2000

»Массовые репрессии в СССР, История сталинского гулага« Собрание документов в семи томах, том 1, РОССПЭН, Москва 2004

Andrej Sacharow-Zentrum »Frieden, Fortschritt, Menschenrechte« Moskau
www.sakharov-center.ru (Воспоминания о ГУЛАГе и их авторы)

»Memorial« Internationale Gesellschaft für historische Aufklärung, Menschenrechte und soziale Fürsorge, www.memo.ru (История террора) www.gulag.memorial.de (Biographien)
www.hrono.info (Биографический указатель)

Danksagung

Diese gekürzte Übersetzung erscheint 20 Jahre nach Herausgabe des Originals in Russland nun beim Karl Dietz Verlag Berlin; einem Verlag, der zu DDR-Zeiten – linientreu und SED-nah – niemals ein Buch dieses Inhalts verlegt hätte. Aber die Zeiten ändern sich und mit ihnen Verlage und Menschen. War früher, in der DDR, die ideologische Kompatibilität eines Buches oberstes Kriterium für dessen Herausgabe, so ist es heute, in der BRD, seine zu erwartende finanzielle Rentabilität. Allerdings gibt es immer Ausnahmen. Ich danke dem Karl Dietz Verlag Berlin und der Rosa-Luxemburg-Stiftung, die das Erscheinen dieses Buches erst möglich machten.

Ich danke meinem Mann, Dr. Ivo Raschke, der die Übersetzung und Bearbeitung des Buches finanziell unterstützte, und allen Freunden und Bekannten, die mir unentgeltlich bei der Arbeit an diesem Buch halfen: Reno Engel und Klara Kamm beim Korrekturlesen, Jürgen Altmann und Wenzel Watzke bei der Arbeit am deutschen Text, Irina Schönebeck bei kniffligen Übersetzungsproblemen.

Nina Kamm, Berlin 2009